

Alf Lüdtke
Eigen-Sinn

Alf Lüdtke, Prof. Dr., geb. 1943, Honorarprofessor der Univ. Erfurt, Mitbegründer der Arbeitsstelle für Historische Anthropologie des Max-Planck-Instituts für Geschichte an der Universität Erfurt, Mitbegründer und Herausgeber der Zeitschrift „Sozialwissenschaftliche Informationen“ sowie der Zeitschriften „Werkstatt Geschichte“ und „Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag“, Forschungsschwerpunkte: Arbeit als soziale Praxis, Formen des Mitmachens und Hinnnehmens in europäischen Diktaturen des 20. Jahrhunderts, Konzepte und Theorien von Alltagsgeschichte.

Alf Lüdtke

Eigen-Sinn

Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik
vom Kaiserreich bis in den Faschismus

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Neuaufgabe

© 2015 Verlag Westfälisches Dampfboot

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 1993 beim Ergebnisse Verlag GmbH Hamburg

Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster

Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-89691-975-5

Inhalt

Eigen-Sinn revisited. Vorwort zur Neuauflage	9
Einleitung	17
„Fahrt ins Dunkle?“ Erfahrung des Fremden und historische Rekonstruktion	27
I. Analyse von Lebensweisen	27
II. Paul Göhre: Reise in die Fabrik	29
III. Ethnologen: teilnehmende Beobachtung	33
IV. Historiker: Unmöglichkeit des „sozialen Todes“	35
V. „Fremdmachen“ und Ausmessen von Distanz	37
Nachschrift	40
Alltagwirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen „proletarischen Bewusstseins“ in der Entfaltung der Fabrikindustrie	43
I. „Interessen“ und „Bedürfnisse“	43
II. Der Bezugsrahmen: gleichzeitige und ungleichzeitige Prozesse	51
III. Proletarische Orientierungs- und Handlungsmuster – ein Klischee?	56
IV. Arbeit und Nicht-Arbeit: Zur Genesis von Erfahrung	63
V. „Privatisierung“ und „Erinnerung“ – Anpassung oder Distanz?	77
Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende. Skizzen zu Bedürfnisbefriedigung und Industriearbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert	80
I. Mechanische Zeitdisziplin?	80
II. Betriebliche Arbeitsordnungen	83
III. Konflikte um das Arbeitsende	88
IV. Intensivierung von Kontrollen	91
V. „Erfrischungen“: „kalter Kaffee“ und Mineralwasser	93
VI. Frühstücks- und Mittagspausen	96

VII. Reproduktion	99
VIII. Kommunikation	102
IX. Perspektiven auf die 1930er	105
X. Illegale Pausen: Verweigerung und Selbstbestimmung	106

Lohn, Pausen, Neckereien: <i>Eigensinn und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900</i>	109
I. Maschinenbau um 1900	112
II. Grenzen der Homogenität: Lohnschwankungen und Unkalkulierbarkeit	118
III. Das Konzept des <i>Eigensinns</i>	124
IV. <i>Eigensinn</i> und private Politik	131
V. Zusammenfassung	140

Die Ordnung der Organisation. Das Private und die Politik bei Industriearbeitern im kaiserlichen Deutschland	143
I. Zum Begriff von Politik	143
II. Organisationsentwicklung: Nutzen und Grenzen der großen Zahlen	148
III. Zur abwartenden Militanz von Metallarbeitern	153
IV. Die Arena formalisierter Politik und die Arena des Eigensinns	155
V. Distanz der Mitglieder zu den Organisationen	156
VI. Disziplin und Eigensinn	162
VII. Politik-Arenen und Zukunftsvisionen	166
VIII. Eigensinn: dauerhaft mehrdeutig	169

Hunger, Essens-, „Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940	171
I. Die These der „Ernährungsrevolution“	171
II. Essen und Hungern	173
III. „Notwendigkeitsgeschmack“ und Genuß	177
IV. Besorgen und Kochen	178

V. „Arbeit und Brot“: Kochen, Essen und Arbeiterpolitik	180
Nachschrift	184

„Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen“ Brotration und Arbeiter-(Über)Leben im Sommer 1919 – ein Beispiel aus Bochum	185
I. Eine Petition	185
II. Der „Steckrüben-Winter“	186
III. Kürzung der Brotration: „Versündigung“	190
IV. Strategien der Überlebenssicherung und „Brot“-Forderungen	191

Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus	194
I. „Rausch der Begeisterung“, Unterdrückung, „gewisse Anerkennung“	196
II. Feiern des „I. Mai“ und Arbeiter-Orientierungen	204
III. Symbolische Angebote: „Bändigung“ (T. Mason) der Arbeiter?	209
IV. Zwischenbemerkung: Zur historischen Perspektive auf Arbeiterlebensweisen – „Menschenökonomie“ oder „täglicher Nahkampf“?	215
V. Zur Phänomenologie von Fabrikarbeit „Handfertigkeit“ als Richtmaß	217
VI. Marktbeziehungen und Arbeitsprozesse: Lohnsystem, Werkstatt- Konkurrenz, „Produktstolz“	227
VII. Profile von Kooperation und <i>Eigen-Sinn</i>	232
VIII. Lebenszyklen und die Doppelbewegung von Privatisierung und Politisierung	235
IX. Erfahrungsrhythmen und kollektive Notlagen	240
X. <i>Eigen-Sinn</i> und Hinnehmen von Herrschaft	243

„Ehre der Arbeit“: Industriearbeiter und Macht der Symbole Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus	248
I. Ley: „Ich gab ihnen die Hand“	248
II. Fabrikarbeit – Handarbeit	253

III. Herrschaftspraxis und Symbole	255
IV. NS-Herrschaftsstrategien	258
V. „Anziehungskraft“ und „Mißstimmung“: zeitgenössische Bewertungen	262
VI. Lohnpolitik und „Neutralisierung“	264
VII. Aneignung und Symbolpraxis	268
VIII. Hitler: „Handarbeit entehrt nicht“	270
IX. „Ehre der Arbeit“: Bedeutungshorizonte	272
X. „Schönheit der Arbeit“	290
XI. „Betriebsgemeinschaft“	294
XII. Rationalisierungsschub ab 1935/36 – ein Mythos?	298
XIII. Arbeiter und Qualitätsarbeit – sozialer Status und Überlebenschancen	300
XIV. Symbolik der Arbeit und Logik des Hinnehmens	302

Arbeit, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik

Zum Perspektivenwandel in der historischen Forschung	307
I. Begriff und Wandel der Arbeit	307
II. Arbeitergeschichtsschreibung in (West-)Deutschland	317
III. Klassenbildung: Eindeutige Abgrenzungen – oder ‘unscharfe’ Mehrschichtigkeiten	329
IV. Arbeitsprozesse und Arbeitserfahrungen	335
V. Eigensinn – Eigen-Sinn	341
VI. Mehrschichtigkeit und Grenzen der Verknüpfung: Vergleiche ‘von untenherauf’	350
VII. Religion und Militär: Ordnung als Erfüllung?	357
VIII. Politik	360
IX. „Generationenzusammenhang“ und „shifting involvements“	367
X. Erfahrungen und Symbolpraxis: „deutsche Qualitätsarbeit“	373
XI. Mitmachen im Krieg: Kriegführen als „deutsche Qualitätsarbeit“?	381
XII. Was folgt daraus – oder: Eigensinn und Mitmachen	385
Drucknachweise	387
Abbildungsnachweise	388

Eigen-Sinn revisited

Vorwort zur Neuauflage

I

Eigen-Sinn – oder in heutiger Schreibweise: Eigensinn – hat weiterhin Konjunktur. Als 1993 die erste Auflage des vorliegenden Bandes erschien, tauchte dieses Wort in wissenschaftlichen, essayistischen und journalistischen Texten nur gelegentlich auf. Seit den frühen 1990er Jahren findet es vermehrt Resonanz. Eigen-Sinn kennzeichnet dabei höchst vielfältige Mischungen von Eigenständigem, mitunter Verschrobenem, jedenfalls in dieser oder jener Hinsicht Querliegendem.

Freilich ist neben ausdrücklichen Erörterungen dessen, was denn mit dem eigenen Sinn gemeint sei, immer wieder auch zu beobachten, dass Eigen-Sinn, oder in aller Regel: Eigensinn, in Titeln oder Kapitelüberschriften verwendet, aber nicht im Einzelnen ausgemessen und erörtert wird. In diesen Fällen sehen sich Autorinnen und Autoren offenbar animiert, einem „angesagten“ Wortgebrauch zu folgen, als sei damit alles erklärt. Zugleich lässt sich eine solche Lässigkeit aber auch als angemessener Reflex auf die Eigentümlichkeit von Eigen-Sinn deuten. Denn es geht ja um etwas Drittes, unterschieden von bloßem Hinnehmen und Mitmachen oder erkennbarem Widerstehen.

Zugleich aber ist für den Wissenschaftsbetrieb festzuhalten, dass Eigen-Sinn in einigen Forschungsfeldern eine vergleichsweise starke Resonanz gefunden hat.

Das gilt insbesondere für historische ebenso wie für kulturwissenschaftlich-ethnographische Untersuchungen zur DDR. Eigen-Sinn fungiert dabei als Kürzel für Ansätze und Praktiken, mit denen sich die Einzelnen (aber auch ihre Kollegen, Bekannten oder Familien) immer wieder aus dem „Großen-Ganzen“ ausklinkten.¹

Dabei ist bemerkenswert, dass gerade für die Erforschung des diktatorischen DDR-Regimes die Frage nach dem Eigen-Sinn der Einzelnen als offenbar besonders produktiv gilt. Hingegen haben Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, zu anderen Faschismen offenbar dazu bisher kaum Anlass geboten.²

1 Vgl. dazu Günter Gaus, Nischengesellschaft, in: ders.: Wo Deutschland liegt. Eine Ortsbestimmung, Hamburg 1983, S. 156-233; Thomas Lindenberger, Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln 1999

2 Eine der Ausnahmen ist Heiko Arndt, „Kampfstände“. Alltag, Streit und Radikalisierung im nationalsozialistischen Bad Münden, Bielefeld 2014

Dasselbe gilt aber auch für die Untersuchung mehr oder weniger offener Gesellschaften und ihrer demokratisch-parlamentarischen Regime.

II

Das Eigene des Eigen-Sinns fügt sich offenbar nicht den Forderungen nach Eindeutigkeit und klarer Zuordnung. Sie aber gelten weithin immer noch oder immer wieder als unerlässlich, um die Seriosität des eigenen Arbeitens zu beglaubigen. Dem wäre aber entgegen zu halten die Einsicht, dass weder eindeutige „wenn-dann“-Kausalitäten noch das Entweder-oder von Schwarz oder Weiß gesellschaftliche Wirklichkeiten und menschliches Verhalten und Wahrnehmen bestimmen. Das heißt zugleich, dass Termini wie zum Beispiel Eigen-Sinn nicht die scheinbare Endgültigkeit grundlegender Begriffe beanspruchen. Vielmehr sind offenere, unschärfere und insofern auch flexiblere Benennungen ebenso legitim. Sie laden ihrerseits dazu ein, sie zu nuancieren, womöglich zu verwerfen oder in je eigener Weise zu gebrauchen.

Nicht zuletzt Vergleiche transnationaler (aber auch transregionaler oder translokaler) Situationen, Beziehungen und Konflikte werden damit erleichtert. Offene und „schwache“ Benennungen laden zu dialogischem Austausch ein, gerade weil sie Mehrdeutigkeit nicht als Defizit unterstellen.³ „Schwache“ Begriffe sind insofern nicht weniger notwendig und tauglich als die angeblich starken. Vielleicht sind sie sogar das Salz in der Suppe gesellschafts- und kulturwissenschaftlicher Forschungen.

III

Hier ist ein Schritt zurück sinnvoll. Der Text des Popularphilosophen Christian Garve aus dem späten 18. Jahrhundert war für die Perspektiven der in diesem Band gesammelten Studien besonders anregend. Konkret geht es um eine Erkundung bäuerlich-herrschaftlicher Abhängigkeit im Schlesien der 1780er und 1790er Jahre. In diesem ausführlichen Traktat, das 1790 zuerst und sechs Jahre später in revidierter Fassung herauskam, schilderte und kommentierte Garve seine Beobachtungen. In der ersten Auflage des vorliegenden Bandes habe ich

3 Vgl. Kevin Dwyer, *Faqir Muhammad, Moroccan dialogues: anthropology in question*, Baltimore 1982; s. auch James Boon, *Cosmopolitan Moments. Echoey Confessions of an Ethnographer-Tourist*, in: Daniel Segal (ed.), *Crossing Cultures. Essays in the Displacements of Western Civilization*. Tuscon, London 1992, S. 226-53

diese Passagen nur knapp direkt zitiert, vor allem habe ich sie paraphrasiert. Erst im Nachhinein ist mir deutlich geworden, dass nur der Originaltext Garves Beschreibungen und Deutungen angemessen wiedergibt, seinen Duktus plastisch werden lässt und zugleich den Kontext seiner Beobachtungen einbezieht.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel solche Gesichter von Bauernknaben gesehen zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beyde unter den halbgeschlossenen Augenliedern, wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte: mit einem Worte, Gesichter, in welchem sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermischt, abmahlen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.⁴

Etwa nach weiteren vier Seiten im gedruckten Text wendet sich der Verfasser noch einmal ausdrücklich dem Eigensinn zu:

... er [der Bauer – A.L.] ist das, was man wahrscheinlicher Weise durch das Wort *t ü c k i s c h* hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil, oder als eine Folge, einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmahl bey ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu seyn. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind, und so fähig er mit unbefangenen Gemüthe seyn würde, ihre Richtigkeit einzusehn. Die richterlichen Personen, welche in Processen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bey denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehn, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine *ideam fixam* haben, d.h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechslung einnimmt, oder bey der kleinsten Veranlassung wiederkommt; und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der

4 Christian Garve, Ueber den Charakter der Bauern und ihr Verhältniß gegen die Gutsherrn und gegen die Regierung, in: Popularphilosophische Schriften über literarische, ästhetische und gesellschaftliche Gegenstände. Im Faksimiledruck herausgegeben von Kurt Wölfel, Stuttgart 1974 (zuerst veröffentlicht 1790), S. 799-998, S. 855 f..

Vernunft, weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe, ihren Grund hat.
Nichts bringt mehr gegen den Bauern auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahrt wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere nicht hört? ...⁵

Das Ungebärdige, nicht selten auch Rätselhafte und ihr körperlicher Ausdruck sind wesentliche Elemente jenes Eigen-Sinns, den Christian Garve erkundet hat. Seine Beschreibungen körperlicher Erstarrung oder Unbeweglichkeit, der Taubheit derer, die von Obrigkeiten ermahnt, ermuntert oder reguliert werden, zeigen den Leib, das Gesicht als wesentliche Ausdrucksmittel. Sie gelten hier gleichermaßen als Ressource wie als Mittel der Aneignung. Der historische Akteur macht sich in seinem vielfach stummen Eigen-Sinn dessen konkrete Situation, dessen historischen Augenblick, im Wortsinn zu eigen.

Es sind diese anschaulichen Vignetten, die der Betonung des Eigen-Sinns einen erheblichen Nachdruck (und Nachhall) verleihen. Für Garve selbst aber dienten sie immer auch zur Illustration seiner Versuche, die „Lebensart“ abhängiger Bauern und ihr (so Garve ausdrücklich) „tückisches Wesen“ so situationsnah wie möglich zu zeichnen. Dabei wird die ethnographische Akkuratess dem Versuch untergeordnet, Typisches über soziale Gruppen, aber auch über Individuen als generell taugliche Einsichten zu beglaubigen. Bei allem Sinn für das Konkrete und sein eigensinnig-einmaliges Profil war Garve mehr noch daran interessiert, allgemein gültige Lehren zu ziehen und auch zu propagieren. Ihn für einen frühen Ethnographen zu halten, verkennt also die Funktion solcher Beschreibungen. Sie verkennt aber auch, dass Garve zu den zahlreichen Zeitgenossen gehörte, die den Eigen-Sinn verabscheuten, ihn jedenfalls zu zähmen suchten.

IV

Offene und zumal erkennbar mehrdeutige Benennungen ermuntern die Suche nach Entsprechungen in „anderen“ Kontexten. Der Eigen-Sinn erweist sich dabei in mehrfacher Hinsicht als querliegend und widerborstig. Konkret soll das hier für englischsprachige Übertragungen skizziert werden.⁶ Während „stubbornness“

5 Garve, a.a.O., 859 f.

6 Vgl. dazu die Einleitung von Belinda Davis, Thomas Lindenberger und Michael Wildt in dem von ihnen herausgegebenen Band „Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen“, Frankfurt am Main 2008, S. 11-28. Hier werden nicht nur die anglophonen Varianten erörtert, sondern ebenso fran-

oder auch „obstinacy“ eher Verweigerung, wenn nicht Widerständigkeit anpeilen, sind „willfulness“ und „sense of one’s own“ mehr auf das „Eigen“ des jeweiligen Sinns, der jeweiligen Verhaltensweise oder Bemühung gerichtet. Und damit sind die vielfältigen Praktiken der Aneignung, der Appropriation der spezifischen Situation im Blick. Zugleich ist aber auch jenes weite Feld einbezogen, in dem Eigen-Sinn gerade nicht für Widerständiges steht. Vielmehr geht es hier um das eigenaktive Fördern vorgegebener oder mehrheitlich akzeptierter Ziele, mehr noch um das Übererfüllen, wenn nicht Weitertreiben von Anforderungen, die zumal von den gesellschaftlich-politischen „Kommandohöhen“ formuliert oder signalisiert worden sind. Diese „dunkle“ Seite von Eigen-Sinn (Andrew Port) ist chronisch unterbelichtet.⁷

Diese Breite und Vielschichtigkeit von Eigen-Sinn wird interessanterweise in Termini deutlich, die im Koreanischen für Eigen-Sinn stehen. Es sind die Wörter „acip“ und „kocip“. Das erste meint den kindlich-ungebärdigen eigenen Sinn, das zweite das Bestreben, zu sich selbst zu finden. Insofern scheint eine „Provinzialisierung“ (Dipesh Chakrabarty) der europäischen Begriffs- und Vorstellungswelten ebenso reizvoll wie produktiv.

V

Bei Garve bezieht sich die Leiblichkeit⁸, die er mit Eigen-Sinn verknüpft, immer auf Einzelne, auch wenn sie in Gruppen oder gar größeren Ansammlungen als Viele auftreten. Wenn es gelingt, eine solche Situation genauer aufzuschlüsseln und vor allem auch den einzelnen Akteuren mehr Profil und biographische Tiefe zu verleihen, zeigt sich, dass es je einzelne Individuen sind oder waren, die sich „anders“, „quer“ verhielten oder verhalten.⁹ Einsamkeit scheint nicht selten

kophone, aber auch ost- und ostmitteleuropäische Bemühungen (wobei allerdings das Russische fehlt).

- 7 Andrew I. Port, East German Workers and the „Dark Side“ of *Eigensinn*. Divisive Shop-Floor Practices and the Failed Revolution of June 17, 1953, in: Hartmut Berghoff, Uta Andrea Balbier (eds.), *The East German Economy, 1945-2010. Falling Behind or Catching Up?*, Washington, D.C., New York 2013, S. 111-128.
- 8 Dazu auch Thomas Lindenberger, *Eigen-Sinn, Herrschaft und kein Widerstand*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 2.9.2014, URL: <http://docupedia.de/zg/Eigensinn?oldid=106407>
- 9 Siehe dazu auch die Reflexion von Pierre Bourdieu in seinen „Pascalian Meditations“. Stanford, CA 2000 (Original Paris 1997), S. 233. Eine sehr eindringliche empirische Untersuchung zu den vielen Facetten von Eigen-Sinn am Beispiel ko-

Voraussetzung, ist aber offenbar vielfach ein Resultat, selbst wenn es nicht angestrebt wird. Dabei ist der Impuls, „man selbst“ zu sein oder bleiben zu wollen, offenbar nicht Folge einer Kosten-Nutzen-Kalkulation, die zum Beispiel ethisch-moralische Gebote mit dem zu erwartenden Risiko in Beziehung setzt. Gewiss treten diejenigen, die einmalig oder selten einen solchen Eigenwillen zeigen, kaum je hervor oder werden nicht weiter wahrgenommen. Dennoch sind ihre Eigensinnpraktiken in ähnlicher Weise selbstbestimmt wie die bei jenen, deren wiederholte Eigensinnigkeit bekannt ist und womöglich gefeiert wird. Zu den Letzteren gehört etwa Anna Walentynowicz, die widerborstige Schweißerin und Kranführerin auf der damaligen Danziger Lenin-Werft, die 1980 einen entscheidenden Streik der *Solidarność* in Polen auslöste. Sie ist eine der ganz Wenigen, die schließlich in einer Weise erfolgreich war, wie sie es selbst wohl kaum gehnt oder gewollt hat. Anders der schwäbische Handwerksgehilfe Georg Elser, der eigensinnig-eigenbrötlerisch das Attentat vom 9. November 1939 auf Adolf Hitler plante und durchführte. Der erstrebte Erfolg blieb ihm versagt. Nach jahrelanger Haft wurde er noch kurz vor Kriegsende 1945 erschossen.

VI

Eigen-Sinn zielt in viele Richtungen, ist häufig diffus, lässt sich schwer oder kaum eindeutig zurechnen. Und auch seine Ausdrucksformen bleiben vielfach mehrdeutig, tragen vielleicht zur Absonderung und Isolation derer oder dessen bei, die sich ihr bedienen. Das aber ist zugleich der Reiz des eigenen Sinnes. Dieses Eigene erfreut und befriedigt, kräftigt oder beruhigt womöglich nur den Eigensinnigen oder die Eigensinnige selbst. Das Eigene ist nicht das Ergebnis einer politischen Organisation oder einer gesellschaftlichen Bewegung; es ist die Frucht dieser oder jener Aktivität, die einzelne Personen entwickeln, durchsetzen und aller meistens ohne großes Getöse einfach tun.¹⁰

lumbianischer Fabrikarbeiterinnen hat Ann Farnsworth-Alvear vorgelegt, vgl. ihre Monographie „*Dulcinea in the Factory: Myths, Morals, Men, and Women in Columbia's Industrial Experiment*“. Durham, NC 2000.

10 Vgl. zu Profilen einzelner Akteure, die offenbar ungeachtet aller Risiken und gegen alle Kalkulationen auftreten und sich nicht durch Repressalien oder auch Todesdrohungen einschüchtern lassen: Jörg Lau, *Pathos des Eigensinns. Zivilcourage und Heldentum*, in: *Merkur* 63(2009), H. 9/10, S. 753-61

VII

Danksagung

Günter Thien vom Verlag „Westfälischen Dampfboot“ danke ich für den Anstoß, den Eigen-Sinn-Band neu herauszubringen. Er und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Susanne Paul-Menn, Friederike Munde und Henning Scheer, haben ebenso kompetent wie freundlich das Vorhaben gefördert. Ein herzlicher Dank geht auch an Marcus Runge (Erfurt) für vielerlei Vorarbeiten, insbesondere bibliographische Recherchen und technische Hilfen.

Bücher und auch deren Neuauflagen entstehen nicht nur in isolierter Arbeit, in der „splendid isolation“ von Arbeitszimmern oder Bibliotheks-Cubicles. Es sind Anregungen von Kolleginnen und Freunden, Diskussionen in Seminaren und Konferenzen, aber auch nach Vorträgen, die neue Einsichten ermöglichen oder doch erleichtern. Für mich war und ist hier besonders anregend das Forschungs- und DoktorandInnen-Seminar, das ich ab Mitte der 1990er Jahre bis 2011 in Göttingen und Erfurt gehalten habe. In dieser Runde verbanden sich Wissenschaft und „Leben“ auf das Intensivste und Angenehmste. In dem DFG-Netzwerk „Welt aneignen – Alltagsgeschichte in transnationaler Perspektive“ (2012-2015) fand dieser inspirierende Austausch seine Weiterführung. Eine erste Zwischenbilanz veröffentlichten Maren Büttner, Christine Hartig und Tilman Siebeneichner 2013 in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband „Montagen zur Herrschaftspraxis in der klassischen Moderne. Alltagshistorische Perspektiven und Reflexionen“ (Essen). Parallel haben vielfache Gespräche und Diskussionen, gelegentliche Spaziergänge und Cafehausbesuche mit Thomas Lindenberger, Michael Wildt, dann auch mit Sebastian Jobs (wissenschaftlicher Mitarbeiter in Erfurt), You Jae Lee, Elissa Mailänder und Tilmann Siebeneichner Fragen zum Eigen-Sinn immer wieder angestoßen und befördert.

Besonders anregend waren aber auch internationale Konferenzen. In diesem Zusammenhang sind es insbesondere vier, die wichtig wurden. Im November 2007 organisierte Kathleen Canning in Ann Arbor, Michigan/USA das Symposium „Practices and Power in the Everyday Life of the Twentieth Century“. Im Oktober 2008 luden Sebastian Jobs, Claudia Kraft, Jürgen Marschukat, Reiner Prass und Birgit Schäbler nach Erfurt zu einer Konferenz über „Everyday Life in Transnational Perspective: *Alltagsgeschichte* Revisited“. Dem folgte auf dem Fuße Ende Oktober 2008 der Workshop „Tatorte“, den Wolfgang Struck im Rahmen des Graduierten-Kollegs „Mediale Historiographien“ in Weimar veranstaltete, und im März 2011 war Alexandra Oeser die Organisatorin des „Colloque International, invite d’honneur: Alf Lüdtke“ in Toulouse/Frankreich. Die Beiträge

und Debatten kreisten um „Domination au Quotidien. Traduire des Théories des Pouvoir & de Domination“.

Freilich – diese Neuauflage wäre gescheitert, wenn Helga Lüdtko mich nicht entscheidend unterstützt hätte, ganz besonders seit meinen massiven Seinschränkungen. Meinen Dank dafür kann ich kaum angemessen in Worte fassen.

Einleitung

„Eigensinn“ hat spätestens seit dem 18. Jahrhundert Eingang in die Schriftsprache gefunden. Schulmeister und Pfarrer, aber auch Gelehrte geißelten als „Eigensinn“ jene Rüpeleien, Grobheiten oder Wunderlichkeiten, die sie allenthalben unter dem „Pöbel“ entdeckten. Eigensinn – häufig auch: „Eigen-Sinn“ stand für „Einfalt, Hoffart, Unart, Unflat, Unverstand, Ungeduld, Unschuld“.¹ Wer sich der Besserung des Menschengeschlechtes verpflichtet fühlte, blickte mit hochgezogenen Augenbrauen, wenn nicht mit Abscheu in derartige Abgründe des Alltags. Anfällig schienen vor allem die Besitzlosen. Sie waren es auch, die sich eigensinnig allem guten Zureden und jeder handgreiflichen Korrektur zu entziehen suchten. Kurz: Eigensinn war „Abschaum“; er war auszutreiben!

Eigensinn wurde aber nicht nur zum Kürzel für jene Widerborstigkeiten, die einem jenseits der Studier- oder Schulstube begegnen mochten. Der Horizont des Wortes reichte weiter. In seiner „Phänomenologie des Geistes“ notierte G. W. F. Hegel lapidar: „Der eigene Sinn ist Eigensinn“. Im Eigensinn zeige sich „Freiheit“ – allerdings eine, „welche noch innerhalb der Knechtschaft stehen bleibt“.² Hier ging es also nicht um das Ungebärdige und Ungeschliffene in alltäglichen Begegnungen. Hegel sah den „eigenen Sinn“ vielmehr als ein Moment im Kräftefeld von Herrschaft und Freiheit. Eigensinnige Freiheit zielt danach auf Distanz gegenüber herrschaftlichen Zumutungen; sie entfalte aber keine weitertreibende Dynamik. Eigensinn wendet sich – in dieser Sicht – nicht grundsätzlich gegen Abhängigkeit.

Es scheint, als sei mit der kurzen Erwähnung durch diesen Klassiker des deutschen Idealismus die akademische Karriere des Eigensinns auch schon beendet. Jedenfalls reagierte das Publikum mit Kopfschütteln, wenn nicht offener Ablehnung, als Oskar Negt und Alexander Kluge 1981 ihr „Fragment“ zu den Brüchen der jüngsten deutschen Geschichte „Geschichte und Eigensinn“ nannten.³ Dieser gleichermaßen programmatische wie verrätselnde Titel steht für den Versuch, die industrialisierte Kriegsgewalt als ebenso konsequente wie erschreckend faszinierende Kehr-Seite von Arbeit und Arbeitsvermögen zu zeigen:

-
- 1 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 3 (1862), München 1984, Spalte 100 f.
 - 2 G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes (1807), Hg.: J. Hoffmeister, Hamburg 1958, S. 150.
 - 3 O. Negt, A. Kluge: Geschichte und Eigensinn, Frankfurt a.M. 1981, „Fragment“: S. 1283.

„Krieg als Arbeit“. Die Autoren verzichten freilich auf akademischen Argumentationsgang ebenso wie auf literarische Erzählhaltung. Dem entspricht, daß „Eigensinn“ nicht definiert wird.⁴ Es bleibt auch dem Urteil der Leser überlassen, ob Eigensinn als Nährboden für industrialisierte Destruktion zu gelten habe – oder ob gerade das Fehlen von Eigensinn kriegerische und andere Gewalt ermöglicht oder beschleunigt.

I

Der „Eigensinn“, der in den hier versammelten Texten zum Thema wird, bezieht sich auf beide Aspekte: wie ist Tötungsgewalt zur Normalität geworden? Auf welche Weise, in welchen Situationen haben die einzelnen versucht, ihren „eigenen Sinn“ zu finden und zu zeigen?

Keine Annäherung an deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert kommt daran vorbei: Krieg, industrieller Massenmord und Zerstörung haben allzu viele Deutsche fasziniert. In den einschlägigen Analysen sind es entweder wenige übermächtige Akteure oder „strukturelle Handlungsbedingungen“, die das Verhalten der „Massen“ bestimmt haben. Die Vielen erweisen sich in dieser Sicht entweder als Opfer übermächtiger Schurken oder als „Agenten“ vorgegebener Funktionen. Sie gelten nur als Objekte, ausgeliefert repressiven und manipulativen Herrschaftsstrategien.

Fragen nach dem „Eigensinn“ brechen mit dieser Logik, in der nur das entweder-oder von Gehorchen oder Widerstehen gilt. Beobachtungen, die Distanz einzelner nicht nur gegen „oben“, sondern auch gegen Gleiche zeigen, weisen die Richtung. Bei genauerer Nachschau zeigen sich in zahllosen Situationen ähnliche Praktiken: Einzelne distanzieren sich gegen alle und alles, allerdings nur für Augenblicke. In der zweiwertigen Logik, die in den Forschungen zu Herrschaft – zum Beispiel zum deutschen Faschismus – oder auch zu Protest-, Streik- und Widerstandsbewegungen dominiert, erscheinen solche momentanen Absetzbewegungen nur als „Vorformen“. Das meint ein Doppeltes: Distanzierungen zielten ‘eigentlich’ auf offene Auflehnung – und diese tendiere zur kollektiven Aktion.

4 Allerdings verweisen die Verfasser am Schluß des zweiten Hauptkapitels auf den „Eigensinn der Rebellion“ – ist er „lebendig“ nur bei tödlichem Ausgang? Negt/Kluge zitieren das Grimmsche Märchen „Vom eigensinnigen Kind“, dessen Eigensinn bis in den Tod verfolgt werden muß – aber auch den „weiblichen Eigensinn“ von Antigone, die in Kauf nimmt, für den würdigen Tod des Bruders lebendig zu werden. Eigensinn sei jedenfalls „keine Eigenschaft, die in der deutschen Geschichte besonders ausgeprägt ist“, ebda. S. 765 ff.

In diesem Punkt hatten marxistische, nicht- oder anti-marxistische Positionen seit langem übereingestimmt.

Die Geschichte der Arbeiter, einer der sozialen Hauptgruppen nicht nur in den kapitalisierten, sondern in allen industrialisierten Gesellschaften, ist beinahe ausschließlich aus dieser Sicht dargestellt worden. Arbeiterverhalten fügte sich unter dem Signum des Klassenkampfes den Fluchtlinien eines Geschichtsprozesses, der von den „niedereren“ zu den – angeblich – entwickelteren Kampfformen fortschreitet. In den Studien zum sozialen Protest geht es in ähnlicher Weise um Übergänge von „spontanen“ zu „rationalen“ und kalkulierten Aktionen. Für Widerborstigkeiten, überhaupt für „Eigensinn“ ist hier weder Platz noch Recht.

Insofern überrascht es nicht, daß zwei Probleme zur Randfrage erklärt worden sind, daß sie bagatellisiert oder ganz ignoriert wurden: zum einen „quertreibendes“ Verhalten; zum anderen das Handeln einzelner. Von den Rändern läßt sich aber auch ein Neuansatz entfalten. Wenn die Debatte um Politik von den Kollektiven und deren „Bewußtsein“ besetzt ist, könnte der Blick auf die Bedürfnisse, die einzelne, aber auch Gruppen entwickeln, weiterführen. Und noch in anderer Hinsicht erweisen sich die „Ränder“ als fruchtbar: nicht Beobachtungen über Arbeiter helfen weiter, sondern über Bauern. Über Bauern zudem, die sich „vor“ der ausgreifenden Kapitalisierung gegen Zumutungen ihrer Herrschaft zu behaupten suchten. Der Popularphilosoph Christian Garve hat um 1790 in seinen Beschreibungen gutsuntertäniger Bauern deren „Eigensinn“ anschaulich gemacht. (Mehr dazu in „Lohn, Pausen, Neckereien: Eigensinn und Politik bei Fabrikarbeitern um 1900“, unten S. 107-140)

Ein Verhalten, das die „Herrschenden“ keineswegs direkt herausfordert und Ungleichheiten nicht frontal attackiert, sie vielmehr für Augenblicke auf Abstand rückt – diese Distanzierungen blieben nicht auf Bauern im Ancien Régime beschränkt. Und auch nicht allein im „alten Handwerk“ und seinen zünftigen Codes zeigen sich „Eigensinnigkeiten“ von Lehrlingen und Gesellen. Auch Fabrikarbeiter – mit oder ohne handwerklichen Hintergrund – haben ihren „Eigensinn“ entwickelt und gepflegt, vielfach zum Verdruß ihrer Repräsentanten. In zweierlei Hinsicht zeigen sich Verknüpfungen zwischen den „handarbeitenden Klassen“ des späten 18. Jahrhundert und den Industriearbeitern – sie reichen vielfach bis ins zweite Drittel des 20. Jahrhunderts (und in der DDR bis 1989). Erstens waren hier wie dort körperliche Anspannung und „Kraft“ gefragt. Charakteristisch blieben zweitens die Formen erzwungener Kollektivität von Arbeitsgruppen: In den Handwerks- wie in den Fabrikwerkstätten waren ‘die anderen’ stets in körperlicher Nähe. Männer wie Frauen konnten sich kaum ausweichen, wurden sich mitunter unausstehlich.

II

Beobachtungen zum „Eigensinn“ bei Arbeitern sollen beitragen, Fragen zur neuesten Geschichte in Deutschland und Europa zu beantworten. Genauer: Wie wurden die historischen Katastrophen der Deutschen in diesem Jahrhundert möglich? Diese Frage hat zumindest zwei Seiten. Zum ersten: Wie konnte es geschehen, daß 1914 die „Massen“ vielleicht nicht unbedingt enthusiastisch, aber doch bereitwillig in den Krieg zogen? Mehr noch: Wie ist es zu erklären, daß die große Mehrzahl ungeachtet mancher Gegenbewegungen dennoch mitmachte, bis zum Kollaps der politisch-militärischen Führung im Herbst 1918? Vor allem aber: Wie war es möglich, daß der deutsche Faschismus von der übergroßen Mehrheit hingenommen, daß der Nationalsozialismus auch nach Jahren seiner Herrschaft ganz überwiegend akzeptiert und nicht selten begeistert gefeiert wurde? Wie läßt sich begreifen, daß bis weit in den Krieg offenbar die allermeisten (Reichs-)Deutschen die mörderische Ausdehnung „des Reiches“ nach innen und außen stützten?

Die zweite Seite: Wie war dieses Hinnehmen, Mitmachen und Mittun zu vereinbaren mit jenen Widerborstigkeiten und auch Widerständigkeiten, mit Boykotten, selbst mit revolutionären Aktionen, also mit – zeitweisigem – Um- und Abbau von Herrschaft? Waren es womöglich dieselben Menschen, die 1914 „dabei waren“, jedoch 1917, erneut 1918/19 boykottierten und revoltierten; dieselben, die sich nach 1920 auf ihr „Eigenes“ zurückzogen – und die womöglich 1933 bei den neuen Herrschern mitmachten?

Diese Forschungen zum „Eigensinn“ von Arbeitern verstehen sich zugleich als Beitrag, hinter dem Mythos vom „Proletariat“ die vielfältigen und widersprüchlichen – vor allem auch die nicht miteinander verknüpften Verhaltensweisen einzelner sichtbar zu machen. Die einzelnen sollen dabei allerdings nicht zu Trägern einer besonderen „Identität“ avancieren. Damit würde nur erneut das Bild des bürgerlichen Subjekts zum Bezugspunkt. Nicht die mit sich selbst übereinstimmende Person ist das Thema. Vielmehr geht es um einzelne, in je unterschiedlichen Situationen und Figurationen. Dem entspricht die Vermutung, daß sich daraus keineswegs das Bild eines geradlinigen Lebenslaufs entwickelt.

In dieser Sicht zeigt sich auch, daß der „Abschied vom Proletariat“ (André Gorz), mehr noch vom Ende erfahrungssicherer, zugleich hinnahmehbereiter „Proletarität“ (Josef Mooser) von einer verkürzten Wahrnehmung ausgeht. Die jungen und die älteren Arbeiter, die Arbeiterinnen, die Arbeiterfrauen oder auch die Arbeiterrentner und -witwen: Sie waren offenbar nie jene geschlossene Klasse, die das Bild unterstellt. Und auch ihr Verhalten tendierte nicht zur Homogenität, modellierte sich nicht nach dem Bild „des“ Proletariats.

Die Anstrengungen, in der eigenen Sphäre 'bei sich' zu sein, hatte Folgen. Vielfach gehörte dazu Reserviertheit gegenüber den Forderungen und Konflikten, die in der Arena der „großen Politik“ zu erkennen waren. Im Verhalten bedeutete das: stillschweigendes Hinnehmen oder auch lautstarkes Mitmachen bei dem, was die „Zentren“ vorgaben: Arbeitermassen auch am 1. Mai 1933. Aber damit waren Alternativen dennoch nicht ausgeschlossen. Vielfach und immer erneut verschwiegenes „Abtauchen“; aber auch lautstarke „öffentliche Auftritte“ gegen die „Autoritäten“ konnten dazugehören: Arbeitermassen 1918.

III

Forschungen zum „Eigensinn“ erfordern Studien zur Alltagswirklichkeit der – angeblich – Namenlosen. Diese Alltagsgeschichte begrenzt sich nicht auf (Be-)Deutungen. Im Blick sind vielmehr auch jene Momente von Wirklichkeit, auf die sich (noch) kein „Vers“ machen läßt, die sich den „Texten“ der Mitlebenden immer wieder entziehen – die allen Sinngebungen zuwiderlaufen. Die Aneignungen des Alltags sperren sich dem poetischen Reiz der Text-Metapher. Alltage sind grauer, nüchterner, unscheinbarer, aber auch grimmiger, härter und brutaler als daß sie stets oder grundsätzlich in einem „Text“ darzustellen wären. Alltage waren auch die Werk- und Feiertage der KZ-Wächter und -Wächterinnen. Dennoch waren auch sie Ergebnis menschlichen Handelns. Anders: Selbst ein „Zivilisationsbruch“ (Dan Diner), wie er in den Völkermorden durch die Deutschen im Nationalsozialismus entsetzliche Wirklichkeit wurde, läßt sich historischen Akteuren zurechnen. Alltagsgeschichte zielt darauf, diese „Doppelkonstitution von Wirklichkeit“ (Lothar Hack) in ihren Spannungen und Brechungen zu bestimmen.

Angesichts der Umwälzungen in Ost- und Mitteleuropa im Herbst 1989, überhaupt der Implosion des realen Sozialismus mehrten sich Stimmen, die erneut eine Geschichte der politischen Zentren einfordern. Das wäre eine fatale Rück-Wende. Wichtig wäre vielmehr, alltagsgeschichtliche Forschungen voranzutreiben. Denn es kommt vermehrt darauf an, aus den Lebensweisen der Menschen ihre Bedürfnisse an Politik zu erschließen. Allein in dieser Perspektive würde auch deutlich, auf welche Weise und weshalb Interventionen und Programme politischer Institutionen versagen – zum Beispiel in ihrem Anspruch, „nationale“ oder ethnische Orientierungen zu überwinden.

Fragen nach Alltagswirklichkeiten und Alltagspraktiken haben die provozierende Pointe, daß nicht allein die Personen auf den „Kommandohöhen“ als historische Akteure sichtbar werden. In der genauen Rekonstruktion zeigt sich, daß Bürokrationen, Parteien oder „Massen“ nicht nur auf Kommando „von oben“

parieren. Die Adressaten von Anforderungen, Verordnungen und Befehlen waren (und sind) keineswegs nur Marionetten. Beziehungen von Herrschaft wie Marktverhältnisse funktionieren nur dann, wenn Zwänge und Anreize von Herrschenden und Produzenten mit den Interessen und Deutungen, den Emotionen und Ängsten auch der anderen in ein Verhältnis gebracht werden, wenn Mitmachen oder Unterstützen, zumindest immer wieder erneutes Hinnehmen auch für die Abhängigen, für die, die sich machtlos fühlen, einen eigenen Reiz hat. Oder theoretischer gesprochen: nur in den Aneignungen entstehen die Verhältnisse. Und dabei werden sie variiert und nuanciert – möglicherweise auch transformiert.

IV

Die meisten der hier vorgelegten Stücke sind bereits veröffentlicht. Bis auf den letzten Aufsatz entstanden sie zwischen 1979 und 1990/91. „*Arbeit, Arbeitsverfabrungen und Arbeiterpolitik*“ ist hingegen im Winter 1992/93 beendet worden. – Bei den Texten habe ich nur offensichtliche Fehler korrigiert. Bearbeitet sind hingegen zwei Stücke, die bisher nur auf Englisch vorlagen: „*Lohn. Pausen, Neckereien*“ und „*Die Ordnung der Organisation*“.

Zu den Beiträgen: Wenn in alltagsgeschichtlicher Perspektive von Akteuren oder gar Subjekten die Rede ist, öffnet sich zugleich eine Falle. Denn herkömmlich wird damit die Illusion der Nähe, der Ähnlichkeit geschaffen oder beschworen. Sollten aber die eigenen, die womöglich fremden Motive, Rechtfertigungen und Deutungen erkennbar werden, dann ist genau diese Illusion in Frage zu stellen. Lohnarbeit und industrielle Produktion wären also nicht auf gesellschaftlich gelernte und vielfach vertraute Verstehensweisen zu beziehen. Hilfe zur Verfremdung könnte ein zeitgenössischer Beobachter leisten. Im ersten Text – „*Fahrt ins Dunkle?*“ – ist das die Ausgangssituation und Ausgangsüberlegung. Hier geht es darum, jene Irritation des damaligen Pfarrers Paul Göhre über seine „Fahrt ins Dunkle“, d.h. in eine Maschinenbaufabrik im Sommer 1890 nachzuzeichnen. Damit soll ein erster Einstieg geöffnet werden für eine Annäherung nicht an von vornherein Vertrautes, sondern an ein womöglich nur falsch Vertrautes, an Unbekanntes, an vielleicht nicht nur Fremdes, sondern womöglich auch Widerwärtiges.

Die „*Fahrt ins Dunkle?*“ resümiert Überlegungen, die nach ersten Erkundungen und Arbeiten am Material oder „im Feld“ entstanden sind. Das Ausgangspanorama für die Fragen, wie individuelle Lebenspraxen und Lebensläufe mit den Veränderungen von Produktionsweisen, gesellschaftlichen Strukturen und politischen Systemen in Beziehung gesetzt wurden, oder ob letztere vielleicht auch weithin ignoriert wurden – diese Rahmenskizze findet sich in „*Alltagswirk-*

lichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation“. Das war zunächst ein Beitrag zur Diskussion um historische „Faschismus-Potentiale“. Ich wollte gegen die Unterschätzung der Erfahrungsdimension, zugleich gegen das Übergewicht von Kollektivitäts-Annahmen plädieren. Gedacht für „Das Argument“, gab es aber dort keine Veröffentlichungsmöglichkeit. Dafür bot die „Gesellschaft“ eine Plattform. In diesen „Beiträgen zur Marxschen Theorie“ wurde die Historisierung theoretischer Konzepte zum Thema, bevor die etablierten Theoretiker davon Notiz nahmen. Die Theoriediskussionen zur Entwicklung von Arbeiterbewußtsein und -verhalten sollte hier mit anglo marxistischen Perspektiven und neueren historisch-empirischen Studien zumal aus England und den USA, aber auch aus Frankreich konfrontiert werden.

Es folgen drei Stücke, die sich „Knotenpunkten“ von Arbeit und Nicht-Arbeit, von betrieblichen und außerbetrieblichen Verhaltensweisen widmen. Diese Texte sind zwischen 1979 und 1982 geschrieben worden; sie bezeichnen erste Schritte, den Neu-Ansatz am Beispiel der Arbeitergeschichte zu konkretisieren. – „*Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende*“ oder auch Nicht-Arbeit während der Arbeitszeit: hier zeigen sich vielerlei Formen der wechselseitigen Durchdringung von „privat“ und „öffentlich“. Solche querliegenden Praktiken und Überschneidungszonen werden auch in den beiden folgenden Stücken zum Thema. In „*Lohn, Pausen, Neckereien*“ geht es zunächst um das Sichern eigener Zeit und eigener Sphären an den Arbeitsplätzen. Dieser „Eigensinn“ zeigte eigene Bedürfnisse, taugte zu ihrer Befriedigung. Wie aber verband sich damit organisierte und formalisierte Politik, also Verhalten von Gewerkschaften, Parteien und Staat? Die Problematik wird im folgenden Text „*Ordnung der Organisation*“ aufgenommen und weitergeführt. Es scheint, daß die relative Trennung zwischen verschiedenen „Arenen“, der des eigenen bzw. Eigen-Sinns und der öffentlich organisierter, überlokaler Politik für beides sorgte: Stabilität der Ungleichheit bei gesellschaftlichen Entscheidungen über Krieg und Frieden, über die Verteilung von Ressourcen einerseits, alltägliche Erlebens- und vor allem Befriedigungsmöglichkeiten für die Vielen andererseits.

In den hier vorliegenden Beiträgen wird nicht nur zufällig – oder der Konvention halber – von den Arbeitern geredet, in der maskulinen Form. Vielmehr entspricht die immer noch überwiegende Sprechweise hier auch dem Schwerpunkt meiner Studien: Verhalten und Erfahrungen in industriellen Arbeitssituationen, die als Männerbeschäftigungen in Männerbetrieben galten. Und auch Phasen, in denen Frauen in diesen „Männerbetrieben“ Waffen und Munition fertigten, haben nicht dazu beigetragen, das Bild vom erfahrungssicheren Maschinenführer um

das der routinierten Dreherin zu ergänzen. Und selbst bei nicht wenigen der Arbeiterinnen dominierte weiterhin die Vorstellung, daß ihr eigentliches Ziel in Hausarbeit oder mehr noch der Familie läge.

Allerdings werden in zwei Beiträgen die Beziehungen und (Un-)Gleichheiten zwischen den Geschlechtern zum Thema. Inwieweit ist die Prägekraft männlicher Orientierungen und die Privilegierung von Männern der Ausbeutung weiblicher Hausarbeit zuzuschreiben? Haben zugleich aber Frauen – auf ihre Weisen – Erwerbs- wie Hausarbeit organisieren und dabei auch eigene Machtressourcen entwickeln können? *„Hunger, Essens-‘Genuß’ und Politik“* sowie *„Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen“* beleuchten den Bereich, der vielfach als Reproduktionssphäre ebenso abstrakt wie unzureichend benannt wird.

Längerfristige Orientierungen und insbesondere die Spannung zwischen dem Symbol der „deutschen Qualitätsarbeit“ und den Räumen und Zeiten des „Eigensinn“ stehen im Zentrum der beiden folgenden Arbeiten: *„Wo blieb die rote Glut?“* und *„Ehre der Arbeit“*.

In beiden Texten steht die Frage im Zentrum, wie sich das Mitmachen der Arbeitermassen aus ihren Lebenspraxen begründen läßt. In der „roten Glut“ gilt die Aufmerksamkeit dem Erfahrungsraum „Werkstatt“ (und Betrieb); vor allem treten die sinnlichen Eindrücke und Anforderungen von „Handarbeit“ auch und besonders an Maschinen hervor. Die Einblicke in die Mischung von „Qualitätsarbeit“ und Eigensinn, d.h. die Erfahrungen der Handarbeiter und Maschinenbediener im Betrieb werden erweitert um biographische Perspektiven, die zugleich über den Betrieb hinausgreifen: die eigentümliche und unvermittelte Gleichzeitigkeit der Politisierung des privaten und der Privatisierung von Politik.

Die „Ehre der Arbeit“ führt die Problematik der Symboldeutungen und Symbolpraxis weiter aus. Dabei treten die unterschiedlichen, zugleich durch die NS-Propaganda zielbewußt verknüpften Horizonte der Wertschätzung von Hand- und Maschinenarbeit in den Blick. Auch hier war aber nicht das propagandistische Programm allein bestimmend. Vielmehr gründeten die Bewertungen von Arbeit im je eigenen Erleben und Erleiden von Arbeit. Die Sorge um das tägliche Arbeiten und seine „Kleinigkeiten“ war weder bei den Arbeiterbewegungen sozialistischer noch denen christlicher Provenienz politikfähig gewesen. Umso leichter konnten die Nazis an dieses Defizit anknüpfen – als würden nur sie die „Ehre der Arbeit“ respektieren und wiederherstellen.

Stereotyp und Symbol der „deutschen Qualitätsarbeit“ taugten nicht nur, Arbeiter und Arbeiterinnen für die Intensivierung industrieller Produktion in Friedenszeiten zu gewinnen. Wirtschaftliches Wachstum war ab 1934/35 sowieso

vornehmlich den Rüstungsfertigungen zuzuschreiben. Aber auch nach dem deutschen Überfall auf Polen und während der Raub- und Vernichtungsfeldzüge bis 1945 war die Berufung auf „deutsche Qualitätsarbeit“ für allzuvielen Rechtfertigung wie Ansporn, selbst das letzte zu geben oder aus anderen herauszuholen. Das galt für die „Heimatfront“, an der mehr und mehr Nichtdeutsche „Qualitätsarbeit“ zu leisten hatten – Zwangsarbeiter aus dem „Osten“, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge. Das bezog aber auch die Kriegsaktionen unmittelbar ein: Soldatsein und Töten als „deutsche Qualitätsarbeit“. Dabei erlaubte „Eigensinn“, alle Zusammenhänge zwischen individuellem Verhalten und Völker- und Massenmord auf Distanz zu rücken. Diese Zuspitzung wird zum Thema in *„Arbeit, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik“*. Dieses Stück soll aber auch in anderer Hinsicht ein Resümee vorlegen. Deshalb gibt dieser abschließende Text zugleich eine Übersicht der Forschungsentwicklung zur Geschichte von Industriearbeit und Arbeiterschaft.

V

Die Schreibweise von „Eigensinn“ hat sich geändert. Im „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm überwiegt jene ältere Form, derzufolge es „Eigen-Sinn“ hieß. In der Tat wird darin das jeweilige Eigengewicht des Hauptwortes „Sinn“ und des besitzanzeigenden Fürwortes „eigen“ augenfällig. Das entspricht dem Akzent, der hier betont werden soll: der eigene Sinn in seinen vielfältigen, nicht immer miteinander zu vereinbarenden und gelegentlich auch widersprüchlichen Facetten. Zugleich aber bleibt zu beachten, daß mittlerweile die Schreibung „Eigensinn“ akzeptiert ist. Bis auf zwei Texte, bei denen in der Erstveröffentlichung die Bindestrichfassung verwendet wurde, soll im folgenden diese Form gebraucht werden – gemeint ist aber immer auch der Eigen-Sinn.

VI

Weder die einzelnen Beiträge noch dieser Band wären möglich gewesen ohne vielfältige Anregung, Kritik und Ermutigung. Gerald Sider, New York, hat mir den Blick dafür geöffnet, welche Fülle von Einsichten am Unscheinbaren zu entziffern sind: ein gekehrter Hof bei den Lumbee native americans in North Carolina oder eine Steinmauer im ländlichen Kentucky. Sie zeigen das Beharren auf Eigenwert, aber auch die Mühsal des Durchkommens, die Härte von Ausgrenzung. Es erschließt sich beides – Lebenspraxis und jene Zwänge, die wir als „systemische“ auf Distanz rücken. Von Ursula Nienhaus, Berlin, habe

ich gelernt, daß es nichts beiläufiges ist, wenn Industriearbeit als „männlich“ dargestellt und verstanden wird. Franz Brüggemeier, Hagen/Bottrop, stützte meine ersten Tastversuche im „Revier“ – bot dem Fremdling sehr praktische Verstehenshilfen und Unterkunft. Rhys Isaac, Melbourne, und Shula Marks, London, verwiesen nicht nur auf Ähnlichkeit und Differenz von Mühsal und Durchkommen, wie sie in den Arbeiterdistrikten von Wales, Südafrika, aber auch bei den working-class Immigranten im südlichen Australien erfahren wurden. Rhys zeigte auch, wie sehr „Politik“ in religiösen und zugleich kulturevolutionären Bewegungen angelegt ist: sein Feld ist das koloniale Virginia. Und Shula betonte in ihren Arbeiten über koloniale Herrschaft in Südafrika das Ausmaß des Mitmachens der Beherrschten. Daß die angeblich geschichtslosen Völker ihre eigene Geschichte haben, sie bewahren oder auch neu (er)finden, hat mir David Cohen, Ann Arbor, deutlich gemacht, in den Berichten über seine Studien in Kenia und Uganda. – Die Arbeit an der Geschichte erfordert neue Wege des Forschens, aber auch neue Formen der Kommunikation wie der Darstellung: Mir ist das in der Geschichtswerkstatt Göttingen, aber auch in den überlokalen Werkstatt-Vernetzungen auf eine Weise anschaulich geworden, die im akademischen Betrieb kaum noch (oder noch nicht?) anzutreffen ist.

Die erste Anregung zu diesem Band kam von Michael Wildt. Vor allem haben mich seine Überlegungen darin bestärkt, daß Beobachtungen zum „Eigensinn“ über den Einzelfall hinausweisen. Er hat mit Verve auf den „roten Faden“ verwiesen, der die Wendungen und Ausschläge deutscher Geschichte in den letzten einhundert Jahren verknüpfen könnte. Zugleich hat es uns beide immer wieder gereizt, die Fragen, die das Thema stellt, hin und her zu wenden – neugierig auf das Uneindeutige. Der Austausch mit den Genannten war nicht kontinuierlich möglich, selbst wenn er phasenweise überaus intensiv sein konnte. Fortwährend bin ich hingegen mit Hans Medick im Gespräch über unsere Arbeiten: ihm danke ich für Intensität, Offenheit und Freundschaft! – Ohne die großzügige Unterstützung des Direktors des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Rudolf Vierhaus, wäre es mir nicht möglich gewesen, die Forschungen zu betreiben, die die Grundlage für diese Texte sind. Ihm und den Kolleginnen und Kollegen am Institut danke ich sehr herzlich.

Für geduldige Unterstützung in der Vorbereitung dieses Bandes weiß ich mich dem Ergebnisse Verlag und Dietrich Lüders sehr verpflichtet.

So sehr ich allen dankbar bin – den hier Genannten wie den vielen, die hier keinen Platz finden: die Verantwortung für alle Fehler und Schwächen liegt ausschließlich bei mir.

Ich widme dieses Buch meiner Frau Helga und meiner Tochter Insa.

„Fahrt ins Dunkle?“

Erfahrung des Fremden und historische Rekonstruktion*

I. Analyse von Lebensweisen

Im Zentrum meiner Arbeiten steht die „Lebensweise“ von Industriearbeitern. Damit sind jene sozialen Praktiken und Beziehungen gemeint, welche die „Produktionsweise“ zur täglichen Wirklichkeit für einzelne wie für Gruppen machen.¹

Das Ziel ist nicht, erneut z.B. die „Anpassung“ von Industriearbeitern an die Mechanismen von Lohnarbeit und Fabrikssystem zu untersuchen. Vielmehr soll die Einlinigkeit dieser und ähnlicher Perspektiven überwunden werden. Denn Fragen nach Anpassung (oder auch: Widerständigkeit) sind informiert von einem Vorverständnis, das alles Handeln von vornherein reduziert: entweder auf die „letztlich“ autonomen Subjekte oder und wohl häufiger – auf die angeblich eherne Macht anonymer Zwänge. Der Blick auf die mehrschichtige Praxis der Menschen erweist hingegen ihre „Handlungsbedingungen“ stets als zweideutig: Sie sind gesetzt und *zugleich* von den Betroffenen hervorgebracht. Oder an einem konkreten *Beispiel*:

Lohnsätze und -beträge ergeben sich weder aus dem Aushandeln zwischen unabhängigen Individuen, noch werden sie unmittelbar vom „Markt“ diktiert. Bei genauer Inspektion erweisen sie sich vielmehr als mehrschichtig: Sie sind zum

* In einer ersten Form konnte ich diese Überlegungen im Juni 1985 in einem von Wolfgang Jacobeit geleiteten Seminar des Studiengangs Volkskunde/Sektion Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin zur Diskussion stellen; für die teilnehmende Kritik bin ich sehr dankbar.

1 Vgl. dazu ausführlicher A. Lütcke: Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen „proletarischen Bewußtseins“ in der Entfaltung der Fabrikindustrie, in diesem Band, S. 41-77. Zur Umsetzung vgl. A. Lütcke: Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende. Skizzen zu Bedürfnisbefriedigung und Industriearbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in diesem Band, S. 78-106; A. Lütcke: Die Ordnung der Organisation, in diesem Band, S. 141-168.

einen momentaner Ausdruck von Interessenkonflikten und Machtbeziehungen. Zugleich symbolisieren sie den Anspruch auf Teilhabe an gesellschaftlichem Reichtum – Mark und Pfennig bedeuten aber auch Chance und Hoffnung zu individueller Lebensgestaltung und Unabhängigkeit. Dabei sind die jeweiligen Beträge und Summen nicht nur gegenüber Vorgesetzten, sondern auch gegenüber Kollegen ausgehandelt oder durchgesetzt (vor allem beim Gruppenakkord). Löhne symbolisieren Auseinandersetzungen – deren Ergebnis sie immer auch sind.² Und insofern vermitteln sie „strukturelle“ Zwänge, wie z.B. die Bewegungen auf den Arbeitsmärkten oder die Veränderungen im politischen System, etwa die Legalisierung des 8-Stunden-Tages nach 1918 oder die terroristische Ausweitung des Arbeitstages im Faschismus.

Lebensweise verweist stets auf ein Geflecht von Aktionen, Erfahrungen und Deutungen. In einer Vielzahl einzelner Situationen sind Ausdrucks- und Wahrnehmungsformen, aber auch Blindheiten der Beteiligten zu entschlüsseln. Der Akzent liegt auf den Prägungen durch die Handelnden (oder Leidenden) selbst. Die Formen, in denen sie sich Zumutungen und Chancen „aneignen“, sind nicht von ihren Erfahrungen, Selbsteutungen und Hoffnungen zu trennen.³

In dieser Sicht sind zentral die Ausdrucks- und Erfahrungsweisen der Betroffenen. Sie lassen sich aber nicht nur aus ihren Selbsteutungen (z.B. Ar-

2 Dazu ausführlicher: A. Lüdtke: „Gefühllose ‘bare Zahlung’“? Geldlohn und Bargeld im Erfahrungszyklus städtischer Lohnabhängiger, 1870-1930, in: M. Glettler u. a. (Hg.): *Zentrale Städte und ihr Umland*, St. Katharinen 1985, S. 312-336.

3 Aus der Perspektive „historischer Sozialwissenschaftler“ wird dieses Konzept vielfach als Vernachlässigen der „ehernen Macht anonymer Zwänge“ gelesen – zumindest gilt das für H.-U. Wehler; vgl. Ders.: *Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen? Die westdeutsche Alltagsgeschichte: Geschichte „von innen“ und „von unten“*, Masch. Bielefeld 16. Nov. 1984. Dieses „graue“ Papier, das offenbar weit verbreitet ist, in dieser Form aber erst 1988 veröffentlicht wurde (s.u.), gehört immerhin zum „Konzert“ von Erwartungen und Urteilen, die das „Feld“ der Debatte (mit) bestimmen. Eine (zumindest in einigen Fußnoten) revidierte Fassung in: F. J. Brüggemeier, J. Kocka (Hg.): *„Geschichte von unten – Geschichte von innen.“ Kontroversen um die Alltagsgeschichte*, Fernuniversität Hagen 1985, S. 17-47; die Ur-Fassung: *Alltagsgeschichte. Königsweg zu neuen Ufern oder Irrgarten der Illusionen?*, in: H.-U. Wehler: *Aus der Geschichte lernen? München 1988*, S. 130-151, S. 307-310. – Die Defizite „historischer Sozialwissenschaft“ im Hinblick auf die Erfahrungen der historischen Subjekte, mehr noch bei der Frage, wie Handeln und „Zwänge“ zu vermitteln seien, werden demgegenüber diskutiert von]. Kocka; z.B. J. Kocka: *Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 395-408, bes. S. 400 ff.; Ders.: *Sozialgeschichte*, 2. Aufl. Göttingen 1986, S. 152 ff., 162 ff.

beiterlebenserinnerungen) entnehmen. Die Schilderungen teilnehmender oder distanzierter Beobachter sind wesentlich, reichen jedoch nicht aus. Es bleibt unerlässlich, Materialien hinzuzunehmen, in denen sich Erfahrungen und Praxis in der Vielfalt ihrer verbalen, vor allem ihrer non-verbalen Ausdrucksformen ohne Absicht der historischen Überlieferung niedergeschlagen, vielleicht eingekerbt haben. Benutzungsspuren an Handrädern oder Hammerstielen, Wegspuren in Werkstätten sind zu „lesen“. Arbeit an Maschinen ist nicht von der Bewältigung permanenter Risiken zu trennen – Unfallprotokolle und Krankenkassenberichte verweisen auf diese alltäglichen Erfahrungen. Zu denken ist darüber hinaus an Berichte gewerbepolizeilicher oder berufsgenossenschaftlicher Aufsichtsbeamten. Erfahrungen in der Brechung durch die Betriebsorganisation lassen sich entziffern aus Lohnlisten, Fabrikordnungen oder Strafbüchern; aber auch Auftragsbücher, Ausrüstungslisten oder Pläne zur Werkstatttopographie geben wichtige Hinweise.

Mit Hilfe dieser Palette von Unterlagen über die betrieblichen Abläufe, die wir gelernt haben, in „quantitative“ und „qualitative „zu zerlegen, ist weit mehr als eine Art historische Betriebswirtschaftslehre möglich. Charakteristika wie Bruchzonen in den Arbeitsprozessen, z.B. Veränderungen der Handlungsspielräume oder der Kooperationsformen – sie lassen sich mit der kombinierten Nutzung der genannten Materialien „*decodieren*“. So wird es möglich, hinter die Daten „der Serie“ zurückzugehen, zugleich die Fragmentierung der historischen Quellen zu überwinden, und zum Gesamtzusammenhang der Arbeits- und Lebensverhältnisse vorzudringen. Erst dann wird deutlich, daß Industriearbeit mehr ist als die „reale Subsumtion“ von Arbeit „unter das Kapital“, charakterisiert nur durch mechanische Arbeits- und Zeitdisziplin.⁴

II. Paul Göhre: Reise in die Fabrik

Der Zugang zu den historischen Subjekten, zumal zu ihren Erfahrungen, ist nur über Vermittlungen möglich. Der Verweis auf die wechselseitige Korrespondenz unterschiedlicher Quellen und Überreste soll freilich nicht verdecken, daß die Selbstdeutungen von Beteiligten und Betroffenen pointiert „Innenseiten“ von Lebenszusammenhängen darstellen. „Innenseiten“ werden aber auch in Berichten

4 Vgl. aber K. Marx: Das Kapital Bd. 1 (1867). Marx-Engels-Werke. Bd. 23, Berlin/DDR 1965, Kap. 13 (u.a. S. 445 ff., 455 ff.). S. auch eine ähnliche Subsumtionsperspektive bei E. P. Thompson: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: Ders.: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie, Frankfurt u.a. 1980, S. 3-66.

dritter über unbekannte Territorien geschildert – aus der Sicht von Reisenden oder Beobachtern.

Ein solcher Reisebericht ist eine meiner zentralen Quellen. Der Verfasser, Paul Göhre, hat sie als eine „praktische Studie“ bezeichnet: sein 1891 erschienenes Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche“.⁵ Göhre, Kandidat der Theologie, zugleich Generalsekretär des evangelisch-sozialen Kongresses, notiert hier in sehr präzisen, vor allem sehr detaillierten Beschreibungen seine Wahrnehmungen und Erfahrungen aus dem betrieblichen Alltag. Es findet sich eine Fülle von Beobachtungen über Löhne und Lohnzahlung, über Nahrung und Eßstile, über Rekrutierung, vor allem über die Formen von Kommunikation und Abgrenzung zwischen den Kollegen in der Werkstatt – also über Kernpunkte meiner Arbeit.

Dabei ist für mich wichtig, jedoch nicht allein entscheidend, daß Göhre ein sehr dezidiertes Interesse hatte, als er zu seiner dreimonatigen Expedition in Gebiete aufbrach, die ihm „fremd“ waren, auch wenn sie im eigenen Land lagen. Er läßt über seine Absichten auch keinen Zweifel: Er wollte Fabrikarbeiter besser verstehen lernen, wollte sehen, wieso viele sich von kirchlich vermittelter Religiosität abgewandt hatten oder sich wenig davon versprachen. Zugleich liefert er aber zahlreiche „dichte“ Beschreibungen; „Materialität“ wie Zusammenhang der gelebten Wirklichkeit seiner „Objekte“, der Fabrikarbeiter, werden darin deutlich. Fraglos sind die Szenen aus dem Fabrikarbeiterleben vom Beobachter bzw. Verfasser ausgewählt – sie verschwinden aber nicht hinter seinen Motiven und Absichten.

Vielleicht ist aber auch die Frage, welches politische oder theoretische Interesse den Verfasser motiviert habe, unzureichend. Diese Skepsis verstärkt sich, wenn man Tagebücher von Ethnologen heranzieht, die versucht haben, bei sogenannten „primitiven Gesellschaften“ für längere oder kürzere Zeit zu leben, vor allem: „teilnehmend zu beobachten“. Diese „Seitennotizen“ machen überdeutlich, wie mühsam ihnen das Leben in der „Fremde“ gefallen ist. B. Malinowski hat sich z.B. wieder und wieder in seinem Tagebuch beklagt, wie unerträglich ihm „das Feld „sei, wie sehr ihn vieles anöde oder anekle.“⁶ Er zog sich vor den vielerlei Widrigkeiten des Lebens mit den eingeborenen Trobriandern zurück, suchte die imaginierte Welt der Romane, floh in einsame Spaziergänge, vertiefte sich in gymnastische Übungen.

5 P. Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Leipzig 1891.

6 B. Malinowski: Ein Tagebuch im strengen Sinne des Worts, Frankfurt 1986.

Von Göhre gibt es, jedenfalls soweit das der spärliche Nachlaß erkennen läßt, keine ausführlicheren Notizen „am Rande“. Immerhin hat er, wenige Tage bevor er im Juni 1890 zu seinen drei Monaten aufbrach, an einen Freund, den Pastor Rade, einige Zeilen geschrieben, die erhellend sind:

„Wenn Sie diesen Brief morgen früh lesen, bin ich auf meiner Fahrt ins Dunkle. Ich habe meine Sache ganz Gott anheim gestellt. Viel Ehrgeiz ist wohl nicht mehr dabei. Er schwindet auch bei so einem Schritte. Wenn nur die ersten Tage erst vorüber wären, und ich mittendrin. Dann werd ich schon schwimmen. Es wird auch für mich eine gute Schule sein. Man hängt noch immer zuviel an allerhand Unsinn. Vielleicht wird's für mein ganzes Leben der bedeutungsvollste Schritt sein.“⁷

Mir ist die Wendung von der „Fahrt ins Dunkle“ besonders haften geblieben. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich klarzumachen, daß das für die Situation eines angehenden Pfarrers aus bildungsbürgerlichem Lebenszusammenhang kaum anders sein konnte. Aber: wie haben diese Unsicherheit, diese Sorge und Angst, seine Wahrnehmungsfähigkeit erweitert oder auch beeinträchtigt, seinen Blick reduziert oder besonders geschärft? Ich weiß darauf keine unmittelbare Antwort. Dennoch zeigen die genannten Berichte, daß die Sorge, die bei der „Fahrt ins Dunkle“ unverkennbar durchscheint, Göhre vielleicht auch besonders stimuliert hat: seiner Neugier doch konsequent zu folgen, das Dunkle soweit wie möglich auszuleuchten, nicht aber davonzulaufen.

Die Bemerkung von Göhre ist für sich genommen eher unscheinbar. Im Kontext seiner Expedition wie seines anschließenden Berichtes scheint sie mir aber dann wichtig, wenn man diesen Bericht als Quelle nutzt. Denn hier wird auch für ein konventionell „historisches“ Sujet erkennbar, daß und wie einschlägige Forschung sich nicht oder nicht nur verwandten „Sinnhorizonten“ (H. G. Gadamer) annähert,⁸ sondern auf „Andere“, d.h. auf für sie völlig „Fremde“ trifft. Einblicke in das Leben am Arbeitsplatz, wie es sich Göhre verschaffte, konfrontierten ihn z.B. mit Formen körperlichen Umgangs, mit dem „Vorzeigen“ von körperlicher Geschicklichkeit und Muskelkraft, die für ihn nicht nur ungewohnt, sondern fundamental erschreckend waren. Körper, d.h. Ausdünstungen, Hautkontakt, Muskelspiel und -kraft galten in der Alltagswirklichkeit eines jungen studierenden Theologen, eines Akademikers, als „roh“ und „ungebildet“ – waren als „proletarisch“ tabuisiert. Der genauere Einblick, den Göhre während der drei Monate nahm und erhielt, ließ zwar Einzelheiten dieser Körperlichkeit erkennen. Die

7 J. Brenning: Christentum und Sozialdemokratie. Paul Göhre: Fabrikarbeiter – Pfarrer – Sozialdemokrat, Diss. theol. Marburg 1980, S. 5.

8 H.-G. Gadamer: Wahrheit und Methode, 2. Aufl. Tübingen 1965, S. 286 ff.

fundamentale „Fremdheit“ zwischen seiner Lebensweise und der der Arbeiter wurde dadurch jedoch nicht vermindert, sondern offenbar *auch* verstärkt. Ein Indiz dafür scheint mir Göhres Verhalten nach Abschluß seiner Expedition. Ein Bekannter, A. Bonus, berichtet, daß Göhre nicht nur unter körperlichen Schmerzen, also wohl unter Muskelkater litt, „sondern auch an einem gewissen Wahn, als sei er unsauber, er habe die Manulavomanie, wie er scherzte, die Händewaschsucht; er litt aber auch an einem vervielfachten Bedürfnis nach Komfort“.⁹

Die Waschsucht, das gesteigerte Bedürfnis, die früher gewohnten Regeln der Körperpflege, mehr noch die sinnliche Selbstwahrnehmung des eigenen Körpers wiederherzustellen, verweist auf eine Erschütterung über die eigene Praxis, darüber, ob die eigenen Wahrnehmungs- und Urteilsmaßstäbe angemessen sind.

In der Terminologie aktueller ethnologischer bzw. ethnopsychischer Reflexion wird von der Notwendigkeit einer „Pendelbewegung“ gesprochen. Diese verlaufe „zwischen der Analyse der eigenen und derjenigen der fremden Kultur“ (M. Erdheim).¹⁰

Freilich, diese Pendelbewegung sei nicht leicht einzuhalten. Der eben zitierte Mario Erdheim weist darauf hin, es produziere „eine Spannung“, „dort“ Dinge zu sehen, zu erfahren und sie „hier“ zu Wissenschaft zu verarbeiten – diese Spannung erweise sich nur selten als produktiv für die wissenschaftliche Arbeit. Die Ursache dafür sei die Erfahrung einer fremden Lebensweise nicht nur von Ferne, sondern durch Teilnahme. Ausgelöst werde dadurch eine fundamentale Unsicherheit über die Richtigkeit der gewohnten eigenen Praxis. Wie tiefgreifend diese Erfahrung ist oder zumindest sein kann, signalisiert Erdheims Wendung vom „sozialen Tod“ des Forschers durch und bei der Feldarbeit, der Erfahrung der und des „Fremden“, Folgt man dieser Perspektive, so scheint es, daß Göhre auf diesen „sozialen Tod“ zunächst nur mit dem zitierten „Waschzwang“ reagierte. Es mag aber sein, daß auch die Präzision und außerordentliche Dichte der Beschreibung seiner Erfahrungen sehr unmittelbar mit jener zu vermutenden Erschütterung zusammenhängt. Ob und in welcher Weise seine spätere Wendung zur Sozialdemokratie auch von dieser Erfahrung angeregt wurde, kann hier offenbleiben.

9 Brenning: Christentum, S. 6.

10 M. Erdheim: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß, Frankfurt 1982, S. 34.

III. Ethnologen: teilnehmende Beobachtung

Göhres Bericht läßt sich als Quelle für eine Form von „teilnehmender Beobachtung“ verstehen. Bei der „teilnehmenden Beobachtung“ ist die Prämisse entscheidend: Der Versuch, „Anderer“ zu verstehen, bleibt eine Annäherung an „Fremde“.¹¹ Im Unterschied zur „klassischen“ hermeneutischen Einstellung wird also nicht von der grundsätzlichen Möglichkeit ausgegangen, daß sich die „Horizonte“ der Forscher und der Erforschten, zumindest in der Tendenz, angleichen und verschmelzen lassen.

Hier ist jedoch eine Rückfrage notwendig: Wie angemessen ist das Ideal der „teilnehmenden Beobachtung“? Tappen nicht gerade auch Ethnologen bei ihrem Versuch, genau zu beobachten und eine „dichte Beschreibung“ durch „teilnehmende Beobachtung“ zu liefern, womöglich in eine Falle? Wie weit werden sie denn eigentlich herangelassen an die Erfahrungen und Perspektiven derer, bei denen sie eine Zeitlang zu Gast sind?

Paul Rabinow hat versucht, die vielfältigen Techniken arabischer Bauern in Marokko (ihn nur an wenige Kontaktpersonen zu vermitteln, nur ausgewählte Dörfer und Familien zugänglich zu machen, nur bestimmte Geschichten zu erzählen) nicht als lästige Widerspenstigkeit oder Irreführung zu verstehen.¹² Ihm ging es vielmehr darum, dieses sublimale Spiel, welches nicht nur mit ihm, sondern gleichsam auch zu seinen Ehren inszeniert wurde und werden mußte, als Form der Selbstbehauptung und Selbstinterpretation der Besuchten zu respektieren.

Auf diesem Wege mag es gelingen, die Rechtfertigung von „teilnehmender Beobachtung“ zumindest ein Stück weit einzulösen: inquisitorisches Ausfragen allein nach den Maßstäben des oder der Forscher systematisch zu vermeiden. Am Leben eines Dorfes, eines Stadtteiles teilzunehmen, soll wechselseitigen Austausch, Geben und Nehmen zwischen „Gleichen“ ermöglichen.

Die insgesamt bemerkenswert seltenen Selbsterfahrungsberichte von teilnehmenden Beobachtern machen jedoch deutlich, daß auch größte Anstrengungen, d.h. nicht zuletzt: sehr lange Aufenthalte bei den jeweiligen Gastgesellschaften, vielfach mit den Defekten behaftet bleiben, die man gerade überwinden will.

11 Vgl. zur Diskussion des Konzepts und seiner Implikation vor allem H. Medick: „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), S. 295-319, bes. S. 304 ff.; überarbeitet in: A. Lüdtke (Hg.): *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt 1989, S. 48-84, bes. S. 54 ff., 59 ff.

12 P. Rabinow: *Reflections on Fieldwork in Morocco*, Berkeley u.a. 1977.

Zunächst ist stets klar, daß auch sehr lange Aufenthalte schließlich einmal zu Ende gehen werden. Jeder weiß, daß die Beobachter ungeachtet aller Versuche zur „Teilnahme“ zugleich Gäste sind. Für die Besuchten macht es also Sinn, vorsichtig zu bleiben. Wer übersieht schon letztlich, was mit Berichten, Fotos oder Tonaufnahmen geschieht?

Werden nicht vielleicht Kinder gesucht, die „in den Westen“ verschachert – oder, so Dorfbewohner im ecuadorianischen Hinterland, gar zu „Flugzeugbenzin verarbeitet“ werden (Carola Lentz)?¹³ In solchen Ängsten zeigen sich keineswegs hinterweltlerische Vorstellungen, sondern bittere historische Erfahrungen. Der „Kontakt“ mit Kolonialherren und Handelsleuten, neuerdings mit Akademikern unterschiedlichen guten Willens hat für die Betroffenen in aller Regel höchst fragwürdige, nicht selten katastrophale Folgen gezeitigt. Ein weiteres kommt hinzu: Selbst in sogenannten Randzonen der globalen Peripherie stoßen Besucher längst nicht mehr auf „unberührte“ gesellschaftliche Formationen. Wenn z.B. David Cohen aus dem östlichen Kenia von der Gleichzeitigkeit modernster Telefontechnik und -werbung mit hergebrachter Clan- und Familienpolitik in der Staatsverwaltung wie im Fußballverein berichtet, oder wenn die *parallele* Nutzung lokaler, regionaler und weltweiter Macht- und Marktzusammenhänge mit „herkömmlichen“ Regeln sozialer Statuszuweisung gekoppelt sind – dann zeigt sich, daß Orientierungsweisen, nicht zuletzt „Eigensinn“, selbst vor der Ankunft des ersten Ethnologen bereits von westlichen Macht- und Marktbeziehungen mitgeprägt sind.¹⁴

Immerhin lassen Erfahrungen von den nördlichen Philippinen (Renato Rosaldo) oder auch aus dem marokkanisch beherrschten Maghreb erkennen, daß die Anstrengung des Beobachters, tatsächlich teilzunehmen, bei besonderer Anstrengung zur Selbst-Reflexion und Selbst-Kritik auch relativ erfolgreich sein kann. Insbesondere, wenn er nicht nur einmal, sondern ein weiteres Mal bzw. wiederholt (und dann für längere Zeit) teilnehmen will. Renato Rosaldo hat bei seiner zweiten Reise auf die Philippinen erfahren, daß und wie sehr seine Ersteindrücke nur seine eigenen Maßstäbe spiegelten. Daß eine Vorstellung

13 C. Lentz: Rausgeschmissen! Oder: „Unternehmensspion „und „Landräuber“. Wie sich zwei ecuadorianische Dörfer gegen eine neugierige Historikerin verteidigen, in: Geschichtswerkstatt 6 (1985), S. 33-46; vgl. Dies.: „Von seiner Heimat kann man nicht lassen“. Migration in einer Dorfgemeinde in Ecuador, Frankfurt/New York 1988, S. 24-36.

14 D. W. Cohen: Weihnachtsdiscos – und anderes: Diskurse der Beherrschten in einem kenianischen Dorf der 1970er Jahre, in: A. Lütke (Hg.): Herrschaft als soziale Praxis, Göttingen 1991, S. 491-521.

von Geschichte ganz anders als die von einer Entwicklung in der Zeit angelegt sein könnte, hat sich ihm erst bei einem zweiten Besuch erschlossen – als er das „Auf-einem-Pfad“-Gehen nicht mehr nur beobachtete, sondern daran wirklich *teilnahm*.¹⁵

Für Kevin Dwyer folgten aus Rückfragen des Hauptinformanten in „seinem“ marokkanischen Dorf – wer er, Dwyer, sei, weshalb er denn das mache? – lange Gespräche. Er ließ sich, im Wortsinn, in Frage stellen; damit relativierte er auch für sich selbst seine Rolle als Frager.¹⁶ Im ausführlichen Bericht über diesen zunehmend offenen und auch für ihn selbst schwer zu kalkulierenden Dialog versucht Dwyer, den Anspruch der Besuchten, als Partner ernstgenommen zu werden, uns – d.h. seinem akademischen Publikum – zu vermitteln. In anderen Worten: Dwyer hat sein Interesse, sich schließlich doch zurückzuziehen bzw. wieder abzureisen und einen wissenschaftlichen Bericht zu schreiben, nicht aufgegeben oder nicht aufgeben können. Im detaillierten Offenlegen des wechselseitigen Befragens zeigt er aber, daß sein Bericht keine autoritative Interpretation einer „fremden“ Kultur geben will. Das Buch macht vielmehr klar, daß erst in der wechselseitigen Interpretation von „anderer“ wie „eigener“ Person (und Gesellschaft) die Rekonstruktion etwas anderes wird als Vereinnahmung durch einen „Ausforscher“.

Ob das als „Gegengabe“ ausreicht, läßt sich bezweifeln. „Visuelle Anthropologen“ versuchen, ihre Berichte, ihre Filme den Akteuren, also den Besuchten zu zeigen. Vielleicht ist dies ein erster Schritt, zu einem wechselseitigen Austausch von Deutungen und Darstellungen zu kommen – also in diesem Fall: von vornherein einen Film *zusammen* zu machen, eine Darstellung und Selbstdarstellung im unmittelbaren Wechselspiel zu produzieren?

IV. Historiker: Unmöglichkeit des „sozialen Todes“

Die nachdenklichen Selbstreflexionen, über die Rabinow, Rosaldo oder Dwyer Auskunft geben, verweisen auf die Grenzen der „teilnehmenden Beobachtung“. Aus dieser Sicht scheint es, als sei die Praxis von Historikern/innen keineswegs sehr anders und auch nicht besonders defizitär. Jedenfalls gilt das für die Chance der einen wie der anderen, wirklich „nahe zu kommen“. Hier wie dort han-

15 R. Rosaldo: Zur Ethnographie und Geschichte der Ilongot-Kopffäger, in: R. Berndahl/A. Lüdtke/H. Medick u.a.: Klassen und Kultur, Frankfurt 1982, S. 288-320.

16 K. Dwyer: Moroccan Dialogues. Anthropology in Question, Baltimore/London 1982, S. 253-288.

delt es sich eben doch um akademische Veranstaltungen. Dennoch bleibt ein fundamentaler Unterschied. Die Erfahrung von der *Vergeblichkeit* der eigenen Anstrengung ist bei Feldforschern in unmittelbarer, hier könnte man vielleicht sagen: existentieller Weise anders. Sie erleben es fortwährend, selbst wenn sie es nicht immer merken: Die Besuchten *verweigern* immer auch Kontakte, suchen ihre Bedingungen des „Spiels“ durchzusetzen – wenn sie nicht gar massiv werden, lautstark protestieren, vielleicht den Eindringling kurzerhand hinausschmeißen. Historikern widerfährt das nur, wenn sie „oral history“ versuchen.

In meinem Fall: Von zwölf angeschriebenen Facharbeitern (von Henschel-Kassel) waren „nur“ (oder: immerhin) sechs bereit, sich mit mir zu treffen. Von den Ablehnenden übertrat nur einer die herrschenden Regeln geschäftlicher Höflichkeit; er fuhr mich „saugrob“ an: was ich denn überhaupt wolle? Dennoch ist das etwas ganz anderes, als in einem fremden Land, in einer grundsätzlich fremden Gesellschaft, in einem öffentlichen Ritual aus einem Dorf gejagt zu werden (C. Lentz).

Das führt zurück zum Ausgangspunkt. Historiker sind in der Regel nicht so sehr der Täuschung ausgesetzt, den alltäglichen Lebenszusammenhängen der Menschen, deren Leben sie zu rekonstruieren suchen, unvermittelt bzw. unmittelbar „nahe“ zu sein. Dabei spielt es keine Rolle, ob sie schriftliche Zeugnisse, ob sie andere Überreste oder vielleicht auch Bilder benutzen. Die Versuchung und Falle, vor der sie sich zu hüten haben, ist freilich eine andere: Bei historischer Untersuchung und Rekonstruktion sind diejenigen, um deren Motive, Erfahrungen und Verhalten es geht, nicht bzw. nicht mehr in der Lage, zurückzufragen. (Fälle von „oral history“ bezeichnen im Grunde eine Ausnahme.) Historiker/innen können sich weitgehend sicher fühlen: „Seine“ oder „ihre“ Arbeiter, Bauern – Menschen vergangener Gesellschaften werden nicht anfangen zu lamentieren oder sich zu verweigern. Sie werden nicht mit allen Mitteln versuchen, ihre Sicht, ihre Visionen den Historikern bzw. „uns“ aufzunötigen. Oder anders: Historiker/innen stecken in einer doppelten Zwickmühle. Ihnen wird es relativ schwer gemacht, den „sozialen Tod“ des Feldforschers zu erleiden; zugleich und (beim ersten Blick) paradoxerweise machen sie es sich aber auch dadurch schwer, daß sie es sich leichtmachen: Sie können die Frage, ob *dieser* „Tod“ nicht notwendig sei, in der Regel offenlassen, wenn nicht ganz ignorieren.

Den Rahmen und die Ziele der Forschung festzulegen – und damit die historisch Handelnden wie Leidenden immer auch zum „Objekt“ zu machen, ist für Historiker zunächst unausweichliche Routine. Zu fragen ist aber, welche Alternativen es gibt, um die „Objektivierung“ der Untersuchten zu relativieren – vielleicht qualitativ zu verändern.

V. „Fremdmachen“ und Ausmessen von Distanz

Zu nutzen ist die – keineswegs neue – Einsicht in die Kontextabhängigkeit von Historiker/innen: damit es nicht bei „Waschzwängen“ bleibt. Der Ruf nach „sensiblerer“ Analyse, nach „angemessenem“ Verstehen liegt zwar nahe, nützt aber wenig. Notwendig scheint mir, die Zwieschlächtigkeit von Rekonstruktion zu begreifen und praktisch umzusetzen. Zum einen heißt das: Bedeutungen sind nicht per se, gleichsam als „Ding“, in die Praxis der Untersuchten eingeschrieben. Ihre Sinnstiftungen werden und sind jeweils hergestellt (W. Roseberry).¹⁷ Erforderlich ist also ein geduldig entfaltendes Auseinanderlegen einzelner Momente und ihrer Verknüpfungen in einzelnen Situationen; der Kontext der Handelnden oder Betroffenen ist dabei die Bezugsebene. Ein bloßes „Freilegen“ einzelner Profile von Bedeutungen bleibt jedoch unangemessen. Denn dabei sind leitend allein die gegebenen (oder bekannten) Kontexte der Rekonstrukteure. Die hier geforderte Form von Rekonstruktion meint hingegen den Versuch der „Verständigung über Neues“ (J. Matthes).¹⁸

Freilich: dieses „Neue“ oder „Fremde“ ist niemals direkt oder unvermittelt zu greifen. Koloniale Eroberung, unmittelbare Ausbeutung oder auch Interesse an Kontrolle und Beherrschbarkeit „fremder“ sozialer Situationen – stets sind Erfahrungen von „Fremdheit“ vermittelt durch die Blickweisen der Berichterstatter oder Beobachter. Bei allem Versuch, die Kontexte der Handelnden ernst zu nehmen und nicht von vornherein zu übermächtigen, bleibt dieser Versuch blind, wenn er nicht reflexiv wird. In anderen Worten: die Interessen und Deutungen der Rekonstrukteure lassen sich nicht ausblenden. Insofern kommt es darauf an, Rekonstruktion als *relationale* Deutungsarbeit zu fassen. Die Einsicht in die Sinngebungen der Subjekte, die studiert werden, weist immer auch zurück auf die Sinngebungen der Rechercheure und Rekonstrukteure. Es geht also nicht darum, sich den Deutungen der Anderen möglichst präzise oder umfassend anzuschmiegen. Andererseits wird der eigene Sinn der anderen oder fremden Subjekte nie sichtbar, wenn wir nur unsere Perspektiven – als jeweils „letzte Historiker“ – ihnen gegenüber wortmächtig durchsetzen.

17 W. Roseberry: Balinese Cockfights and the Seduction of Anthropology, in: Social Research 49 (1982), S. 1013-1028.

18 J. Matthes: Die Soziologen und ihre Wirklichkeit, in: Entzauberte Wissenschaft. Hg. von W. Bonß/H. Hartmann (Sonderband 3, Soziale Welt), Göttingen 1985, S. 49-64, bes. S. 60.

Es käme also darauf an, die „Grenzen“ der eigenen Kultur wie die der fremden zu zeigen – vor allem ihre Überschneidungen beschreibend zu erforschen. Greg Dening hat die Geschichten des Eindringens von Marineoffizieren und -mannschaften, von Kaufleuten und Missionaren über einen langen Zeitraum – vom 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts – für ein fremdes Territorium, die pazifischen Marquesa-Inseln, rekonstruiert.¹⁹ Er knüpft ein Netz von Einzelbeschreibungen, die sich wechselseitig ergänzen, vor allem kommentieren. Dening nutzt sie zu immer erneut zweifelnden Rückfragen an seine Gewährsleute, aber auch an die eigene Interpretation. Wurden Opfergaben, nicht zuletzt Menschenopfer, mit „wildem Heißhunger“ verschlungen oder nur „gekostet“? Wie verhielten sich die Zeugen einer Prügelsszene, blieben sie tatsächlich so teilnahmslos, wie es viele Berichte zu bezeugen scheinen? Was bedeutete physische Gewalt für die Täter, die Augen- oder Ohrenzeugen, aber auch für die Opfer? Und – wie veränderte sich das Verhalten der Bewohner angesichts ihrer Erfahrungen mit den Eindringlingen, d.h. mit *ihren* „Fremden“?

Denings Ausgangspunkt ist die nüchterne Bestandsaufnahme der Überreste dieser Kultur „heute“. Er verweist auf verstreute und isolierte Reste in diversen ethnologischen Museen oder den Archiven von Kolonialverwaltungen oder Handelsgesellschaften. „Vor Ort“ ist ein schweigendes Land geblieben. Dening erschließt die Praktiken, in denen dieses „Schweigen“ erzeugt und hergestellt wurde – durch fortgesetzte Enteignungen, Zerstörungen und Verhöhnungen der Bewohner und ihrer Lebensweise. In den Schilderungen der nicht endenden Zudringlichkeiten – einschließlich der „Zivilisierung“ durch Schul- und Gesundheitswesen oder Straßenbau – werden die Welt- und Gesellschaftsdeutungen der Marquesaner, wird ihr Umgang mit sich und anderen in vielen Facetten erkennbar. Zugleich wird aber immer wieder deutlich, daß und wie offene Fragen und widersprüchliche Berichte in zweierlei Richtung weisen, vielleicht eine Brücke markieren: zwischen dem eigenen Sinn der Marquesaner – und den Abneigungen, Vorlieben und Interessen „unserer“ Berichterstatter und Zeugen.

Wie lassen sich diese Einsichten und Methoden für die Arbeitergeschichte nutzen? Im Falle meines Projektes könnte es heißen: „Eigensinn“ von Fabrikarbeitern ist im genauen Nachzeichnen einzelner Situationen zu erschließen. Das z.T. unfallträchtige Einstellen, Kontrollieren und „Fahren“ der Maschinen, die Kontakte untereinander bei offiziellen oder inoffiziellen Pausen, „Neckereien“ während der

19 G. Dening: *Islands and Beaches. Discourse on a Silent Land. Marquesas 1774-1880*, Honolulu 1980; die Beispiele S. 247 ff.

Arbeit, individuelles oder gemeinsames Durchsetzen verbesserter Arbeitsbedingungen – in vielen einzelnen Momenten zeigt sich: eine Mischung aus Hinnahme und Distanz gegenüber Vorgesetzten, aber auch gegenüber „Klassengenossen“ und direkten Kollegen. Diese Praktiken sind (oder waren) für die Beteiligten in unterschiedlichen Weisen bedeutsam. Als eine Form von Arbeiterpolitik, d.h. als ein spezifischer Zusammenhang von Erfahrungen, Orientierungen und Praktiken werden sie von mir gedeutet.

In zweierlei Hinsicht muß sich erweisen, wie plausibel diese Deutung ist: Zum einen ist zu prüfen, ob sich darin die Konturen der Praxis (oder Lebensweise) von Industriearbeitern erkennen lassen. Zum anderen bleibt zu klären, ob der geschichtliche Prozeß und seine Umwälzungen aus dieser Sicht angemessener und einleuchtender zu begreifen sind.

Und zu diesem Punkt meine ich: Eigensinn als Signatur von Arbeiterpolitik macht verständlich, weshalb bei so vielen Industriearbeitern im Faschismus Widersetzlichkeiten nur *Momente* im Hinnehmen herrschaftlicher oder betrieblicher Zumutungen blieben. Mir scheint, als Eigensinn erschließt sich die „Innenseite“ und damit Beharrlichkeit der Anstrengung der vielen, Über-Lebensmittel zu sichern und *gleichzeitig* Raum und Zeit „für sich selbst“ zu behaupten. Daraus resultierte der Versuch, Distanz zu halten oder zu gewinnen gegenüber Staat und Partei, aber auch gegenüber Kollegen. Folgenreich wurde diese Praxis nicht zuletzt bei der Abgrenzung deutscher Arbeiter von den Zwangs- und Fremdarbeitern.²⁰

Wenn Rekonstruktion als „rekonstruktive Beschreibung“ ausbuchstabiert wird, mag es gelingen, die Balance zwischen Übermächtigung der „Anderen“ und schroffer Distanz ihnen gegenüber zu halten. Die Ausdrucksformen der „Fremden“ werden gleichsam aus einer Halb-Distanz sichtbar – erweisen sich als Momente jener Anstrengung, mit der Menschen die Bedingungen ihres Lebens anzueignen und selbst zu bestimmen suchen.

Zumindest in einer Hinsicht bleiben alle rekonstruktiven Bemühungen, alles „Nahetreten“ und jeder „genaue Blick“ Anstrengungen aus der „Fremde“: Sie sind nicht in der „Vorgängigkeit des geschichtlichen Lebensbezugs“ begründet (H.-G. Gadamer);²¹ sie ermöglichen keine Verschmelzung von „Sinnhorizonten“. Rekonstruktion als Verknüpfung einzelner Facetten heißt vielmehr immer auch

20 Vgl. dazu im einzelnen: U. Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des „Dritten Reiches“, Berlin/Bonn 1985.

21 Gadamer: Wahrheit, S. 185.

„Fremdmachen“ (C. Ginzburg).²² Wenn dies gelingt, wird die Kluft zwischen „ihnen“ und „uns“ erkennbar.

In der historischen Rekonstruktion tritt das Profil dieser Kluft deutlich hervor. Das Nachzeichnen dieses Profils heißt auch: die Umrisse jener Brücken zu markieren, die Austausch ermöglichen – Distanz aber nicht verwischen. Damit ist vielfach eine Ernüchterung verbunden. Wenn wir mit neuer Intensität versuchen, die „Anderen „oder „Fremden“, z.B. die Industriearbeiter um 1900 zu verstehen, mag es sein, daß sie uns nicht näherrücken, sondern fremder werden.

Nachschrift

- I. Diese Überlegungen waren ausgelöst worden von dem Enthusiasmus, mit dem Historiker und Historikerinnen vor einigen Jahren auf die (verspätete) Entdeckung ethnologischer „Feldforschung“ reagierten. Mir ging es darum, die Grenzen der Übertragbarkeit zu erkunden.
Der Titel „Fahrt ins Dunkle“ entstammt dem Brief eines meiner wichtigsten Gewährsleute, des seinerzeitigen evangelischen Pastors Paul Göhre. Er gebrauchte diese Formulierung am Vorabend seiner „Reise ins eigene Volk“ (F.-J. Brüggemeier): Unter möglichster Wahrung der Anonymität ging er im Sommer 1890 für drei Monate als Handarbeiter in eine Fabrik. Von seinem Bericht, den er wenige Monate später verfaßte und als Buch publizierte, wird in diesem Bande noch ausführlicher Gebrauch gemacht.
- II. In den letzten Jahren sind weitere solche „Reiseberichte“ aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bekannt oder (nach-)gedruckt worden. Diese Stücke entsprechen in vielem den Situationsprotokollen bzw. ausgearbeiteten Feldnotizen „teilnehmender Beobachter“. Hinzuweisen ist auf zwei solcher Veröffentlichungen: zum einen die Transkription der Notizen, die ein evangelischer Pastor nach 1908 bei seinen inkognito-„Reisen“ zu den Erntearbeitern in Dithmarschen anfertigte, Ludwig Schlee (er bekleidete eine Pfarrstelle in Heide/Holstein), Ernst Schlee: Wanderarbeiter in Dithmarschen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Zusammengestellt nach Aufzeichnungen von Ludwig Schlee, in: Nis. R. Nissen: Menschen, Monarchen, Maschinen. Landarbeiter in Dithmarschen, Heide 1988, S. 13-77; zum zweiten die Reportagen, in

22 C. Ginzburg: Geschichte und Geschichten. Über Archive, Marlene Dietrich und die Lust an der Geschichte, in: C. Ginzburg: Spurensicherungen, Berlin 1983, S. 7-24, S. 22.

denen ein Wiener sozialdemokratischer Lokalredakteur, Max Winter, um 1900 die Lebens- und Arbeitsverhältnisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie beschrieben hat: Stefan Riesenfellner (Hg.): *Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter*, Wien 1988. Zu den zeitlich vorausgehenden oder Berichten der „Afrikareisenden“ s. Cornelia Essner: *Afrikareisende im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1985. Anregend dürften auch Beschreibungen sozialen (Großstadt-)Elends gewirkt haben, die in England erschienen, z.B. Adolphe Smith: *Street Life in London*, London 1877 (übrigens illustriert mit Photographien von John Thomson).

- III. Fabrikinspektoren, die fortwährend industrielle Arbeitsplätze besichtigten, waren in einer Hinsicht gewiß den für wenige Wochen in eine neue Rolle geschlüpften Pastoren und anderen „Menschenfreunden“ überlegen: Sie verfügten über einen vergleichsweise ‘langen Blick’, zumindest dann, wenn sie über Jahre diese Tätigkeit ausübten. Die Dichte der Erfahrungen dürfte bei den professionellen Beobachtern von Fabrikarbeitsplätzen jedoch keineswegs größer gewesen sein. Denn im Unterschied zu den Versuchen einer teilnehmenden und Inkognito-Beobachtung waren sie angemeldet, jedenfalls sofort erkennbar. Instrukтив ist die Analyse von Mary McFeeley: *Lady-Inspectors. The Campaign for a Better Workplace, 1893-1921*. Oxford 1988. – Der Feldforschung eng verwandt ist die „Soziographie“, wie sie von Ferdinand Toennies propagiert und 1931/32 brilliant von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel umgesetzt wurde, Dies.: *Die Arbeitslosen von Marienthal*, 3. Aufl., Frankfurt 1975 ist; vgl. auch Rudolf Heberle: *In Praise of Fieldwork: An Autobiographical Note*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 11 (1982) S. 105-112.
- IV. Es geht jedoch nicht nur um die angemessene Methode. Denn diese Frage ist nicht zu trennen von dem Problem, ob das oder der „Fremde“ auch bei noch so sensitiven wie ‘eindringenden’ Annäherungsversuchen überhaupt angemessen erfaßt, erkannt und ‘verstanden’ werden könne. Zu den kulturellen Mustern, die in der Figur des „Fremden“, d.h. in der Annahme fundamentaler Distanz zwischen „ihnen“ und „uns“, wirksam werden, siehe Johannes Fabian: *Time and the Other. How anthropology makes its subject*, New York 1983; Karl-Heinz Kohl: *Exotik als Beruf. Erfahrung und Trauma der Ethnographie*, 2. Aufl. Frankfurt/New York 1986; Roger Sanjek (Hg.): *Fieldnotes: The Makings of Anthropology*, Ithaca, N. Y. 1990. Der klassifikatorische Impuls, der mit der Hierarchisierung der nichteuropäischen Völker und Kulturen die Ängste vor den „Fremden“ zu bannen schien, ist für das 18. und 19. Jahrhundert detailliert analysiert bei Michael

Adas: *Machines as the Measure of Men: Science, Technology, and Ideologies of Western Dominance*, Ithaca/London 1989; vgl. auch Edward Said: *Orientalism*, New York 1979; für die Repräsentationen der Kolonisatoren bei den „Fremden“ weiterhin: Julius Lips: *Der Weiße im Spiegel der Farbigen*, München 1983 (engl. 1937).

- V. Zweifel an den Möglichkeiten einer (methodisch nachvollziehbaren) Näherung zielen nicht nur auf methodische Verfahren oder gar „Kunstgriffe“. Denn spätestens seit Mitte der 1980er haben insbesondere Ethnographen und Kulturanthropologen die Realität aller gesellschaftlichen „Realien“ in Frage gestellt. Die These von „Kultur als Text“ fordert dazu auf, die Texte in ihre Kontexte zu rücken. Es gebe keinerlei Verhaltensweisen und Ausdrucksformen, die von kulturellen Bedeutungen gelöst wären. Insofern gelte es, ihre jeweilige soziale Logik aus ihren jeweiligen Zusammenhängen zu rekonstruieren, gerade jenseits allen „Einfühlens“ (vgl. C. Geertz).
- VI. Aus der ethnologischen Praxis entwickeln sich Arbeitsweisen, welche die Distanzen zwischen Beobachter und Beobachteten zu benennen, nicht aber zu überwinden suchen. Damit wird auf die Einsicht reagiert, daß Beobachter und Beobachtete weder eindeutig Subjekt noch Objekt sind. Als einige unter anderen zahllosen Akteuren haben sie je eine Stimme, verfügen aber weder über eindeutige noch über Privilegien für ihre Sicht. Räumt man Mehr- oder über die eigene wie die fremde Geschichte ein, hat das freilich Folgen für die Formen der Darstellung. Ein dazu besonders anregender Versuch ist das Buch von Richard Price: *First-Time. The Historical Vision of an Afro-American People*, Baltimore/London 1983.

Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation

Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen „proletarischen Bewußtseins“ in der Entfaltung der Fabrikindustrie¹

I. „Interessen“ und „Bedürfnisse“

Die „Lage“ der Individuen und Gruppen in einer Gesellschaft läßt sich nach ihrer Position im System der Produktionsbeziehungen bestimmen. Dennoch bleibt zu klären, wie weit mit dieser Zuschreibung auch die „bestimmte Art der Tätigkeit der Individuen“² gegeben ist. *In Frage steht also der Zusammenhang von Produktionsweise und „Lebensweise“*.³ In aller Regel wird er mit dem Konzept des „Interesses“ analysiert. Als „Interessen“ vermitteln sich den vergesellschafteten Individuen gemeinsame oder unterschiedliche Chancen der Aneignung der Natur, der Verfügung über Arbeitsprozesse und Arbeitsprodukte. Interessen provozieren und orientieren somit die „Organisation von Handlungszusammenhängen“.⁴

1 Dies ist die erweiterte und teilweise überarbeitete Fassung eines Konferenzpapiers zum 7th Round Table der „Groupe de Travail Internationale de l’Histoire Sociale et Contemporaine“ am 24./25. Juni 1977 in Konstanz. – Für kritisch-ermutigende Hinweise möchte ich herzlich danken: F. J. Brüggemeier, H. Medick, J. Mooser, U. Nienhaus, H. u. J. Schissler, K. Tenfelde und R. Wirtz.

2 K. Marx, Fr. Engels: Die deutsche Ideologie, in: Marx-Engels-Werke (MEW). Bd. 3, Berlin/DDR 1958, S. 21.

3 Dieser Marxsche Begriff wird aufgenommen in Arbeiten von DDR-Autoren, etwa bei W. Jacobeit, U. Mohrmann (Hg.): Kultur und Lebensweise des Proletariats. 2. Aufl. Berlin (DDR) 1974. Allerdings bringen weder die sehr knappe und generalisierende Einleitung noch die detailgespickten Einzelbeiträge hilfreiche Vorschläge zu der Frage, wie das Konzept systematisch entfaltet werden kann.

4 J. Mittelstraß: Über Interessen, in: Ders. (Hg.), Methodologische Probleme einer normativ-kritischen Gesellschaftstheorie, Frankfurt 1975, S. 12 6-59, 133.

Diese Perspektive hat eine weitreichende Konsequenz, Wahrnehmungen, Aktionen, Expressionen, insgesamt die *Formen sozialer Beziehungen* werden nicht als relativ eigenständige und dynamische Momente gesehen. Sie gelten nur als linear abhängige Größen der an den Systemzusammenhang gebundenen Interessen. Das „Interessen“-Konzept hat demnach eine Kehrseite: Sicherlich können sich „in der Gestalt gesellschaftlicher Interessen die Bedürfnisse legitimieren“.⁵ Das heißt jedoch zugleich: Die *Vielfalt der Bedürfnisse* – oder das, was Menschen zu erreichen und zu vermeiden suchen⁶ – erscheint immer schon subspecie der „Logik“ eines gesellschaftlichen Zusammenhangs. Zu fragen bleibt, wie weit sich – auch bei einer gesamtgesellschaftlichen Betrachtungsweise – Bewegungen und Ausdrucksweisen der Menschen durch Rückführung auf spezifische *Interessen* angemessen darstellen lassen. Werden mit diesem Zugriff nicht die Ambivalenzen und die noch unerschlossenen Möglichkeiten der Subjekte, die nicht strikt funktional oder kausal mit Systemzusammenhängen verknüpft werden können, ausgeblendet?

Das Problem liegt darin, *wie* die disparaten Erscheinungen unter die „Grundkategorien gesellschaftswissenschaftlicher Analyse“ subsumiert werden.⁷ Daraus folgt zugleich, daß deren Begriff selbst problematisch wird. Zu prüfen ist, inwieweit es ausreicht, Funktionen und auf sie bezogene Strukturen zu bestimmen, um die gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Subjekte zu *zeigen*. M. Godelier hat in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit gesprochen, die strukturelle zu einer „morphologischen Analyse“ zu erweitern –

„in der Weise, daß man die inneren Zusammenhänge zwischen der Form, den Funktionen, der Verbindungsweise und den Entstehungs- und Transformationsbedingungen [der] gesellschaftlichen Verhältnisse und Denkweisen innerhalb [der] [...] konkreten Gesellschaften aufdeckt“.⁸

-
- 5 H. P. Dreitzel: Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft, Stuttgart 1968, S. 245.
- 6 Agnes Heller hat in ihrer vehementen Polemik gegen einen „fetischisierten“ Bedürfnis-Begriff, der sich vielfach auf Marx-Texte stütze, deutlich gemacht, daß „Marx keine anderen Bedürfnisse als solche von Individuen [kennt]“. Dies.: Theorie der Bedürfnisse bei Marx, Berlin 1976 (ital. 1974), S. 77. Zu dem hier verwandten Bedürfnis-Begriff vgl. auch Bernhard Badura: Bedürfnisse und politisches System, Stuttgart 1974. Die herkömmlich psychologisierend-ontologische Begrifflichkeit wird versammelt bei R. E. Lane: Political Thinking and Consciousness, Chicago 1969, S. 19 ff.
- 7 F. Deppe: Das Bewußtsein der Arbeiter, 3. Aufl. Köln 1971, S. 166.
- 8 M. Godelier: Anthropologie und Ökonomie, in: Ders., Ökonomische Anthropologie, Reinbek 1973, S. 23-91, 67.

Zwei Konsequenzen ergeben sich daraus. Zum einen rücken der „Bereich der Ideologie“ sowie die „symbolischen Formen [der] gesellschaftlichen Verhältnisse und [die] symbolische Praxis“ in den Vordergrund. Methodisch werden zugleich mikrologische Untersuchungen begrenzter Konfigurationen erforderlich. Diese Akzentverschiebung bzw. Erweiterung der konventionellen Anlage kritisch-gesamtgesellschaftlicher, vor allem auch historisch-materialistischer Analysen findet in den vorliegenden Studien zur Entstehung von „proletarischem“ Klassenbewußtsein nur wenige Anknüpfungspunkte. Nicht nur bei Arbeiten oder Autoren, die „orthodoxe“ Positionen im Rahmen Marxscher Untersuchungsweise reklamieren,⁹ sondern auch bei Versuchen in „revisionistischer“ Absicht¹⁰ steht

-
- 9 Gemeint sind die – unterschiedlichen – Positionen, die darin übereinstimmen, daß man von einer „klaren Abstufung der Determinanten und Wechselbeziehungen ausgehen“ müsse (vgl. Deppe: *Bewußtsein der Arbeiter*, S. 160), und daß kategoriale Ableitung aus den Begriffen der Marxschen Kapitalanalyse nicht nur unerläßliche Voraussetzung sei, sondern auch die erforderliche Konkretheit sichere. Bleibt man im Ressort der (Industrie-)Soziologie, wären für die BRD z.B. auch S. Herkommer und Autoren des „Projekt Klassenanalyse“ (PKA) hier einzuordnen. – Ich möchte betonen, daß „Orthodox“ keinen denunziatorischen Beiklang haben soll, also nicht mit „doktrinär“ zu verwechseln ist; gemeint ist das Beharren darauf, von der Kapitalanalyse ‘im allgemeinen’ ausgehen zu müssen. Freilich ist nicht selten eine Konsequenz, daß ‘Vermittlungen’ übersehen werden. Über die politischen Folgen und legitimatorischen Zwänge, die damit verbunden sind, soll hier nicht spekuliert werden. In der Historie ist zu denken an das Autorenkollektiv, das die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1966 in Berlin (DDR) vorlegte, oder an die Verfasser der Thesen zum VI. Historikerkongreß der DDR 1977, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 25 (1977), H. 10, bes. S. 1178-1211; vgl. auch meine Auseinandersetzung mit Detailstudien aus der DDR zur Arbeiterbewegung im Kaiserreich. Dabei fällt deren überwiegende Distanz nicht nur zu methodischen Differenzierungspostulaten (von E. Engelberg), sondern auch zu realen Vermittlungsproblemen ins Auge, vgl. *Staatsstreich oder Krieg? Zum deutschen Kaiserreich von 1871*, in: *Neue politische Literatur* 18 (1973), S. 309-58, 326 ff. Ausnahmen z.B.: *Arbeiten von H. Zwahr*. – In der BRD scheint mir typisch: J. v. Freyberg, G. Fülberth-Harrer: *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie 1863-1975*, 2. Aufl. Köln 1976. – Kaum „ableitend“, dafür aber ausschließlich aus der Makro-Perspektive untersucht W. Abendroth: *Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung*, 10. Aufl. Frankfurt 1975.
- 10 Sicherlich sind hier die Zuordnungen noch weniger eindeutig – und damit ebenso mißlich. Das Spektrum scheint mir zu reichen von H. Grebing: *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, 7. Aufl. München 1976; H. Mommsen (Hg.): *Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei*, Frankfurt 1974, D. Groh: *Negative Integration und revolutionärer Attentismus*, Frankfurt u.a. 1973

dem zweierlei entgegen. Erstens ist das Gros dieser Arbeiten vornehmlich an Belegen für die Richtigkeit (oder Untauglichkeit) der „Grundkategorien“ interessiert. Die Folge ist, daß sie geradlinig zum Abstrakten und nicht zum Konkreten „aufsteigen“. Denselben Effekt hat, zweitens, die Vogelschau-Perspektive: Von der Höhe der Organisationsspitzen und im Lichte nationaler und internationaler Klassenentwicklung schrumpfen komplizierte Verknüpfungen und Verwerfungen zu „bloßen „Erscheinungsformen. „Langwierige Klassenauseinandersetzungen“¹¹ machen dann Sinn nur als Illustration einer Entwicklungs-„Diagonale“ (F. Engels). Solidarisierungen und Identitätsfindungen im Rahmen einer kommunalen Gruppe werden nur mehr als bloße Vorstufen (der Klassen-Bildung) oder momentane „by-products“ eingestuft, wenn nicht als Verirrungen. Auch wenn ein grundsätzlicher Antagonismus wie der zwischen „Kapital und Arbeit“ gelten soll, ist dessen „Aufhebung“ bereits vorweggenommen. „Brüche“ in den sozialen Produktionsverhältnissen erscheinen ausschließlich in ihren Funktionen für die Blockierung oder Intensivierung der Klassenkämpfe. Implizit bezeichnet eine undialektische „positive Dynamik“ (H. Marcuse)¹² den roten Faden dieser Wahrnehmungsweise gesellschaftlicher Zusammenhänge.

Ansätze, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse, Gruppen und Individuen weniger umstandslos zum „Ding“ oder zur „Sache“ machen,¹³ sind offenbar im anglo marxistischen Diskurs, aber z.B. auch bei französischen Gesellschaftsanalytikern leichter möglich gewesen (die Frage nach den Gründen soll hier auf sich beruhen). Mit beispielhafter Präzision hat vor allem E. P. Thompson die „Färbungen“ gesellschaftlicher Prozesse nachgezeichnet. In der Rekonstruktion von Erfahrungsweisen der ersten beiden Generationen von englischen Arbeitern unter dem Industrie-Kapitalismus werden Inhalte, Formen und Vermittlungen von „Ideologie“ konkret. Allerdings: Die schließliche Manifestation eines Bewußt-

bis zu der PKA-nahen Arbeit von U. Kadritzke: *Angestellte – Die geduldigen Arbeiter*, Köln, Frankfurt 1975. Zu nennen wäre aber auch der Versuch, traditionelle Begriffe zu „Verflüssigen“ (Zeleny), nicht zuletzt durch Einbeziehung kritisch-sozial-psychologischer Konzepte: A. Leppert-Fögen: *Die deklassierte Klasse*, Frankfurt 1974.

11 F. Deppe: *Bewußtsein der Arbeiter*, S. 64.

12 H. Marcuse: *Zum Begriff der Negation in der Dialektik*, in: Ders.: *Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft*, Frankfurt 1969, S. 185-90, 187.

13 Vgl. K. Marx: *Das Kapital I*, MEW 23, S. 793. Dazu auch das Zitat bei E. P. Thompson: *The Making of the English Working Class*, Harmondsworth 1968, S. 10f., 939.

seins von Klassen-Identität¹⁴ in den 1830er und '40er Jahren mißt er ebenfalls an der Organisations- und Konfliktfähigkeit, auch bei den wenig artikulierten und weithin unorganisierten Ungelernten. Thompson versucht, diese Vereinheitlichungstendenz in den Verhaltensweisen und Sinngestaltungen aufzuspüren. Er unterläßt es jedoch ausdrücklich, den Zusammenhang der ökonomischen Bewegungen systematisch einzuführen und mit Fragen nach dem Grad ihrer regulierenden oder determinierenden Wirkungen in die Untersuchung einzubringen. (Es geht dabei wohl weniger um das kontinentale Gelüste nach begrifflicher Armierung¹⁵ als um die Reichweite dieser in hohem Maße *konkreten* Analyse.)

Die Bedingungen, nach denen sich die kapitalistische Produktionsweise entwickelt, sind ausführlicher einbezogen in M. Vesters vielzitiertem Versuch, über die Rezeption Thompsons die „Entstehung des englischen Proletariats“ als zyklischen „Lernprozeß“ zu begreifen.¹⁶ Allerdings verharrt Vester ökonomisch auf der (Makro-)Ebene der „langen Wellen“ (Kondratieff). Ausführlich erläutert er immerhin „regressive“ Verläufe und „kurzfristige Mißerfolge“. Zugleich bestimmt jedoch deren „Aufhebung in langfristigen Fortschritten „den Duktus der Untersuchung. „Lernprozeß“ wird auf 'erfolgreichen' Austausch zwischen Führern und Geführten reduziert; er gilt weniger als komplexe und mehrschichtige Lebensweise denn als Entstehungsform organisationsfähiger Klasseninteressen. Überdies bleibt die Probe auf das (deskriptiv-analytische) Exempel bei Thompson wie bei Vester offen: Wieso konnten die strukturellen und konjunkturellen Wandlungen in England nach der Mitte des 19. Jahrhunderts derart „regressive“ Wirkungen für „die“ Klasse haben? Damit wird eine zweite Schwäche des „Interessen“-Ansatzes sichtbar: *Potentialitäten* bleiben verdeckt. Wenn die individuellen und kollektiven (Ent-)Äußerungen nur auf organisations- und konfliktfähige Interessen befragt werden, reduziert sich die „Lebensweise“ – ungeachtet aller Differenzierungen – schließlich auf Aspekte des Institutionalisierten oder Spektakulären.

An dieser Stelle soll das in der Überschrift genannte Arbeitsprogramm einsetzen. Es geht aus von der Frage, wie ein gleichsam 'breiterer' und sensiblerer Zugriff für die Vielfalt und den Zusammenhang der Wünsche, Strebungen,

14 E. P. Thompson: *The Making of the English Working Class*, S. 887 f.

15 Vgl. dazu aber die Kritik von E. P. Thompson: *Open Letter to L. Kolakowski*. In: *Socialist Register* 1974, S. 1-100.

16 M. Vester: *Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß*, Frankfurt 1970, bes. S. 29, 36, 392 ff. – Im Nachhinein scheint mir, daß ich in einer Hinsicht einen falschen Akzent gesetzt habe: Die Unterscheidung zwischen „Führern“ und „Geführten“ ist unangemessen. Allerdings bleiben die proletarischen Massen insgesamt eine abstrakte Größe, sichtbar nur in ihren „Kämpfen“.

Erfahrungen, Expressionen und Aktionen der Menschen zu entwickeln ist – für die Situationen ihrer ‘normalen’ täglichen Abhängigkeiten und Routinen. Knapper: Wie lassen sich „Alltagsleben“¹⁷ und „Lebensweise“ der Menschen angemessen analysieren und darstellen?

Einen Einstieg kann die Frage nach dem Zusammenhang von Lernen und Erfahrung eröffnen. Zu erinnern ist, daß Thompson auf den unterschiedlichen konkreten Inhalten und der „symbolischen Praxis“ insistiert, während bei Vester deren Tradierbarkeit – im Hinblick auf praktisches Handeln – in den Vordergrund rückt. Um beide Aspekte zu verbinden, ist es erforderlich, die Blickrichtung zu verschieben. Erfahrung ist offenbar mehrschichtig und mehrdeutig, also weder in der Entstehung noch in den Folgen nur an jeweils situative Kontexte gebunden. Zugleich beschränken sich ihre Inhalte nicht auf das, was in strategische Kalküle und Organisationsmaximen eingehen kann – sie umspannen die gesamte Alltagswirklichkeit mit ihren Leiden und Genüssen, Erinnerungen und Hoffnungen. Das heißt zugleich, daß Erfahrungen nicht nur auf den ‘jeweiligen Stand der Emanzipation der Arbeiterklasse bezogen’ sind; sie sperren sich vielmehr zum Teil gegen eine Zusammenfassung im Rahmen von Klassenorganisationen. Unter dem Stichwort der „proletarischen Öffentlichkeit“ ist diese Erfahrungsweise von O. Negt und A. Kluge für die Periode des monopolistisch organisierten Kapitalismus umrissen worden,¹⁸ allerdings ist in ihrer Skizze ein überaus hermetischer Charakter dieser proletarischen Erfahrung vorausgesetzt. Der Terminus vom „Lager“ – der nicht nur Stabilität, sondern auch handlungslähmende Folgen signalisiert – gibt diesem Hinübergleiten in ein ahistorisches Konzept bildkräftigen Ausdruck.

Hier können vorerst Protestanalysen weiterhelfen – auch wenn dies nach dem eben angedeuteten Einwand zur Fragwürdigkeit des ‘Spektakulären’ paradox scheinen mag. Gelten Proteste nicht nur als isolierte Ereignisse, sondern

17 Vgl. den bis jetzt noch un abgeschlossenen Versuch von H. Lefebvre: Kritik des Alltagslebens. Bd. 1-3 München 1973-75 (Paris 1958/61; es fehlt bis jetzt der – französische – 3. Bd.). Lefebvre gibt kein „Forschungsprogramm“, in jedem Fall regt seine empirisch „gesättigten“ und sensiblen Hinweise und Assoziationen (auf die „Möglichkeiten“ in der „Wirklichkeit“) in hohem Maße zur Überprüfung der eigenen Fragen an; vgl. Bd. 3, S. 22 ff., 105 ff., zur „theoretischen“ Formulierung des Ansatzes. Dabei sind auch handfeste Klischees gelegentlich in Kauf zu nehmen (ebda., S. 142: über die „archaischen Symbole des Dorfes“).

18 O. Negt, A. Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung, Frankfurt 1972; M. Vester: Was dem Bürger sein Goethe, ist dem Arbeiter seine Solidarität. In: Ästhetik und Kommunikation 7 (1976), Nr. 24, S. 62-72, bes. S. 68 f.

als punktuelle Manifestationen eines breiten Geflechts sinnhaft strukturierter Abläufe und Situationen, dann wird es möglich, nicht nur die Negation (der herrschenden Verhältnisse bzw. der Verleger, der lokalen Obrigkeit etc.) zu erfassen. Zugleich lassen sich Momente der Selbst-Findung und des „projets“¹⁹ der Beteiligten identifizieren.

Einen exemplarischen Beitrag zur Aufhellung dieses Zusammenhangs hat E. P. Thompson in seiner Studie über „moral economy of the English crowd“ im 18. Jahrhundert geleistet.²⁰ Er zeigt, daß in dieser „moral economy“ fundierte Vorstellungen über einen „gerechten Preis“ die Wahrnehmungen und Handlungen der „Menge „regulierten. Sie waren also eine Bedingung der Möglichkeit von „food riots“. In dieser Analyse wird ein *sozial-kultureller Standard* für „Protest“ sichtbar, der ein Moment der „Lebensweise“ unterständischer Massen unter den Bedingungen der kleinen Warenproduktion deutlich macht. Damit ist aber die Kontextanalyse noch nicht ausgeschöpft: Es mag sein, daß die Bedeutung von Protesten (für die Protestierenden) weder als „Ultima ratio“ des Interesses an gesicherter Produktion und Subsistenz noch als Re-Etablierung eines (klassenspezifisch) herrschenden Standards zureichend bestimmt ist. Auf diese Weise scheint die Fülle der Facetten im „Spiel der Verdopplung lage- und stellungsspezifischer Unterschiede“ (P. Bourdieu) nur zum Teil erfaßt. Die genannten Proteste hatten zunächst sicherlich ein ‚politisches‘ Ziel: die Reduzierung „ungerechter“ Preise. In diesen Aktionen konnten aber zugleich klassen- und gruppeninterne Hierarchien bestätigt oder verändert werden; sie boten die Chance, sich ‚frei‘ zu verausgaben und diese Befreiung durch die Art und Weise, in der sie wahrgenommen und zelebriert wurde, zu unterstreichen – kurz, zu fragen ist nach der Dimension, auf die H. Lefebvre in seiner Interpretation der Pariser Kommune von 1871 aufmerksam gemacht hat: „Die Kommune? Sie war ein Fest, das größte des Jahrhunderts und der Moderne“.²¹

Meine Skepsis – auch gegenüber der Thompsonschen Analyse – zielt auf mangelnde Berücksichtigung der Differenz zwischen gesellschaftlich (und politisch)

19 Das ist ein zentrales Konzept in der hierzulande völlig übergangenen Arbeit von J.-P. Sartre: *Kritik der dialektischen Vernunft*, Hamburg 1967.

20 E. P. Thompson: *The 'Moral Economy' of the English Crowd in the Eighteenth Century*, in: *Past and Present*, Nr. 50 (1971), S. 76-136.

21 H. Lefebvre: *La Proclamation de la Commune*. Paris 1965, S. 389. Vgl. die Hinweise, daß streikende Arbeiter „s'endimanchent“ bei M. Perrot: *Les Ouvriers en Grève, 1871-90*, Bd. II. Paris, La Haye 1974, S. 550. – Zur besonderen Qualität der „Fête révolutionnaire“, die nicht nur „Fête de la Révolution“ gewesen sei, s. M. Ozouf: *La Fête Révolutionnaire 1789-99*, Paris 1976.

zugelassenen und abgedrängten bzw. abgewerteten Wünschen und Strebungen. Diese Differenz signalisiert gesellschaftliche Blockierungen; sie sind zureichend nur zu interpretieren, wenn man sie als Resultate ungleicher Artikulationschancen auffaßt. Deren unterschiedliche Verteilung verweist auf die Markierungen der gesellschaftlichen Klassen. Die Chancen, (überschüssige) Arbeitskraft und ihre Produkte abzuschöpfen, bestimmen das Potential, direkte – mehr noch: symbolische – Macht und Herrschaft auszuüben, in anderen Worten: Niveaus der Bedürfnisartikulation wie -befriedigung vorzuschreiben.

Es bestätigt sich, daß die Rekonstruktion von Protest-Kontexten nicht ohne explizite Analyse der Klassenverhältnisse sowie der Macht- und Herrschaftspotentiale und -formen auskommt. So notwendig diese Ergänzung oder Erweiterung ist, so wenig reichen freilich die bisher vorherrschenden Konzepte aus. Das zeigt bereits das zitierte Beispiel. Thompson gibt zwar eine historisch-konkrete Klassenanalyse; offen bleiben jedoch die klassen- und schichtinternen Beziehungen, d.h. die mit ihnen verbundenen ungleichen Artikulationschancen. Zumindes bei den Anbietern von Arbeitskraft geht es dabei nicht um direkte Macht- oder Herrschaftsausübung, dazu fehlen die Ressourcen. Vielmehr sind Hinweise aufzunehmen, die zeigen, daß auch die „sozialen Verkehrsformen“ der unmittelbaren Produzenten und Anbieter von Arbeitskraft einzelne Gruppen oder Schichten innerhalb der Klasse diskriminieren.²² Dazu muß an dieser Stelle eine Andeutung genügen. Offenbar war nur in den Phasen bzw. Regionen einer entwickelten familienwirtschaftlichen Hausindustrie die notorische Benachteiligung der Frauen, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, vermindert, wenn nicht überwunden. Zumindes unter den Bedingungen fabrikindustrieller Produktion gilt jedoch grundsätzlich Otto Rühles Beobachtung (von 1930, zu den Schwierigkeiten der Solidarität zwischen Fabrikarbeitern): „Die Kultur der Klassengesellschaft ist eine männliche Kultur.“

Als *These* läßt sich formulieren: Ausbildung und Verfestigung von „proletarischen“ Sub- oder Teil-Kulturen eröffnen nicht notwendig Möglichkeiten, die „unverarbeiteten [...] Restpotentiale der unentfalteten Wünsche, Vorstellungen, eigenen Bewegungsgesetze der Hirntätigkeit“²³ freizusetzen. Vielmehr zeigen sich in der „Lebensweise“ der unmittelbaren Produzenten spezifische „Gemeingelagen“ von erfüllten (oder doch artikulierten) Strebungen und Interessen mit

22 Vgl. G. Stedman Jones: *Outcast London*, Oxford 1971.

23 O. Negt, A. Kluge: *Öffentlichkeit* und S. 73. Vgl. auch Max Horkheimer, Th. W. Adorno: *Dialektik der Frankfurt* 1969, S. 129, 134. Horkheimer/Adorno erinnern hier an „Vorstellungskraft“ und „Spontaneität“ als Elemente von Bedürfnissen.

Momenten des „Noch-nicht“-offen-Artikulierten, des „Noch-nicht“-Legitimen und -Konfliktfähigen. Sie mögen entziffert werden als Symbole für lebensweltlich fundierte Entwürfe, wie alternative Beziehungen der Menschen untereinander zu organisieren seien. In ihnen ist jedoch noch ein weiteres Moment zu erkennen, das sich nicht dem Funktions- und Bedeutungszusammenhang gesellschaftlicher (Re-)Produktionsprozesse fügt – auch wenn es in ihnen enthalten ist. G. Bataille hat auf „Verausgaben“ (in Festen und Spielen z.B.) aufmerksam gemacht.²⁴ Im Hinblick auf Positionsinteressen, auf Ausschöpfung oder Erweiterung von Ressourcen können sie nur als Verlust erscheinen. Diese These ist zu erweitern. Nicht allein in den zugelassenen Kompensationen wie Karneval, Jahrmarkt oder Sport, sondern auch in den zweckgebundenen Handlungen im Zusammenhang der (Re-)Produktion können sich Handlungen oder Expressionen zeigen, die – ‘konterproduktiv’ – ihren Zweck zunächst in sich selbst zu haben scheinen. Für die Untersuchungsmethode folgt daraus, daß nicht nur in den Äußerungen von Unmut, Opposition und Widerstand nach Spuren unterdrückter Bedürfnisse zu forschen ist.

II. Der Bezugsrahmen: gleichzeitige und ungleichzeitige Prozesse

Zu prüfen ist, inwieweit Fragen nach den tagtäglichen Handlungsabläufen, nach der „Lebensweise“ oder nach dem „Alltagsleben“ sowie nach der „Alltagswirklichkeit“ geeignet sind, die Vielfalt und die Veränderungen von Bedürfnissen angemessen zu erfassen. Der *Bedingungszusammenhang von Alltagswirklichkeit* erschließt sich systematisch erst über die Analyse der „Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens“ (F. Engels).²⁵ Sicherlich, das ist zunächst nur ein Etikett. Um es inhaltlich zu füllen, ist (in einem ersten Schritt) die „Logik „der Produktionsweise und sind deren Veränderungen zu skizzieren. Dabei wird der oben gemachte Vorbehalt gegen eindimensionale Perspektiven zu berücksichtigen sein.

1. Im Zuge einer Entwicklung seit dem 17./18. Jahrhundert in West- und Mitteleuropa, als deren Ziel ein „self-regulating market system“²⁶ (K. Polanyi)

24 G. Bataille: Der Begriff der Verausgabung, in: Ders.: Das theoretische Werk, Bd. I. München 1975, S. 9-31.

25 F. Engels: Brief an J. Bloch. MEW 37, S. 463.

26 K. Polanyi: The Great Transformation, Boston 1957 (zuerst 1944).

gelten kann, läßt sich eine wesentliche Vermehrung der produktiven Kräfte beobachten. Sie ist vielfach mit Konzepten beschrieben worden, die von den (Makro-) Theorien zum wirtschaftlichen Wachstum abgezogen wurden. Wichtig für die unmittelbaren Produzenten scheint es zu sein: Mit zunehmender Produktion, mit der Intensivierung von produktspezifischen Marktbeziehungen und deren Verknüpfung wurde es möglich, die materielle Existenz der (beträchtlich angewachsenen) abhängigen Mehrheit der Bevölkerung in den west- und mitteleuropäischen Gesellschaften zu sichern. Die Überwindung der Hungerkrisen etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mag dafür als ein Beleg gelten. Im Rahmen der „Standard-of-Living“-Debatte ist darauf die ebenso weitreichende wie kurzschlüssige These gegründet worden, *Wachstum* eröffne – über gestiegene Real-löhne – qualitativ neue Chancen für die Masse der unmittelbaren Produzenten, eigene Wünsche zu artikulieren und befriedigen.²⁷

2. In dieser Wachstums- und Modernisierungsperspektive wird jedoch übersehen, daß Marktorientierung und -Vermittlung auch Aneignung der Produkte als „Tauschwerte“ bedeutet. Austausch über den Markt meint also idealtypisch zugleich, daß vermehrte „stumme Zwänge“ zur Abschöpfung überschüssiger Arbeitskraft eingesetzt werden. Fundamental für die Produzenten ist jedoch, daß nicht nur ihre Produkte, sondern auch ihre Arbeitskraft als Waren auftreten. Die Bestimmung über die Produkte wie die Verfügung über die eigene Arbeitskraft unterliegen den Zwängen von Märkten – damit ist der stete Zugriff der Besitzer von Produktionsmitteln möglich. Als Konsequenz dieses Ansatzes ergibt sich: Zumindest *grundsätzlich* haben die unmittelbaren Produzenten *keine Chancen für autonome Verfügung* über sich selbst.

Verknüpft man die beiden unter 1. und 2. genannten Ansätze – oder Sehweisen –, so werden vor allem Probleme des Wachstumansatzes sichtbar. Sie lassen sich am besten an einem Beispiel sinnfällig machen: Alphons Thun berichtete 1879 von Aachener Tucharbeiterfamilien, die ihren Speisezettel (wässrig- dünnen

27 Diese Position wurde zuletzt von T. S. Ashton und R. M. Hartwell vertreten. E. J. Hobsbawm hat dagegengehalten, die Zunahme der Armut sei „nicht unplausibel“, könne aber nicht bewiesen werden. Stark sei das Argument gegen eine deutliche Verbesserung; insgesamt sehr viel stärker sei das soziologische Argument für eine Verschlechterung. Vgl. ders.: *The Standard of Living during the Industrial Revolution. A Discussion*, in: *Economic History Review* 16 (1963/64), S. 119-34, 128; dort auch eine Antwort von Hartwell, S. 135-46. Vgl. auch J. Elster: *Optimism and Pessimism in the Discussion of the Standard of Living during the Industrial Revolution in Britain. Paper for the XIVth Int. Congress of Historical Sciences*, San Francisco 1975.

Kaffee, Brot, gekochte Kartoffeln) nicht änderten, obschon gestiegene Geldeinkünfte dies durchaus erlaubt hätten.²⁸

Das zwangsläufige Gesparte wurde an Wochenenden für Schlemmereien, auch wohl für einen Opernbesuch ausgegeben. Dies zeigt, daß vergleichsweise exzessiver Konsum zumindest über einen längeren Zeitraum als anormal galt – der *Bedürfnishaushalt* blieb normalerweise bzw. *alltags unverändert*. Und auch die Verausgabungen am Wochenende sprechen nicht nur für die tatsächliche Befriedigung genuiner Bedürfnisse – vor allem wurden prestigeträchtige Angebote des Marktes wahrgenommen. Es ist fragwürdig, ob mit diesem Konsum nicht erst Bedürfnisse suggeriert wurden, die von vermehrter Entfaltung eigener Vorstellungen über das, was zu erreichen und zu vermeiden sei, nur ablenken konnten.

3. Das Aachener Beispiel macht auf einen Punkt aufmerksam, der auf der Ebene von Wachstumsindices, vor allem aber auf der der Entfaltung von Klassenlinien gemeinhin übersehen wird: Die Steigerung der Produktivkräfte ist nicht von der arbeitsteilig-maschinellen Fabrikation zu trennen. Damit wird zum Problem, in welchem Maße die Anbieter und Verkäufer von Arbeitskraft an den Maschinen „Herren“ und „Knechte“ waren bzw. wurden. Diese Frage ist jedoch nicht allein durch Nachzeichnen der gesamtgesellschaftlichen Klassenlinien zu beantworten – so notwendig ihre Beachtung bleibt. Hier treten die *Erfahrungen*, die *sozialkulturellen Regeln und Symbole* in den Vordergrund, ohne die das System der Produktionsbeziehungen weder funktionieren noch verändert werden kann. Die Widerstandsbereitschaft der Produzenten gegen Zumutungen der Fabrikherren hängt z.B. ab von den Erfahrungen und Bewertungen solidarischer Beziehungen im Alltag. Hier wird also die Annahme wichtig, daß Nicht-Besitz der Produktionsmittel nicht zwangsläufig Ausschluß von jeder Kontrolle über die tatsächlichen Arbeitsvorgänge und damit über den konkreten Produktionsprozeß²⁹ bedeuten muß.

Allgemeiner gesprochen wird hier nach den Momenten des „*Ungleichzeitigen*“ und den daraus entstandenen „Färbungen“ gefragt. Sie lassen sich nur in Analysen konkreter Situationen erkennen. Empirisch auszumachen sind sie an den vielfältigen Erscheinungsformen der (oder des) kapitalistischen Entwicklungspfade(s).

28 A. Thun: Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter. Tl. I. Leipzig 1879, S. 68.

29 Vgl. dazu die paradigmatische Analyse – in der Auseinandersetzung mit den „labour-aristocracy“-Konzepten von John Fosters *Class Struggle and the Industrial Revolution* – von G. Stedman Jones: *Class Struggle and the Industrial Revolution*. In: *New Left Review* No. 90 (1975), S. 35-69.

Konzentriert man sich auf Deutschland, so ist eine Periode ins Auge zu fassen, die im Wuppertal, in einigen links- und rechtsrheinischen Textilzentren sowie in Sachsen mit der arbeitsteilig-maschinellen Produktion in Fabriken um 1800 beginnt, bei Einbeziehung der regional ungleichmäßigen und konjunkturell bewegten Entwicklung aber das ganze 19. Jahrhundert einschließt.³⁰

Hier ist nur wichtig, daß sich die kapitalistische Fabrikproduktion weder gleichmäßig noch gleichzeitig durchsetzte. Vielmehr läßt sich eine Übergangsperiode ausmachen, die je nach Region etwa 40 bis 80 Jahre umspannte. Die sozial-ökonomischen Veränderungen lassen sich knapp umreißen: In der Übergangsperiode entwickelten sich regionale Fabrikindustrie – Inseln auf proto- bzw. hausindustrieller³¹ und manufakturieller, aber auch auf rein agrarischer Basis. Zum Teil wurde massenabsatzorientierte ländliche Hausindustrie nach und nach (und keineswegs bruchlos) von fabrikindustrieller Produktion abgelöst. Das gilt z.B. für die Drahtzieherei, die Nagelschmiede und die rheinische Weberei und Spinnerei – wobei partiell Maschinen- und Handarbeit gleichzeitig für dieselben Produktionen und in denselben Betrieben zu finden waren. Fabrikindustrie etablierte sich regional aber auch ohne hausindustrielle Vorläufer im selben Sektor (Eisenerzeugung, Maschinenherstellung – allerdings z.T. auf handwerklicher Basis: Feilenhauerei; Bergbau: manufakturielle Basis). Für die ausgedehnten, gesamtwirtschaftlich aber sekundären proto-industriellen Regionen bedeutete das zugleich: Zeitweilige oder andauernde „De-Industrialisierung“ markierte weithin die Perspektive (zeitweilige: Ostwestfalen, Schlesien; andauernde: nordwestliches Westfalen). Diese „De-Industrialisierung“ betraf besonders das Leinengewerbe, das durch die irisch-schottischen Regionen bzw. durch Substitutprodukte (Baumwolle) auskonkurriert wurde. Allerdings setzte dieser Prozeß jene Arbeitskräfte „frei“, die in den Fabrikzentren die Arbeitsmärkte füllten und überfüllten. (Die „Fernwanderung“ aus der kapitalisierten Gutswirtschaft Ostelbiens begann in großem Stil erst ab den 1870er Jahren.) – Nur stichwortartig anzudeuten sind

30 Insofern tritt hier eine Zäsur zurück, die seit den 1970er Jahren in der Auseinandersetzung um die Periodisierung struktureller Wandlungen seit ca. 1870-90 sehr betont worden ist – mit den Stichworten „organisierter“ versus „staatmonopolistischer Kapitalismus“; der materiale Kern ist der Übergang zu intensiverer Organisation und Monopolisierung der Produktion wie der Distribution, aber auch der staatlichen Sphäre und der intermediären Gruppen, seit den konjunkturellen Krisen der 1870er Jahre.

31 Vgl. dazu jetzt P. Kriedte, H. Medick, J. Schlumbohm: *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Lande in der Formationsperiode des industriellen Kapitalismus*, Göttingen 1977.

außerdem die Verknüpfungen mit politischen Wandlungen bzw. Stagnationen, d.h. die Konsequenzen des 'preußischen Weges' der bürokratisch-militärischen Herrschaftssicherung und seiner Expansion z.B. in das eher wirtschaftsbürgerliche Baden (1849-51) für die Kontrolle und Disziplinierung der Arbeitskraft; aber auch politisch abgesicherte Markterweiterungen (Zollverein, Norddeutscher Bund, „Reichsgründung“) in ihren stimulierenden sowie befestigenden Wirkungen für die Kapitalisierung.

Die Formel von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“³² mag diesen Erscheinungsformen – aphoristisch zugespitzt – Ausdruck geben. Das heißt auch, daß die Redeweise von der „Logik“ der Produktionsweise irreführend wäre, würde sie als Synonym einer weithin gradlinigen und gleichförmigen Abfolge von Perioden oder Stadien mißverstanden. Dem entspricht, daß die Ausbildung „marktförmiger“ Arbeitskraft nicht unmittelbar veränderte Formen kollektiven Handelns bei den Gruppen und Schichten der Herrschaftsunterworfenen und Lohnabhängigen hervorbrachte. Kommunale Rüge- und Feierbräuche agrargesellschaftlicher oder hausindustrieller Herkunft (Fasnacht³³, Charivari) oder handwerklich-zünftige Riten („blauer Montag“³⁴) hielten sich über Generationen, manche Formen (z.B. Heischebräuche) verschwanden rascher. Und neue Formen, wie überlokal organisierter und strategisch kalkulierter Protest, verdrängten ältere Formen kollektiven Handelns, z.B. lokal gebundene Tumulte, erst in der Periode entwickelter Fabrikindustrie.

32 Der Terminus ist von dem Kunsthistoriker Wilhelm Pinder im Zusammenhang von Untersuchungen zum „Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas“ entwickelt worden, 4. Aufl. Köln 1949 (1928), S. 27 ff. Siehe auch K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin (DDR) 1953, S. 29. Weiterführend sind die Überlegungen von E. Bloch: Ungleichzeitigkeit, philosophisch, in: Ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt 1962 (1933), S. 111 ff. Eine Fragestellung, die dieses Moment (allerdings recht grobflächig) berücksichtigt, vgl. z.B. A. Dawley, P. Faler: Working Class Culture and Politics in the Industrial Revolution: Sources of Loyalism and Rebellion, in: Journal of Social History 9 (1975/76), S. 466-80, bes. S. 477. S. auch A. Corbin: Archaisme et Modernité en Limousin au XIX^e Siècle, 1845-80, 2 Bde. Paris 1975.

33 G. Korff: Zur Ökonomie der Fasnacht, in: Traditionen der Fasnacht (Symposion, Köln 1972) MS, S. 51-60, 59.

34 Vgl. D.A. Reid: The Decline of Saint Monday, 1766-1876, in: Past and Present 71 (1976), S. 76-101. R. zeigt, daß sich die Schichtungen der Arbeiterschaft auch an der unterschiedlichen Hartnäckigkeit in dieser Frage erkennen lassen. Zu den 'zünftigen' Traditionen in Deutschland: R. Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, Bd. 2, 2. Aufl. Berlin 1974, S. 415 ff.

III. Proletarische Orientierungs- und Handlungsmuster – ein Klischee?

Die Dynamik „gleichzeitiger“ und „ungleichzeitiger“ Veränderungen von Produktions- und „Lebensweise“ ist hier unter dem Aspekt aufzunehmen: Worin zeigen sich und was bestimmt die *besonderen Qualitäten der Alltagswirklichkeit von fabrikindustriellen* im Unterschied zu hausindustriellen und agrarischen *Produzenten*?

Bevor auf die materialen Punkte und Kriterien eingegangen werden kann, ist zunächst eine Implikation zu diskutieren. Sie kennzeichnet die Mehrzahl der Arbeiten, die mit kapitalismuskritischem Anspruch (und gesamtgesellschaftlichem Ansatz) versuchen, die Genesis der Fabrikarbiterschaft und der Arbeiterbewegung aufzuhellen. Es ist – pointiert – die Annahme, „proletarische“ Lage der Lohnabhängigkeit führe notwendig zur Überwindung auch „tiefgreifender“ Widersprüchlichkeiten im Arbeiterbewußtsein und dränge somit auf solidarisches Handeln „der“ Klasse. Ein derart pauschaler Vorwurf hat fraglos Schwächen. Aber nicht nur Argumentationen, die alles Proletarische auf die progressive von „zwei Klassenlinien“ zurückführen, wie es z.B. marxistisch-leninistische Historiker der DDR vertreten,³⁵ bleiben diesem Schema verhaftet. Es ist gekennzeichnet von einer eindeutigen „Rangfolge der Bestimmungselemente der Klassenlage“;³⁶ als vorrangig gilt der (Nicht-)Besitz von Produktionsmitteln und der Platz in

35 Vgl. Autorenkollektiv: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, und die weiteren Hinweise dort.

36 F. Deppe: Bewußtsein der Arbeiter, S. 153. Sicherlich warnt er vor zu rascher Generalisierung (vgl. 162 ff.); gering ist dennoch weiterhin der faktische Unterschied zur Lukácsschen Sehweise, in der die Differenz zwischen „psychologischem Bewußtsein einzelner Proletarier“ bzw. „(massenpsychologischem) Bewußtsein ihrer Gesamtheit“ und dem „bewußt gewordenen Sinn der geschichtlichen Lage der Klassen“ zwar zur Kenntnis genommen, die Vermittlungen aber fortwährend übersprungen oder nur in der Überwindung des „psychologischen“ Bewußtseins gesehen werden, vgl. Deppe, S. 194 ff.; G. Lukács: Geschichte und Klassenbewußtsein, Amsterdam 1967 (zuerst 1923), S. 86, vgl. S. 83 u. 93. Zur historisch-konkreten Kritik an derart unhistorischen Perspektiven vgl. die Arbeiten des Leipziger Historikers H. Zwahr. Theoretisch-methodische Kritik an dem undialektischen Vorgehen Lukács' übt von einer Position, die die „Rekonstruktion der Kapital-Logik „bzw. die „objektiven Bestimmungen von Bewußtsein „auf die.. Vermittlung“ mit den „subjektiven“ verweist, M. Tjaden-Steinhauer: Gesellschaftstheoretische Aspekte der Bewußtseinsanalyse, in: F. Hülst u.a.: Methodenfragen der Gesellschaftsanalyse, Frankfurt 1973, S. 73-106, 79 ff., 106.

der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit. Das läßt sich immerhin begründen, wenn man die Ebene der „Logik“ der Produktionsweise ins Auge faßt. Der kritische Punkt ist jedoch, daß die Differenzierungen, die danach auf „abgeleitete Faktoren“ zurückzuführen seien, empirisch nur für sekundär bzw. weniger stabil genommen werden. „Sinnlich-empirisches“ Bewußtsein ist also defizitär gegenüber „theoretischem“; unmittelbare Erfahrung bedeutet demnach aber keine grundsätzliche Sperre gegen die Freisetzung eines einheitlichen Klassenbewußtseins, z.B. qua Bildungsarbeit und politischer Organisation. Wenn die ‚Innenseite‘, die die Tauschwertbeziehung für die Anbieter von Arbeitskraft hat, in ihrer Widersprüchlichkeit als „fundamental“ genommen wird,³⁷ ist eine im Effekt parallele Verkürzung möglich: Gilt Bewußtsein als Annex von – noch – widersprüchlichen Reproduktionsverhältnissen, als ihre schlichte Widerspiegelung, dann ist ihre „Verdrehtheit“ durch „zufällige und persönliche Momente“ nur zu steigern, nicht jedoch zu überwinden. Zwar steht hier keine zügige Vereinheitlichung an; dennoch ist andererseits in dieser Theorie keine Möglichkeit für alternative Erfahrung und Praxis eingeräumt.

Aber auch Ansätze, die Polarisierungstendenzen auf stärker autonome Erfahrungsweisen (z.B. am Arbeitsplatz) beziehen,³⁸ orientieren sich weiterhin an dem Typus einer identischen und einheitlich handelnden Klasse der Lohnabhängigen – selbst wenn ihre Abwesenheit festgestellt wird. – Angesichts des

37 S. Herkommer: Stellung im gesellschaftlichen Reproduktions- und Bewußtsein als Vermittlungszusammenhang. Masch. Papier zum Soziologentag 1976, Bielefeld; Ders.: J. Bischoff, K. Maldane: These für die Sektionssitzung Industrie- und Betriebssoziologie, 3./4. Juni 1977 in Kassel (masch.). – Mit einem in hohem Maße abstrakten, d.h. hier: schichten-unspezifischen Ansatz, der psychoanalytische und sozialpsychologische Verfahren zu verbinden sucht, kommt Thomas Leithäuser zu einer These, die im Ergebnis – ‚totaler‘ Verblendungszusammenhang – erstaunlich parallel ist. Durch „allseitig integralen Druck“, vor allem der Bewußtseinsindustrien, werde Klassenbewußtsein zum „fragmentierten und regressiven Alltagsbewußtsein“ reduziert, in dem individuelle Erfahrungen weder aufgenommen würden, noch als Korrektive erscheinen könnten. Vgl. Ders.: Formen des Alltagsbewußtseins, Frankfurt 1976, S. 16, 181.

38 H. Kern, M. Schumann: Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein, Frankfurt 1970. – Die These von einer durch technologischen Wandel bedingten „neuen“ führenden Arbeiterklasse (S. Mallet) bleibt auch im Horizont der Annahme einer konkret wirksamen Vereinheitlichungstendenz. Vgl. für die Wirksamkeit dieses Argumentationsrahmens auch die Skizze von Chr. Eckart u.a.: Arbeiterbewußtsein, Klassenzusammensetzung und ökonomische Entwicklung. Empirische Thesen zum „instrumentellen Bewußtsein“, in: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 4, Frankfurt 1975, S. 7-64, 11.

einseitigen Interesses, das zahlreiche an Marx orientierte Versuche an langfristigen Entwicklungstendenzen zeigen, verwundert es auch nicht, daß sie Ähnlichkeiten mit modernisierungstheoretisch angeleiteten Arbeiten aufweisen. In deren Zusammenhang erscheint proletarische 'Vereinheitlichung' als Folge erweiterter Aktions- und Kommunikationszusammenhänge unter dem Druck intensiver Marktexpansion.³⁹ Hier wird hohe horizontale Mobilität der Arbeitskraft, aber auch die fabrikmäßig organisierte Kooperation bzw. Teilung der Arbeit in den Vordergrund gestellt. Sie gelten als Stimuli für die Einebnung einmaliger kommunaler Erfahrungen und Ausdrucksweisen, wie sie agrarische oder hausindustrielle Produktion kennzeichneten.

Die Annahme proletarischer Vereinheitlichung beruht in aller Regel auf der Voraussetzung, „bürgerliche“ Individualität und „proletarische“ Kollektivität seien qualitativ zu unterscheiden. Damit wird aber ein eigentlich trivialer Zusammenhang verdeckt. Auch für Fabrikarbeiter erfolgte die *Vermittlung* des individuellen Lebens-„Weges“ durch lokale bzw. kommunale Kontakt- und Bezugsgruppen; Kontakte und direkte Konflikte hatte man nicht mit der Gesamtgesellschaft, sondern mit 'greifbaren' einzelnen und Kleingruppen.

Folgenreicher ist eine zweite Implikation. Ihr zufolge resultiert aus der grundsätzlich identischen „objektiven“ Lage nicht allein eine (statistische) Gleichförmigkeit der individuellen Biographie, sondern eine materiale Austauschbarkeit der tatsächlichen Alltagswirklichkeit und Lebensweise. Diese Argumentationsfigur schließt den Nachsatz ein, proletarisches „Bewußtsein“ *und* Handeln seien 'an-und-für-sich' in hohem und besonderem Maße *konsistent*.⁴⁰ Zunehmende

39 Vgl. K. Tenfelde: Arbeiterschaft, Arbeitsmarkt und Kommunikationsstrukturen im Ruhrgebiet in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, in: Archiv für Sozialgeschichte 16 (1976), S. 1-59.

40 Zu den individuell-personalen Aspekten vgl. vor allem rollenanalytische Überlegungen, so von H. P. Dreitzel: Die gesellschaftlichen Leiden, S. 212 ff. Zum Stand der Debatte (über die Brauchbarkeit rollentheoretischer Konzepte für Analysen mit praktisch-emanzipatorischen Zielen und Konsequenzen) vgl. H. Jonas: Die gegenwärtige Lage der soziologischen Rollentheorie. 2. Aufl. Frankfurt 1975; J. setzt sich auch mit den Einwänden von Frigga Haug auseinander, die (zumindest für historisch-materialistische Arbeiten) zu zeigen versucht, daß die „Rollenkategorie“ eine „Dichotomie von Mensch und Gesellschaft“ unterstelle, also gerade kein Beitrag sei zur Analyse der Mikroprozesse der gesellschaftlichen Konstitution autonomer, d.h. immer auch 'vergesellschafteter' Individuen (vgl. F. Haug: Gibt es eine marxistisch-leninistische Rollentheorie?, in: Das Argument 14 (1972) S. 626-637, 632). – Das im folgenden thematisierte Inkonsistenzproblem wird von Uta Gerhard vergleichsweise unkonventionell im Rahmen rollenanalytischer Per-

Einsicht in die eigene Lage, vermehrtes *Klassenbewußtsein* korrelieren in dieser Perspektive mit gesteigerter Organisations- und Aktionsbereitschaft, in Situationen der Arbeit wie der Nicht-Arbeit.

Derart weitgespannte Annahmen über latente Entfaltungschancen „proletarischen“ Bewußtseins und Handelns krankten an einem Dilemma. Entweder erscheint die Überwindung des „Noch-nicht-Proletarischen“ nur eine Frage der Zeit bzw. der Selbstaufhebung der kapitalistischen Produktionsweise zu sein oder es bedarf der aktiven Überwindung des ungleichen Tausches, der politischen Repression und der verfälschenden Sozialisationsagenturen: Erforderlich ist dann organisatorische Nachhilfe bei ‘eigentlich’ vorhandenem Potential. Eben dies aber wäre (in beiden Fällen) zu klären: Welches *Potential* gab es für die Überwindung von Fremdbestimmung, d.h. für Autonomie der Subjekte und der solidarischen Gruppen? Damit rückt wieder die „Lebensweise“ unmittelbarer Produzenten in den Mittelpunkt. – Die Frage nach Autonomie kann dazu verleiten, nach Anzeichen personaler und sozialer Identität zu suchen. Hier soll statt dessen nur geprüft werden, auf welche Weise die Produzenten Erfahrungen machten. Der kritische Punkt ist: Wie wurden Chancen zur Distanzierung von gesellschaftlichen und herrschaftlichen Zumutungen wahrgenommen, wie wurden Möglichkeiten für alternative „projets“ gesehen und genutzt?

Zur Orientierung können soziale Spannungen und Konflikte dienen; sie sind vor allem auch klassenintern zu bestimmen, jedoch nicht nur nach den formalen Dimensionen ‘Gelernte-Angelernte-Ungelernte’, ‘Männer-Frauen’, ‘Junge-Alte’, ‘Stadt-Land’ und ‘traditional-modern’. Sicherlich sind derartige Unterscheidungen unerlässlich. Andererseits bleiben sie blaß, wenn sie nicht in den *Zusammenhang der Produktionsweisen* gerückt werden.⁴¹ Dabei reicht die Differenzierung

spektiven diskutiert; sie interpretiert es nicht als Ausdruck von Rollenkonflikt, sondern von Rollenkonformität und versucht zugleich, die Normalität dieses Phänomens in „industriellen Gesellschaften“ zu verdeutlichen, vgl. Dies.: Rollenanalyse als kritische Soziologie, Neuwied, Berlin 1971, S. 296. Zur personalen Identitätsbildung vgl. auch L. Krappmann: Soziologische Dimensionen der Identität, 3. Aufl. Stuttgart 1973. – Die Umformulierung von Orientierungs-, Verhaltens- und Handlungsproblemen von einzelnen und Gruppen in rollenanalytische Konzepte scheint freilich die Einsicht in die Phänomene tatsächlich kaum voranzutreiben. – Einblick in Wahrnehmungen und Artikulationsformen (als Dimension von Bewußtsein) geben im übrigen die Arbeiterlebenserinnerungen, vgl. die Bibliographie bei W. Emmerich (Hg.): Proletarische Lebensläufe, Bd. 2, Reinbek 1975, S. 434 ff.

41 Das ist das wesentliche Defizit des (empirisch wohlfundierten) Versuchs von Wolfram Fischer, mit dem er zeigen will, daß die „Arbeiterscharen“ keine „Masse“,

nach „feudal“ und „kapitalistisch“ nicht hin. Es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Kapitalverhältnisse in sehr unterschiedlichem Maße und Tempo wirksam wurden. Zur Verdeutlichung: In der agrarischen Produktion bezeichnet die Geldrente nicht nur eine Form der Feudalrente, sondern zugleich einen Übergang zu (kapitalistischer) Lohnarbeit. Verlagsabhängige Hausindustrie war in (kapitalistische) Marktbeziehungen eingebunden, setzte jedoch den Besitz der Produzenten an ihren Produktionsmitteln voraus. Diese Besonderheiten von Produktion und Abschöpfung sind herauszuheben, sollen die Wirkungen ihrer (Un-)Gleichzeitigkeiten auf die Produzenten aufgehellt werden. – Einen Anstoß zu entsprechenden Untersuchungen (im deutschsprachigen Bereich) hat jetzt E. Lucas gegeben.⁴²

sondern „ein sozial gegliederter Verband mit eigenen Rang- und Wertordnungen“ waren; vgl. Ders.: Innerbetrieblicher und sozialer Status der frühen Fabrikarbeiterschaft, in: ders., *Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung*, Göttingen 1972, S. 258-84, 266. Fischer ist bemüht, eine Vereinheitlichungsthese (im Sinne der nivellierten Mittelstandsgesellschaft) zu stützen, indem er die „Gliederungen“ einem komplementären „Trend zur Differenzierung und Spezialisierung“ zuweist (283). Die Konsequenzen (psychische, soziale Konflikte? Organisations-, Hinnahmefähigkeit?) dieser These, die zudem mit dem Anspruch fundamentaler Marxismus-Kritik aufgeladen ist, bleiben ganz außer acht.

- 42 E. Lucas: *Zwei Formen von Arbeiterradikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung*, Frankfurt 1976. Dieser Versuch, der allerdings die Arbeitsprozesse ganz vernachlässigt, zeigt auch, wie notwendig die Beschränkung auf lokal- und regional-geschichtliche Analysen vorerst ist. – Lebensgeschichtliche Selbstzeugnisse, nicht nur quantifizierbare Daten und „Überreste“ (Wohnungen) bezieht eine Studie zu drei Generationen von SPD-Genossen bzw. ihren „subkulturellen“ Differenzierungen im „Lager“ (vgl. Negt/Kluge) ein, die auf der Grundlage von nicht-standardisierten Interviews in Hannover-Linden gemacht wurde (hier fehlt allerdings der Vergleich mit anderen Städten, überdies sind die Thesen zu den Folgen des agrarischen Hintergrunds bei Zuwanderern sehr schematisiert); vgl. B. Rabe: *Der sozialdemokratische Charakter*, Frankfurt 1977 (angekündigt); vgl. Ders./D. Krüger: „Das Wesentliche hat man Euch verschwiegen!“, in: *Politikon* Nr. 56 (1977), S. 10-21. – Die Frage der Hinnahmefähigkeit und Handlungspotentiale „bei den Massen“ wird leider kaum beachtet in einer vergleichenden lokalgeschichtlichen Gruppenarbeit: L. Niethammer, U. Borsdorf, P. Brandt (Hg.): *Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland*, Wuppertal 1976. – Anregend sind vor allem die Arbeiten einer englischen Gruppe, die die Bedeutung branchenspezifischer Erfahrungen nachzeichnet; vgl. R. Samuel (Hg.): *Village Life and Labour*, London 1975; ders.: *Miners, Quarrymen and Saltworkers*, London 1977. Wichtig auch der

In einem Vergleich der „Lebenslage „von Industriearbeitern in Remscheid und in Hamborn erweisen sich geringer Organisationsgrad (Hamborn) bzw. Orientierung an Organisationsspitzen (Remscheid) sowie unterschiedliche gewerkschaftliche und politische Kampfformen nicht mehr als „Durchgangsstadien“; sie treten vielmehr als Produkte der unterschiedlichen alltäglichen Erfahrungsweisen hervor. In Remscheid waren diese primär bestimmt durch den langgezogenen Übergang von der Proto-Industrie zu kleingewerblicher Produktion. Dem gegenüber mußten in dem Industriedorf Hamborn die überdurchschnittlich jungen, aus dem gutswirtschaftlichen Tagelöhner-Alltag zugewanderten, vielfach unverheirateten Männer „über Nacht“ mit großbetrieblichen und pionierstädtischen Verhältnissen fertig werden.

Man sollte sich also vor einer verborgenen Modernisierungsthese hüten: Hausindustrie bedeutete keineswegs unmittelbare Vorbereitung auf die angeblich grundsätzlich „fortgeschrittenere“ Arbeits- und Lebensorganisation in der Fabrikindustrie. Die Besonderheit hausindustrieller Produktion tritt hervor, wenn – bei Textilproduktion zumindest – die keineswegs zwanglose, dennoch ausgeprägte *eheliche Kooperation*⁴³ beachtet wird; nicht zu vergessen ist dabei die rigorose Ausnutzung der Arbeitskraft der eigenen Kinder. Unter dem Aspekt hierarchischer Arbeitsteilung rückt dann die Produktion im Agrarbereich in größere Nähe zur Fabrikproduktion. (Unterschiede sind allerdings für die Regionen ländlicher Realteilung mit ihren höheren Autonomiechancen für die Frauen anzusetzen, also z.B. für Württemberg.⁴⁴) Wesentlich ist somit, aus welchem agrarischen Kontext, mehr noch, aus welcher hausindustriellen Situation die Arbeitskraft bisher Erfahrungen gezogen hatte.

Dieser Zusammenhang wird freilich erst auf den *zweiten* Blick deutlicher. Die Differenzierung und Abtrennung von Handlungsfeldern, vor allem die *schärfere Unterscheidung von Arbeit und Nicht-Arbeit*, sind für die Übergänge zur fabrikindustriellen, doch auch schon zur manufakturiellen Produktion wesentlich. Fabrikindustrie dürfte demnach trotz der hohen regionalen, inner- und interstädtischen Mobilität nicht so sehr ausgeweitete horizontale Kommunika-

Drei-Städte- und Branchenvergleich von J. Foster: *Class Struggle and the Industrial Revolution*, London 1975.

43 Dazu B. Schöne: *Kultur und Lebensweise der Lausitzer Bandweber (1750-1850)*, Berlin (DDR) 1977, S. 43 ff.

44 D. Sabean: *Intensivierung der Arbeit und Alltagserfahrung auf dem Lande*, in: *Sozialwiss. Informationen f. Unterricht u. Studium (SOWI)* 6 (1977), S. 148-52.

tion begünstigt haben;⁴⁵ gefördert wurde vielmehr eine *relative Disparität* der Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster. Daraus folgt z.B., daß von Streikbereitschaft am Arbeitsplatz nicht ohne weiteres auf aktiv-widerständiges Verhalten im (eher separierten) Wohnbereich geschlossen werden kann. Das gilt vermehrt bei Hausbesitzern mit agrarischem Nebenerwerb, z.B. im deutschen Südwesten oder im Bergischen Land, aber auch bei Gartenbau oder Tierhaltung, d.h. nicht-marktgängiger Produktion für die Reproduktion der eigenen Arbeitskraft. Hier ist sogar ein reziprokes Muster anzunehmen: Widerstand im Betrieb und die Attitüde des kleinen Eigentümers zu Hause. Zu ergänzen ist, daß „Widerstand“ bei diesen Rahmenbedingungen offenbar weniger kommunal oder kollektiv als vielmehr von Organisationsspitzen reguliert wurde.

Die beiden bisher skizzierten Konflikt- bzw. Disparitäts-Dimensionen lassen Einschränkungen der Chancen für (personale) Identität wie für (kollektive) Solidarität erwarten. Eine *dritte* Dimension verweist auf eine gegenläufige Tendenz. Es geht dabei um die *Vervielfältigung von Erfahrungen*, insbesondere um Ansätze für deren Auswertung und Nutzung in Lernprozessen. Hier sind zu nennen: Veränderungen des Arbeitsplatzes (Maschinisierung), vor allem auch Schwankungen des Arbeitsmarktes (saisonale und konjunkturell verstärkte Arbeitslosigkeit!), nicht zuletzt die kollektive Altersarmut, die um das 40. Lebensjahr einsetzt.⁴⁶

45 K. Tenfelde: Arbeiterschaft, S. 40 ff. In Tenfeldes Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert (Bonn-Bad Godesberg 1977) werden im übrigen sehr detailliert und differenziert die Spezifika bergmännischen Standesbewußtseins und ihrer Dauerhaftigkeit betont – der Eindruck einer geradlinigen Tendenz, die der genannte Aufsatz vermittelt, bestätigt sich bei dieser weitergetriebenen Konkretisierung nicht. Daß kommunale und arbeitsplatzbedingte Gruppenbildung nicht nur oder vielleicht nicht einmal vorwiegend mit „traditionalen“ Momenten zu erklären ist, zeigt F. Brüggemeier: Bedürfnisse, gesellschaftliche Erfahrung und politisches Verhalten: Das Beispiel der Bergarbeiter im nördlichen Ruhrgebiet gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in: SOWI 6 (1977), S. 152-59.

46 Diese These bleibt im einzelnen zu belegen bzw. zu differenzieren; Hinweise für den Maschinenbau gibt H. Schomerus: Ausbildung und Aufstiegsmöglichkeiten württembergischer Metallarbeiter 1850-1914 am Beispiel der Maschinenfabrik Esslingen, in: U. Engelhardt u.a. (Hg.): Soziale Bewegung und politische Verfassung, Stuttgart 1976, S. 372-93, 379; die Ergebnisse von Foster für Northampton, Oldham und Shields für 1849 sind nicht so eindeutig; vgl. Ders.: Class Struggle and the Industrial Revolution, London 1975, S. 98. – Die Analyse von Lebensverdienstkurven ist bereits um die Jahrhundertwende von dem belgischen Statistiker L. Varlez (Baumwollarbeiterfamilien in Gent) und seinem englischen Kollegen Rowntree (am Beispiel York) entwickelt worden; vgl. G. Schnapper-Arndt: Sozialstatistik, Leipzig 1908, S. 365 ff.

Wesentlich ist dabei die zyklisch 'sichtbare' Erfahrung der Abhängigkeit von Individuen. Sie wurde durch das chronische Überangebot von Arbeitskraft immer wieder erneuert: In die Fabrikzentren drängte die subsistenzlose agrarische und proto-industrielle Überschußbevölkerung und überlastete auch in konjunkturellen Aufschwungperioden die Arbeitsmärkte.

Diese Beobachtungen kollektiver Chancenlosigkeit führen zu Fragen, ob und wie Möglichkeiten von Widerstand oder von Verweigerung wahrgenommen wurden – sei es als kollektives Handeln, sei es als individualistisches Ausweichen, wie es als Widersetzlichkeit, als Betriebs- oder Ortswechsel, als Qualifizierung oder als „Vorratssparen“ in Erscheinung trat.

IV. Arbeit und Nicht-Arbeit: Zur Genesis von Erfahrung

Aus dem Ansatz bei der „Produktion und Reproduktion“ folgt, daß das Verhältnis von Arbeit und Nicht-Arbeit in den Mittelpunkt rückt. Damit ist nicht die Unterscheidung zwischen „Arbeit“ und „Freizeit“ gemeint.⁴⁷ „Last“ und „Lust“ sind nicht so eindeutig zu scheiden und zu verteilen, wie es diese inzwischen umgangssprachlichen Wendungen unterstellen. Nicht „wiederholtes, wissendes, zweckhaftes Hervorbringen“ (M. Riedel) gilt hier als Kennzeichen von Arbeit, sondern der Einsatz von Arbeitskraft zur Verfertigung von Waren. Zu berücksichtigen ist ebenso die individuelle Reproduktion der Arbeitskraft. Dazu zählen sowohl Gebären und Aufziehen von Kindern als auch die Tätigkeiten, in denen (zur Erhaltung der Arbeitskraft) Gebrauchswerte hervorgebracht und Dienste geleistet werden – wie in der Hausarbeit. Für den hier gegebenen Zusammenhang ist also nicht ausgeschlossen, daß Momente der „Lust“ auch in der Arbeit wirksam wurden; demonstrativer „Arbeitsstolz“ des Hand- und des Maschinenarbeiters, aber auch lautes Singen bei der Arbeit⁴⁸ sind erste Anhaltspunkte dafür. Ebenso wenig ist Nicht-Arbeit als Spiel zureichend erfaßt; bei Nicht-Arbeit soll deutlich

47 Abgesehen von Hobsbawms Bemerkung wurde dieser Akzent aber z.B. auf der „work-and-leisure“-Konferenz gesetzt, über die in dem Konferenzreport berichtet wird: *Work and Leisure in Industrial Society*, in: *Past Present* 30 (1965), S. 96-103. – Zum vorherrschenden Verständnis vgl. die Skizze von M. Riedel: *Arbeiten, Spielen, Handeln*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, 24.4.1976, S. 67; N. Anderson: *Work and Leisure*, Leiden 1961.

48 Dabei wäre es zu simpel, Singen ausschließlich als Zeichen von Lust zu verstehen. Vor allem rhythmisches Singen in der Gruppe diene zunächst dem kontinuierlichen Fortgang von Arbeit; vgl. K. Bücher: *Arbeit und Rhythmus*, 5. Aufl. Leipzig

bleiben, daß sie auch Belastung bedeutet, nicht nur in Extremfällen (Alkoholismus). Mehr als eine „vogelfreie Freizeit“ (H. Eisler) konnte Nicht-Arbeit für Fabrikarbeiter – angesichts der dauernden Gefahr, unter die Subsistenzschwelle zu geraten –, wohl nur in seltenen Fällen werden; allein in Grenzsituationen erreichte sie die Qualität von „Verausgabung“.

a. Arbeitsprozesse

Zunächst lassen sich die Verschiebungen und die – zu vermutenden – Differenzierungen erkennen an der Zeit, die die Menschen „haben“ oder „nicht (mehr) haben“. Orientierungsmarken der einschlägigen Fragen werden zwei miteinander verknüpfte Aspekte sein müssen, die E. P. Thompson formuliert hat: „Es geht zugleich um das Zeitempfinden in seiner technologischen Bedingtheit und um die Zeitmessung als Mittel zur Ausbeutung der Arbeit“.⁴⁹ Zu „materialisieren „sind entsprechende Fragen nur in betriebszentrierten Studien, die die Arbeitsvorgänge im einzelnen erfassen.

Das einschlägige Stereotyp für den Zusammenhang von Arbeits- und Zeitökonomie bei agrarischer wie bei hausindustrieller Produktion läßt sich mit R. Bendix bezeichnen als „Schwanken zwischen frenetischer Arbeit und frenetischer Freizeit“.⁵⁰ Der Übergang zur Fabrikindustrie zeigte sich demnach für die unmittelbaren Produzenten in: 1. Verstetigung der Arbeitszeit⁵¹; 2. schärferer wechselseitiger Ausschließung von Arbeit und Nicht-Arbeit bei – über einen längeren Zeitraum – Reduzierung der Zeit für Nicht-Arbeit; 3. dauerhafter Intensivierung der Arbeit, vor allem durch Leistungsanreize über individualisierende Konkurrenz: nach einer ‘Eingewöhnung’ Übergang von Tages- oder Schichtlöhnen zu Stück- und Akkordlöhnen.⁵² Die regionalen und z.T. lokalen

1919; allerdings verbindet Bücher dieses Singen nur mit „primitiver Arbeitsweise“ (S. 40 f.).

49 E. P. Thompson: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: R. Braun u.a. (Hg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973, S. 81-112, 92. Vgl. zu den Veränderungen des Zeitverständnisses: R. Koselleck: Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen, in: R. Koselleck, W. D. Stempel (Hg.): Geschichte – Ereignis und Erzählung, München 1973, S. 211-22.

50 R. Bendix: Herrschaft und Industriearbeit, Frankfurt 1960 (New York 1956), S. 65.

51 Zur Arbeitszeit: H. Herkner: Arbeitszeit, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 1, 4. Aufl. Jena 1923, S. 889-916.

52 Vgl. zu den Lohnformen: H. v. Zwiedeneck-Südenhorst: Lohntheorie und Lohnpolitik, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 5, 4. Aufl. Jena

Besonderheiten, die durch die Arbeitsbedingungen sowie die konjunkturellen und strukturellen Umstände der Branchen gegeben waren, ließen dieses Muster jedoch in sehr unterschiedlichen Formen und mit erheblichen 'Verwerfungen' Realität werden. Wichtige Aufschlüsse hierzu liefern Arbeiten zu Branchen bzw. Städten im Übergang zur Fabrikindustrie, die amerikanische Sozialhistoriker für Frankreich unternommen haben. Sie machen deutlich: Weder die Verstetigung noch die Individualisierung gelangen überall (Arbeitsgruppen; sehr allmähliche Maschinisierung), aber auch nicht die rigide Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit. Um Ansatz und Arbeitsweise des hier skizzierten Projekts weiter vorzustellen, sei diesem Hinweis mittels einer sekundäranalytischen Auswertung vorliegender Untersuchungen nachgegangen. So kann zugleich gezeigt werden, daß das Vorhaben schon heute nicht nur auf die Ebene der Kritik beschränkt bleiben muß, daß die bloß globale Demonstration von Arbeitslinien bereits jetzt zu konkretisieren ist.

Einen instruktiven Vergleich zwischen (zunächst) handwerklich-kleinbetrieblichen Glasarbeitern und Bergarbeiter-Bauern hat Joan W. Scott in ihrer Studie über die „Glassworkers of Carmaux“ angestellt.⁵³ Sie zeigt am Beispiel dieser südwestfranzösischen Stadt, daß der agrarische Hintergrund bzw. die teilweise agrarische Subsistenz-Produktion der „Teilzeit“-Bergarbeiter in den 1860er Jahren durchaus kein Hindernis für einen „raschen“ Übergang zu fabrikindustrieller Arbeits(zeit-)disziplin und großbetrieblicher Arbeits(zeit-)organisation war. Bei den „zünftigen“ Glasarbeitern hingegen sicherten die technologisch unabdingbaren Produktionszellen, die „teams“ langjährig aufeinander eingespielter Arbeiter (z.T. mit Vätern und Söhnen in derselben Gruppe), ein qualitativ anderes Maß an (Zeit-)Autonomie am Arbeitsplatz und gegenüber den Unternehmern; sie blockierten die Maschinisierung bis in die 1890er Jahre hinein. Solche Untersuchungen sind vor allem deshalb wichtig, weil sie – allerdings einseitig – die *situationsspezifischen* Erfahrungen hervorheben. Berufskarrieren, Kinder-, Jugend- und berufliche Sozialisation erhalten ihre Bedeutung erst in diesem Kontext (in dem das biologische Alter gleichsam in ein Karriere-Alter umformuliert wird).

1925, S. 39 6-426, 414-18; zu Zeit- und Werklohn O. Jeidels: Die Methoden der Arbeiterentlohnung in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, Berlin 1907; neuerdings auch R. Schmiede, E. Schudlich: Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland, Frankfurt 1976 (dort S. 86 Hinweis auf Übergangsform in älteren Kokereibetrieben: Vorgegebenes Pensum im Leistungslohn – dadurch Möglichkeit, durch schnellere Erledigung selbst die Arbeitszeit zu variieren, d.h. zu verkürzen).

53 J. W. Scott: The Glassworkers of Carmaux, Cambr., Mass. 1974.

Das heißt zugleich: Die Beständigkeit *herkömmlicher* Standards, Regeln und „Bedeutungsmuster“ wird angesichts der Veränderungen von Arbeitsprozessen problematisch (z.B. bei den Glasarbeitern nach 1890 innerhalb weniger Jahre ein völliger Zerfall der kommunalen Gruppenstruktur). Andererseits werden bei diesen *konkreten* Inspektionen allgemeine Tendaussagen fragwürdig, die zu den Folgen der „Normen abstrakter Arbeit“ in der kapitalistischen Produktionsweise vorgelegt worden sind.⁵⁴ „Internalisierung der Arbeitszeit“, „Konstitution einer [...] fetischisierten Gegenstandswelt“, „Desexualisierung des menschlichen Organismus“ und seine „Ausbildung zum Arbeitsinstrument“ erfassen nicht die Brüche und *Widersprüchlichkeiten* der genannten Zumutungen; übersehen werden die Potentiale für Distanz, Widerstand und Alternative.

Der „situative Zugriff“ hat freilich den Nachteil, daß die materialen Ergebnisse nicht ohne weiteres zu verallgemeinern sind. Immerhin lassen sich Anregungen gewinnen. Sie können die Skepsis gegenüber Thesen der erheblichen Persistenz sozialkultureller Regeln bestärken⁵⁵ – aber auch gegenüber evolutionistischen Konzepten (die anstelle der Berufskarriere eine eher biologistische Sehweise bevorzugen; Sozialisationsstudien, die Kinder- und Jugendsozialisation als primäre, weil dauerhaft prägend ansehen).

Geht man dem Problem der *branchenspezifischen* Techniken und der damit verbundenen *Arbeitsabläufe* nach, so treten die Folgen für Qualifikationsgrad, Herkunft und Entfaltungschancen der Arbeitskraft hervor.

Dazu eine knappe Erläuterung mit Belegen aus Westdeutschland. In den metallverarbeitenden Fabriken arbeiteten vorwiegend Männer. Sie waren zu einem erheblichen Teil Gelernte und stammten ca. ab den 1870er Jahren im Bergisch-Märkischen, ab ca. 1910 auch im Ruhrrevier aus dem „geborenen (Fabrik-)Proletariat“. Soweit sie Gelernte waren, konnten sie, auch bei Stücklohn, den tatsächlichen Arbeitsablauf in engen Grenzen selbst kontrollieren.

54 A. Krovoza: Zum Sozialisationsgehalt der kapitalistischen Produktionsweise, in: A. Lorenzer u.a.: Produktion, Arbeit, Sozialisation, Frankfurt 1976, S. 69-81, 75 f.

55 Insofern sind die Thesen, nach denen 'neue' Situationen mit 'alten' wahrgenommen und verarbeitet wurden, zu überprüfen; sinnvoll es sein, sich von der zweiwertigen Logik des 'Entweder Oder' zu lösen; die Übergänge und 'dritten'/vierten' Weisen der Verarbeitung stehen in Frage; vgl. aber J. W. Scott, L. A. Tilly: Women's Work and the Family in 19th Century Europe, in: Compar. Studies in Society and History 17 (1975), S. 36-64. E. H. Pleck: Two Worlds in One: Work and Family. In: Journal of Social History 10 (1976/77), S. 178-95. Sehr differenziert und weiterführend: M. Agulhon: La République au village. Les populations du var de la Révolution à la Seconde République, Paris 1970, passim.

Im Bergbau waren zwar ebenfalls fast ausschließlich Männer beschäftigt (das war allerdings von Revier zu Revier verschieden; hier: Ruhrrevier). Sie rekrutierten sich jedoch seit der Jahrhundertmitte nicht mehr vorwiegend aus traditionellen Bergarbeiterfamilien, sondern zunehmend aus zugewanderten Landarmen, Landarbeitern und ländlichem Gesinde. Die Einbindung dieser Ungelernten in eine hierarchische Arbeitsgruppe und die Abhängigkeit von unmittelbaren Vorgesetzten waren formal sehr viel direkter als die der Metallarbeiter gegenüber ihren Werkmeistern. Faktisch hatten jedoch die Arbeitsgruppen im Bergbau wesentlich größere Autonomie, in jedem Fall bis zur Maschinisierung seit den 1920ern. Überdies konnte jeder (ungelernte) Schlepper sich zum Hauer hochdienen, während im Metallbereich die Differenzierung nach Qualifikationsniveaus sehr viel rigider war (und durch Teilung der Arbeit festgeschrieben blieb). Ob also die im Ruhrgebiet häufige „Kariere“ vom Bergmann zum (angelernten) Metallarbeiter nicht weniger den Wunsch nach ‚Ausbruch‘ anzeigt als die Hoffnung auf allmähliche individuelle Qualifizierung und damit verbundene Lohnsteigerung, muß hier offen bleiben. Arbeitserweiterung und vermehrte Autonomiechancen konnten dagegen von Textilarbeitern erfahren werden, die in einen Metallbetrieb wechselten,⁵⁶ auch wenn sie in den Textilfabriken die dort vergleichsweise selbständigen Arbeiten bekommen hatten. – In der Textilindustrie, der Papier- und Ziegelproduktion sowie der Lederverarbeitung rekrutierte sich die Arbeitskraft aus agrarischen, z.T. aber auch aus hausindustriellen Kontexten bzw. Regionen. Hier arbeiteten Männer und Frauen nebeneinander⁵⁷, bei quantitativer Dominanz der Frauen. Männer besetzten freilich die Kontrollpositionen, wahrscheinlich die eher selbständigen Arbeitsplätze (der konstante Anteil handwerklicher Tätigkeiten bzw. von Handarbeit auch in der entwickelten Fabrikindustrie wird

56 Branchenwechsel als Mittel zur Arbeitserweiterung wird erwähnt von H. Herkner: *Die Arbeiterfrage*, Bd. 1, 6. Aufl. Berlin 1916, S. 26f. (Textilherstellung zur Metallverarbeitung). Vgl. zum Arbeitskräftewechsel in der Montanindustrie: L. Niethammer unter Mitarbeit von F. Brüggemeier: *Wie wohnten Arbeiter im Kaiserreich?*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 16 (1976), S. 61-134, 85 (zwischen 1896 und 1908 wechselte im Durchschnitt jeder Arbeiter alle zwei Jahre, bei Krupp alle drei Jahre).

57 Vgl. *Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen*. Nach Berichten der Gewerbeaufsichtsbeamten bearb. im Reichsamt des Innern, Berlin 1905, S. 21 ff., 133 ff. – Zu den Sexualkontakten vgl. O. Rühle: *Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats*, Bd. 2, Gießen 1977.

offenbar erheblich unterschätzt⁵⁸). Nicht zuletzt erhielten die Männer auch bei gleicher Arbeit in jedem Fall besseren Lohn. – An dieser Stelle ist nur darauf hinzuweisen, daß die Mischung der Geschlechter sich in zwanglosen Sexualkontakten niederschlug, deren Ungebundenheit in Textilbetrieben den dort Arbeitenden selbstverständlich, den Obrigkeiten überaus anstößig war.

Die Genesis von individuellen und kollektiven Erfahrungen hat auch einen räumlichen Aspekt: Er ist zu fassen in der *regionalen* und *lokalen Mobilität* der Binnenwanderung.

So ist für die deutschen fabrikindustriellen Groß- und Mittelstädte in der Periode der Hochindustrialisierung (1880er Jahre bis 1912) gezeigt worden,⁵⁹ daß von Jahr zu Jahr 25 bis 33 % der Bevölkerung zu- und abzogen, ein Drittel bis zur Hälfte (Berlin, Breslau) im Durchschnitt alle zwei Jahre innerhalb der Stadt die Wohnung wechselte. Bei der über- und zwischenörtlichen Wanderung überwog zwar die Land-Stadt-Wanderung, saisonal ist aber eine starke Stadt-Land-Bewegung zu beobachten (im Frühjahr und Sommer auf das Land, im Herbst zurück) – die letztere war nicht nur Einzel-, sondern auch Familienwanderung. Insgesamt bildeten die Familien jedoch nie mehr als ein knappes Drittel der insgesamt Wandernden, waren jedoch innerörtlich besonders mobil. Dabei ging es auch hier nicht um „Aufstieg“, sondern um Existenzsicherung. Das Ziel war weniger die Verbesserung der Wohnsituation als die Befriedigung des minimalen Bedarfs angesichts einer andauernden Übernachtfrage und steigender Mieten.

Zieht man an dieser Stelle eine vorläufige Bilanz, so zeigen sich, ungeachtet aller Heterogenität und aller Disparitäten, einige Bereiche *ähnlicher*, wenn nicht *identischer Erfahrung*. Bei Lohnarbeit in arbeitsteilig-maschineller Produktion mit ihren (Zeit-)Disziplinierungen und lokalen bzw. überlokalen Mobilitätszwängen, unter dem steten Druck der Subsistenzsicherung, scheinen der Branchenzusammenhang⁶⁰ und die unterschiedlichen Bedingungen, denen Männer

58 Dazu die detaillierten Hinweise bei R. Samuel: The Workshop of the World: Steam Power and Hand Technology in Mid-Victorian Britain. In: History Workshop No. 3 (1977), S. 6-72.

59 D. Langewiesche: Wanderungsbewegungen in der Hochindustrialisierungsperiode. Regionale, interstädtische und innerstädtische Mobilität in Deutschland 1880-1914, in: Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 64 (1977), S. 1-40, bes. 26 ff.; vgl. auch Niethammer, Brüggemeier, Arbeiter, S. 83 f.

60 Vgl. J. Foster: Class Struggle and the Industrial Revolution, London 1975, S. 123 f. – Für den regional-lokalen Zugriff vgl. auch W. H. Sewell Jr.: Social Change and the Rise of Working-Class Politics in Nineteenth Century Marseille, in: Past and Present (1974), Nr. 65, 75-109; er betont den beruflichen bzw. Branchen – wie den

und Frauen ausgesetzt waren, besonders prägend gewesen zu sein. Als Einübung in *diese* jeweiligen Verhaltensmuster wäre die Sozialisation der Kinder und Jugendlichen zu sehen.

Völlig ungeklärt ist weiterhin, wie aus diesen unterschiedlich „verfestigten“ und „abgelagerten“ Erfahrungen Chancen zur Veränderung überkommener und praktizierter Handlungsstandards freigesetzt wurden. Die leitende Frage ist: Wie entstanden *Lernpotentiale*?⁶¹ Sind z.B. Zeithorizonte (in denen geplant wurde, z.B. die Eheschließung oder die Kinderzahl) nützliche Wegweiser? Zeigen Bekundungen der „Arbeitsfreude“⁶² nur Anpassung an die Erwartungen der Fabrikherren? Bedeutete erklärte „Zufriedenheit“ (bei unterdurchschnittlich bezahlten Unqualifizierten) nur Resignation? Ist demgegenüber der Versuch, in der Hierarchie des Betriebes aufzusteigen oder durch Betriebs- und Branchenwechsel Lohn und „Zufriedenheit“ zu steigern (bei Besserbezahlten vornehmlich), allein Ausdruck der Anpassung an individualisierende Aufstiegsmechanismen oder auch Ausdruck eines Bedürfnisses nach Autonomie und Selbstverantwortung?

Es geht darum, *wie* die Keime eines „proletarischen“ Bewußtseins stimuliert wurden. Waren Wahrnehmungen eines „kollektiven“ Schicksals und von Autonomie-Chancen der „Klasse“ mit der Entstehung eines (branchenspezifischen) „geborenen Proletariats“⁶³ verbunden? Waren sie stärker an periodische Erscheinungen, zum Beispiel an konjunkturelle Aufschwungphasen bzw. erfolgreiche Angriffsstreiks (1868 ff., 1890er Jahre), geknüpft? Konnte ein Bewußtsein gleicher Lebenslage und notwendiger „Solidarität“ in ähnlicher Weise zumindest die „neuen“ hausgewerblichen Produzenten leiten, jedenfalls bei zügigem Absatz ihrer Produkte?

kommunal-familialen Zusammenhang, der durch die „crisis of expansion“, d.h. zunehmende Fremdrekrutierung und damit Zuwanderung von Arbeitskraft (bei Entwertung der einheimischen) bedroht und z.T. aufgelöst worden sei; S. 93 f., 107 ff.

61 Konzeptuell zu beachten: Negt/Kluge: Öffentlichkeit und Erfahrung.

62 Vgl. A. Levenstein: Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozial-psychologischen Seite des modernen Großbetriebs und der psychophysischen Auswirkungen auf die Arbeiter, München 1912; dazu auch Rühle: Kultur- und Sittengeschichte, S. 313 ff.

63 Der Terminus stammt von F. Engels; untersucht wird diese Frage systematisch vor allem von Hartmut Zwahr. Vgl. zusammenfassend Ders.: Zur Strukturanalyse der sich konstituierenden deutschen Arbeiterklasse, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 18 (1976), S. 605-28, bes. S. 615-18.

Die strikte Unterscheidung von jeweils abgeordneten Erfahrungsbereichen und -modi in Fabrikindustrie, handwerklich-manufakturieller Produktion, (älterer) Hausindustrie und agrarwirtschaftlicher Produktion ist bereits durch Hinweise auf nur partielle und langdauernde Wandlungen in den Arbeitsprozessen und -beziehungen relativiert worden. Die „neue“ Hausindustrie⁶⁴ seit den 1870er Jahren (in Deutschland) macht eine weitere Verschränkung der Produktionsweisen deutlich. Sie wurde zwar nicht am separierten Arbeitsplatz erfahrbar, wohl aber in der Wohnung, die eben nicht nur der Reproduktion und Nicht-Arbeit diente, sondern vielfach zugleich den Arbeitsplatz der heimarbeitenden Frau bildete.

b. Reproduktionsprozesse

Die Frage nach der Entstehung von Erfahrungen verfehlte die „Lebensweise“, würden der Analyse der Alltagswirklichkeit von marktorientierter Produktion nicht die der *reproduktiven* Handlungen und Expressionen hinzugefügt.⁶⁵ Generell ist zu sagen, daß sowohl die Reproduktionsprozesse als auch deren

64 Nach dem fabrikindustriellen „großen Spurt“ (S. Kuznets) der 1850er und 60er Jahre (im zollvereinten Deutschland) ist in den 1870er Jahren eine beträchtliche Zunahme von „neuer“ Hausindustrie zu beobachten. Sie war vor allem in den Großstädten angesiedelt, erstreckte sich vorrangig auf Bekleidungsherstellung und bedeutete Heimarbeit verheirateter Frauen von zugewanderten Fabrikarbeitern, aber auch von Frauen kleiner Angestellter und Beamter; sie nähten Bekleidung „zu Haus für fremde Rechnung“. Vgl. A. Weber: Die Entwicklungsgrundlage der großstädtischen Frauenhausindustrie, in: Hausindustrie und Heimarbeit in Deutschland und Österreich, 2. Bd. Leipzig 1899 (= Schriften des Vereins f. Sozialpolitik, Bd. 85), S. XVIff., XXXV ff.; von den (im Reichsgebiet) ca. 370.000 hausindustriell arbeitenden Frauen gehörten knapp 230.000 zur Bekleidungsindustrie, S. XIX. Seit den 80er Jahren zeigt sich zwar eine Zentralisierungstendenz (Vermehrung des Anteils insbesondere der Werkstatarbeiterinnen); von den ca. 81.000 Arbeiterinnen der Berliner Bekleidungsindustrie arbeiteten jedoch immer noch ca. 30% im Jahr 1895 zu Hause, S. LIX. – Vgl. auch G. Dyhrenfurth: Die hausindustriellen Arbeiterinnen in der Berliner Blusen-, Unterrock-, Schürzen- und Tricotkonfektion, Leipzig 1898, S. 20, 33, 72, 82 (wichtig die Hinweise zur saisonalen Beschäftigung).

65 Vgl. M. Osterland: Innerbetriebliche Arbeitssituation und außerbetriebliche Lebensweise von Industriearbeitern, in: Ders. (Hg.): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential, Frankfurt, Köln 1975, S. 167-84; P. Chombart de Lauwe: La vie quotidienne des familles ouvrières, Paris 1956. – Für den Agrarbereich die – methodisch exemplarische – Studie von John W. Cole, E. R. Wolf: The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley, New York, London 1974.

Verknüpfung mit denen der Produktion nur sehr punktuell – wenn überhaupt – erforscht sind. Es ist zunächst im Auge zu behalten, daß die Durchsetzung der Fabrikindustrie zwar nicht durch die Auflösung der funktionalen, wohl aber der räumlichen Einheit von Produktion und Reproduktion gekennzeichnet war, die Proto-Industrie wie Agrarbereich charakterisierte. Davon ist zu unterscheiden, daß auch für die Alltagswirklichkeit des bäuerlichen wie des hausindustriellen „ganzen Hauses“ die schichten- und geschlechtsspezifische Organisation der Arbeit und Nicht-Arbeit zentral war. In dieser Hinsicht bedeutete der – für die große Mehrheit – vom Wohnort oder -platz dauernd getrennte Arbeitsplatz in der Fabrik nur eine graduelle Modifikation. – Die neue Qualität der Fabrikproduktion ist auch in anderer Hinsicht nicht zu überschätzen: Die bereits erwähnte Heimarbeit, zumal von Frauen mit kleinen Kindern, war eine Form produktivmarktorientierter Arbeit; sie blieb unerlässlich zur Subsistenzsicherung für „jenes Proletariat, das in der Blütezeit des Lebens bei einer Familie von drei kleinen Kindern stets der Armenunterstützung anheimfällt“⁶⁶ (A. Thun).

Die anhaltende *Verklammerung* von produktiven und reproduktiven Funktionen zeigt sich vor allem darin, daß die nichtmarktabhängige und unbezahlte Hausarbeit der Frauen⁶⁷ ein unersetzliches Moment war für die Reproduktion der Arbeitskraft der Männer wie der im allgemeinen 5 bis 8 Jahre im elterlichen Haushalt verbleibenden arbeitsfähigen bzw. arbeitsberechtigten Kinder (ab 1839 war z.B. in Preußen die Grenze für Fabrikarbeit 9 Jahre, ab 1853 12 Jahre; durchgesetzt wurde sie z.B. in den Bezirken Arnsberg, Düsseldorf und Aachen jedoch erst in den 1870er Jahren;⁶⁸ zu beachten ist, daß sie nicht für Handwerksbetriebe und damit auch nicht für die Hausindustrie galt). Erst wenn auch die Kinder zur *Familienlohnsumme* beitrugen, zahlten sich die unentgeltlichen Leistungen des Austragens und Aufziehens der Kinder aus,⁶⁹ die die Frauen bei mehreren Kindern 10 bis 15 Jahre lang täglich belasteten (in der Regel hatten

66 A. Thun: Die Industrie am Niederrhein, S. 73 (bezieht sich auf die Aachener Tuchfabrikation).

67 G. Bock, B. Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe aus Arbeit, in: Frauen und Wissenschaft, Berlin 1977, S. 118 ff.

68 Allerdings ist die erheblich abnehmende Profitabilität von Kinderarbeit bei der Einführung komplizierter Maschinen in Rechnung zu stellen; vgl. K.-H. Ludwig: Die Fabrikarbeit von Kindern im 19. Jahrhundert, in: Vierteljahrschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte 52 (1965), S. 63-85. (L. geht jedoch nicht ein auf hausindustrielle und handwerkliche Kinderarbeit.)

69 Vgl. M. Anderson: Family Structure in 19th Century Lancashire, Cambridge 1971, S. 19 ff. (Textilindustrie).

sie 5 bis 7 Lebendgeburten; ca. 20 %, z.T. bis zu 50 % starben in den ersten drei Lebensjahren). Anzusetzen ist bei den Abläufen des familialen Alltags. Als bestimmendes Moment muß die *Familiengröße* gelten, d.h. die Kinderzahl; für städtische Industriearbeiter wuchs mit deren Vermehrung die Belastung des finanziellen wie des Zeit-Budgets überproportional⁷⁰ (im Gegensatz zu der z.T. selbst erfahrenen Situation als Landarbeiter) bis zur Arbeitsfähigkeit der Kinder. In dieser Perspektive wird nicht nur eine Facette der unterschiedlichen Erfahrungshorizonte von Verheirateten bzw. Nichtverheirateten erkennbar; für die letzteren war das zugleich ein Fixpunkt von 'Zukunft'. Zwar war 'späte Heirat' für Männer und Frauen eine entscheidende Orientierungsmarke. Wurde jedoch die „Braut“ schwanger, verlangte die weithin akzeptierte Norm die Legalisierung der Verbindung.⁷¹ Sie blieb im allgemeinen sehr dauerhaft.

Erst die Aufschlüsselung des Reproduktionszusammenhangs erlaubt es, die Konsequenzen zu erkennen, die die Übergänge zur Fabrikindustrie für die *Frauen* bedeuteten.⁷² Die von den (Fabrikarbeiter-)Männern bestärkte Erwartung der Frauen, nach der Heirat – genauer: nach der Geburt des ersten, spätestens nach der des zweiten Kindes – die Produktionstätigkeit in der Fabrik (vorerst) zu beenden, wurde zwar für die Mehrheit der Betroffenen Realität, für ein Viertel bis ein Drittel (lokal- und branchenspezifisch⁷³) jedoch nicht. Die, die weiterhin in der Fabrik arbeiteten, griffen zurück auf die Zeit-Ressourcen eines durch Verwandte, ältere Geschwister oder „Schlafgänger“ erweiterten Haushalts. Aber auch für sie ist die Bedeutung der – in der Regel – Hoffnung, nicht mehr in die Fabrik gehen zu müssen, nur zu erfassen, wenn die innerfamiliäre Arbeitsteilung bzw.

70 O. Mulert: Vierundzwanzig ostpreußische Arbeiter und Arbeiterfamilien, Jena 1908, S. 183 ff. A. Levenstein: Arbeiterfrage, S. 216: 29jähriger schles. Bergarbeiter.

71 Zum nicht-ehelichen Zusammenleben vgl. J. Kaplow: Concubinage and the Working Class in Early Nineteenth Century Paris, in: E. Hinrichs u.a. (Hg.): Vom Ancien Regime zur Französischen Revolution, Göttingen 1978, S. 349-373.

72 'Verbesserung der Lage für die arbeitenden Frauen' ist der Akzent, den Ivy Pinchbeck in einer methodisch wegweisenden, in den Folgerungen allerdings zu „optimistischen“ Studie gesetzt hat. Dies.: Women Workers and the Industrial Revolution, 2. Aufl. London 1977 (zuerst 1930).

73 Vgl. die Unterschiede zwischen den die Frauenarbeit ermunternden Unternehmen in der Baumwollindustrie und denen in der Litztenproduktion in Nottingham nach 1900. S. Taylor: The Effect of Marriage on Job Possibilities for Women, in: Oral History 5 (1977), S. 46-61.

die „Doppelbelastung“ dieser Frauen wahrgenommen wird.⁷⁴ Zu rekonstruieren sind dabei in erster Linie das Maß und die Formen der Zuwendung für die Frauen; spiegelbildlich zeigt sich ihre Reglementierung und Gebundenheit. Erst dann wird klar, was es zumal für nicht mehr in der Fabrik arbeitende Frauen hieß, wenn ihre Männer bekundeten, ihr „Vergnügen“ fänden sie in der Familie und nicht im Wirtshaus.⁷⁵ Andererseits: Die häufige Verfügungsgewalt der Frauen über das den Männern gezahlte Geld⁷⁶ zeigt, daß die Definitionsmacht der Männer nicht selten mehr Anspruch denn fugenlose Realität war. Dies könnte auch ein Stimulus für männliche Cliquenbildung in Vereinen, Clubs oder Cafés gewesen sein. Die Möglichkeit, dem nie grundsätzlich überwundenen häuslichen und familiären Elend auszuweichen, mag so das Motiv verstärkt haben, durch Abschließung in Männergruppen den geschlechtsspezifischen Unterschied zu demonstrieren. In diesen Zusammenhang gehört auch die zunehmende Benachteiligung der Frauen durch ihre Ehemänner bei der Verfügung über die Zuwächse, die aus den Reallohnsteigerungen seit den 1880er Jahren (in Deutschland, aber auch in England) erwachsen.⁷⁷ (Hier ist freilich festzuhalten, daß weder über deren Ausmaß noch über deren Tempo wirklich Klarheit besteht.)

Mit der Frage nach den Erfahrungen wird auch das gemeinschaftliche *Wohnen* mit Verwandten oder mit am Arbeitsplatz rekrutierten „Schlafgängern“ problematisch. Resultierte aus der Schlaf- und (zum Teil) Wohngemeinschaft, die auf

74 Dazu M. Freudenthal: Gestaltwandel der städtischen bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft, I. Tl. phil. Diss. Frankfurt 1934, S. 130. – Zur „Doppelbelastung“ der Frauen von Industriependlern seit dem späten 19. Jahrhundert vgl. H. Seufert: Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und Rheinpfalz, Jena 1914.

75 Levenstein: Arbeiterfrage, S. 247 ff. – dort auch die Breite des Spektrums, von „Offengestanden finde ich in der Wirtschaft mehr Vergnügen als zuhaus“ (S. 248) über „in der Familie [!] und im Wirtshaus auch“ (S. 249) bis zu der hier zitierten Äußerung (ebda.).

76 P.N. Stearns: Working Class Women in Britain, 1890-1914, in: Ders., D.J. Walkowitz (Hg.): Workers in the Industrial Revolution, New Brunswick, N.J. 1974, S. 401-24 (zuerst 1972).

77 Vgl. W.H. Sewell: Social Mobility in a 19th Century European City: Some Findings and Implications, in: Journal of Social History 10 (1976/77), S. 217-33; Stearns: Working Class Women, S. 418. – Zur Entwicklung der Reallohne, der „Kaufkraft und des Lebensstandards“ v.a. im Kaiserreich, auch im Vergleich zu England, s. zusammenfassend G. Hohorst, J. Kocka, G. A. Ritter: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870-1914, München 1975, S. 95 ff.

dem engen Raum von vielfach einem, gelegentlich nur einem halben Zimmer, selten zwei Zimmern keinen 'Rückzug' erlaubte, tatsächlich eine solidaritätsfördernde „halboffene Familienstruktur“ (Niethammer/Brüggemeier)?⁷⁸ Oder waren die Konsequenzen weniger eine Vervielfältigung von Erfahrungen und Überwindung von Isolierung als die weitere Beschneidung minimaler Chancen, Subjekt zu sein – und sei es in Distanz und Rückzug?

Das Problem von zwanghafter Gemeinschaft und – eventuell – erstrebter Distanz erfordert die Beachtung von *Geselligkeiten*. Hier ist zunächst an die erwähnten räumlichen und – gravierender – die zeitlichen Verschiebungen gegenüber Hausindustrie oder Landarbeit zu erinnern. Die „periodische Entspannung und Lustbarkeit“ (R. Braun), die vor allem im ländlichen Gewerbe zu beobachten ist,⁷⁹ wurde auf wenige Pausenminuten, „Feierabend“ (Kneipenbesuch) und den ersehnten Sonntag zusammengedrängt. Unerlässlich ist also eine Phänomenologie der kommunalen Treffpunkte, z.B. die Verlagerung von den Kirchen ausschließlich in Schank- und Gastwirtschaften bzw. die Bevorzugung bestimmter Schankstuben.⁸⁰

Die hohe Anzahl der Schänken, die in den rheinischen Gewerbegebieten und Fabrikdistrikten bereits im Vormärz zu beobachten ist,⁸¹ mag die These stützen,

-
- 78 Vgl. L. Niethammer, F. Brüggemeier: Wie wohnten Arbeiter im Kaiserreich?, dort wird auch die umfangreiche zeitgenössische Literatur zur Wohnungsfrage ausgewertet. – Zur Wohndichte ebda., S. 86 ff.
- 79 R. Braun: Industrialisierung und Volksleben. Die Veränderung der Lebensformen in einem ländlichen Industriegebiet vor 1800, Erlenbach-Zürich, Stuttgart 1960, S. 118 f.
- 80 Vgl. die Bemerkung von A. M. Everitt in der Diskussion zu: Work and Leisure in Pre-Industrial Society, in: Past & Present 29 (1964), S. 66. Für das späte 19. Jahrhundert siehe die Hinweise bei G. Ewart Evans: The Days that We have seen, London 1975 – auch deshalb interessant, weil er die ländliche Szene (East Anglia) behandelt.
- 81 J. G. Hoffmann: Die Bevölkerung des Preußischen Staates, Berlin 1839. S. 182 ff. – J. S. Roberts: Der Alkoholkonsum deutscher Arbeiter im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft (GG) 6 (1980), S. 200-242, sieht zur Jahrhundertwende hin einen Übergang bei Alkohol (Bier u. Branntwein) vom „Nahrungs- zum Genussmittel“ (allerdings fragwürdige Datenbasis, da das Schwarzbrennen etc. nicht erfasst werden kann); hebt die „instrumentell“-physischen und „sozialen“ Funktionen des Trinkens hervor („soziales“ Trinken: temporär). Vgl. die Diskussion dazu: J. Vogt: Einige Fragen zum Alkoholkonsum deutscher Arbeiter und H. Wunderer: Alkoholismus und Arbeiterschaft im 18. Jahrhundert, beide in: Geschichte und Gesellschaft 8 (1982), S. 134-140 und 141-144 sowie Roberts Erwiderung, ebda., S. 427-433. – Zu den bürgerlichen, aber auch sozialdemokratischen Mäßigkeitsbe-

daß vermehrte Marktorientierung in Verbindung mit spezifischen Belastungen am Arbeitsplatz einzelne Segmente des Reproduktionsbereichs ebenfalls für die Marktvermittlung öffnete (Geselligkeit und Alkoholkonsum). Auch aus diesem Grund ist das *Vereinswesen* zu berücksichtigen; die Hinweise auf die deutsche „Arbeitervereinskultur“ (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts)⁸² sprechen für eine zumindest teilweise Revidierung der Koppelung an die eben bezeichnete Marktvermittlung oder -abhängigkeit – freilich als Folge lokaler und überlokaler Organisation. Zu erfassen sind ferner Trink- und Saufverhalten, Sport, die Spiele und die sonntäglichen Tanzvergünstigungen der „liederlichen Fabriker“ (Peukert) etc.;⁸³ dabei ist die Zurechnung zu „privat“ und „öffentlich“ zu bedenken.

Mit der Skizze dieser Untersuchungsfelder ist implizit die Unterscheidung berührt, die sich zwischen „notwendigen „Leistungen für die physische Reproduktion und denen, die Status und „self-respect“⁸⁴ sichern sollten, treffen läßt: die soziale Reproduktion (Beispiele: Einsatz der knappen Mittel für Sonntagskleidung oder Bilder an den Wänden statt für Alltagskleidung oder eine tägliche warme Mahlzeit; Überfütterung der Babys trotz ärztlicher Warnung). Zugleich öffnet sich mit den „Geselligkeiten“ ein Feld von Aktionen und Expressionen, auf dem Nicht-Arbeit, wenn nicht sogar „Verausgabung“ nicht mehr nur als gelegentliche oder beiläufige Momente gelten können. Fortwährend wirksam bleiben offenbar jedoch Reproduktionszwänge, vor allem solche der sozialen Reproduktion.

strebungen vgl. J. S. Roberts: *Drink, Temperance and the Working Class in Nineteenth Century Germany*, Boston u.a. 1984.

82 V.L. Lidtke: Die kulturelle Bedeutung der Arbeitervereine, in: G. Wiegelmann (Hg.): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1973, S. 146-159.

83 Material nicht zuletzt bei zeitgenössischen Schilderungen, wie sie z.B. über Berlin reichlich vorliegen (Glasbrenner, Dronke; z.B. E. Dronke: *Berlin, Frankfurt 1846*). Vielfach weniger geeignet, da zu sehr auf Organisationsentwicklung und (Streik-) Kämpfe orientiert, erweisen sich lokalgeschichtliche Arbeiten: H. Laufenberg: *Geschichte der Arbeiterbewegung in Hamburg, Altona und Umgebung*, I. Bd. Hamburg 1912, S. Pollard: *A History of Labour in Sheffield, Liverpool 1959*, besser R.W. Malcolmson: *Popular Recreations in English Society, 1700-1850*, Cambridge 1973 (Agrarbereich).

84 Vgl. G. Stedman Jones: *Working-Class Culture and Working-Class Politics in London, 1870-1900: Notes on the Remaking of a Working Class*, in: *Journal of Social History* 7 (1973/74), S. 460-508, S. 471, 473 ff. Vgl. dazu auch R. Engelsing: *Lebenshaltung in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert*, in: Ders.: *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten*, Göttingen 1971, S. 11-25, 263-265.

An dieser Stelle wird die Beschreibung vielfach abgeschlossen mit der Klage, wie „*kleinbürgerlich*“ sich gerade hier die Mehrheit des Proletariats zeige. Seit Lassalles verbittertem Seufzer von der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ der Klasse bestätigten zahlreiche Enqueten und Analysen als Wünsche und Sehnsüchte der großen Mehrheit der industriellen Lohnarbeiter Spaziergehen, Ausschlafen, Nichtstun, gesichertes Alter – auch bei den (im entwickelten Industriekapitalismus seit den 1890er Jahren) hochorganisierten Metallarbeitern.⁸⁵ Dem entsprachen ab 1890 die Umzüge zum 1. Mai, die bei aller demonstrativen Absicht und Bedeutung vielfach ritualisiert wurden: geordnete Viererreihen im Sonntagsrock, rote Nelke im Knopfloch und rote Fähnchen in der Hand, Abschluß im Kaffee- oder Biergarten.⁸⁶ Daraus Vorwürfe abzuleiten, beweist jedoch nicht nur Unkenntnis der politischen Repression (gegen „ungeordnete Haufen“), sondern auch eine nur abstrakte Vorstellung vom „Glück“ der industriellen Produzenten. Die tägliche Mühsal wird ignoriert, der 12-, nicht selten 14-, gelegentlich 17stündige Arbeitstag (letzterer zeitweilig in der Aachener Tuchindustrie der 1860er Jahre), der 1- bis 2stündige Weg, die jämmerlich enge Wohnung und das kärgliche Essen. Hier führt auch eine anthropologische Perspektive nicht weiter – jedenfalls dann nicht, wenn sie nur ahistorische Konstanten betont. Die Bedürfnisse der Arbeiter erschöpften sich eben nicht in „elementaren“ Wünschen nach Nahrung, Kleidung und Behausung.⁸⁷ Bemerkenswert ist demgegenüber die *Gleichzeitigkeit* offenbar auch bei einzelnen – von „Elementarem“ (keine Margarine mehr) und Utopischem (Sturz der „heutigen Gesellschaftsordnung“) mit Wünschen nach privatem „kleinen“ Glück, die sich in eher traditionellen und kulturell zugelasenen Symbo-

85 Vgl. die von Levenstein zusammengetragenen und von Rühle kommentierten Befunde: Rühle: Kultur- und Sittengeschichte, bes. S. 318 ff.; generell auch bei S. Reich: Arbeiter nach der Arbeit, Lahn-Gießen 1977.

86 Vgl. zum 1. Mai: G. L. Mosse: Die Nationalisierung der Massen, Frankfurt/Berlin 1976, S. 196-199. Mosse schließt aus punktuellen Belegen zu schnell auf tatsächlich durchgehaltene politische Motivation der Teilnehmer; vgl. auch den – bis jetzt nur mündlichen – Beitrag von G. Korff: Kampftag oder Feiertag? Zur Frühgeschichte des 1. Mai in Deutschland, auf der 4. Bielefelder Tagung zur neueren Sozialgeschichte, 10./11.6.1977 (überarbeitet: Ders.: Volkskultur und Arbeiterkultur. Überlegungen am Beispiel der sozialistischen Maifesttradition, in: Geschichte und Gesellschaft 5 (1979), S. 83-202.

87 Andererseits ist auch die These von einem „zunehmend [...] entgrenzten Bedürfnis nach Konsum“ (seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts) übertrieben, da sie die realen Beschränkungen als prinzipiell überwunden unterstellt. Vgl. aber K. Tenfelde: Arbeiterhaushalt und Arbeiterbewegung 1850-1914, in: SOWI 6 (1977), S. 160-165, 163.

len ausdrückten: Blumen pflegen, Globus studieren, Zeichnen, Basteln, Tanzen bis hin zum Kirchengang. In dieser Artikulationsweise manifestiert sich nicht so sehr die Isolierung und Orientierungslosigkeit von „Kleinbürgern“ oder kleinen Warenproduzenten, so deutlich die Ähnlichkeiten und direkten Anleihen sein mögen; sie zeigt vielmehr etwas von der Vielzahl *punktueLLer*, nicht-organisierter und nicht stets „bewußter“ Strebungen, die „Lebensweise“ und damit die Beziehungen der Menschen untereinander im Alltagsleben zu verändern. Das Motiv dieser Strebungen mochte sein, in vergleichsweise zwanglosem Umgang mit sich und anderen, mit Arbeitsmitteln und ‘der’ Natur – neue Möglichkeiten für die Entfaltung und Befriedigung der eigenen Bedürfnisse zu erproben.

V. „Privatisierung“ und „Erinnerung“ – Anpassung oder Distanz?

In dem hier erörterten Zusammenhang stehen die in der Alltagswirklichkeit „greifbaren“ Artikulationspotentiale und -weisen der unmittelbaren Produzenten im Mittelpunkt. Der analytische Zugriff über sozialstrukturelle Konzepte wie Klasse und Schicht bzw. Klassenlage ist demgegenüber bisher nur knapp angedeutet worden. Abschnitt I brachte Einwände auf der Ebene der Methodenkritik. Die Beschreibung von Situationen der Arbeit und Nicht-Arbeit (IV) hat dem einige Anschauung hinzugefügt. Notwendig ist aber noch ein Beispiel, das versucht, die Elemente zu verbinden.

G. Stedman Jones hat in einem Aufsatz über Londoner Arbeiter eine Erklärung vorgeschlagen, wie und warum sich „working-class culture and working-class politics“ nach der Mitte des 19. Jahrhunderts von denen der Arbeiterklasse „in the making“ unterschieden.⁸⁸ Sein Hauptargument skizziert einen ursächlichen Zusammenhang von Arbeitszeitverkürzungen, Reallohnanstieg und vermehrter Arbeitsteilung (zugleich Dequalifizierungen für Gelernte) mit der Entstehung einer „inward-looking culture“, die auf Familie und Freizeit, eventuell auf Gewerkschaftstätigkeit fixiert war. Die Differenz zwischen der offensiven Solidarität vor ca. 1850 und der danach zunehmenden „culture of consolation“ wird direkt auf Veränderungen der Klassenlage (Lohn, Dequalifizierung) mit Folgen für die Schichtung und die Stellung im Produktionsprozeß (Arbeitsteilung) bezogen. Die durchaus möglichen Erweiterungen gerade des letzten Moments um die Dimension der „Arbeitssituation“ bleibt freilich in Andeutungen stecken. So ist es

88 G. Stedman Jones: *Working-Class Culture*, S. 485 ff., 498 f.

ihm z.B. nicht gelungen, die entpolitisierende Re-Interpretation von Erfahrungen – mit der diese aller Stimuluswirkung beraubt worden seien – in ihren einzelnen Schritten konkret nachzuzeichnen. Überdies fragt er nicht nach den Faktoren, die als widerständig-oppositionelles „Distanz-Nehmen“ (ungeachtet mancher resignativer Färbungen) in den Privatisierungs- wie in den Organisationsstrategien zu entziffern sein mögen. Dabei kann es *nicht* primär um spektakulär „abweichendes Verhalten“ gehen. Problematisch sind vielmehr die veränderten Widersprüchlichkeiten des „proletarischen Lebenszusammenhangs“. Sie müssen erkennbar sein z.B. an den Formen der Hinnahme von Zumutungen (z.B. der Art und Weise von Arbeitsdisziplin, aber auch dem „Sich-Einrichten“ am Arbeitsplatz, Eßplatz usw.). Ausschlußproduktion, Absentismus und Arbeitsplatzwechsel könnten Hinweise auf veränderte Reaktionen gleichsam „unterhalb“ strategisch kalkulierter oder spektakulärer Gegenbewegungen geben. Doch auch die spezifisch männlichen „recreation patterns“, die sich seit der Jahrhundertmitte neu herausbildeten und bei denen die (Ehe-)Frauen ausgeschlossen blieben, wären hier zu beachten: Genügt es, sie als Flucht oder Kompensation vor bzw. von verschärfter Arbeitsdisziplin und -intensität zu beschreiben? Eröffneten sie nicht auch Möglichkeiten, Arbeitskontakte auszubauen bzw. die verstärkte Isolation im Betrieb durch außerbetriebliche Kommunikation und Interaktion aufzubrechen?

Wesentlich ist, daß die von Stedman Jones beobachteten Defizite an Kampfbereitschaft der englischen Arbeiterschaft offenbar nicht in individualistisches Mobilitätsstreben umschlugen. Insofern wäre die Standardfrage nach den Mobilitätschancen als Ausweg oder Kompensation für proletarische Aktion zu relativieren – vielleicht hatte sie ‘von vornherein’, vor dem Hintergrund neuer wie alter kommunaler Wahrnehmungs- und Handlungsregeln,⁸⁹ ein sehr viel geringeres Gewicht, als es heute scheinen mag.

Besonders wichtige Indizien für die Veränderung des Lebenszusammenhangs und der Lebensweise sind fraglos die von Stedman Jones thematisierten Weisen des „Sich-Erinnerns“ an „bessere“ und „heroische Zeiten“. Sie verweisen auf das (bereits angedeutete) Problem des Zeitbewußtseins. Überdies ist dieses Interpretationsverfahren geeignet, die bisher bewußt ausgeklammerte Frage der Überlieferung zumindest in der Konzeptualisierung aufzuheben. Die Beobachtung, daß keine direkte Handlungsmotivierung mehr aus den Erfahrungen der ersten Jahrhunderthälfte zu erkennen ist (bei den von Stedman Jones untersuchten Arbeitern), belegt jedoch noch nicht, die Erinnerungen seien zu austauschbarem

89 Vgl. dazu W.H. Sewell Jr.: *Social Mobility*, S. 217-233; s. auch M. Agulhon: *La République au village*, passim; zusammenfassend: S. 415.

Material eines homogen „falschen“ oder doch angepaßten, eindimensionalen oder resignativen Bewußtseins geworden.⁹⁰ Auch wenn die „Erfahrung in der Herstellung der Erfahrung“ (Negt/Kluge) qualitativ anders wurde, zeigen sich in ihr vielleicht doch Erwartungen, die nicht ohne die Spuren der Utopien der Väter und Großväter über eine alternative Organisation des gesamten Lebenszusammenhangs zu verstehen sind. Denn selbst resignative und ritualisierte Erinnerungen an „bessere Zeiten“ enthalten allemal konkrete Anklagen gegen „hier und jetzt“ erfahrene Gewalt und Bedrängung – ein Defizit an Befriedigungschancen, das sich auf diese Weise zur Sprache bringt.

Das Problem, ob und wie alternative „projets“ in nicht-spektakulären Formen entwickelt und artikuliert worden sind oder werden können, stellt sich auch für die Industriearbeiter im Deutschen Kaiserreich seit den 1890er Jahren – also ebenfalls unter Bedingungen vermehrter Arbeitsteilung, gewisser Reallohnzuwächse etc. (die politisch-polizeiliche Repression militärischer Prägung war allerdings eine ‘besondere’ Bedingung). Sicherlich hat die „negative Integration“ der organisierten Arbeiterbewegung seit G. Roths ersten Hinweisen⁹¹ mittlerweile mit zahlreichen Belegen deutliche Konturen angenommen. War aber damit auch die weitgehende Anpassung und „kleinbürgerliche“ Beruhigung in der *Lebensweise im Alltag* verbunden, d.h. in den *Arbeitsprozessen* und Situationen der *Reproduktion* und der *Nicht-Arbeit*? Inwieweit hier – wenn man so will – an der Basis und ‘vor’ der Infiltration durch eine Bewußtseinsindustrie sehr differenzierte, nicht strikt politische, aber immerhin politisierbare Bedürfnisse nach „gutem Leben“ und „Verausgabung“ stärker wurden, bleibt eine offene Frage. Die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen der Klasse haben die Spuren dieser Bedürfnisse freilich nur unter dem Aspekt wahrgenommen, ob sie sich ihrem Verständnis von „Klassenbewußtsein“ fügten und damit kurzfristig der eigenen Schlagkraft nützten; sie haben sie nicht ernst genommen.

90 Vgl. dazu die Belege zur Gleichzeitigkeit von Hinnahme und Distanz bei P. Willis: *Learning to Labour*, Westmead, Farnborough 1977.

91 G. Roth: *Social Democrats in Imperial Germany*, Totowa 1963.

Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende

Skizzen zu Bedürfnisbefriedigung und Industriearbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert

I. Mechanische Zeitdisziplin?

Hausindustrielle Strumpfwirker in England bezeichneten sich in den 1830er Jahren als „frei“, weil ihnen keine „Fabrikglocke ... die Zeit zum Essen, Schlafen und Arbeiten zumesse“.¹ Weder bei den Zeitgenossen noch späterhin hat eine derartige Wahrnehmung Erstaunen erregt. Für Kritiker des Fabriksystems wurde eine Abgrenzung, wie sie die „noch-nicht“-betroffenen Strumpfwirker äußerten, umstandslos zur Verklärung einer bedrohten oder schon vergangenen Arbeits- und Lebensweise. Fabrikarbeit galt als „pausenloses“ Arbeiten; das romantisierende Gegenbild zeigte die vorindustrielle Arbeit als angeblich „ungezwungene“ Tätigkeit.² (Dies gilt z.B. für Friedrich Engels; er übernahm das Strumpfwirker-Zitat mit dieser Zielrichtung aus einem parlamentarischen Untersuchungsbericht.) Freilich scheinen auch Erfahrungen „am eigenen Leibe“ zu bestätigen, daß Fabrikarbeit den unbedingten Gleichtakt von Maschinenzeit und Lebensrhythmus der Arbeitenden, den „unmittelbaren Produzenten“ erfordert. Der Stoßseufzer einer Textilarbeiterin aus den späten 1920er Jahren ist

-
- 1 Zit. nach: F. Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), in: K. Marx/F. Engels: Werke (MEW), Bd. 2, Berlin/DDR 1957, S. 409.
 - 2 Für das Stereotyp vom „pausenlosen“ Arbeiten in der Fabrik vgl. ebda., S. 397 f.; vgl. auch K. Marx: Das Kapital (1867, 4. Aufl. 1890), Bd. 1 (MEW Bd. 23), Berlin/DDR 1965, S. 445 ff. (die Arbeiter als „Teil einer Teilmaschine“). Für die „Muße“ vorindustrieller Arbeit bzw. Arbeiter vgl. F. Engels (s. Anm. 1), S. 238 f. Es handelt sich dabei um Versatzstücke, die an eine erklärt polit-ökonomische Perspektive gebunden waren oder Vgl. für die Dauerhaftigkeit dieser Annahme E. P. Thompson: Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus (engl. 1967), in: R. Braun u.a. (Hg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973, S. 89 – wobei auf S. 99 durchaus auf sektorales (Hafenarbeit, Eisenbahn, Bergbau) und regionales Fortdauern von „unregelmäßigen Arbeitsrhythmen“ hingewiesen wird.

nur einer unter vielen: Das Wort „Arbeit“ erinnere sie stets an eine sich immer wiederholende Gleichmäßigkeit“.³

Seit den Anfängen der „großen Industrie“ „waren sich aber auch die Fabrikherren und die ihnen verbundenen Ökonomen einig, daß Fabrikarbeit mechanische Zeitdisziplin voraussetzt oder doch erzwingt.“⁴ Dabei bezeichnet die von ihnen unterstellte Notwendigkeit zunächst nichts als ihr besonderes Eigen-Interesse. Es ging ihnen darum, die relative Flexibilität aufzuheben, welche Mägde und Knechte, Handwerksgesellen und Tagelöhner, am ehesten vielleicht hausindustrielle Produzenten gehabt hatten. Allerdings: Der tägliche Wechsel von der Feld zur Web- oder Spinnarbeit, zu Reparatur-, Hol- und Bringarbeiten war kein zwangloses Spiel.⁵ Vielmehr reflektierte er die Zwänge und die Mühsal ihrer Lebenslage. Sie mußten ihren Lebensunterhalt von Tag zu Tag unter vielfach kaum kalkulierbaren Bedingungen sichern – gefährdet von plötzlichen Wetterumschwüngen ebenso wie von Brüchen an Pflug, Wagen oder Webrahmen; alle Gewerbe waren den Stockungen der natürlichen Antriebskräfte ausgesetzt, vor allem jahreszeitlichem Versiegen des Wassers.

Die Forderung nach gleichmäßig-unveränderlichen Arbeitsabläufen war offenbar für Fabrikbesitzer wie für Fabrikarbeiter etwas Neues. Was aber für die einen der Logik der neuen Produktionsweise entsprach, war für die anderen tägliche Zumutung. Aber auch als Konflikttherd blieben die Versuche, strikt maschinengebundene Zeitdisziplin durchzusetzen, ein gemeinsamer Bezugspunkt für Vorgesetzte wie für Arbeiter. Und in dieser eigentümlichen Übereinstimmung

-
- 3 Deutscher Textilarbeiterverband, Hauptvorstand/Arbeiterinnensekretariat (Hg.): *Mein Arbeitstag – mein Wochenende*, Berlin o.J. (1930), S. 79 (jetzt als Faksimile mit einer Einleitung von A. Lüdtker neu herausgegeben, Hamburg 1991); dies war die Antwort einer der 158 Arbeiterinnen, die auf eine vom genannten Verband veranstaltete Umfrage antworteten, einer 34-jährigen kinderlosen Ehefrau.
 - 4 Vgl. die Belege bei S. Pollard: *Die Fabrikdisziplin in der industriellen Revolution*, in: W. Fischer/G. Bajor (Hg.): *Die soziale Frage*, Stuttgart 1967, S. 160 ff.
 - 5 Vgl. für den agrarischen Arbeitsprozeß an dem – sicherlich für den Wechsel von Arbeitsprozessen besonders deutlichen – Beispiel der kleinbäuerlichen Familienwirtschaft in Württemberg, d.h. in einem Realteilungsgebiet, D. Sabeau: *Intensivierung der Arbeit und Alltagserfahrung auf dem Lande – Ein Beispiel aus Württemberg*, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium* 6 (1977), S. 148-152. Vgl. für teilweise oder auch überwiegend hausindustriell produzierende Regionen bzw. unterbäuerliche Schichten: P. Kriedte/J. Schlumbohm/H. Medick: *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, 2. Aufl. Göttingen 1979, S. 90 ff., 194 ff.

blieben (und bleiben) die Widersprüche der Fabrikproduktion verdeckt. Zum einen: Wird den vorindustriellen Produktionsweisen ein erhebliches Maß an Selbstbestimmung für die „unmittelbaren Produzenten“ zugeschrieben, dann liegt es nahe, die Fabrik nur als fugenloses Arrangement von Zwängen zu sehen.⁶ Ausschließlich vermehrte Belastung und „Entfremdung“ charakterisieren dann das Fabrikleben. Die Folge dieser einlinigen Sehweise war und ist fatal: Ignoriert werden die Brüche in der Fabrikorganisation, unerkannt bleiben die darin angelegten Chancen für die Durchsetzung von Interessen und Bedürfnissen der Arbeitenden.

Parallel (und zweitens) hat sich das Interesse der Fabrikanten verselbständigt. Für sie ging es zunehmend weniger um eigene Arbeit; ihr Interesse war es, fremde bzw. gekaufte Arbeitskraft zu betreiben. Dieses Interesse an kosteneffektiver Ausnutzung der Maschinen wird nahtlos übernommen, wenn es als analytische Einsicht in die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse, in den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft überhaupt gilt.

Skepsis gegen die These von der mechanischen Zeitdisziplin in der Fabrik ist also angezeigt. Dieser Vorbehalt soll freilich nicht die Veränderungen bagatellisieren, welche mit dem Aufkommen fabrikmäßiger Arbeitsorganisation verbunden waren und sind. Fabrikarbeit bedeutete nicht nur die räumliche Trennung von Arbeits- und Wohnplatz, d.h. die Absonderung der Produktionsmittel und -prozesse in einer umzäunten, vielfach auch ummauerten Werkstatt, in einem Schuppen oder in einer Halle. Für die Betroffenen mindestens ebenso fühlbar wurde das Zeit-Diktat von Fabrikanten und ihren Fabrikordnungen – die Eingangszitate lassen daran kaum einen Zweifel. Die Fabrikherren versuchten, den

6 Vgl. E. P. Thompson. Während Thompson ein größeres Maß an Selbstbestimmung in den vorindustriellen betont, akzentuiert S. Pollard im Sinne modernisierungstheoretischer Annahmen die Unausweichlichkeit und Notwendigkeit der „neuen“ Fabrikdisziplin. Im Rahmen einer Fallstudie der Neuchâtelers Baumwolldruckerei sieht P. Caspard sehr viel zurückhaltender die weithin als „dramatische oder traumatische Neuerung“ interpretierte Einführung von Zeitplänen und Fabrikordnungen, vgl. Ders.: Die Fabrik auf dem Dorf, in: D. Puls (Hg.): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten. Frankfurt/M. 1979, S. 105-142, 133 f.; Feld wie Fabrikarbeit hätten gleichermaßen „von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Nacht“ gedauert; erst die Nachtarbeit habe den gewohnten Arbeitsrhythmus entscheidend berührt. Wichtig ist hier freilich, daß ein Großteil der (weiblichen wie männlichen) Arbeitskräfte bereits als Kinder mit der Fabrikarbeit begonnen hatten bzw. hatten beginnen müssen. Ältere, d.h. bereits ältere Jugendliche, waren danach kaum mehr an die – offenbar doch spezifische – Fabrikdisziplin zu gewöhnen (ebda.).

Tagesablauf rigoros jeder eigenen Disposition der Betroffenen zu entziehen und ihn zugleich in voneinander isolierte Elemente zu zerlegen. Zumal die – immer wieder neue – „erste Generation“ von Arbeitern, die in eine Fabrik wechselten oder wechseln mußten, erfuhr den neuen Arbeitsplatz in seiner fundamentalen Bedeutung als Überstieg in eine andere Produktionsweise.

Wichtig war dabei nicht nur die veränderte Materialbearbeitung, d.h. die Verwendung von Werkzeugmaschinen sowie die (nach und nach) arbeitsteilige Produktionsorganisation. Entscheidend wurden die Folgen: Die Veränderungen berührten die sozialen Beziehungen und Umgangsformen während der Arbeit. In der Arbeitszeit sollte die Arbeitskraft ausschließlich zur Warenproduktion, nicht aber zur Herstellung von Gebrauchswerten eingesetzt werden. Vor allem zielten die Anstrengungen der betrieblichen Vorgesetzten dahin, Arbeit eindeutig von Nicht-Arbeit zu trennen. Nicht-Arbeit als lustvolle „Verausgabung“⁷ war in der räumlichen und zeitlichen Arbeitsphäre ausdrücklich verboten: Die neue Produktionsweise erfaßte also zwangsläufig die gesamte tägliche Praxis der Betroffenen.

II. Betriebliche Arbeitsordnungen

Ziel aller Disziplinierungsanstrengungen war es, den täglichen Gleichtakt der Arbeitenden mit dem Lauf der Antriebs- oder Werkzeugmaschinen zu erreichen und zu sichern. In einer (nicht nur für ihn) typischen Formulierung argumentierte Andrew Ure, ein führender englischer Theoretiker und Propagandist der Arbeitsteilung, im Jahre 1835, die Arbeitenden müßten ihr „unmethodisches Arbeitsverhalten“ aufgeben und sich „mit der unveränderlichen Gleichmäßigkeit der komplexen Maschinerie identifizieren“.⁸ Alfred Krupp, der in rigorosem Patriarchat seinen (seit den 1850er Jahren führenden) schwerindustriellen und Maschinenbaubetrieb dirigierte, notierte in diesem Sinne 1867, er habe „seit

7 Dieser Begriff meint ein Verhalten, das „Ordnung und Zügelung“ erst „sinnvoll“ macht, wenn es sie im Akt der „Insubordination“ durchbricht, in den „ungeheuren Anstrengungen der Selbstaufgabe, des Sichverströmens, des Rasens, ... die keiner Rechenschaft mehr unterworfen sind“, vgl. G Bataille: Der Begriff der Verausgabung, in: Ders.: Das theoretische Werk, Bd 1, München 1975, (franz. 1967) S. 9-31, bes. S. 30.

8 A. Ure: The Philosophy of Manufactures, London 1967, (1835), S. 15.

Jahren die Zeitordnung als erste Bedingung der Fabrikordnung“ gefordert.⁹ Und zwei Jahre zuvor: Die für die interne Organisation wie für die Verwertung auf dem Markt grundlegende Kalkulation des Betriebes sei erst dann realistisch, wenn „stets alle Werkzeuge Tag und Nacht beschäftigt sind“.¹⁰ Der Akzent lag dabei nicht nur auf „Tag und Nacht“, sondern gleichermaßen auf „stets“.

Die vielfachen und über Jahre hinweg monoton wiederholten Mahnungen und Klagen Alfred Krupps sind ein Beispiel für die geringe, zumindest nur begrenzte Wirkung derartiger Reglementierungen. Hier wie anderswo zeitigten weder der Verweis auf die Notwendigkeit einer durch Kosteneffektivität „rationalen“ Betriebsführung noch parallele Appelle an ein gefordertes oder unterstelltes „Arbeitsethos“ den gewünschten Effekt: Weiterhin blieben die reale Arbeitszeit und die in der Kalkulation angestrebte Betriebszeit chronisch unterschiedlich. Auch fortwährendes Strafen¹¹ und vorbeugendes Kontrollieren erzwang keine Identität der beiden Größen. Neben den Ungewißheiten des Marktes waren ein fortwährendes Risiko die während der Arbeitszeit bewußt, jedenfalls aus eigener Disposition „unbeschäftigten Menschen“ (Krupp).¹² Das war sicher eine stehende Redewendung unter den Fabrikanten; zugleich aber beschrieb sie die Realität. Krupp selbst lieferte dafür die Belege. Im Jahre 1864 notierte er (der Betrieb hatte bereits mehr als 6.000 Arbeiter): „Es wird behauptet, daß viele Arbeiter unregelmäßig kommen, und daß sogar viele vor dem Moment des Läutens die Arbeit und den Platz verlassen haben.“¹³ Sieben Jahre später beklagte er sich – in üblicher Heftigkeit – bei seinen Direktoren: „Hunderte von Arbeitern waschen sich 10 und 5 Minuten vor 12 Uhr [dem Beginn der – noch – einstündigen Mittagspause, A. L.] und Hunderte sind 5 Minuten vor 12 Uhr auf dem Heimwege.“ Und 1875 (jetzt hatte das Werk knapp 14.000 Arbeiter) schrieb er an das Direktorium (bis

9 Alfred Krupp, der Alleinhaber der „Gußstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen“, in einer seiner „Bemerkungen für die mechanischen Werkstätten“ vom 14. Oktober 1867, HA Krupp, WA VII c 100, S. 10 – Für ihre freundliche und großzügige Hilfsbereitschaft möchte ich der Leiterin des Historischen Archivs der Friedrich Krupp GmbH, Frau Dr. Köhne-Lindenlaub, sowie Herrn Müther danken.

10 Krupp, 3. März 1865, HA Krupp, WA VII c 100, S. 4.

11 Generell zur Strafpraxis, vor allem zu den Androhungen: Pollard: Fabrikdisziplin, S. 169-173 (mit bzw. zu englischen Beispielen).

12 Diese Formulierung verwandte Krupp in seinem Entwurf zu dem „Generalregulativ“ (von 1872) für seine Betriebe, 4. Dezember 1871, vgl. E. Schröder: Alfred Krupps Generalregulativ, in: Tradition 1 (1956), S. 42 Anm.

13 Niederschrift A. Krupps vom 10. August 1864, HA Krupp, WA IV 607, S. 16. Zu den Belegschaftsstärken vgl. HA Krupp, WA VII f 1289.



Der „Kruppsche Esel“

1888 übrigens „Prokura“ genannt): „Bei jedem Besuch und bei jeder Abfahrt sehe ich, wie die Leute sich verspäten oder vor der Zeit entschlüpfen.“¹⁴

Seit den 1840er Jahren (und bis zur Verkürzung um eine Stunde, 1890) war bei Krupp eine dreizehnstündige Arbeitszeit vorgesehen; nur die „Feuarbeiter“ an den Schmelz- und Hochöfen bekamen eine einstündige Ermäßigung – sie hatten aber auch zwölfstündige, im Gegensatz zu sonst zehnstündigen Nachtschichten. Im Sommer begann die Arbeit um sechs Uhr morgens und dauerte bis 19 Uhr; in den 1850er Jahren waren die Zeiten im Winter um eine Stunde verschoben. Die normale, allerdings erst allmählich regelmäßig vorgesehene Nachtschicht – erst seit 1854 voll bezahlt – betrug zehn Stunden, von 20 Uhr bis morgens um sechs (seit 1890 von 18 Uhr bis 4.30 Uhr in der Frühe, dabei war eine halbe Stunde Pausenzeit eingeschlossen).¹⁵ Wichtig ist freilich, daß davon in den hier

14 Brief A. Krupps vom 11. Mai 1871, HA Krupp, WA IV 308, S. 12. – Ders.: Schreiben an die Prokura vom 7. April 1875, HA Krupp, WA IV 308, S. 18.

15 Vgl. zu den Arbeitszeiten die Fabrikordnungen von 1852, 1856, 1885 und 1890, z.T. gedruckt im HA Krupp bzw. dort unter WA XI a 1, 11 (1852), WA X a III. 14 (1856) bzw. WA IV 128, S. 287 (1885) und WA IV 130, S. 301 (1890), sowie das Zirkular vom 15. Februar 1890, ebda., S. 312. Vgl. auch den Katalog: Internationale Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen zu Brüssel 1876. Wohlfahrtseinrichtungen der F. Kruppschen Gußstahlfabrik zu Essen zum Be-

behandelten Branchen Stahlerzeugung und Maschinenbau nur Männer direkt betroffen waren.¹⁶ Weibliche Arbeitskräfte finden sich ganz vereinzelt seit den 1880er Jahren – aber nur für „Putz- und Reinigungsarbeiten“. Nimmt man die weiblichen Angestellten in den betrieblichen Verwaltungen aus, kam es erst im Weltkrieg 1914-1918 zur Einstellung von Produktionsarbeiterinnen in diesen Branchen. – Doch zurück: 1871 wurde die bis dahin einstündige Mittagspause um eine halbe Stunde gekürzt. In die dreizehn Stunden fielen außerdem je eine Frühstücks- und eine Vesperpause, von 8 bis 8.15 Uhr bzw. 16 bis 16.15 Uhr. Daß auch, vielleicht sogar in besonderem Maße, diese kurzen Pausen die ange-

sten ihrer Arbeiter, Essen o.J. (1876), S. 12. Vgl. auch R. Ehrenberg: Krupp-Studien, in: Archiv für exakte Wirtschaftsforschung (Thünen-Archiv) 3 (1911), S. 86 (Nachtschichten). – Es geht hier um die täglichen Arbeitszeiten bzw. zeitlichen Rhythmen, also nicht z.B. um den „blauen Montag“ oder den Urlaub, vgl. D. Reid: Der Kampf gegen den „Blauen Montag“ 1766-1876, in: Puls (Hg.): Wahrnehmungsformen und Protestverhalten, S. 265-295; J. Reulecke: Vom blauen Montag zum Arbeiterurlaub, in: Archiv für Sozialgeschichte 16 (1976), S. 205-248.

- 16 Zur Rekrutierung für bzw. Anpassung an die (vom Verfasser) unbezweifelten Zwänge fabrikindustrieller Arbeit bei Krupp vgl. Ehrenberg: Krupp-Studien, und Ders.: Krupp-Studien, in: Thünen-Archiv, Organ für exakte Wirtschaftsforschung 2 (1909), S. 204-227; Ders./H. Racine: Krupp'sche Arbeiterfamilien, in: Archiv für exakte Wirtschaftsforschung (Thünen-Archiv), 6. Ergänzungsheft, Jena 1912. Zu den Bemühungen, auf jeden Fall die Einstellung von über 40jährigen zu vermeiden, vgl. div. Zirkulare, z.B. 1873, HA Krupp, WA IV 129. – jetzt insgesamt die materialreiche und differenzierende von H. Schäfer: Die Industriearbeiter. Lage und Lebenslauf im Bezugsfeld von Beruf und Betrieb, in: H. Pohl (Hg.): Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870-1914), Paderborn u.a. 1979, S. 142-216. Der Beitrag informiert vor allem über Fragen der Arbeitszeit und Lohnentwicklung, der Qualifikationsproblematik (der überwiegenden Mehrheit der „Gelernten“ in den hier behandelten Branchen); Schäfer orientiert über den Forschungsstand zur Mobilität und besonders zu der bisher zu pauschal als „hoch“ unterstellten Fluktuation der Arbeiter sowie zu Lebenszyklen: Wichtig ist dabei die Differenzierung von und realen Lebensverdienstkurven (S. 185 ff.). Zu dem Problem der Klassenentwicklung oder der Entstehung eines „geborenen“ (Fabrik-)Proletariats s. freilich H. Zwahr: Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse, Berlin/DDR 1978. Besonders zum Kaiserreich und der Frage der Unorganisierten sowie des Konfliktverhaltens der Schichten und der industriellen Arbeiterschaft vgl. D. Groh: Intensificacion and Industrial Conflict in Germany, 1896-1914, in: Politics & Society 8 (1978), S. 349-397. – Zu Reichweiten und Grenzen der gängigen Grundannahmen oder stillschweigenden Voraussetzungen bei den einschlägigen Arbeiten vgl. auch meinen Versuch: Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation, in diesem Band, S. 41-77.

strebte Gleichmäßigkeit des Betriebes störten oder gar verhinderten, läßt ein „Zirkular“ (Erlaß) des Kruppsehen Direktoriums vorn 24. August 1866 an die Belegschaft immerhin ahnen: „Es ist ungern bemerkt worden, daß die Arbeit nach den Pausen um 8.15 früh und 4.15 nachmittags vielfach nicht regelmäßig wieder begonnen wird...“¹⁷ Verantwortlich seien freilich vor allem die Meister. Sie wurden angewiesen, sich nicht nach Hause zu begeben, sondern auch in diesen Pausen anwesend zu bleiben – ihre Überwachungsfunktion sollte nicht durch Pausen eingeschränkt oder suspendiert werden.

Symptomatisch für die Renitenz „der“ – jedenfalls aber zahlreicher – Arbeiter wie auch für die Suche nach einem vermutlich gefügigen Sündenbock ist ein Runderlaß des Direktoriums der Gutehoffnungshütte vom September 1870 (die GHH war ebenfalls ein eisenerzeugendes und -verarbeitendes Unternehmen, sie unterhielt mehrere z.T. auch räumlich getrennte Betriebsteile in Oberhausen und in den benachbarten Gemeinden Osterfeld und Sterkrade): „... Es ist namentlich die unpünktliche Beachtung der Arbeitszeit worüber wir Klage zu führen haben. Bei Beendigung des Glockenzeichens resp. Schlagens der Turmuhr soll jeder Arbeiter an seinem Platz sein und seine Arbeit beginnen; statt dessen haben wir gefunden, daß oft mehrere Minuten lang der Beginn der Arbeit verzögert wird, und selbst die Dampfmaschinen nicht einmal in Bewegung sind.“¹⁸

Wie bei Krupp sahen auch die Direktoren der GHH in dieser Form der Unpünktlichkeit weniger eine direkte Widersetzlichkeit der Arbeiter als das eklatante Versagen der „Mittelsmänner“, der „größeren Zahl der Meister“. Neben die Ermahnung dieser Aufsichtsorgane traten aber auch konkrete Anweisungen. Sie zeigen die generelle Tendenz aller Reglements und (Fabrik-)Ordnungen: durch Aufzählen von Einzelatbeständen alle Dispositionschancen der „unmittelbaren Produzenten“ über Arbeitsbeginn und -ende – vor allem während der vorgesehenen Arbeitszeit – dem Zugriff der (Betriebs-)Obrigkeit zu unterwerfen. Die Auflistung möglichst aller vorstellbaren Verstöße sollte und konnte zugleich die Kontrolle der Arbeitenden an ihrem Arbeitsplatz insgesamt erleichtern und verbessern: Interpretationsfähige Formulierungen („rechtzeitig“ anfangen etc.) begünstigten den Anspruch der Vorgesetzten, die „Definitions-macht“ über jedes Handeln und Verhalten in der Fabrik auszuüben. Garantiert schien damit der ste-

17 Zirkular vom 24. August 1866, HA Krupp, WA IV 308, S. 17.

18 Zirkular „an sämtliche Meister“ der GHH, vom 2. September 1890, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH Nr. 20002/17, fol. 31. Dem Leiter des seinerzeitigen Historischen Archivs der GHH, Herrn Bodo Herzog, möchte ich für seine stete und unkomplizierte Hilfe danken.

te und – für die Vorgesetzten – rationelle Einsatz der Werkzeuge und Maschinen, vor allem der Körper und Körperteile der Arbeitenden selbst. In dem zitierten Fall bei der GHH wurde vorgeschrieben, daß die Dampfmaschinen „bei Beginn des Glockenzeichens angelassen“ werden und „bei Beendigung desselben [nach fünf Minuten, A. L.] in regelmäßigem Gang sein“ sollten; Schmiedefeuere waren von den Lehrjungen „zeitig“ vor Beginn der eigentlichen Arbeitszeit anzulegen.

III. Konflikte um das Arbeitsende

Für die Arbeiter waren Festlegung wie Inhalte ihrer Arbeitszeit mit der Einführung und Verfeinerung von Fabrikordnungen aber noch keineswegs entschieden. Sie führten einen wechselvollen und offenbar kaum unterbrochenen Kampf um die Kontrolle über die Verausgabung ihrer Arbeitskraft, ihrer Geschicklichkeit, ihrer sozialen, intellektuellen Fähigkeiten wie manuellen Fertigkeiten. Es waren weithin verdeckte, fast immer nicht-spektakuläre Auseinandersetzungen. Dennoch finden sich Anhaltspunkte und Belege – in einzelnen betrieblichen Konflikten, aber auch in den Verschärfungen, genauer: Präzisierungen der einschlägigen Arbeits- und Fabrikordnungen. Dazu ein Beispiel aus der Auseinandersetzung um das tatsächliche Arbeitsende. In der ersten ausführlichen Fabrikordnung der GHH von 1870 war festgelegt, daß „jeder Arbeiter ... am Samstag-Abend höchstens eine Viertelstunde vor dem Arbeitsschlusse seinen Arbeitstisch und die Umgebung desselben vollständig und gründlich aufräumen, reinigen und die Werkzeuge nach seinem (Werkzeug-)Buch ordnen“ sollte.¹⁹ Fing jemand früher mit dem Aufräumen an, hatte er eine Strafe, das heißt einen Lohnabzug, zu gewärtigen. Dabei wurde wohl nicht nur übersehen, sondern bewußt eingeplant, daß diese fünfzehn Minuten an vielen Arbeitsplätzen nicht ausreichen konnten, also der Heimweg verschoben, die Zeit für Reproduktion und vielleicht auch „Verausgabung“ verkürzt werden mußte, ohne jede Chance auf Entgelt.

In einer der Arbeiterlebenserinnerungen, die kurz nach der Jahrhundertwende auf Anregung des an anti-sozialdemokratischer Innerer Mission interessierten Pfarrers Paul Göhre verfaßt wurde, hat der gelernte Holz- und Metalldreher Moritz Bromme geschildert, wie unterschiedlich der Zeitaufwand für diese in der

19 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RW WA) GHH Nr. 20002/17, hier: 28, fol. 82.; zu den Strafen (von 5 Silbergroschen bis zu 2 Talern) vgl. 33 u. 34.

Regel wöchentliche Maschinenreinigung war.²⁰ Bromme arbeitete an einer Spiralbohrerdrehbank in der Geraer Werkzeug- und Maschinenfabrik Wesselmann Bohrer & Co (Ende der 1890er Jahre). Die ebenfalls in dieser Fabrik arbeitenden Durchfeiler mußten ihre Bänke nur „abkehren und ein wenig abwischen“. Demgegenüber hatten Bromme und seine Kollegen ihre jeweils vier mit Wasser gekühlten Bänke „erst von nassen Spänen (zu) reinigen, (mit) Petroleum ein(zu) reiben, (mit) trockene(r) Putzwolle nach(zu) streichen“ und konnten „dann erst sauber putzen“. Arbeitsschluß war um sechs Uhr abends. Als Bromme in dieser Fabrik anfang, begannen die Arbeiter an den Wasserbänken zwischen vier und fünf Uhr mit der Reinigung. Die Werksleitung verfügte nach einiger Zeit, daß nicht vor 20 Minuten vor sechs (auf ein Glockenzeichen) zu beginnen sei – dann dauerte das Reinigen jedoch mindestens bis sieben Uhr, also eine Stunde über den offiziellen Arbeitsschluß hinaus. Immerhin erreichten die Arbeiter schließlich, daß diese Stunden Mehrarbeit dann doch mit 31 Pfennigen, einem baren Stundenlohn, bezahlt wurde.

Nicht aus eigener Erfahrung, aber nach Auswertung von Erfahrungs- und Untersuchungsberichten teilte Engels in der zitierten Soziographie zur „Lage der arbeitenden Klasse in England“ parallele Beobachtungen mit. Freilich handelte es sich hier nicht nur um Konflikte um das Ende der faktischen Arbeitszeit, sondern zugleich um ein Kalkül, das Unfallgefahr bewußt „in Kauf“ nahm. Denn bei der Reinigung der Maschinen sei „dem Arbeiter ... jede freie Stunde (so viel) wert, daß er sich oft lieber zweimal wöchentlich in Lebensgefahr begibt, als sie dem Bourgeois opfert“²¹: Geputzt wurden also auch laufende Maschinen. Die Arbeitenden vertrauten auf die Beherrschung, zumindest die genaue Kenntnis der Mechanik und auf die eigene Geschicklichkeit, allen Widrigkeiten oder Pannen zum Trotz mit – im Wortsinn – heiler Haut davonzukommen (Engels bezog seine Beispiele vor allem aus der Weberei und Spinnerei).

Deutlich erkennbar wird das Bestreben der Betriebsleitungen. Durch detaillierte Einzelfallverbote sollte jede eventuelle Rückaneignung von Zeit durch die Arbeiter unterbunden, im Gegenteil: die Arbeitszeit über den offiziell festgelegten Zeitraum hinaus ausgedehnt werden. Der Wandel der Normen zeigt sich z.B. in den Reglements der – so der volle Name – „Friedrich Krupp Gußstahlfabrik Essen“. Im Jahre 1852 verfügte das Reglement „für die Arbeiter“ (damals im Jahresdurchschnitt rund 250) nur lakonisch, der Arbeitsbeginn werde durch

20 M. T. W. Bromme: *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters* (1905), 2. Aufl. Frankfurt/M. 1971, S. 290.

21 Engels: *Lage der arbeitenden Klasse*, S. 388.

ein Glockensignal angezeigt; mit Ende dieses Signals habe jeder an seinem Platz „bereitzustehen“.²² Vier Jahre später wurde diese Vorschrift genauer formuliert. Jetzt erfaßte sie auch das Beenden der Arbeit; Pausen wurden allerdings noch nicht erwähnt (obwohl sie natürlich gehalten wurden): „Jeder Arbeiter muß vor dem Aufhören des Läutens an seinem Platze zur Arbeit bereit stehen und darf denselben ohne Erlaubnis zur Beendigung der Schicht nicht wieder verlassen. Vorbereitungen zum Weggehen sind, bevor zum Schluß geläutet wird, streng untersagt.“²³

In der Ordnung von 1890 hieß es dagegen weitaus detaillierter (sie galt für ca. 25.000 Arbeiter):

„Anfang und Ende der Arbeitszeiten, sowie der regelmäßigen Ruhepausen werden jedesmal durch Läuten oder andere geeignete Zeichen angezeigt.“

Und in einem der folgenden Paragraphen:

„Alle Arbeiter, sowohl die Akkord-Arbeiter, als die Tagelöhner müssen sich pünktlich zur bestimmten Arbeitszeit einfinden und zwar müssen sie vor dem Aufhören des Läutens fertig zur Arbeit sein... Vorbereitungen zum Weggehen (Waschen, Kleiderwechseln etc.) vor beendeter Arbeitszeit sind untersagt. Während der Arbeitszeit darf die Arbeit, abgesehen von den ordnungsmäßigen Ruhepausen, nicht unterbrochen werden und ist insbesondere untersagt, während der Arbeitszeit zu schlafen.“²⁴

Es geht hier nicht um die – kaum zu bezweifelnde – Diskrepanz zwischen Vorschrift und Wirklichkeit. Wichtig ist vielmehr die schrittweise Ausdifferenzierung der Normen – die Zerlegung der betrieblichen Praxis in kontrollierbare und sanktionsfähige Tatbestände. Ganz offensichtlich spiegeln sie wiederholte und andauernde Versuche der Arbeiter, die zugemutete Übereinstimmung von Fabrikzeit und eigenem Tagesrhythmus zu lockern oder sogar aufzuheben. Wenn das vorzeitige Abstellen der Maschinen ausdrücklich untersagt, verschärft kontrolliert und sanktioniert wurde, dann konnte z.B. auf das Wechseln der Kleider bei (noch) laufenden Maschinen ausgewichen werden. Auch damit ließ sich Zeit „gewinnen“, ohne daß auffällige Verzögerungen oder gar Stockungen des Betriebes zu befürchten waren. (Allerdings gilt zumindest dieses Beispiel nicht für Krupp in den 1850er und 1860er Jahren. Aus dieser Zeit erinnerten sich im

22 HA Krupp, WA XI a I, 11.

23 HA Krupp, WA XX X a III, 14.

24 Hier nach der Fassung vom 10. März 1892, 10 u.15.

Jahre 1907 befragte Arbeiter, daß sie seinerzeit in demselben Anzug nach Hause gegangen waren, in dem sie gearbeitet hatten.)²⁵

IV. Intensivierung von Kontrollen

Vor allem auf zweierlei Weise versuchten die Fabrikbesitzer und ihre Direktoren, die Rückaneignung von Zeitdisposition zu verhindern und ihren eigenen Definitionsspielraum zu sichern: Sie betrieben die Intensivierung der Kontrollen – gewährten aber zugleich den Arbeitern Möglichkeiten, außerhalb der offiziellen Pausenzeiten, d.h. während der Arbeit, nebenbei „Erfrischungen“ zu sich zu nehmen. – Fraglos fällt auch dieses Verhalten unter den Titel: „Zuckerbrot“ und „Peitsche“ – eine Herrschaftspraxis, welche weder allein die betriebliche (oder schwerindustrielle) Sphäre charakterisiert noch auf die Hochindustrialisierung und die stärkere Organisierung des industriellen Kapitalismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts beschränkt war.

Die Kontrollen hatten den Zweck, befürchtete Verkürzungen der Arbeitszeit und eigenmächtige Pausen zu verhindern, zugleich aber auch die betriebliche Aufteilung und Segmentierung der Arbeitenden zu überwachen und immer wieder neu durchzusetzen. Die Bedürfnisse der Arbeiter nach physischer Stärkung, nach Nahrungsaufnahme sollten dadurch nur reguliert, nicht aber unterdrückt werden, die Getränkeausgabe während der Arbeit (dazu unten) zeigt das ebenso wie die lizenzierten Essenspausen. Für das Bedürfnis nach körperlicher Entleerung blieb dagegen nur ein für die Vorgesetzten unübersichtlicher Freiraum: Das „Austreten“ ließ sich nicht auf kurze Pausenzeiten beschränken. Und auch wenn für dieses Bedürfnis nur zwei Klohäuschen zur Verfügung standen (wie bei Krupp mindestens bis in die 1860er Jahre) – daß ein individueller Klo-Gang nicht verboten werden konnte, stand außer Frage. Aber nicht nur selbstbestimmte Zeitdisposition konnte sich beim „Verschwinden“ zeigen. Zugleich bot das auf dem „Abort“ unvermeidliche Zusammentreffen mit Kollegen einige Möglichkeiten zu mündlichem wie schriftlichem Austausch. Dies mußte zumal dann gelten, wenn einer der beiden Aborte unmittelbar neben dem (einzigen) Häuschen zum Kaffeekochen lag und beide abgesondert in der Mitte zwischen verschiedenen Betriebsteilen und Werkstätten.

Angesichts eines solchen potentiellen „Freiraums“ war es freilich nur folgerichtig, daß bei Krupp bereits in den 1850er Jahren ein Mann (namens Janssen)

25 HA Krupp, WA VIII, 2, S. 10 (Erinnerungen Heiken).

ausschließlich dafür eingestellt wurde, „die Leute herunter zu treiben, die sich dort zu lange aufhielten“.²⁶

Überwacht wurden nicht nur An- und Abmarsch bzw. die Abwesenheit vom Arbeitsplatz (vom zuständigen Meister). Nicht ungewöhnlich war auch die Kontrolle des Klos oder Klohäuschens selbst – konnten hier doch bei der Verrichtung des Bedürfnisses vergleichsweise leicht Informationen zwischen den – je nach Betrieb – bis zu mehreren hundert Arbeitern einer Werkstatt, aber auch zwischen verschiedenen Werkstätten und Abteilungen ausgetauscht werden, die den Vorgesetzten vermutlich nicht genehm waren (der Aufenthalt in anderen als der eigenen Werkstatt oder Abteilung war normalerweise untersagt). Der erwähnte Bromme berichtet aus seiner Zeit bei der Geraer Werkzeug- und Maschinenfabrik, daß Meister und Direktor mit höchster Anstrengung versuchten, denjenigen zu ermitteln, der auf dem „Abtritt“ einen Zettel mit der Ankündigung einer Arbeiterversammlung aufgehängt hatte (wobei dies dann auch ein Entlassungsgrund sein sollte).²⁷

Natürlich sind mit einem solchen Gang ins Detail der Kontrolle weder die Kontrollpunkte und -bereiche noch die angewandten Methoden oder gar die Entwicklungsmöglichkeiten erschöpfend beschrieben.

Vielfach richtet sich die Aufmerksamkeit allein auf die Mechanisierung der Kontrolle. Dabei bezeichnet die Einführung der Uhrenkontrolle anstelle der Hinterlegung einer Karte beim Portier (so bei Krupp 1911) nur eine Stufe in einer andauernden Entwicklung. Mindestens ebenso wichtig sind aber die fortwährenden Anstrengungen der Werksleitungen, die Kontrolle als Selbstkontrolle der Arbeitenden zu organisieren. Der zentrale Hebel war hierbei das Lohnsystem, d.h. die Bindung des Entgelts an gemessene oder für meßbar erklärte „Leistung“, nicht aber als Gegenwert für den gesamten produktiven Nutzen der Arbeitskraft. So wurden an manchen Arbeitsplätzen, z.B. den Hämmern bei Krupp in den späten 1850ern, die Mittagspausen nicht gehalten; die Weiterarbeit wurde bezahlt (acht Mittagsstunden galten als eine Schicht – hier gab es also immerhin einen Überstundenzuschlag). In der Geraer Werkzeug- und Maschinenfabrik vergütete man um die Jahrhundertwende „Durcharbeit“, z.B. der Härter in den Mittagsstunden, ebenfalls mit Zuschlag (25 Prozent).²⁸

26 HA Krupp, WA VIII, 126, S. 6 (Erinnerungen Schossier).

27 Bromme: Lebensgeschichte, S. 260.

28 Ebda., S. 250; HA Krupp, WA IX v 150; vgl. für „fast ständig(e) Überzeit“ auch die Fallstudie über einen Betrieb derselben Branche, die Gießerei und Maschinen-

Als Regulativ wirkte aber insbesondere der Übergang von Zeit- zum Stücklohn. Bei dieser letzteren Lohnform schienen jene Verhaltensweisen, die den Aufsehern als Nachlässigkeit, (Zeit-)Unterschleif oder Betrug anstößig waren, auch den Arbeitenden selbst keinen Nutzen mehr zu bringen. So überrascht die Beobachtung Alfred Krupps aus dem Jahr 1874 nicht: Längere Frühstücks- und Vesperpausen würden von den Tagelöhnern gefordert, nicht aber von denen, die im Stücklohn standen.²⁹ Bereits frühzeitig war diese Firma soweit wie möglich zur Akkord-Arbeit übergegangen (zunehmend seit 1854; bei Krupp war auch die Weigerung, auf Akkord zu gehen, ein Grund für eine fristlose Kündigung). Daneben sah der Patriarch aber auch Möglichkeiten vorbeugender Besänftigung: „Wenn beim Kaffeetrinken die erlaubte Zeit ... nicht ausreicht, so liegt das daran, daß die Vorkehrung zum Kaffeemachen nicht genügt. Dies muß mit strenger Kontrolle geregelt werden, und es muß ganz gleichgültig sein, wie groß die Zahl der Leute ist. Die Bedeckung mit heißem Wasser muß der Zahl entsprechen.“³⁰ Diese – nur generelle – Anregung wurde offenbar rasch umgesetzt. Zumindest erwähnte der (Eigen-)Prospekt des Unternehmens für die „Internationale Ausstellung für Gesundheitspflege und Rettungswesen“ in Brüssel 1876 ausdrücklich unter dem Stichwort „Allgemein humanitäre Betriebs-Einrichtungen“: „Zur Kaffeebereitung des Morgens und Nachmittags sind, soweit nicht kochendes Wasser aus den zahlreich vorhandenen Kondensatoren genommen werden kann, besondere Wasserkochstationen errichtet.“³¹

V. „Erfrischungen“: „kalter Kaffee“ und Mineralwasser

Parallel zu Verboten, vermehrter Aufsicht und Strafen versuchten die Betriebsleitungen und ihre Mittelsmänner also, die zugelassenen Pausen attraktiver zu machen, sie zugleich aber auch zu entlasten und zu rationalisieren: Bei Krupp

baufabrik G. Fischer AG in Schaffhausen, von R. Vetterli: *Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation*, Göttingen 1978, S. 85.

29 Schreiben A. Krupps an die Prokura, 26. Oktober 1874, HA Krupp, WA VII c 100, S. 15. Vgl. systematisch zur Entwicklung der Lohnformen R. Schmiede/E. Schudlich: *Die Entwicklung der Leistungsentlohnung in Deutschland*, Frankfurt/M. 1976.

30 A. Krupp, 26. Oktober 1874, ebda.

31 *Wohlfahrtseinrichtungen der Fried. Krupp'schen Gußstahlfabrik zu Essen*, Essen o.J. (1876), S. 13. Unverändert in der Neu- bzw. 3. Aufl. (1. Aufl. 1872) von 1883, S. 15.

war bereits in den 1840er Jahren, als der Betrieb weniger als 200 Arbeiter hatte, ein Lehrjunge oder auch ein jüngerer Arbeiter dafür zuständig, während der Arbeitszeit Kaffeewasser herumzutragen³² (diese Praxis wurde also in den 1870er Jahren nicht neu eingeführt, nur die bisherigen Größenordnungen erwiesen sich dann als unzureichend). Darüber hinaus wurden aber auch Getränke im Betrieb bereitgestellt, z.T. sogar auf Betriebskosten verteilt. In der „heißen Jahreszeit“, das hieß nach einer Festlegung von 1874: bei mehr als 22,5 °C Außentemperatur, gab es bei Krupp für die „Feuarbeiter „auf Firmenkosten „dünnen, kalten Kaffee“. Außerdem erhielten „Verschiedene Arbeiterklassen ... Jahr aus, Jahr ein... guten, leichten (40 %igen) Kornbranntwein gratis verabreicht.“³³ Grundsätzlich waren Beschaffung und Trinken von hochprozentigem Alkohol im Betrieb strikt verboten – allerdings mit der von den Vorgesetzten mit ohnmächtiger Mißbilligung beobachteten Folge, daß zum Schnapsholen aus der Fabrik herausgeschickte „Jungen“ eifrig „unterwegs schluck (t)en“.³⁴ Das Übertreten des Schnapsverbotes durch die Betriebsleitung selbst war jedoch nur eine nüchterne Reaktion auf die kollektiven Verhaltensweisen und Interessen der Arbeiter. Alfred Krupp, der Alkohol zugleich als Symbol von Zucht- und Disziplinlosigkeit im allgemeinen wie von sozial-demokratischer bzw. politischer „Wühlerei“ im besonderen verabscheute, vermerkte 1865 als lakonische Rechtfertigung: „Wenn wir den Schmelzern ihren Schnaps entziehen, so gerät kein Guß.“³⁵

Das verbreitete Ausschütten von Kaffee oder auch von anderen nichtalkoholischen Getränken sollte grundsätzlich das Schnapstrinken, zeitweilig (bei Krupp bis 1878) auch den Bierkonsum in den versteckten wie in den „offiziellen“ Pausen auf „sanfte“ Weise vermindern oder gar unterbinden.³⁶ Auf der GHH wurde deshalb seit Mitte der 1890er Jahre kostenlos Tee verabreicht, nach Meinung der Werksdirektoren mit einigem Erfolg. Jedenfalls war das eines ihrer Argumente gegen ihren Generaldirektor Paul Reusch, als dieser im Frühjahr 1914 die ganze Praxis der innerbetrieblichen Getränkeabgabe und des Verkaufs von Milch und

32 HA Krupp, WA VIII 121, S. 3 (Erinnerungen Heiken).

33 Wohlfahrtseinrichtungen (1876), S. 13.

34 A. Krupp, 16. März 1865, HA Krupp, WA VII c 100, S. 5.

35 Ebda.

36 Mit Zirkular vom 11. und 18. Juli 1878 wurden bei Krupp „Bierscheine“ eingeführt; auf ihnen hatten die Meister die Notwendigkeit des Biertrinkens (und damit -holens in betrieblichen Kantinen) zu bestätigen. Unter dem 1. Juni 1883 wurde jedoch gerügt, daß davon „zu extensiv“ Gebrauch gemacht werde, vor allem solle auch nur unmittelbar vor den Pausen Bier geholt werden, HA Krupp, WA 53/3.

Mineralwässern in Frage stellte.³⁷ Für die Arbeiter ging es dabei im übrigen nicht vordringlich um einen kostenlosen Ausschank, um eine versteckte Zulage. Die kleine Episode zeigt vielmehr auch, daß sie sich ihre offenbar kollektive Vorliebe für eine bestimmte Erfrischung während der Arbeit etwas kosten ließen. Der interne Streit auf Direktorebene ist noch aus einem zweiten Grund berichtenswert; er zeigt, welche Wahrnehmungsmuster und Interessenkalküle bei den Vorgesetzten wirksam waren. Reusch hatte Mitte Mai 1914 (am 11.5.) an einen der Direktoren die Frage gerichtet, was außer Milch noch in den Betrieben des Konzerns an Getränken verkauft werde. Die einzelnen Betriebe meldeten umgehend Arten und Preise (10 oder 11 Pfennige), z.T. auch die verkauften Mengen. Daraufhin wurden sie erneut befragt: Ob sich nicht auf Mineralwasser verzichten ließe – Reusch hatte (ohne weitere Erläuterung) in seinem auslösenden Schreiben bemerkt, er halte „den Verkauf von Mineralwasser nicht für zweckmäßig“. Die Werke protestierten einhellig. Der Direktor des Walzwerks Neu-Oberhausen schrieb: „Der Verkauf von Mineralwasser darf bei uns unter keinen Umständen eingestellt werden, da die Leute dieses kühle, erfrischende Getränk besonders an heißen Tagen gar nicht entbehren können.“ Und der Maschinen- und Brückenbaubetrieb Sterkrade wies auf die dann drohende Alternative „Schnaps“ hin: „Die Lieferung von Kaffee, Tee und Milch genügt den Arbeitern nicht, eine ganze Reihe bevorzugt Mineralwasser.“

Die Hauptverwaltung beließ es aber nicht dabei, sondern forderte zwei ortsansässige Ärzte zu Gutachten auf. Während der eine kurz und bündig die gänzliche Unbedenklichkeit von Mineralwasser feststellte, äußerte sich sein Kollege, Dr. Eps, prinzipieller: „Die besten Getränke während der Arbeit sind gutes Leitungswasser und warmer Tee. Milch kann bei Erwachsenen nur in kleinen Mengen als Getränk angesehen werden.“ Die Arbeiter überschätzten seiner Meinung nach das Mineralwasser, gäben also zuviel Geld dafür aus – aber nur deshalb, d.h. aus wirtschaftlichen Gründen, wäre eine Einschränkung zu wünschen, keinesfalls aus gesundheitlichen Bedenken. Eps fügte einen Satz an, der für sich genommen recht undeutlich bleiben mochte: Überdies sei in der Oberhausener Gegend an heißen Tagen das Leitungswasser „mehrfach ungenießbar“; das sei freilich nicht mit „gesundheitsschädlich“ gleichzusetzen. Zumindest taugte das Wasser dann aber nicht für die „Bereitung eines schmackhaften Teeaufgusses“. Deutlicher war bereits vorher der Direktor des Walzwerks Oberhausen geworden: Der Ge-

37 Dazu und zum folgenden Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH Nr. 3001012/72.

nuß von Ruhrwasser sei doch an heißen Tagen wiederholt wegen Typhusgefahr verboten worden.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß für die schließliche Lösung – Beibehaltung des Mineralwasserverkaufs, aber Verzicht auf die Marke „Sinalco“ – der Verweis der Werksdirektoren auf die Interessen ihrer „Beamten“ wohl einiges Gewicht hatte. Für diese Gruppe ging es nicht um die Erleichterung der Arbeit, besonders an heißen Tagen, sondern um eine dauerhaft billige Bezugsquelle für die Versorgung der Familie. Diese Begründung gaben nicht nur einzelne Werksdirektoren – sie läßt sich mit Hilfe der Verkaufszahlen untermauern: Die Arbeiter hatten im August 1913 fünfmal soviel Mineralwasserflaschen wie im Januar 1914 gekauft (1.637 gegen 355); bei den „Beamten“ war die Tendenz umgekehrt, im sommerlichen August hatten sie 223, im Wintermonat Januar 380 Flaschen erstanden.

Der betrieblichen Strategie, sich durch begrenzte Konzessionen von einigen der selbstgestellten Kontrollaufgaben zu entlasten, damit zugleich Großzügigkeit zu demonstrieren, diente auch das begrenzte Entgegenkommen bei Rauchbedürfnissen und -gelüsten der Arbeiter. Zumindest „kurze bedeckelte Pfeifen“ waren, mit Ausnahmen der Holzwerkstätten, weithin zugelassen.

Die Absicht, die Wiederherstellung der Arbeitskraft zu begünstigen und zugleich Konflikten vorzubeugen, sprach schließlich auch für eine Regelung wie die Öffnung einer Werkhalle eine halbe Stunde vor dem morgendlichen Arbeitsbeginn (so bei Krupp in Essen und der GHH).

VI. Frühstücks- und Mittagspausen

Die Einsicht, daß die Reproduktion der Arbeitskraft unerläßlich war, wenn der ungestörte Lauf der betrieblichen Maschinerie durchgesetzt werden sollte – sie war fraglos ausschlaggebend dafür, daß in aller Regel je eine 15- bis 20minütige Frühstückspause, eine ein- bis eineinhalbstündige Mittagspause und auch, allerdings nicht allgemein, eine 15- bis 20minütige Vesperpause eingeräumt wurden. Dasselbe betriebliche Interesse ermöglichte die Einnahme des Mittagessens im Betrieb. Freilich blieben die einschlägigen Vorkehrungen überaus spartanisch. Besondere Speiseräume waren keineswegs die Regel. Und wenn es sie gab – bei Krupp/Essen erst ab 1880, bei ca. 12.000 Arbeitern –, dann war die Einrichtung mit Stühlen anstelle der sonst üblichen Bänke und mit „bunten Tischdecken“ auf den üblicherweise blanken Tischen bemerkenswert – so 1902 bei dem Krupp



Frauen und Kinder bringen den Arbeitern das Essen

angegliederten Magdeburger Grusonwerk.³⁸ Eine große Ausnahme waren betriebliche „Menagen“, wie sie Krupp seit 1856 anbot. Ab 1884 wurden alle ledigen Ungelernten verpflichtet, dort zu wohnen und zu essen, wenn sie sonst keine Angehörigen hatten. Das Wohnen und Essen war zwar relativ preiswert, die Haus- und Tischgenossen blieben aber auch nach Ende der Arbeitszeit dem strengen disziplinarischen Zugriff der Fabrikobrigkeit unterworfen. Wohl vor allem deshalb war 1884 die Teilnahme-„Frequenz“ für das Direktorium zu „gering“.³⁹ Verbreitet war das Essenbringen durch Kinder oder Frauen der Arbeiter. Bei Krupp ließ es sich in den 1850er Jahren z.B. durchaus noch einrichten, gemeinsam mit Frau oder Kind am Arbeitsplatz zu essen. Später durfte das Mittagessen nur in besondere Speiseräume in der Nähe der Tore gebracht werden. Um die Anwesenheit der Angehörigen zu begrenzen, wurden z.T. besondere Vorschriften erlassen, so bei der GHH: Die Angehörigen durften sich hier nicht früher als

38 Wohlfahrtseinrichtungen (1876), Neuaufl. (= 4. Aufl.), Essen 1902, Anhang, S. 6.

39 Vgl. Zirkular vom 7. Juni 1884, HA Krupp WA IV 128, S. 234.

eine halbe Stunde vor Pausenbeginn an den Toren einfinden und sollten nicht länger als eine Viertelstunde bleiben⁴⁰ (also nicht während der ganzen Pause!).

Idyllisch-gemütvolle und zugleich wohl auch exotische Bilder, wie sie dem lesenden Publikum gelegentlich von familiärem oder kollegialem Zusammensein der Fabrikarbeiter beim Mittagessen in kärglichen, aber „reinlichen“ Saalbauten gezeigt wurden – sie dürfen nicht über den betrieblichen Zusammenbang hinwegtäuschen: Bestimmend war das Interesse der Fabrikherren und betrieblichen Vorgesetzten, die Ausfallzeiten zu reduzieren und zugleich Arbeitskraft wieder „in Stand gesetzt“ zu sehen. Daß Kontakte nicht nur mit den unmittelbaren Werkstattnachbarn eine immerhin mögliche Nebenfolge sein konnten, verschlug demgegenüber wenig. Vor allem blieb kaum je eine Belegschaft mittags geschlossen im Betrieb. Ein (jeweils natürlich unterschiedlicher) Teil der Verheirateten verließ die Fabrik, um zu Hause zu essen. Und für sie „hieß es laufen“.⁴¹

Denn beim Glocken- oder Sirentonon eine (oder eineinhalb) Stunde(n) später hatte man wieder am Arbeitsplatz bereitzustehen – inzwischen den nicht selten mehrere Kilometer langen Weg zweimal zurückgelegt und auch noch zwischendurch das Essen hinuntergeschlungen zu haben.

Das akustische Signal markierte unüberhörbar auch am Nicht-Arbeitsplatz, was „die Stunde geschlagen“ hatte. Deshalb entsprang es sicher nicht nur betriebs- oder lokalpatriotischer Rührseligkeit, wenn in Essen vorn Kruppschen „Esel“ die Rede war,⁴² wenn jemand die beherrschende Fabriksirene meinte. Wer seine Schritte spätestens beim Aufheulen des 30-Sekunden-Dauertons beschleunigte, gehörte dann unmißverständlich zu den geplagten Arbeitstieren – mußte sich seinerseits als „Esel“ zu erkennen geben.

Nicht nur die Pausenkontakte der Arbeiter untereinander, sondern auch der Austausch mit den Familienangehörigen bereitete manchen Vorgesetzten erhebliche Sorgen. Bei Krupp organisierte man wohl nicht zuletzt deshalb in den 1890er Jahren einen Essenstransport (der natürlich zugleich die zeitlichen Aufwendungen der bis zu einer Stunde entfernt wohnenden Frauen und Kinder begrenzte). Dieser Großkonzern konnte es sich leisten, eine besondere Dienstlei-

40 Vgl. HA Krupp, WA VIII 129, S. 1 (Erinnerungen J. Schürmann); HA Krupp, WA VIU 141, S. 213 (Erinnerungen Lantermann); Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH Nr. 20002/17, fol. 73 v und 80 v (14).

41 P. Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Leipzig 1891, S. 31, vgl. S. 36.

42 Anon.: Vom Kruppsehen Esel, in: Krupp-Zeitschrift der Krupp-Betriebsgemeinschaft 30 (1939), Nr. 9, S. 156.

stung erheblich zu subventionieren – 1908 ging der Transport dann in die eigene Regie der Firma über, mit fünf heizbaren Wagen, die jeweils bis zu 224 Geschirre fassen konnten; Preis pro Eßgeschirr und Tag: 5 Pfg. Diese Wagen fuhren zu festgesetzten Zeiten bestimmte Sammelpunkte in den Wohnquartieren an. Die gesammelten Essensbehälter wurden dann in Wärmeschränken aufgestellt, aus denen die Arbeiter sie beim Gang in den Speiseraum herausnahmen.⁴³

VII. Reproduktion

In der Perspektive betrieblicher Rentabilität lohnten sich alle Investitionen, welche beitragen konnten, die zugelassenen Unterbrechungen der Arbeit während des Vor- und Nachmittags bzw. während der Nacht im Zaum zu halten und die Ansätze zu illegalen „Zugaben“ zu blockieren. Es bedurfte in der Phase des raschen – wenn auch zyklischen – Wachstums der Fabrikindustrie,⁴⁴ seit den 1860er Jahren, kaum noch einer besonderen Begründung, daß niemand den ganzen Tag oder die ganze Nacht ohne Pause auskommen konnte, ohne auch nur eine minimale Chance zur Erholung und Auffrischung der verbrauchten „Lebensgeister“ zu erhalten.⁴⁵

Das Interesse der Betreiber der Fabriken war also nicht, Pausen generell zu verhindern. Ihnen ging es vielmehr darum, ein eben noch für die Reproduktion vertretbares und bei den Arbeitern durchsetzbares Minimum an (strikt begrenzten) Arbeitsunterbrechungen zu erreichen.

Dieses Kalkül läßt sich nicht nur auf indirektem Wege erschließen. In der Beratung der bereits erwähnten Fabrikordnung der GHH von 1870 wurde es innerhalb der Direktion offen ausgesprochen und diskutiert. Einer der Mitbesitzer, Jacobi, erörterte in einem Schreiben an den Hauptanteilsigner Haniel die Frage,

43 HA Krupp, WA 41/3 – 638, bes. die Berichte der Wohnungsverwaltung vom 1. November 1905 und 11. November 1907.

44 Vgl. R. Spree: Die Wachstumszyklen der deutschen Wirtschaft von 1840 bis 1880, Berlin 1977.

45 Allerdings deckte sich die betriebliche Realität, zumindest auf der Ebene der Einzelbetriebe eines Konzerns (wie es Krupp seit den 1880er Jahren war), nicht fugenlos mit diesen eher „grundsätzlichen Auffassungen“ wie sie z.B. hier offenbar vom Direktorium vertreten wurden, vgl. die anonyme Beschwerde über Sonntagsarbeit an den zuständigen Düsseldorfer Fabrikinspektor (bei der Bezirksregierung), Poststempel 2. September 1889, HA Krupp, WA IV 130, S. 246 ff., und die rügende Rückfrage des Direktoriums an Einzelbetriebe vom 13. September 1889, ebda.

ob nicht eine Verkürzung der (damals) elfstündigen Arbeitszeit auf zehn Stunden für den Betrieb vorteilhaft wäre. Besser wäre diese Arbeitszeit dann, wenn damit die beiden kurzen Zwischenpausen am Vor- und Nachmittag entfallen könnten. Sollte es jedoch auch bei einer Verkürzung auf zehn Stunden bei diesen vor- und nachmittäglichen Unterbrechungen bleiben, habe die Firma „durchaus keine Veranlassung“, die elfstündige Arbeitszeit zu ändern. Zehn Stunden nur von einer einzigen, der Mittagspause unterbrochen, werde „jedenfalls ... eine größere Leistung (erzielen)“. Die Regelung in der Berliner Lokomotivenfabrik Schwartzkopff sei ein Beleg dafür. Überdies wären Einsparungen durch geringere Aufwendungen für „Kohlen und Licht“ zu erzielen, und auch die „Betriebsbeamten“ ließen sich dann leichter beaufsichtigen.⁴⁶ Der Vorschlag wurde freilich nicht übernommen; das Beispiel Schwartzkopff allein schien nicht überzeugend.

Die Gründe für die Skepsis der anderen Besitzer und leitenden „Beamten“ werden verständlicher, wenn man eine Schilderung „von unten“ einfügt. Sie stammt von dem bereits erwähnten Paul Göhre. Er machte 1890 inkognito eine insgesamt dreimonatige „teilnehmende Beobachtung“, unter anderem auch in einer Chemnitzer Maschinenbaufabrik. In seinem als Buch erschienenen Bericht gab er sehr detaillierte Schilderungen gerade auch der Pausen und des Pausenverhaltens. In seinem Bestreben, die Arbeiter für seine protestantisch-kirchliche Haltung zu interessieren, hatte er intensiv an ihrem Leben teilgenommen und die ca. 500, meist sächsischen Kollegen (rund 120 von ihnen in seiner Werkzeugmaschinenabteilung) sehr genau beobachtet:

„Das Frühstück wurde von beinahe allen in der Fabrik selbst eingenommen; nur wenige, die in allernächster Nähe wohnten, gingen dazu nach Hause. Wenige setzten sich auch in den der Fabrik benachbarten Budikerladen ...

Die allermeisten aber nahmen das bereits am Morgen mitgebrachte Brot in der Fabrik ein. Hier verteilte man sich nun dabei ganz nach freiem Belieben. Sobald das Wetter einigermaßen schön war, setzte man sich ins Freie, d.h. in den geräumigen Fabrikhof, an den Lattenzaun, der ihn von einer vorüberführenden Eisenbahn trennte. Aus alten Kisten, Brettern, Eisenteilen baute man sich da schnell seinen Sitz. Ein Teil frühstückte auch im Speisesaale, einem großen, hellen Raum zu ebener Erde, mit nüchternen, kahlen Wänden, langen hölzernen Tischen und Bänken, einem Wärmeofen und dem Schanktisch des Kantinenverwalters, der zugleich der Kutscher der Fabrik war. Junge Schlosser blieben wohl auch gleich an ihrem Arbeitsplatz und ließen es sich da schmecken.

Das ganze Frühstück ging ohne viele Umstände vor sich; an vorheriges Toilettemachen war natürlich nicht zu denken. Die Kürze der Zeit verbot selbst eine gründliche

46 Jacobi unter dem 29. Januar 1870, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 20002/17, fol. 68 f.

Reinigung der schwarzen Hände am Waschtroge. So begnügten wir uns damit, sie an der selbst schmutzigen Schürze, an Putzfäden, Sägespänen oder sonst etwas flüchtig abzuwischen. Ich kann nicht sagen, daß uns das den Appetit auch nur im geringsten verdorben hätte, der gerade um acht Uhr bei allen stark vorhanden war. Es schmeckte uns allen niemals besser als bei diesem zweiten Frühstück, nach zwei-stündiger Morgenarbeit.

Es wurde sehr stark gegessen: ein großes Butterbrot und stets etwas dazu, Wurst, rohes Fleisch, Käse, ab und zu gekochte Eier, saure Gurken. Je weiter der letzte Lohntag zurücklag, desto mehr herrschte der Käse vor ... Stets auch wurde dazu etwas getrunken, was infolge unsrer Beschäftigung eben so notwendig war wie gutes Essen. Man trank gleich häufig kalten oder warmen Kaffee oder Buttermilch, ein bei der Chemnitzer Arbeiterbevölkerung allgemein beliebtes, eben so nahrhaftes als billiges Sommergetränk. Nur in seltenen Fällen habe ich beobachtet, daß die Wohlhabenderen sich auch bairisch Bier leisteten, und dann auch nur in den ersten Tagen nach der Löhnung. Dagegen war der Genuß von einfachem Bier, wovon die Flasche sieben Pfennige kostete, in stetem Zunehmen und verdrängte immer mehr und mehr den Schnapsgenuß.⁴⁷

Dieser Bericht zeigt, daß gerade auch die kleinen Pausen – jedenfalls in dieser Phase einer zwölf- bis dreizehnstündigen Arbeitszeit – von den Arbeitern sehr wohl wahrgenommen wurden. Sie dienten der physischen Stärkung, d.h. hier: intensiver Nahrungsaufnahme. Ob sie sich streichen ließen, konnte also immerhin zweifelhaft sein.

Der Bericht Göhres hat aber noch eine zweite Seite: Er macht Andeutungen über die Form des Umgangs der Arbeiter untereinander. Die eben zitierte Schilderung der Frühstückspause kann durchaus den Eindruck gelockerten und auch kollegialen Umgangs vermitteln. Die bei Göhre folgende Beschreibung der Mittagspause zeigt aber, wie sehr die Arbeiter vereinzelt, bestenfalls in stummem Nebeneinander Stärkung und Erholung suchten – ein Befund, der auch in dem Photo eine Stütze findet: kaum jemand sieht sein Gegenüber an oder redet mit ihm.

Ein erheblicher Teil der Arbeiter der Geraer Fabrik „eilte“ mittags nach Hause.⁴⁸ Ein zweiter „verhältnismäßig großer Teil“, vor allem „junge unverheiratete

47 P. Göhre: *Drei Monate*, S. 29 ff. – Vgl. auch W. Holec: *Lebensgang eines deutsch-schlesischen Handarbeiters*, hg. v. P. Göhre, Jena 1909, S. 143 (auf einer Ziegelei in Schlesien: „Frühstücksstube“ im Wohngebäude des Meisters), S. 297 (Glasfabrik in Dresden): „... Ich hatte mein trockenes Brot (in der 1/2-st. Pause) ... seitwärts von meinen Kollegen in einer Ecke verzehrt, um nicht ausgelacht zu werden.“

48 Göhre: *Drei Monate*, S. 31 ff. – Vgl. zum „Bleiben in der Fabrik“ auch den Hinweis über (offenbar ledige, zugewanderte) Arbeiterinnen der Wiener Wäscheindustrie: „Die Mehrarbeit der Arbeiterinnen, die nur eine Schlafstelle gemietet haben, (dürften) weder Ruhe noch sonstige Bequemlichkeit finden, so daß sie das

Leute mit besserem Verdienst und (gelernte) Schlosser“, gingen in Gruppen „in eine der in der Nähe liegenden, ganz einfachen Kneipen“. Freilich verteilten sie sich auf mehrere der vorhandenen Restaurationsbetriebe, durchaus mit feinen Abstufungen, bis hin zur „Kutscherstube“. Diese ähnelte den Stehbierhallen und bot nicht nur die Möglichkeit, für den täglichen Bedarf einzukaufen, sondern auch „sofort wieder gehen zu können“. Schließlich „brachte der Rest der Arbeitsgenossen ... die Mittagsstunde ganz in der Fabrik zu. Es waren Junge und Alte, Verheiratete und Unverheiratete, eine immer noch große Zahl, alle diejenigen, die zu weit ab von der Fabrik wohnten, und zu sparsam waren oder zu wenig verdienten, um bei Fremden ein warmes Mittagsbrot zu bezahlen.“ Sie aßen etwas Kaltes oder wärmten sich „Tag für Tag ... Gemüse“, das sie morgens in einem „Blechkännchen“ mitgebracht hatten.

Ähnlich war freilich bei allen eine schweigsame Gemeinsamkeit: In der Kneipe wurde gelesen; nur das Rascheln beim Umblättern oder Weiterreichen eines Zeitungsblattes ergänzte die Eßgeräusche. Und die in der Fabrik Gebliebenen legten sich nach ihrer Mahlzeit meistens zu einem Mittagsschlaf auf den Hof oder in eine Ecke des Speiseraumes. „Nur selten brach, wenn wir so abgespannt und stumm nebeneinander saßen und lagen, dann einer das Schweigen, und dann war es oft nur ein herbes Wort, wemns auch scherzend klingen sollte, wie das:

‘Hat’s der arme Arbeiter doch gut!’“

VIII. Kommunikation

Offensichtlich mußte der größte Teil der offiziellen Pausenzeiten für Wege und für den betriebswirtschaftlich kalkulierten Nutzen verwendet werden: physische Stärkung durch Essen und Trinken. Man kann es auch systematisch zu fassen versuchen: Die zugelassenen Pausen dienten nicht nur in der Absicht der Fabrikbrigaden, sondern auch im betrieblichen Alltag vorwiegend einer anderen Form der Arbeit: Es war *Reproduktionsarbeit*, beschwerliche Wiederherstellung der eigenen Arbeitskraft⁴⁹ für die folgenden Stunden an der Werkbank, an den

Verbleiben im Betriebe vorziehen, auch wenn die Entfernung kein Hindernis für das Nachhausegehen bilden würde.“ H. Lemberger: Die Wiener Wäscheindustrie, Wien 1907, S. 217, zit. nach: J. Ehmer: Wohnen ohne Wohnung, in: L. Niethammer (Hg.): Wohnen im Wandel, Wuppertal 1979, S. 145.

49 Vgl. die lakonische Notiz von S. Weil über das Essen in der Mittagspause, Dies.: Leben und Streik der Metallarbeiterinnen, in: Dies.: Fabriktagebuch, Frankfurt/M. 1978, S. 179: „Diese Mahlzeit ist keine Entspannung.“



Aufenthaltsraum der Maurerabteilung im Walzwerk der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen um 1910

Bohr- oder Fräsmaschinen, in Kesselhäusern oder vor Schmiedeöfen (so jedenfalls in der hier behandelten Metallverarbeitung und im Maschinenbau).

Die Arbeit der Reproduktion hatte aber noch Nebenfunktionen. Die Formen, in denen man zum Essen ging, sich im Gasthaus oder innerhalb der Fabrik zusammen-, vielleicht besser: nebeneinandersetzte, waren nur Ausdruck von Hetze, räumlicher Beengtheit und schmalen Geldbeuteln. Zugleich dienten sie zur Demonstration und Erneuerung, weniger wohl zur Veränderung der Formen, in denen nicht nur Berufs-, sondern Arbeitsgruppen ihre Zusammengehörigkeit, vielleicht auch ihren Zusammenhalt, für sich und andere bestätigten. Pausen festigten oder erneuerten Gruppenbildungen, welche in den betrieblichen Arbeitsprozessen möglich und notwendig geworden waren. Die Überwindung, die Öffnung auch nur gegenüber den Arbeitsgruppen aus anderen Werkstätten war zumindest nicht die Regel – freilich wären hier besonders angespannte Situationen im Vorfeld möglicher oder späterer Streiks gesondert zu betrachten. In der Regel blieb es auch in der betriebs- oder arbeitsgebundenen Reproduktion bei den sozialen Unterscheidungen und Distanzen, die zwischen den Arbeitern in der Produktionsarbeit beachtet und eingeschliffen wurden.

Einen gelockerten, mitunter vielleicht auch lustvollen Umgang pflegten die Arbeiter kaum oder gar nicht in den betrieblich zugestandenen Pausen. Aber während der Arbeit praktizierten sie offenbar vielfältige Formen eines – im Wortsinne – „dichten“ Verkehrs untereinander. Allerdings war nicht jeder Arbeiter desselben Betriebes auch selbstverständlicher Partner. Die „Gemeinsamkeit des Arbeitsprozesses“, die Göhre beobachtete, zeigte und verstärkte sich vor allem in „dauerndem gegenseitigen Verkehr ... zwischen Gleichaltrigen, Arbeitsnachbarn und Leuten derselben Kolonne, derselben Montage, desselben Meisters“.⁵⁰ In diesem Austausch vollzog sich, so scheint es, „Pause“ als aktive Distanz von Arbeits(zeit)zumutungen – als „Verausgabung“, wie sie kaum einem Kalkül auf Sicherung des Arbeitsplatzes und Erhöhung des Lohnes entsprechen konnte. Nach Göhre wurde der Kontakt während der Arbeit „häufig ein intimer ... und jede Gelegenheit zu einem längeren oder kürzeren Zwiegespräch wurde dann fleißig genutzt“. Genauer: „Oft unterhielt man sich auch, ... mitunter während man die Feile hin und her schob oder während die Maschine rasselte, während man maß und verglich“ (daß es dabei über „ernste Dinge“ wie Politik oder Religion ging, ist hier im Unterschied zum Blickwinkel des Berichterstatters Göhre weniger wichtig). Es blieb aber nicht bei verbalem Hin und Her: „Vor allem aber scherzte, neckte und balgte man sich herzlich gern, wo immer es anging.“ Dabei probierten die Kollegen nicht nur Streiche (heimliches Aufziehen der Schürzenschleife), sondern auch körperliche Kontakte: „Man meinte es gut miteinander“ (man umarmte jemanden und rieb sein, zumal in der zweiten Wochenhälfte, bartstoppeliges Gesicht an seiner Backe) oder spielte – das Wort gleichsam ernst genommen – „Bartwischen“:

„Da lehnt einer vielleicht achtlos an einem Pfosten, eben zufällig ohne bestimmten Arbeitsauftrag. Zwei andre sehen den Arglosen stehen; ein gegenseitiger Blick des Einverständnisses, und der eine tritt von hinten an ihn heran, umschlingt ihn mit den Armen, so daß jener sich nicht mehr rühren kann; unterdes umfaßt der andre mit seinen schwarzen, schmutzigen Händen von vorn das Gesicht des Überfallenen und streicht nun in aller Gemütsruhe mit den festangepreßten Daumen den Schnurrbart des Wehrlosen auseinander, was, wie ich versichern kann, sehr schmerzhaft ist.“

Die Rückaneignung von Zeit während der Arbeit vollzog sich also nicht nur in individueller Verweigerung, als „Verschwinden“ des einzelnen oder als privatisierendes „Abtauchen“. Ein wesentliches Element war der soziale Austausch, war Spaß und körperbetontes Spiel – nicht mit allen Arbeitern eines Betriebes oder einer Werkstatt, aber doch mit Kollegen, die in Hör- und Schweite arbeiteten,

50 Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 77 f.

mit denen kooperiert und (um gleiche Lohnbedingungen z.B.) gekämpft werden mußte. In den Formen der illegalen Pausen spiegelt sich erfolgreicher Kampf um Disposition über den eigenen Körper und den Einsatz seiner Fertigkeiten, aber auch um die Bestimmung der sozialen Beziehungen. Freilich, dies waren kaum mehr als einzelne, wenn auch wiederholbare Momente.

IX. Perspektiven auf die 1930er

Immerhin öffnen sich von hier aus Perspektiven für die weitere Entwicklung im 20. Jahrhundert. Sie lassen einen Zusammenhang verständlicher werden, der in den 1920er Jahren deutlich erkennbar wird. Mit der schrittweisen Reduzierung der Arbeitszeit nach 1890, vermehrt aber seit der offiziellen Durchsetzung des Achtstundentages im Jahre 1918 (allerdings zunächst nur bis 1923) waren Arbeiter in hohem Maße interessiert, die offiziellen Pausen zu verkürzen oder ganz zu streichen. Erklärtes Ziel war, das Ende der betrieblichen Arbeit auf einen möglichst frühen Zeitpunkt am Tage (oder in der Nacht) zu verlegen.⁵¹ Deshalb wurden selbst Schutzbestimmungen, wie die ausgedehnten Pausenzeiten für Jugendliche (16- bis 21jährige), von den Betroffenen umgangen – nicht nur auf Druck der Betriebsleitungen oder der älteren Kollegen (dabei konnte sich eine eigentümliche Kumpanei zwischen betrieblichen Vorgesetzten und Arbeitern entwickeln; sie wurde sogar von den Gewerbeaufsichtsbeamten ermuntert und gedeckt). Wenn die zugelassenen Pausen jedoch kaum mehr als die Chance zu ebenfalls anstrengend-mühseliger Reproduktionsarbeit boten, kann dieses Verhalten der Arbeiter kaum überraschen. – Verständlich wird aber auch die z.B. 1930 bei Krupp in den Einzelbetrieben beobachtete Abstinenz der meisten Arbeiter gegenüber den betrieblichen Angeboten, das Mittagessen in gesonderten Speiseräumen einzunehmen. Noch nicht einmal 10 Prozent der Betroffenen nutzten die vorgesehenen Räumlichkeiten: Ihre *Sphäre* war der Arbeitsplatz in der Werkstatt. Der Gang in den Speiseraum bedeutete nur einen unverhältnismäßigen Mehraufwand und machte mögliche Distanz von betrieblichen Zumutungen unmöglich – war nichts als Mehrarbeit.

Vor diesem Hintergrund konnten auch staatliche Zugriffe auf die betrieblichen Pausen nur eine sehr begrenzte „Eindringtiefe“ haben: Im deutschen Faschismus

51 Vgl. die Angabe aus dem Maschinenbaubetrieb II von Krupp/Essen, vom 27. Oktober 1930: „Die Arbeiter verlangen stets kürzere Pausen“, HA Krupp, WA 41/2 – 312 (diese Akte auch das Folgende).

konzipierte die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) Formen der „Pausengestaltung“.⁵² Sie waren offenbar Teil der von ihr wahrgenommenen Funktion, die Arbeiter unter den betrieblichen „Gefolgschaftsmitgliedern“ durch sozialpolitische Angebote und Lockungen zur Hinnahme, wenn nicht Unterstützung des Faschismus zu gewinnen, ohne damit aber Kontrollansprüche aufzugeben. Immerhin erweitern und „modernisieren“ die DAF-Überlegungen die Palette bisheriger betrieblicher Anstrengungen. Sie zielten in umfassenderer Weise auf die Körperlichkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen, die allein durch die Nahrungsaufnahme nicht befriedigt sein konnte. Deshalb sollten Gymnastik und Sport angeboten werden. Sicherlich hätte eine „Sportpause“ körperliche Bewegung und Spiel ermöglicht; es wäre aber wohl kaum ein „Necken und Balgen“ geworden, wie es Göhre erlebt hatte. Zumindest geplant war ein strikt reglementiertes „Üben“ nach der Vorgabe von „Übungsleitern“ und ihren Trillerpfeifen. – Vorgeschlagen wurde diese „Sportpause“ übrigens speziell für die Arbeiterinnen. Hinter den offiziellen gesundheitspolitischen und sozialhygienischen Begründungen ist die Betonung der geschlechtlichen Differenz unverkennbar: Auch die „Sportpause“ sollte zum Mittel gegen die seit jeher argwöhnisch befürchtete kollektive Gemeinsamkeit von Proletariern, von Arbeitern und Arbeiterinnen werden.

X. Illegale Pausen: Verweigerung und Selbstbestimmung

Die Arbeitspause läßt sich als praktizierte Verweigerung, als eine Form von Selbstbestimmung im Rahmen der betrieblichen Arbeitszeit fassen. Die Chance dafür ist offenbar weniger an die zugelassenen „Erholzeiten“ als an die *illegal* durchgesetzten Freizeiten und Freizonen gebunden. Dann freilich mußte die Einführung der Fließfertigung (Fließbandarbeit, Taktarbeit) die in Pausen erreichbaren Dispositionschancen in hohem Maße reduzieren und damit gefährden. Zumindest erschweren diese Fertigungsformen, die seit den 1920er Jahren in großem Maßstab eingesetzt wurden, all jene Pausenformen, von denen Göhre berichtet: Das zwangslose Sich-Treffen, das Hin und Her von „Anpflaumerei“ und Gespräch, von Körperkontakt und Körpernähe nicht nur als momentane

52 E. Atzler: Gestaltung der Arbeitspause, in: Monatshefte für NSSozialpolitik 4 (1937), S. 495-498; Prof. Klinge: Der Wert der Leibesübungen für die berufstätige Frau, in: Bericht – Weltkongreß für Freizeit und Erholung, Hamburg/Berlin, 23.-30. Juli 1936, Hamburg o.J. (1937), S. 385-387. Generell zur sozialen Lage in den Betrieben: T. W. Mason: Sozialpolitik im Dritten Reich, Opladen 1977.

Entlastung, sondern wohl auch als Ausdruck eines Interesses für die Kollegen. Dann mochten nur zwei Auswege offenstehen: Der eine war (und ist) die „Sabotage“ der betrieblichen Vorgaben (für Taktzeiten und Bandgeschwindigkeiten).⁵³ Alternativ war (und ist) die einzige Möglichkeit, um Pausen als Distanzierung von betrieblichen Zumutungen zu erzwingen oder zu erhalten: der Rückzug in die „Innerlichkeit“. Dieses „Abschalten „der Gedanken, das Durchleben des letzten oder des bevorstehenden Wochenendes, während Hände und Arme weiter „funktionierten“, wurde (und wird) von Betroffenen keineswegs nur als entwürdigend empfunden: „Wie schön ist's, wenn sich der Geist ungestört über den grauen Alltag erhebt, nach unerreichbaren Zielen strebt, während der Körper ganz mechanisch seine gewohnte Arbeit verrichtet.“⁵⁴ Dieses Zitat aus der bereits genannten Umfrage unter Textilarbeiterinnen von 1928 scheint nicht untypisch.

Bei dieser Form der „privaten „oder eher: suggerierten Pause während der Arbeit mußte sich aber der Zirkel betrieblicher Lockungen und Kontrollen durch Einsatz neuer Techniken rasch schließen: Musikberieselung während der Arbeit konnte dann nicht psychisches Labsal sein; es wurde ein wesentlicher Schritt zum „Einlullen“, zur fortwährenden Gesamtkontrolle der Arbeitenden, ihrer Phantasie, Erinnerungen und Erwartungen.

Damit ist freilich nur die eine Seite des fortdauernden Kampfes um Zeit-Disposition während der betrieblichen Arbeit erfaßt. Blicke es dabei, würden die Ziele der Fabrikherren eben doch – entgegen der Kritik oben – für die Beschreibung von Realität gehalten. Hier ist erneut ein Blick in den betrieblichen Alltag notwendig.

Es zeigt sich, daß ironischerweise gerade betriebliche Anstrengungen zur Optimierung, d.h. auch zur Verstetigung der Produktionsabläufe, neue Chancen für inoffizielle Pausen eröffnen. Die Ungleichmäßigkeit der Maschinerie selbst, die Komplexität der technischen Systeme sabotieren „von innen“ die Wirksamkeit der Planungs- und Steuerungsbemühungen (und neueste Ansätze zu vermehrter Autonomie von Arbeitsgruppen, „Produktionszellen“ z.B., sind wohl der Versuch des Managements, diese Ungewißheit vorbeugend einzuplanen, sie als Chancen für Widerstand zu blockieren, hingegen für betrieblich vorgegebene Produktionszwecke einzuspannen).

53 Dazu G. Brown: *Sabotage. A Study in Industrial Conflict*, Nottingham 1977; G. Palm: *The Flight from Work*, Cambridge 1977.

54 Deutscher Textilarbeiterverband (Hg.): *Mein Arbeitstag*, S. 69.

Die beiden abschließenden Beispiele für die Unstetigkeit der Maschinerie stammen freilich nicht aus den Bereichen der Fließfertigung. Sie verweisen zurück auf den hier hauptsächlich behandelten Zeitraum der Hochindustrialisierung.

Ein chronisches Problem für den ungleichmäßigen Maschinenlauf war die Anfälligkeit der Kraftübertragung. Die ledernen Transmissionsriemen, welche die Antriebsenergie von unter der Werkstattdecke laufenden Wellen auf die einzelnen Maschinen übertragen sollten, waren in hohem Maße stör- und verschleißanfällig. Bei Krupp konnte man erst 1886 diese Störquelle durch Einführung baumwollener Riemen offenbar weitgehend ausschalten, jedenfalls in den Werkstätten, in denen keine starke Hitze herrschte (welche die Baumwolle rasch austrocknete).⁵⁵

Aber auch vergleichsweise modernste Antriebssysteme bzw. Energieübertragungen beseitigten keineswegs rasch und zuverlässig die technisch bedingten Unregelmäßigkeiten des Maschinenlaufs. Die GHH registrierte in den Jahren 1908 bis Ende 1911 fortwährende „Stillstände in den Betrieben durch Störungen in den elektrischen Kabeln“.⁵⁶ So meldeten die Betriebe im September 1908 (bei fünf Hauptkabeln) insgesamt 23 Minuten, 52 Sekunden. Allein am 1. August des folgenden Jahres summierten sich vier Unterbrechungen in einem Teilbetrieb der Eisenhütte Oberhausen (im Stabeisen-, Träger- und Feinblechbetrieb) zu insgesamt 21 Minuten. Im selben Monat, d.h. August 1909, gab es an 16 Tagen Unterbrechungen, zum Teil mehrere pro Tag, insgesamt in diesem Monat 24. Im Juli 1910 waren es bei neun Kabeln und einer Antriebsturbine zusammen ca. 58 Minuten, wobei der größte Teil (47 Minuten) bei einem einzigen Kabel notiert wurde. Erst 1911 gelang es, diese Ausfallzeiten bei den meisten Kabeln weitgehend auszuschalten und die monatliche Summe deutlich unter zehn Minuten zu drücken.

Über die Ursachen, d.h. ob die Stockungen von den Arbeitern gezielt betrieben oder gefördert worden waren, enthält die Akte nichts. Faktisch war aber jede dieser „Stockungen „eine Chance, sich unkontrolliert und straffrei zu dehnen und zu strecken, Schritte zu machen, sich mit anderen zusammenzusetzen oder -zuhocken, vielleicht auch, sich zu „necken und zu balgen“ – in jedem Fall aber: auf eigene Weise bei sich selbst zu sein, und sei es nur für wenige Minuten.

55 Zirkular vom 17. März 1887, HA Krupp, WA IV 130, S. 50f.

56 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 3001342/1, bes. fol. 2f., 95, 197 ff.

Lohn, Pausen, Neckereien: *Eigensinn und Politik* bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900

Das Alltagsleben zu untersuchen bedeutet, soziale Beziehungen zu rekonstruieren – ihre Produktion, Reproduktion und Transformation. Der Schwerpunkt meiner Arbeit liegt dabei auf der Untersuchung der Lebensweise, das heißt jener sozialen Praktiken, durch die Produktionsweisen zur alltäglichen Realität werden. Dieser Zugang verdankt viel E. P. Thompsons Studie „The Making of the English Working Class“, die davon ausgeht, daß „Klasse eine Beziehung und nichts Konkretes, Reales“ ist.¹ Dieses Buch, aber auch Arbeiten, die dieser Perspektive folgen, haben freilich wichtige Fragen unbeantwortet gelassen: Repräsentiert eine solche Schreibweise der Geschichte nicht das Wiederaufleben eines schlichten Historismus – jetzt unter dem Etikett der Rekonstruktion von Erfahrung? Was zeichnet solche Erfahrungsmomente überhaupt aus,² die Widersetzlichkeiten gegen die Zumutungen der Obrigkeit begünstigen und zum Kampf gegen die be-

-
- 1 Dies ist die überarbeitete Fassung eines Beitrages, den ich am 2. April 1982 im Davis Center Seminar der Princeton University vorgestellt habe. Wie in der akademischen Arbeit üblich, verdankt dieser Beitrag viel der Diskussion mit anderen. An dieser Stelle möchte ich den Kolleginnen und des Davis Center danken, besonders Rhys Isaac. Selbstverständlich bin ich für alle Mängel und Verkürzungen allein verantwortlich. Dankbar bin ich auch für die hilfreichen und kritischen Anmerkungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der *graduate* oder *faculty seminars* an den History Departments der University of Michigan, Ann Arbor; The John Hopkins University, Baltimore; SUNY, Buffalo; North Carolina State University, Raleigh; Stanford University; University of Oregon, Eugene; New York University.
 - 2 Dieser Punkt spielt bei E. Genovese und E. Fox-Genovese in ihrer Kritik an sozial-anthropologischen Ansätzen eine wesentliche Rolle, s. E. Genovese/E. Fox-Genovese: The Political Crisis of Social History: a Marxian Perspective, in: *Journal of Social History* 10 (1976/77), S. 205-220.
In gleicher Weise kritisiert R. Johnson Thompsons Ansatz, indem er ihn als reinen „Kulturalismus“ bezeichnet, s. R. Johnson: Thompson, Eugene Genovese, and Socialist-Humanist History, in: *History Workshop Journal* 6 (1978), S. 79-100; sowie zum Zusammenstoß auf dem History Workshop vom November 1979 s. R.

stehenden Klassen- und Machtbeziehungen anstacheln? Gefragt wird aber auch, ob die Untersuchung des Alltags notwendig den Ausschluß von Politik bedeutet. Oder anders: was überhaupt ist das Politische im Kontext alltäglicher Praxis?³

Sicherlich werden mit der neu erwachten Aufmerksamkeit für Volksbewegungen und ihre sozio-kulturellen Praktiken traditionelle Grenzen überschritten. Solche Studien unternehmen den Versuch, Gebiete zu erforschen, die als abgelegen und mitunter als bizarr gelten; ihnen geht es auch darum, das stumme Verhalten derjenigen zum Sprechen zu bringen, die Objekte ihrer Untersuchung geworden sind. Und doch bleibt es ironischerweise bei der Bewertung 'vom Ende her', spätestens wenn, wie in Thompsons Fall, die politische Qualität der historischen Situationen und Aktionen geprüft wird.⁴ Es bleibt also im Grunde bei dem herkömmlichen bipolaren Politikmodell von Macht *oder* Ohnmacht, Beherrschung *oder* Unterwerfung. Selbst wenn Erfahrungen und das „gesellschaftliche Kräftefeld“ (Thompson) einbezogen werden, wird die konventionelle Perspektive von Historikern nicht überwunden; sie aber ist nach wie vor die der Sieger.

Das Problem besteht nicht darin, Kontexte zu beschreiben, oder die Beziehungen und Mehrdeutigkeiten von bereits existierenden wie neu sich bildenden sozialen Praktiken zu erkunden. Fehl gehen die Untersuchungen vielmehr in ihrer impliziten Annahme, daß der Forscher und sein Objekt sich mit denselben Begriffen begegnen – als ob sich die Logik der erforschten Subjekte aus einer universalen und ahistorischen Rationalität ableiten ließe. Dabei bleiben die Interessen des Forschenden, die Reichweite seiner Wahrnehmungsweisen und Interpretationen, außer acht. Vor allem wird die anmaßende Struktur dieses Szenarios vernachlässigt: Der Aktive ist der Forscher, der passive Objekte auszufragen versucht; prämiert werden Ergebnisse, die wir Nachgeborenen schätzen.

Samuel (Hg.): *People's History and Socialist Theory*, London 1981, S. 386-396 und S. 396-400.

- 3 Zur Diskussion um die deutsche Alltagsgeschichtsschreibung s. jetzt J. Kocka: *Sozialgeschichte*, 2. Aufl. Göttingen 1986, S. 132 ff., bes. S. 162 ff.; sowie G. Eley: *Geschichte der Sozialgeschichte – Alltagsgeschichte: Erfahrung, Kultur und Politik Alltags*, in: Ders.: *Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur Historischen Kontinuität in Deutschland*, Münster 1991, S. 251-296 (zuerst erschienen in: *The Journal of Modern History*, Juni 1989).
- 4 Oder um ein deutsches Beispiel zu nennen: Wenn vom „Scheitern“ der revolutionären Bewegungen 1918-1920 die Rede ist, bestimmt dieses „Entweder-Oder“ selbst sensible Historiker einer „Geschichte von unten“ wie E. Lucas; s. E. Lucas: *Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung*, Frankfurt am Main 1976.

Statt nach der Vielfalt der Möglichkeiten, die in einer historischen Situation auf dem Spiel standen, wird nur entweder nach Anpassung oder Widerstand gesucht.

Ich plädiere deshalb dafür, unsere begrenzten Quellen für ein Mehr an teilnehmender Beobachtung zu nutzen. Sicherlich bietet eine solche „dichte“ Untersuchung, selbst dort, wo sie möglich ist, keine definitive Lösung: Sie macht uns die Untersuchten, in diesem Fall Fabrikarbeiter des späten 19. Jahrhunderts, keineswegs vertrauter.⁵ Aber ich hoffe, in diesem Beitrag zu zeigen, daß die Rekonstruktion von Arbeitsabläufen und Lohnformen, von legalen und illegalen Arbeitsunterbrechungen, der Artikulation von Bedürfnissen – vor allem körperlich gewalttätiger Spielereien am Arbeitsplatz – ein spezifisches Verständnis von Arbeiterleben und Arbeiterpolitik ermöglicht. Der jeweilige Kontext kann erhellt werden durch zeitgenössische Schilderungen von Außenstehenden, vielleicht lassen sich sogar Berichte teilnehmender Beobachter finden. Neben den Erinnerungen von Beteiligten sind Zeugnisse unerlässlich, die nicht von der Absicht geprägt sind, ein gutes (oder schlechtes) Andenken zu hinterlassen. Dazu gehören Lohnlisten oder Fabrikordnungen. Aus solchen Dokumenten lassen sich durchaus mehr als nur ökonomische Erkenntnisse gewinnen. Denn die Unregelmäßigkeiten des Arbeitsablaufes, wie sie zum Beispiel in den Lohnlisten oder Unfallprotokollen sichtbar werden, verweisen auf spezifische Aneignungsweisen, mehr noch auf den Eigensinn der vor Ort Handelnden.

In dieser Perspektive werden abstrakte Zuweisungen zweifelhaft: So ist industrielle Arbeit z.B. weit mehr als die „reale Subsumption von Arbeit unter das Kapital“; sie geht nicht auf in mechanischen Verrichtungen und Zeitdisziplin.

Notwendig ist beides – analytisches wie interpretatives Verstehen. Aber wir sollten uns nicht täuschen: Alle diese Anstrengungen, Gründe und Motive der Betroffenen zu erhellen, sind nichts weiter als die Befragung von *Objekten*. Selbst behutsame Entzifferung vermag die Kluft zwischen Erforschern und Erforschten nicht zu überbrücken. Vielleicht ermutigt uns aber der Gebrauch der – stets begrenzten – Quellen, die Eigentümlichkeit der teilnehmenden Beobachtung des Historikers zu akzeptieren: Die Anderen werden uns desto fremder erscheinen, je mehr wir sie zu verstehen suchen.

5 Diese Probleme sind skizziert in einem anregenden Beitrag von K. Dwyer: On the Dialogic of Field Work, in: *Dialectical Anthropology* 2 (1977), S. 143-151. Ich verdanke diesen Hinweis meiner Kollegin am Davis Center, Elizabeth Traube.

I. Maschinenbau um 1900

Der Ort ist eine Maschinenbaufabrik in Chemnitz, das Jahr 1890. Eine Abteilung des Werks stellt Werkzeugmaschinen, die andere Strickmaschinen her. Nach der Rezession 1886-87 befindet sich das Unternehmen wieder im Konjunkturaufschwung, und beide Abteilungen sind eifrig bemüht, ihre Aufträge zu erfüllen.

Paul Göhre, ein junger protestantischer Pfarrer, lebte und arbeitete sechs Wochen lang mit den Arbeitern der Werkzeugmaschinen-Abteilung. Offenkundig gab er sich gelegentlich zu erkennen, oder verbarg zumindest nicht bewußt seinen Beruf. Er hielt sich als „teilnehmender Beobachter“ bei den rund 120 Schmieden, Bohrern, Feilem und besonders Drehern auf, die auf einer Galerie arbeiteten. Ihre Arbeit begann morgens um sechs und endete zwölf Stunden später, davon waren nahezu elf Stunden als Arbeitszeit vorgesehen.⁶ Innerhalb dieser zwölf Stunden waren nur eine einzige zwanzigminütige Kaffeepause und eine einstündige Mittagspause gestattet.

Ein Jahr später veröffentlichte Göhre ein Buch mit seinen Beobachtungen und Eindrücken und faßte seine sorgfältig detaillierte Schilderung eines Arbeitstages wie folgt zusammen:

„Es ist in der That keine Kleinigkeit, elf Stunden des Tages mit 120 Mann in einem von öligem, schmierigem Dunste, von Kohlen- und Eisenstaube geschwängerten heißen Raume auszuhalten. Nicht eigentlich die meist schweren Handgriffe und Arbeitsleistungen, sondern dieses Zusammenleben, Zusammenatmen, Zusammenschwitzen vieler Menschen, diese dadurch entstehende ermüdende Druckluft, das nie verstummende nervenabstumpfende gewaltige quietschende, dröhnende, ratschende Geräusch, und das unausgesetzte elfstündige Stehen in ewigem Einerlei, oft an ein und derselben Stelle – dies alles zusammen macht unsere Fabrikarbeit zu einer alle Kräfte anspannenden, aufreibenden Tätigkeit (...).“⁷

Dies ist ein völlig anderes Bild als das zeitgenössischer Fotografien, die in Fabriken aufgenommen wurden und fast nichts von den alltäglichen Erfahrungen zeigen, die Göhre schildert. Solche Fabrikfotos waren gestellt, bebilderten viel mehr die Vorstellung des Fotografen, wie eine Fabrik aussehen sollte – aufmerksame, konzentrierte und saubere Arbeiter in einer wohl organisierten Fabrikhalle, keinerlei Störungen, Unterbrechungen oder gar Erschöpfung. Doch selbst wenn man Göhres Bericht vertraut, muß man die distanzierten und gemischten Gefühle einbeziehen, die einen jungen Theologen beeinflusst haben dürften. Göhre war

6 P. Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie, Leipzig 1891, S. 29.

7 Ebda., S. 74.

nicht nur ein Neuling in der Fabrik, sondern ebenso ein Eindringling aus der akademischen Welt, schlimmer noch: aus der Kirche. Nicht minder wichtig ist, daß Göhre die Anstrengungen und Plackerei der Fabrikarbeit freiwillig auf sich nahm, während die meisten seiner Kollegen keine andere Wahl hatten. Um sich und ihre Familien durchzubringen, war Lohnarbeit in der Fabrik für sie schlichte alltägliche Notwendigkeit. Mit Sicherheit haben solche divergierenden Klassenpositionen und -erfahrungen die Wahrnehmung des Vertrauten wie des Fremden in der Fabrik strukturiert. Was Göhre als gänzlich bedrückend oder ungeschliffen empfand, mag Teil der selbstverständlichsten Arbeitsroutinen gewesen sein, die die Arbeiter weder beklagt noch überhaupt erwähnt oder 'gesehen' hätten.

Göhres Erinnerungen sind dennoch sehr aufschlußreich, weil er nicht flüchtiger „Besucher“ war, sondern eine ethnographische Reise in das unbekannt Land der Fabriken unternahm. Die genauen Beschreibungen der Löhne und Ernährungsweisen, des Verhaltens am Arbeitsplatz, der Erholung und besonders des Arbeitsprozesses selbst geben davon nachdrücklich Zeugnis.

Göhre wurde als Handlanger für die Bohrer und besonders für die Dreher eingestellt. Die letzteren bedienten Drehbänke, die von Dampfmaschinen über Transmissionsriemen und Kupplungen angetrieben wurden. Damit unterschieden sie sich hinsichtlich der Kontrolle über ihre Arbeit von den übrigen Arbeitern auf der Galerie.⁸ Die Gießler, Former und Schmiede stellten die Grundteile und Werkzeuge ebenso wie die fertigen Stücke nahezu vollständig mit der Hand her. Aufgrund ihrer Kenntnisse von Material und Arbeitsprozeß leiteten sie

8 Zum Arbeitsprozeß s. D. Lande: Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Berliner Maschinenindustrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Elektroindustrie, Buchdruckerei, Feinmechanik und Maschinenindustrie, (Schriften des Vereins für Socialpolitik 134/2), Leipzig 1910, S. 306-498, insbesondere S. 354 ff.; sowie E. Barth: Entwicklungslinien der deutschen Maschinenbauindustrie von 1870 bis 1914, Berlin/DDR 1973, S. 51 f., 83 ff., 91 ff., 113 ff.; ebenso Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 45 ff., besonders S. 50 f. Allgemein zur Arbeit von Drehern s. H. Popitz et al.: Technik und Industriearbeit, Tübingen 1957, S. 130 ff.

Die Ausstattung einer Maschinenbaufabrik in der Mitte des 19. Jahrhunderts beschreiben A. Schröter/W. Becker: Die deutsche Maschinenbauindustrie in der Industriellen Revolution, Berlin/DDR 1962, S. 85 ff.; zu den 1870er Jahren s. W. Renzsch: Handwerker und Lohnarbeiter in der frühen Arbeiterbewegung, Göttingen 1980, S. 147 ff.; sowie Barth: Entwicklungslinien, S. 83 ff., 91 ff.

Zur Bewertung der „Kontrolle“ über den Arbeitsprozeß s. D. Montgomery: Workers' Control of Machine Production in the 19th Century, in: Ders.: Workers' Control in America, London 1979, S. 9-31.

die Hilfsarbeiter an; beim Handhaben der Werkzeuge nutzten sie vor allem ihr Erfahrungswissen. Dasselbe gilt für die Schlosser und Monteure, die die hergestellten Stücke zusammensetzten und die Produkte vollendeten. Weniger Spielraum hatten die Bohrer: Sie arbeiteten in der Regel gleichförmig, monoton, ohne eine Gelegenheit, ihre Werkzeuge selbst einzurichten oder ihr Werkstück selbständig bis zum Schluß zu bearbeiten.

Die Dreher lagen gleichsam 'in der Mitte'; sie übten eine Art Semi-Handarbeit aus. Ihre Aufgabe bestand darin, allen Rund- und Drehkörpern eine präzise Form zu geben, d.h. sie mußten Oberflächen abdrehen oder Gewinde schneiden. Zwar bedienten sie ihre Werkzeuge nicht unmittelbar mit der Hand, aber ähnlich der fast handwerklichen Arbeit der Former und Schlosser bereiteten sie die Maschine selbst vor und justierten sie. Während der Zeit, in der das Werkstück bearbeitet wurde, griffen sie – mitunter auch mit der Hand – ein, um dem Werkstück den letzten Schliff zu geben. Die Vorbereitung der Drehbank war verhältnismäßig zeitaufwendig. Um daher die optimale Geschwindigkeit während des Drehprozesses zu erreichen, mußte das Getriebe jedes Mal aufs Neue eingestellt, (mit Bruchrechnung) berechnet und zusammengebaut werden. Das Werkstück wurde dann eingespannt und zentriert; manchmal mußten vorab Späne mit der Hand abgefeilt werden. Nachdem der Dreher die Drehbank angeworfen (oder genauer, nachdem er sie mit der Transmissionswelle der Galerie verbunden) hatte, brauchte er das Ganze nur noch zu beobachten: Er mußte ein Auge haben auf den Transmissionsriemen und die Drehgeschwindigkeit ebenso wie auf den Meißel bzw. den Werkzeugstahl, gegen den das Werkstück gedreht wurde.

Die Dreher eigneten sich eine spezifische Kompetenz an – die *Handfertigkeit*. Sie umfaßte Wissen um die Eigenarten des zu verarbeitenden Metalls ebenso wie Erfahrung mit den Geschwindigkeiten und dem Getriebe der Transmissionsriemen und „ihrer“, d.h. der Fabrik gehörenden, Drehbank bzw. sogar mit zwei oder drei Drehbänken, die bedient werden mußten. Vielfach waren Dreher durchaus in der Lage, eine Konstruktionszeichnung zu lesen und deren Zahlen und Symbole auf die Mechanik ihrer Drehbank zu übertragen.

Ganz offenkundig war die Dreher-Arbeit ausgesprochen vielfältig, erforderte sie doch nicht nur Erfahrung, sondern auch eine Art fortwährender Beschäftigung mit dem jeweiligen Arbeitsablauf. Selbstverständlich wurden diese Fertigkeiten und Qualifikationen vornehmlich durch die Arbeit selbst entwickelt – im Unterschied zu den meisten anderen Gruppen in der Fabrik, besonders zu den Schmieden, von denen die große Mehrzahl eine dreijährige Lehrzeit durchlaufen hatte. Als Dreher wurden dagegen häufig ehemalige Holzdreher eingestellt. Solch ein Fall war zum Beispiel Moritz Theodor Wilhelm Bromme, dessen Autobi-

graphie Göhres Bericht über die Werkstatt ähnelt, die Arbeit eines Drehers aber aus der Sicht eines Beteiligten schildert.⁹ Bromme arbeitete seit 1898 für mehrere Jahre in einer Maschinenbaufabrik in Gera, rund hundert Kilometer westlich von Chemnitz.

Dreher verstanden sich selbst als die entscheidende Gruppe innerhalb der Arbeiterschaft; vor allem sie wären in der Lage, die Mahnung der Fabrikleitung, „produktiv zu sein“, zu erfüllen.¹⁰ Diese überwältigende Akzeptanz des Produktivitätsziels, aber auch des Fabriksystems und derjenigen, die von ihm profitierten, wurde nicht einfach durch physischen Zwang oder Manipulation erreicht. Zusätzlich müssen zwei Faktoren in Betracht gezogen werden: Erstens das Maß an Kontrolle über den Arbeitsprozeß und, damit verbunden, die eigene Bewertung der Arbeit; zweitens ist zu untersuchen, ob diese Selbst-Wahrnehmung ein materielles Äquivalent hatte oder einen materiellen Ausdruck fand.

Von den Anfängen des Maschinenbaus in Deutschland in den 1830er Jahren¹¹ und zumindest bis 1910-14 gehörten die Dreher zu den bestbezahlten Maschinenbauarbeitern.¹² Zusammen mit den Bergarbeitern standen sie an der Spitze der Lohn Tabelle in den späten 1870er Jahren und hielten nach 1908 dasselbe Lohnniveau wie die Eisen- und Stahlarbeiter. Die von Göhre 1890 geschilderten Wochenverdienste weisen einen Lohn von 20 bis 30 Reichsmark wöchentlich aus, falls sie überwiegend oder vollständig im Stücklohn bezahlt wurden.¹³ (Wir werden später sehen, daß die Annahme, der Stücklohn sei das übliche Lohnsystem in der Hochindustrialisierung ab den 1860er/70er Jahren gewesen, falsch ist.) Es sei vermerkt, daß die Lohnraten nicht generell die handwerklichen Arbeiter gegenüber den Ungelernten bevorzugten. So schildert Göhre, daß die Schmiede oder Monteure, von denen die meisten Gelernte waren, zwischen 15 und 20 Mark pro Woche erhielten, wohingegen die Schlosser, die eine ähnliche Ausbildung besaßen, 22 bis 28 Mark wöchentlich verdienten – beide als Zeitlohn. Zur selben Zeit erhielten angelernte Arbeiter wie Bohrer (30 M) oder Hobler und Dreher (zwischen 20 und 30 M) beachtlich höhere Löhne – sämtlich als Stücklohn. Hilfsarbeiter und Tagelöhner, wie Göhre einer war, befanden sich am Schluß der

9 M. T. W. Bromme: *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters*, Frankfurt am Main 1971 (Reprint der ersten Ausgabe von 1905), S. 243.

10 Ebda., s. auch R. Müller: *Vom Kaiserreich zur Republik*, Berlin 1974 (Reprint der ersten Ausgabe von 1924), S. 13 f.

11 Schröter/Becker: *Maschinenbauindustrie*, S. 76 ff. und S. 236 ff.

12 A. V. Desai: *Real Wages in Germany 1891-1913*, Oxford 1968, S. 108-110.

13 Göhre: *Drei Monate Fabrikarbeiter*, S. 13 f.

Lohnskala. Aber sie konnten mit bis zu 15 M durchaus recht nah an die Schmiede oder Monteure herankommen.

Vom Grad der Kontrolle über den Arbeitsprozeß, der Selbsteinschätzung und vom Status her, den ihnen die Arbeitskollegen einräumten, aber auch bei den Lohnraten repräsentierten die Dreher den Typus hochangesehener Maschinenbuarbeiter. Sie waren Teil einer Minderheit von Fabrikarbeitern, die relativ „gut dastanden“, materiell und symbolisch. Sie gehörten zu denen, die Eric Hobsbawm als „Arbeiteraristokraten“ bezeichnet hat.¹⁴

Der Status der Dreher beruhte auf einer Besonderheit ihres Arbeitsprozesses. In ihrer Branche waren sie die einzigen, die Maschinen bedienten und *dennoch* eine verhältnismäßig individuelle (oder zumindest selbst-kontrollierte) Arbeit verrichteten. Die Organisation ihrer Arbeit weckte und forcierte zugleich die Konkurrenz mit Kollegen an den benachbarten Drehbänken und machte damit die Bestätigung der eigenen Kalkulationsfähigkeit und Handfertigkeit möglich. Im Unterschied zu „traditionellen“ handwerklichen Arbeitern, wie Schmieden oder Formern, konnten die Dreher sich selbst und anderen ihr Können und ihre Erfahrung im Umgang mit „modernen“ Maschinen demonstrieren.

Während ich bislang einen relativ statischen Überblick über die Arbeit von Drehern und, allgemeiner, von Maschinenbuarbeitern im späten 19. Jahrhundert gegeben habe, will ich jetzt den Blickwinkel erweitern und einige Aspekte des Tagesablaufes hinzufügen. Die komplexen Verflechtungen von Arbeit und Nicht-Arbeit, von Produktions- und Reproduktionssphäre sollen an dieser Stelle jedoch nicht zum Thema werden. Anders gesagt, der Lebenslauf von Männern und Frauen, das Problem der Haushaltsführung, der Familienstrukturen und Verwandtschaften können hier nur erwähnt, nicht jedoch ausgeführt werden.

Jene Maschinenbuarbeiter, die nach 1855 geboren wurden, erlebten, daß ihre Beschäftigung in einem „leading sector“ der Industrie relativ sicher war. Sie machten die Erfahrung steigender Reallöhne: Niemand hatte das erwarten können. Zu ihren Erfahrungen gehörten aber auch ein abrupter Lohnsprung von mehr als 25 % zwischen 1872 und 1874, gefolgt von einer Stagnation, die bis in

14 E. J. Hobsbawm: The Labour Aristocracy in Nineteenth Century Britain, in: P. N. Stearns/D. J. Walkowitz (Hg.): Workers in the Industrial Revolution, New Brunswick/USA 1974, S. 139. Die Diskussion um die (englische) Arbeiteraristokratie ist erneut aufgelebt, aufgeladen (und vielleicht überfrachtet) mit dem Problem der „Hegemonie“, angelehnt an Gramsci; s. dazu H. F. Moorhouse: History, Sociology and the Quiescence of the British Working Class: A Reply to Reid, in: Social History 4 (1979), S. 481 -490; und Response by Reid, S. 491-493.

die Mitte der 1880er Jahre hineinreichte, und ein mäßiger Anstieg danach (entsprechend dem allgemeinen Trend im Reich).¹⁵ Dieses Wachstum der Löhne war nur mit einer vergleichsweise geringfügigen Steigerung der Lebenshaltungskosten, wenigstens bis 1900, verbunden. Generell dürften diese Entwicklungen einen beachtlichen Grad an Mobilität unter den Beschäftigten, wenn nicht verursacht, so doch sicherlich erlaubt haben.

Hermann Enters, kein Dreher, sondern ein wandernder Schlossergeselle, der seine Lehre in den hausindustriellen Metallgewerben in Wuppertal absolviert hatte, erwähnt in seinen Erinnerungen häufige Arbeitsplatzwechsel während der Boomphase der frühen 1870er Jahre, als er mit zwanzig Jahren noch jung und unverheiratet gewesen war.¹⁶ Er arbeitete in den nicht zuletzt wegen guter Löhne weithin geschätzten Krupp-Werken wie in kleineren Fabriken in Barmen, immer auf der Suche nach einer Verbindung von hohem Lohn und befriedigender Arbeit. Bei Krupp bekam er Stück-Arbeit in der Produktion von Geschützrohren, hatte jedoch nur eine sehr begrenzte Zahl an Aufgaben zu erledigen und wurde stark beaufsichtigt. In Barmen dagegen erhielt er zwar einen niedrigeren Zeitlohn; aber er konnte völlig unabhängig als Reparaturmechaniker arbeiten. Zweimal wechselte er hin und her, ohne eine Lösung für sein Dilemma zu finden: hohen Lohn und ein hohes Maß an Selbstkontrolle zu verbinden.

Sicherlich gab es Bereiche des Maschinenbaus, in denen die Arbeiter ungeachtet vermehrter Kontrolle über die jeweiligen Arbeitsabläufe zugleich eine Abwertung ihrer Fertigkeiten erfahren mußten. Zum Beispiel war in der relativ standardisierten Produktion von Fahrrädern und Nähmaschinen die Zahl der Arbeitsschritte begrenzt und Möglichkeiten für weitere Qualifizierungen nicht gegeben. Das mag der Grund für die vergleichsweise hohe Fluktuation in dieser Branche gewesen sein.¹⁷

Von Mitte der 1880er Jahre an verließen mehr als 70 %, 1890 sogar 86,3 %, der Arbeiter die Nähmaschinenfabrik Thomas Calsow in Bielefeld innerhalb der ersten zwölf Monate nach ihrem Eintritt, darunter fast sämtliche Arbeiter unter 25 Jahre. Weit wichtiger jedoch als die Mobilität derjenigen Arbeiter, die dieselbe

15 Vgl. Desai: Real Wages.

16 H. Enters: Die kleine mühselige Welt des jungen Hermann Enters. Erinnerungen eines Amerika-Auswanderers an das frühindustrielle Wuppertal, 3. Aufl. Wuppertal 1979, S. 69 ff.

17 K. Ditt; Technologischer Wandel und Strukturveränderung der Fabrikarbeiterschaft in Bielefeld 1860-1914, in: W. Conze/U. Engelhardt (Hg.): Arbeiter im Industrialisierungsprozeß, Stuttgart 1979, S. 237-261, besonders S. 255 ff.

Arbeit woanders verrichteten oder suchten, ist die Tatsache, daß keineswegs alle Maschinenbauarbeiter oder Dreher eine dauerhafte Beschäftigung in ihrem Beruf fanden oder darauf aus waren. Bromme, der ein halbes Dutzend Stellen gehabt hatte, bevor er sich als Holzdreher ausbilden ließ, ist vielleicht nicht typisch; aber sein Fall zeigt doch zumindest, daß unterschiedliche Muster existierten, und selbst eine relativ anhaltende Beschäftigung keineswegs allgemein gültig für die Arbeiter dieses Industriesektors war. Im Gegensatz dazu zeigen zum Beispiel Unterlagen der mechanischen Werkstätten der Gutehoffnungshütte (GHH) in Oberhausen, daß in den frühen 1870er Jahren mehr als 30 % der Belegschaft aus Vätern, deren Söhnen, Onkel und Neffen bestand.¹⁸ In jedem Fall gründet sich die Annahme eines typischen Lebenslaufes und entsprechender Erfahrungen sowie einer lebenslangen oder sogar „vererbten“ Beschäftigung als gelernter Maschinenbauarbeiter auf zweifelhafter Grundlage.

II. Grenzen der Homogenität: Lohnschwankungen und Unkalkulierbarkeit

Statistische Zeitreihen ebenso wie qualitative Beschreibungen der Maschinenbauarbeiter, besonders der Dreher, betonen die verhältnismäßige *Homogenität* ihrer Gruppenerfahrung und alltäglichen Praxis. Sie unterstellen gleichfalls eine *grundlegend stetige* Entwicklung in Richtung auf einen besseren Lebensstandard, allgemeiner gesagt eine sozio-ökonomische Verbesserung der alltäglichen Reproduktion. Parallele Assoziationen schwingen mit im bereits erwähnten Begriff der Arbeiteraristokratie – selbst wenn er nur analytisch verwandt wird.

Und es liegt auf derselben Linie, wenn Maschinenbauarbeiter als konservative Reformisten etikettiert werden. Gewiß, sie strengten weder große Streiks an, noch nahmen sie aktiven Anteil an der Massenstreikdebatte in der Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg. Andererseits wurden sie niemals zu „Verrätern“ in den Arbeitskämpfen vor 1914 oder in den Massenbewegungen der Streiks von 1917 und der folgenden zwei Jahre. Vielmehr wurden die Dreher, wenigstens in Berlin, seit den ersten Tagen des Ersten Weltkrieges außerhalb der Betriebe aktiv, um gleichermaßen ihr Interesse an höheren Löhnen und besseren Arbeitsbedingungen wie ihre Ablehnung der Kriegspolitik unmißverständlich klar zu machen.¹⁹

18 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 2121/3; 2121/5; 2121/7.

19 Müller: Vom Kaiserreich zur Republik, S. 131.

Die Berichte über ihren Widerstand sowohl gegen Arbeiterführer wie gegen den Staat zeichnen dabei unverändert das Bild einer homogenen Gruppe, deren Wahrnehmung und Handeln sich an scheinbar eindeutigen und aufeinander fixierten Regeln und Vorlieben orientierten. Oder in den Worten von Richard Müller, einem ihrer aktivsten Kollegen und Genossen: für diese Männer sei „das kühle und nüchterne Abwägen des möglichen Erfolgs und des Verlusts“ charakteristisch; und diese Einstellung hätte sie prädestiniert für „große, umfassende, systematisch organisierte Bewegungen“.²⁰

So abweichend und teilweise widersprüchlich die Einschätzungen der politischen Verhaltensweisen und Handlungen der Maschinenbauarbeiter, besonders der Dreher sind – sie setzen stillschweigend deren Konsistenz und Homogenität voraus. Entsprechend werden Berufsstrukturen, Ausbildungsgrade oder Wanderungsbewegungen, d.h. formale Kriterien, betont und auf dieser Ebene die unterschiedlichen Gruppen als Einheit behandelt. Gewiß, die vieldeutigen, sogar widersprüchlichen Erfahrungen und Praxen vollständig offenzulegen, werden wir niemals in der Lage sein. Dennoch sollten wir einen zweiten Blick wagen.

Bleiben wir bei den Drehern. Zeitgenössische Beobachtungen wie die von Göhre, aber auch solche jüngerer Datums, gehen davon aus, daß seit den frühen 1870er Jahren Fabrikarbeit und Lohnsystem auf dem Stücklohn beruhten. Aber einige Hinweise in Brommes Memoiren wecken Zweifel. Er erwähnt den mehrmaligen Wechsel zwischen Stück- und Zeitlöhnen.²¹ Bromme räumt ein, daß er den Stücklohn bevorzugte und sich Stücklohn-Arbeit vom Meister erbat. Statt am Samstag mit 13 bis 15 M nach Hause zu kommen, konnte er damit 20 M und mehr erwarten. Offenkundig war Bromme durch die alltägliche Notwendigkeit, sein Überleben wie das seiner Familie zu gewährleisten, in den „Geldnexus“ eingespannt. Indem er an der Drehbank „aufdrehte“, bediente er die Interessen der Kapitalisten (wie deren Mittelsmänner). Wichtiger jedoch ist die *Gleichzeitigkeit* beider Lohnsysteme. Folgt man Brommes Bericht, konnten die Anteile der Produkte, die entsprechend dem einen oder dem anderen System bezahlt wurden, je nach den Kalkulationen der Unternehmer und Meister erheblich schwanken.

Wenigstens zu einem Teil lag deren Berechnungen eine Disziplinierungsrationale zugrunde – zu strafen oder, wie im Fall Bromme, den individuellen Arbeiter anzureizen und gleichzeitig die Belegschaft zu spalten. Aber letztlich war die Kalkulation der Kosten entscheidend. Die Gegenstände bzw. die Serien

20 Ebd.

21 Bromme: Lebensgeschichte, S. 251 f.

von Gegenständen, die bearbeitet und hergestellt werden mußten, variierten beträchtlich. Es wurden Bolzen, Schrauben, Schwengel, Rohre, Kurbelwellen oder Achsen produziert – Rhythmus und Zeitfolgen des Arbeitsablaufes wechselten mit der Art, Größe und Zahl der Stücke. Um die Gewinne zu optimieren, machte es durchaus Sinn, Arbeiten im Zeitlohn auszugeben, besonders wenn komplizierte Herstellverfahren nur eine kleine Zahl von Stücken zuließen.²²

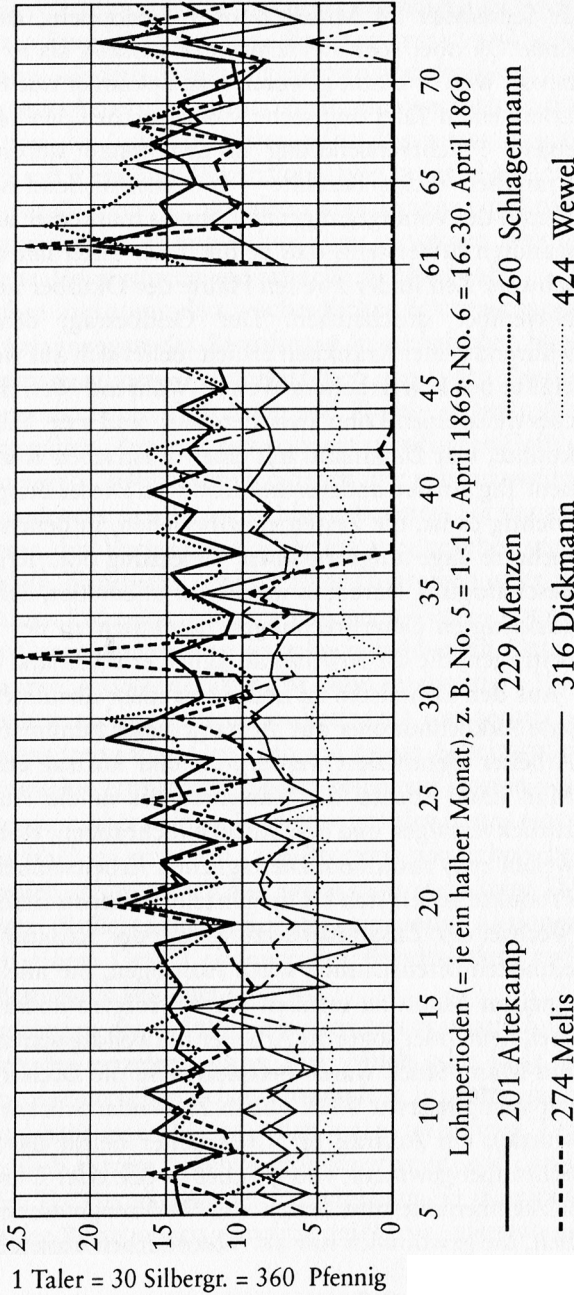
Da die Quellen sehr lückenhaft sind, ist man auf detaillierte Einzelbilder angewiesen. Ein Beispiel zeigen die Lohnlisten der oben erwähnten Werkstatt der Gutehoffnungshütte in Oberhausen.²³ Obwohl diese Listen einen dreißig Jahre früheren Zeitabschnitt dokumentieren, hat sich die Struktur der Arbeitsorganisation und Arbeitsabläufe im Maschinenbau, zumindest in der Produktion von Werkzeugmaschinen und Antriebsmaschinen, bis ca. 1910/14 nicht wesentlich verändert; deshalb sind sie also auch auf die Periode zwischen 1890-1900 anzuwenden. Die Listen beginnen im Februar 1869 und enden im Januar 1872, umfassen somit einen Zeitraum von nicht ganz drei Jahren, bieten dafür aber eine genaue Aufschlüsselung der Löhne von rund 200 Arbeitern. Ausgewiesen sind die Abzüge für Strafen und für die werkseigene Zwangskrankenversicherung. Genannt ist vor allem der jeweilige Bargeldbetrag, den die Arbeiter jeden zweiten Freitag bekamen. Die Tabelle zeigt im einzelnen die Lohnberechnungen für sechs Arbeiter dieser Fabrik. Außer einem (Altekamp) erlebten alle sechs Arbeiter innerhalb von zwölf Monaten eine Steigerung ihrer Löhne um 50 % und mehr, in einem Fall (Menzen, 1.-15. September 1869) rund 80 % und in einem anderen (Dickmann, ebenfalls 1.-15. September) um nahezu 70 %. Aber ebenso mußten alle gewaltige Rückgänge hinnehmen, die sie mit weniger als der Hälfte und womöglich nur einem Viertel von dem zurückließen (Dickmann, in der anschließenden Periode, 15.-30. September), was sie vorher erhalten hatten.

Am Anfang dieser Periode lagen drei der Arbeiter, die Dreher Altekamp, Schlagermann und Melis, mit einem Verdienst zwischen 11 und 14 Talern relativ nahe beieinander, während zwei andere in dieser Auswahl signifikant tiefer angesiedelt waren. Die Dreher Dickmann und Menzen erhielten zwischen sieben

22 Der Vergleich von Auftragsbüchern und Lohnlisten der GHH, 1870, unterstützt diese Überlegung.

23 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 2121/3; 2121/5; 2121/7. – [Nachtrag 2015]: Siehe dazu auch den weiterführenden Beitrag von Christina Lubinski, Im Labyrinth der Löhne. Betriebsmanagement durch Lohngestaltung im Kontext flexibler Spezialisierung: Der Maschinenbaubetrieb der Handelsgesellschaft Jacobi, Haniel und Huyssen, 1869-1872, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 94 (2007), H. 3, S. 285-308.

Löhne einzelner Arbeiter der mechanischen Werkstatt der GHH
(von April 1869 bis Februar 1872)



und acht Talern. Der Hilfsarbeiter Wewel schließlich lag weit unter den Drehern, er bekam etwas mehr als drei Taler. Zwei Wochen später, am nächsten Zahntag, hatten die Unterschiede zugenommen, wiederum zwei Wochen später (am 15. September) kann die Umkehrung beobachtet werden. Mitte September hatten sich die Abstände zwischen ihnen erheblich vermindert und betragen nicht mehr als einen Taler. Wiederum nur einen Zahntag später hatte sich das Bild erneut vollkommen verändert: Der Lohn eines der Dreher (Dickmann) war auf weniger als ein Viertel von dem zurückgefallen, was er zwei Wochen zuvor verdient hatte. Gleichzeitig lagen Altekamp und Schlagermann auf der einen Seite und Melis sowie Menzen auf der anderen jeweils nahezu auf demselben Niveau – jedoch um mehr als fünf Taler voneinander getrennt.

Im Oktober blieben Altekamp und Schlagermann relativ nah beieinander auf einem hohen Niveau; nur Schlagermann büßte etwas ein. Menzel hingegen fiel auf das Niveau von Anfang August zurück. – Verfolgt man die Erfahrung eines einzelnen Arbeiters, so konnte Dickmann zum Beispiel seinen Lohn von Ende September bis Mitte Oktober verdoppeln, wohingegen er Ende Oktober sehr viel schlechter dastand als in den Wochen zuvor. Weil er krank gewesen war, bekam er nur für zwei Tage Lohn: einen Taler und sechs Silbergroschen. Und da die werkseigene Pflichtversicherung in den ersten sieben Tagen der Krankheit nichts bezahlte – und anschließend höchstens ein Viertel des vorangegangenen Lohns – mußten er und seine Verwandten (unterstellt, daß er für ihren Unterhalt aufkam) eine schwere Zeit in der zweiten Hälfte des Oktober und ebenso im November durchstehen. Der Geldbetrag, den Dickmann während seiner Krankheit erhielt, belief sich auf weniger als die Hälfte des Hilfsarbeiters Wewel. Während Wewel jedoch üblicherweise einen Lohn zwischen zwei und vier Talern erwarten konnte, war Dickmann mit einer drastischen Kürzung von einem Tag auf den anderen konfrontiert. Dieses Beispiel zeigt, wie wichtig es ist, die Zeiten einzubeziehen, in denen die Arbeiter mehrere Tage aufgrund einer Verletzung oder Krankheit ohne Beschäftigung waren; es macht vor allem klar, daß diese unbeabsichtigten Unterbrechungen beachtlich zu der Unsicherheit beitrugen, die die Arbeiter alltäglich erlebten und erlitten.

Aus den Lohnlisten ist aber noch mehr abzulesen. Sie zählen jede Akkordnummer auf. Anhand dieser Nummer können jene Arbeiter identifiziert werden, die den Auftrag erledigt haben. Man kann ebenso die Nummern bis in die Auftragsbücher zurückverfolgen und den Stücken (Schrauben, Röhren, Kurbelwellen etc.) zuordnen: Die täglichen Arbeitseinheiten und ihre Produkte lassen sich bis ins Einzelne rekonstruieren, wobei der Wechsel der Zusammensetzung und der Struktur der Arbeitseinheiten offensichtlich wird. Aufträgen, die allein von

einem einzigen Mann zu erfüllen waren, folgten andere, bei denen drei, neun oder sogar 15 Arbeiter notwendig waren. Ein solches Ein-Mann-Stück waren beispielsweise die Dreharbeiten an einer komplizierten Welle (die in Zeit- oder Stückarbeit gefertigt wurde); ein Auftrag für 15 Arbeiter betraf das Drehen von Schraubengewinden von gleicher Größe oder Durchmesser für Maschinenteile bzw. Serien von Werkzeugmaschinen (eine Arbeit, die gewöhnlich nur als Akkordarbeit ausgegeben wurde).

Als vorläufiges Ergebnis dieses Versuchs, Lohnlisten zu lesen, sind die *Schwankungen* zu betonen. Sie betrafen nicht nur den jeweiligen Lohn, sondern ebenso die Formen und den Grad der Kooperation mit Arbeitskollegen. Nicht nur wechselten die Werkstücke und die Arbeitseinheiten selbst,²⁴ sondern gleichzeitig wurden mit Zeit- und Akkordlohn zwei unterschiedliche Lohnformen parallel benutzt. Vor allem wies der jeweilige Lohn extreme, zugleich überaus ungleichmäßige, an keinen Rhythmus gebundene Unterschiede und schnelle Wechsel auf.

Diese täglichen und zumindest wöchentlichen Schwankungen prägten die Erfahrungen der Betroffenen in mehrfacher Hinsicht. Sie beeinträchtigten – widersprachen sogar den Forderungen, die mechanische Fabrikzeit und Regeln strikter Arbeitsdisziplin stellten. Zugleich riefen sie ein spezifisches Gefühl von Isolation hervor, selbst zwischen denen, die nebeneinander an der Drehbank oder der Bohrmaschine arbeiteten. Da der aktuelle Lohn von den Vorgesetzten nicht bekannt gegeben wurde – am Zahltag kamen die Arbeiter zwar zusammen, aber jeder erhielt seinen Lohn in einer verschlossenen Tüte –, konnte man nur im Gespräch von den jeweilig individuellen Unterschieden erfahren, was wiederum nicht ohne gegenseitiges Vertrauen möglich war. Aber auch dieses Vertrauen war zerbrechlich, mochte das freimütige Gespräch mit einem Arbeitskollegen diesen immerhin ermuntern, für sich selbst auf Kosten desjenigen, der zuerst über seinen Verdienst geredet hatte, einen besseren Abschluß zu erreichen (wie Bromme wiederholt berichtet). Letztlich zahlte es sich aus, wenn man vorsichtige Distanz zu seinen Kollegen hielt. Selbst gemeinsame Aktionen mochten von einem Gefühl andauernder Feindseligkeit zwischen allen Beteiligten begleitet sein.

24 Marie Bernays berechnete die täglichen wie wöchentlichen Abweichungen der Arbeitsproduktivität in einigen Textilfabriken zu Beginn des 20. Jahrhunderts, indem sie die Produktionsdaten benutzte. Es muß jedoch erwähnt werden, daß sie in erster Linie daran interessiert war, wie mit Hilfe Taylorscher Arbeitsorganisation ein stetigerer und regelmäßigerer Produktionsfluß zu erreichen war; s. M. Bernays: Untersuchungen über die Schwankungen der Arbeitsintensität während der Arbeitswoche und während des Arbeitstages. Ein Beitrag zur Psychophysik der Textilarbeit, Leipzig 1911.

Die Schwankungen der Geldlöhne begrenzten dramatisch die Möglichkeiten des einzelnen, Brot, Bier, Milch oder Käse zu kaufen – kurz, den täglichen Lebensunterhalt zu bezahlen, ganz zu schweigen davon, einen Notgroschen sparen zu können. Der 'Geldnexus' blieb extrem brüchig. Ironischerweise war damit vermutlich ein Teil der allgemeinen Entwicklung der 'Kapitalisierung' sozialer Beziehungen ernstlich gefährdet, nämlich jedermann langfristig zu einem Subjekt auf dem Markt für Konsumgüter zu machen. Oder anders gesagt, diese unvorhersehbaren Schwankungen des Lohns könnten die Betroffenen angeregt haben, die gewünschten oder sogar dringend benötigten Güter selbst herzustellen. Wie konnten sie sich ihren (gesellschaftlichen) (An-)Teil mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln sichern?

Diese Erfahrungen von Unwägbarkeit, Schwankungen und Unberechenbarkeit beeinträchtigten mit Sicherheit die Fähigkeit, jeweils nur für die unmittelbare Zukunft zu planen. Das hatte nachhaltige Folgen im Lebenslauf. Vielleicht waren die Erwartungen auf zukünftige Verdienstmöglichkeiten, einschließlich des Wissens um die Altersarmut bzw. die relative wie absolute Verminderung des Lohns ab einem Alter von ca. 45 Jahren, weitaus weniger wichtig als wir heute annehmen? Wenn es so wäre, liegt das möglicherweise daran, daß die erwachsenen Arbeiter in den 1890er Jahren und nach 1900 von einem verhältnismäßig höheren Lohn ausgehen konnten als sie anhand von Hochrechnungen der Verdienste ihrer Väter, Onkel und anderer 'alter Arbeiter' erwartet hatten. Diese Erfahrungen auf der Arbeit wie auf dem Konsummarkt haben eine eigene Zeitvorstellung in den Arbeiterhaushalten entstehen lassen: Vorstellungen, welche die Perspektive auf das eigene Leben – wie auf das der anderen – in sehr eigener Weise 'einfärben'.

III. Das Konzept des *Eigensinns*

Unwägbarkeiten und Unbeständigkeiten in den Arbeitsanforderungen und -prozessen wie bei den Löhnen formten die Erfahrungen von Arbeitern allgemein – und die der Maschinenbauarbeiter und Dreher im Besonderen. Obwohl ein solcher Akzent wichtig ist, um Annahmen über „unilineare“ Erfahrungen und Verhaltensweisen der Arbeiter zu kritisieren, bleibt das Bild auch dann unvollständig. Wie bereits erwähnt, bedienten Arbeiter nicht allein ihre Maschinen und Werkzeuge, sie kooperierten nicht nur in unterschiedlicher Weise, sie lebten auch für viele Stunden zusammen. In den Formen des Miteinander-Umgehens und des körperlichen Kontakts untereinander lassen sich Reaktionen auf die Unwägbarkeiten erkennen.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat des „teilnehmenden Beobachters“ Göhre: Die Gemeinsamkeit des Arbeitsprozesses führte „die Leute schnell, häufig und nahe aneinander und zwang sie zu dauerndem gegenseitigen Verkehr. Dieser war nun selbstverständlich besonders rege zwischen Gleichaltrigen, Arbeitsnachbarn und den Leuten derselben Kolonne, derselben Montage, desselben Meisters. Hier wurde er von selbst häufig intimer; und jede Gelegenheit zu einem längern oder kürzern Zwiegespräch wurde dann fleißig benutzt.“²⁵ Göhre berichtete, daß zu den Gesprächsthemen die Neuigkeiten über Kollegen und Ereignisse in der Fabrik, in anderen Galerien oder Werkstätten ebenso gehörten wie Pläne für das kommende Wochenende; ganz wichtig war stets das Wohlergehen der Kinder. Von Zeit zu Zeit wurde auch, wie Göhre schreibt, über „ernste Dinge“ geredet wie „religiöse, wirtschaftliche, politische und über Bildungsfragen“. Es scheint jedoch, daß die nicht-sprachlichen, körperlichen Kontakte besondere Bedeutung hatten. Göhre notierte:

„Vor allem aber scherzte, neckte und balgte man sich herzlich gern, wo immer es anging. Überall suchte man unter guten Bekannten, die solche Neckereien verstanden, einander etwas auszuwischen: so warf man den achtlos vorübergehenden aus einem Versteck mit Thon, zog ihm heimlich die Schleife seiner Schürze auf oder in der Pause das Brett unter dem Sitze weg, stellte sich plötzlich einander in den Weg oder ‘meinte es miteinander gut.’ Dies Gutmeinen pflegte gern am Ende der Woche von ältern Leuten zu geschehen, die einen starken Bartwuchs hatten und sich, wie es im Volke heute kaum noch viel verbreitete Sitte ist, nur einmal in der Woche, des Sonnabends Abend oder des Sonntags Morgen rasierten. So einer mit genügend langen harten Stacheln im Gesicht nahm dann plötzlich ein um Kinn, Backen und Lippen noch zarteres Kerlchen beim Kopf und rieb blitzschnell seine Wangen an der jenes mehrmals hin und her, wodurch gerade kein angenehmes Gefühl hervorgerufen werden sollte. Wenn der so Liebkoste zur Besinnung kam, war der Übelthäter längst davon. Noch ungemütlicher war ein anderer Spaß, den man an mir glücklicherweise nur einmal ausprobierte, das sogenannte ‘Bartwischen’. Da lehnt einer vielleicht achtlos an einem Pfosten, eben zufällig ohne bestimmten Arbeitsauftrag. Zwei andere sehen den Arglosen stehen; ein gegenseitiger Blick des Einverständnisses, und der eine tritt von hinten an ihn heran, umschlingt ihn mit den Armen, so daß jener sich nicht mehr rühren kann; unterdes umfaßt der andre mit seinen zwei schwarzen, schmutzigen Händen von vorn das Gesicht des Überfallenen und streicht nun mit aller Gemütsruhe mit den festangepreßten Daumen den Schnurrbart des Wehrlosen auseinander, was, wie ich versichern kann, sehr schmerzhaft ist. (...) Unter intimern Bekannten bleibt keiner davon verschont, und jeder wurde ohne Unterschied des Alters heimgesucht.“²⁶

25 Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 76.

26 Ebda., S. 77 f.

Diese Schilderung vermittelt einen lebhaften Eindruck von der Intensität wie der Permanenz nicht-sprachlichen sozialen Umgangs zwischen denen, die zusammen arbeiteten, die für lange Stunden zusammen lebten.

Dabei gründeten sich die jeweils kurzen interaktiven Zwischenspiele auf körperlichen Kontakt, und dazu gehörte auch physische Gewalt. Die Auseinandersetzung um die Kontrolle über den eigenen Körper 'spielte' gleichermaßen auf mehreren Ebenen. Es ging um Entwicklung, Festigung oder Abbruch sozialer Beziehungen; zu demonstrieren waren Handfertigkeit und Geschicklichkeit. Unerlässlich war körperliche Stärke, wenigstens unter den Männern in dieser Phase des Industriekapitalismus im späten 19. Jahrhundert. Natürlich drückten die Beteiligten in diesen Interaktionen ebenso soziale Hierarchien aus, so wie sie „typisch“ männliches Verhalten zur Schau stellten.²⁷ Grundsätzlich galten jedoch gegenseitige Wertschätzung, Anerkennung und Unterstützung – konnte doch beim nächsten Mal das Opfer wieder einer der „Spieler“ sein. Jeder in der Werkstatt wußte, daß die Peinigung alle und nicht einzelne betraf. Zugleich können diese „Neckereien“ als Bekräftigung von Erfahrungen gelesen werden, die alle Beteiligten teilten: festgebunden zu sein, an einem Ort fixiert, kenntlich gemacht und beschmutzt, in anderen Worten: Zwängen unterworfen, deren Urheber zumindest zeitweise außerhalb der Kontrolle der Opfer standen. Körperliche Gewalt mag daher in diesem Kontext das Bemühen ausgedrückt haben, sowohl 'allein gelassen zu werden' als auch 'allein und mit den anderen zu sein'. Diese Umgangsweisen und Ausdrucksformen waren nicht als direkter Widerstand gegen die Zumutungen „von oben“ gemeint. Sie drückten vielmehr den Anspruch auf einen eigenen Raum aus – *Eigensinn*.²⁸

27 Zur allgemeinen Relevanz dieser Dimension s. P. Willis: *Learning to Labour: How Working Class Kids get Working Class Jobs*, 2. Aufl. New York 1981, besonders S. 43 ff.

28 Der Begriff, der hier eingeführt ist, stammt aus einem Text „dichter Beschreibung“, den der Populärphilosoph Christian Garve in den 1790er Jahren veröffentlichte. Er schilderte das Verhalten der abhängigen Bauern in Schlesien gegenüber ihrem Grundherrn. Dort heißt es u.a.: „zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandtheil, oder als eine Folge, einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorunheil sich einmahl bey ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu seyn. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht ... (...) Die richterlichen Personen, welche in Processen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen gekannt haben, bey denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augen-

Diese Formen des Umgangs miteinander gehörten nicht zu den offiziell zugestandenen Pausen. Vielmehr nahmen sich dazu die Arbeiter Teile jener Zeit, die formell als Arbeitszeit bestimmt war. Sie eigneten sich die Zeit an, indem sie die auferlegte Zeitordnung umgingen oder unterbrachen. Plaudern und „Quatschen“, Herumgehen und nicht zuletzt die „Neckereien“ – all das waren illegale Unterbrechungen.

Dagegen wurden die legalen Arbeitspausen intensiv zur körperlichen Erholung genutzt.²⁹ Während der Frühstücks- und der Mittagspausen beobachtete Göhre eine weitgehend wortlose Kameradschaft. Das Rascheln einer Zeitungsseite oder das Weitergeben eines Zeitungsteils ergänzten die Geräusche des Essens. Die Arbeiter, berichtet Göhre, saßen „abgespannt und stumm neben einander [!]“. ³⁰ Diese Pausen bestanden buchstäblich aus Reproduktionsaktivität, dienten der Auffrischung der Arbeitskraft für die kommenden Stunden an der Werkbank, den Bohr- oder Fräsmaschinen, den Drehbänken. Theoretisch gesehen waren diese Pausen Reproduktionsarbeit; sie entsprachen den Anforderungen des Fabriksystems. Frühstücks- und Mittagspausen waren geplant und wurden genutzt für die körperliche Wiederherstellung. So wie die offiziellen Pausen unmittelbar notwendig für das Überleben waren, bedeuteten sie selbstverständlich zugleich auch die Chance für kurze, begrenzte Momente des Zusammenseins.

scheinlich ungereimten Idee bestehen, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. (...)

Nichts bringt mehr gegen den Bauer auf, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahrt wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gutdenkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen, und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht, oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?“ Christian Garve: Popularphilosophische Schriften, Bd. 2 (im Faksimiledruck herausgegeben von Kurt Wölfel), Stuttgart 1974, S. 859-860.

Zu beachten bleibt, daß dieser Begriff üblicherweise dazu benutzt wurde, um kindisches Verhalten zu beschreiben (und zu kritisieren). „Vernünftige“ Erwachsene werden mit einer solchen Kennzeichnung als „irrational“ abgewertet. Zum Gebrauch des Begriffs im späten 18. und während des 19. Jahrhunderts s. Ad. Freiherr v. Über den Umgang mit Menschen, 14. Aufl. Hannover 1865 (1. Aufl. 1788), S. 86 ff. Knigge benutzte den Begriff, um ein Verhalten zu charakterisieren, das heutzutage als „halsstarrig“ gälte (diesen Hinweis verdanke ich Arnd Bohn). – Ich benutze den Begriff in einer anderen Weise – allerdings ohne dessen Herkommen zu verleugnen.

29 Siehe dazu A. Lüdtke: Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende, in diesem Band, S. 78-106.

30 Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 35.

Illegale Pausen ließen sich damit nicht vergleichen. Hier brachen die Arbeiter sowohl mit den Zumutungen und Zwängen des Fabriksystems als auch mit der Plackerei der Arbeit und der Reproduktion. Ihre Unterbrechungen von Zeitplänen und Ordnungsregeln beeinträchtigten in jedem Fall den Arbeitsablauf der Fabrik. Und mit Sicherheit spielte Widerstand eine Rolle, wenn sich Arbeiter schweigend einige Minuten der Arbeitszeit wieder aneigneten, indem sie morgens später begannen oder ihre Maschinen reinigten, während sie noch liefen, sich wuschen und den Arbeitsplatz ein wenig früher verließen als es die Fabrikordnung erlaubte. Weit häufiger aber ereigneten sich stumme und vornehmlich individuelle Rückzüge und buchstäbliches Verschwinden: Arbeiter hielten ein Nickerchen, bevor sie einen neuen Auftrag oder ein fehlendes Werkstück bekamen, und sehr häufig verschwand der eine oder andere ohne Hast auf die Toilette. Solche Wiederaneignungen und Rückzüge störten selbstverständlich die Bemühungen der Unternehmer und Vorgesetzten, die gesamte verfügbare Zeit der Produktion von Waren zu widmen und keine Sekunde zu vergeuden. Die Folge immer detaillierter Fabrikordnungen spiegelt wider, wie weit solche stummen Übertretungen der Arbeiter auch oder zunehmend als Widerstand wahrgenommen wurden.

Eigensinn dagegen war etwas anders. Eigensinn zeigte viele Ausdrucksformen: Herumgehen, Sprechen, momentanes Tagträumen, vornehmlich aber im wechselseitigen körperlichen Kontakt und Neckereien – kurz, Eigensinn war ein ‘Bei-sich-selbst-sein’ und ein ‘Mit-anderen-sein’. Dadurch mißachteten die Arbeiter die laufenden Arbeitsprozesse bzw. die Fabrikordnung, wie sie von der Leitung erdacht waren, wenn sie sie auch nicht unmittelbar stören wollten.

Illegale Pausen waren vieldeutige und ambivalente Situationen. Durch sie wurde Widerständigkeit praktisch, konnte manchmal sogar zur Schau gestellt werden. Aber gleichzeitig, wenn nicht in erster Linie, bedeuteten solche Augenblicke Distanz nicht nur zur Herrschaft des Kapitals am Arbeitsplatz, sondern von *jeder* Auseinandersetzung, von *jedem* Kampf gegen die Einschränkungen eigener Bedürfnisse und Interessen – unmittelbare, lustvolle „Verausgabung“³¹ im und für den Augenblick, ohne eventuelle Folgen und Wirkungen zu kalkulieren. In solchen Augenblicken waren die Arbeiter bei sich, entzogen sich für einige Minuten, vielleicht nur für wenige Sekunden auch allen Konsequenzen ihres Umgangs miteinander.

Sie handelten, wenn auch nur zeitweise, nach ihren eigenen Regeln. Körperkontakt war offenbar die bevorzugte Sprache von und für *Eigensinn*. *Eigensinn*

31 G. Bataille: Der Begriff der Verausgabung, in: Ders.: Das theoretische Werk, Bd. 1, München 1975, S. 9-31.

wurde jedoch auch, mitunter sogar ganz auffällig, durch Worte ausgedrückt. Die Kollegen, immer wieder bemüht, 'bei sich selbst zu sein', riefen einander mit Vornamen und sprachen sich mit dem vertrauten, fast familiären „Du“ an. Dadurch signalisierten sie gegenseitigen Respekt und, noch mehr, Brüderlichkeit. Ebenso artikulierten sie damit die Besonderheit der eigenen Gruppe und die Andersartigkeit aller Übrigen. Die „Anderen“ wurden mit dem distanzierteren, formalen „Sie“ angesprochen.³² Während andere Arbeiter, mit denen man keinen so andauernden oder häufigen Kontakt hatte, sich kaum darum kümmerten oder deshalb daran gewöhnt waren, weil sie es ähnlich hielten, verlangten die Meister und Vorgesetzten (aber nicht die Vorarbeiter) einen formalen Umgangston. Während diese darin die angeblich angemessene Unterwürfigkeit und Distanz hörten, klang es für die Arbeiter nach einer anderen vertrauten Hierarchie: der Schule, Kirche und des Militärs.³³

Eigensinn ist in solchen vereinzelt, gleichwohl beständig wiederholten Augenblicken der Aneignung aufzufinden – Augenblicken, in denen die Arbeiter ihre Bedürfnisse gleichermaßen schufen und benannten, ausdrückten und erfüllten. In der Fabrik selbst wurden diese Bedürfnisse durch die Arbeitsdisziplin, die Fabrikregeln und -Ordnungen, durch die dauernde Gefahr der Überwachung³⁴ durch Vorgesetzte, Meister, Vorleute blockiert und unterdrückt, überdies durch eine handgreiflich hohe Fabrikmauer eingeschlossen. Solche Momente von Eigensinn besaßen zumindest eine zweifache Bedeutung und Funktion: Arbeiter konnten mit sich allein ebenso wie mit anderen sein. Indem sie nach eigenen

32 Göhre: *Drei Monate Fabrikarbeiter*, S. 79, 81; s. ebenfalls die Erinnerungen von Wenzel Holek, einem böhmischen Gräber und Ziegelmacher: *Der Gebrauch des „Sie“ wurde in dem (örtlichen) sozialistischen Arbeiterbund mit einer Geldbuße geahndet*, W. Holek: *Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters*, Jena 1909, S. 215.

33 Zum letzten Punkt siehe den Bericht des Landarbeiters Franz Rehbein, der seine Militärzeit in den 1880er Jahren abdiente, F. Rehbein: *Das Leben eines Landarbeiters*, Jena 1911, S. 153-193.

34 Siehe zu diesem Aspekt Lüdtkke: *Arbeitsbeginn*, und besonders M. Perrot: *The Three Ages of Industrial Discipline in 19th Century France*, in: J. M. Merriman (Hg.): *Consciousness and Class Experience in 19th Century Europe*, New York/London 1979, S. 149-168. Perrot „buchstabiert“ M. Foucaults These von der „Disziplin“ als zentralem Mechanismus „moderner“ Bemühungen zu „überwachen und strafen“; s. M. Foucault: *Überwachen und Strafen*, Frankfurt am Main 1976. Zu den Phasen und Formen der Anstrengungen des Managements, die Kontrolle über den Arbeitsprozeß zu erhöhen, s. R. Edwards: *Contested Terrain: The Transformation of the Workplace in the 20th Century*, New York 1979.

Regeln handelten, konnten sie 1.) Distanz sowohl zu den Zwängen der Fabrik als auch zu denen halten, die mit dem täglichen 'Durchkommen' und Überleben verbunden waren, und 2.) gleichzeitig die Fähigkeiten zum individuellen wie kollektiven Handeln entwickeln. Das war der Fall, wenn Meister oder Vorarbeiter das „Du“ gebrauchten und damit die Arbeiter durch die implizierte Konnotation einer Vater-Kind-Beziehung beleidigten.³⁵ Arbeiter antworteten oder brüllten „Du“ statt des erwarteten „Sie“ oder hörten einfach gar nicht hin. In anderen Fällen fanden Arbeiter, die für gewöhnlich voneinander getrennt handelten und einzeln kämpften, plötzlich eine gemeinsame Basis wie in Brommes Fabrik, indem sie der Fabrikleitung die Erlaubnis abrangen, die Drehbänke während der Arbeitszeit zu reinigen.³⁶

Die Grenzen zwischen Eigensinn und kalkuliertem Widerstand waren und blieben unklar und fließend. Eigensinn unterschied sich von der Verfolgung der eigenen Interessen; er war nicht identisch mit der strategischen Optimierung der Effizienz des eigenen Verhaltens. Um den Lohn zu halten oder ihn sogar zu erhöhen, mochte es klug sein, gemeinsam zu handeln – zum Beispiel demonstrativen Gehorsam und stille Sabotage am Arbeitsplatz zu kombinieren oder zu streiken. Dagegen hintertrieb, ja mißachtete, die Praxis des Eigensinns jegliche Risikokalkulationen. Eigensinn konnte Teil solcher kollektiven Anstrengungen sein; zugleich und vor allen Dingen drückte er die Bedürfnisse aus. Er artikulierte Sehnsüchte und Wünsche von Gruppen wie Individuen ebenso wie deren Ängste. Daher bildete Eigensinn eine bestimmte Erfahrung von Autonomie und Kollektivität und möglicherweise sogar von Homogenität. In seiner doppelten Bedeutung bezeichnete Eigensinn die Besonderheiten von Arbeiterpolitik – 'Beisich-selbst-sein' und 'Mit-anderen-sein'.

Eine weitere Facette muß hinzugefügt werden. Sie paßt nicht so recht in das grundsätzlich harmonische und freundliche Bild, das Göhres Schilderungen nahelegen. Handschriftliche Berichte von zahlreichen Arbeiterveteranen der Gutehoffnungshütte (1939 von der Unternehmensleitung angeregt) schilderten nicht nur Anekdoten über Neckereien, sondern beklagten den häufigen Diebstahl von Werkzeugen in den Werkstätten.³⁷ Zu dieser Zeit in der Mitte der 1880er Jahre gehörten die Werkzeuge den Arbeitern.

35 Belege dazu aus den 1860er Jahren ab finden sich bei U. Engelhardt: Nur vereinigt sind wir stark, Bd. 1, Stuttgart 1977, S. 93 f.

36 Bromme: Lebensgeschichte, S. 290 f.

37 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) (GHH) 40016/19 (besonders Fishedick).

Neckereien oder der Verweis auf Macht, auf soziale Distinktion durch die Nennung des „Du“ brachten Bedürfnisse zum Ausdruck und eigneten zugleich Zeit und Raum, wenn auch nur für Augenblicke, wieder an. Diese Praktiken mischten sehr unterschiedliche Motive wie Ziele: sie beharrten gegen die Zumutungen der Vorgesetzten auf dem Gewohnheitsrecht und stritten um Menschlichkeit für den Einzelnen und seine Kameraden, wichtiger noch, sie verletzten niemals ernsthaft die Kameraden. Der Diebstahl der Werkzeuge eines anderen war jedoch das genaue Gegenteil. Diese Werkzeuge gehörten den Arbeitern nicht in dem Sinn bürgerlichen Eigentums. Vielmehr lag ihre Bedeutung viel mehr darin, daß sie unverzichtbare Mittel im täglichen Kampf ums Überleben waren. Zur gleichen Zeit symbolisierten sie Handfertigkeit und Geschick des Einzelnen. Sie waren Teil der Produkte ihres Eigentümers geworden und standen für dessen Arbeitsproduktivität und Produkte. Im Gebrauch der Werkzeuge behielt er die Produkte in Erinnerung, die nun von den Fabrikherren oder anonymen Käufern angeeignet wurden. Der Bestohlene war ohne seine Werkzeuge „aufgeschmissen“.

Abgesehen von der Möglichkeit, daß die Unterschiede zwischen den Werkhallen der Gutehoffnungshütte und den Fabriken in Chemnitz oder Gera in den regional verschiedenen Lebensweisen der Arbeiter oder in den jeweiligen Arbeitsabläufen begründet liegen, läßt das Stehlen vermuten, daß alltägliche Praxis viele divergierende, sogar widersprüchliche Aspekte beinhaltete. *Eigensinn* war und blieb vieldeutig. Sich von den Zumutungen der Vorgesetzten und von den Zwängen des Arbeitsprozesses zu distanzieren, ohne sie direkt zu bekämpfen, konnte nicht nur eine individualistische Haltung, sondern auch die feindselige Mißachtung der eigenen Arbeitskollegen einschließen.

IV. *Eigensinn* und private Politik

Die Einzelheiten des Arbeitsprozesses, des Lohnzahlungssystems und der Schwankungen der Löhne von Drehern, insbesondere ihre Neckereien und ihren Eigensinn, die ich im vorangegangenen untersucht habe, zeigen, wie die Produktionsweise für die Betroffenen wirklich wurde. Denn zunächst existierten Konjunkturzyklen und Fabrikordnungen nur auf dem Papier von Wissenschaftlern und Vorgesetzten, d.h. hinter dem Rücken der Arbeiter. Kein gesellschaftlicher Prozess wird Teil alltäglicher Interaktion und (Re-)Produktion, wenn er nicht in alltäglichen Bedeutungen erfahren wird (z.B. als Gelegenheit für eine Lohnsteigerung). Theoretisch gesprochen werden die Produktions- wie die Herrschaftsweise durch die Wahrnehmungen und Interpretationen, durch die

Handlungen und Ausdrucksformen der Betroffenen hergestellt,³⁸ in diesem Fall durch die Praxis der männlichen Maschinenbauarbeiter. Oder, um diese theoretische Überlegung noch weiter zu differenzieren, erst die Wechselseitigkeit objektiver und subjektiver Momente macht die gesellschaftliche Reproduktion und Transformation möglich.

Erforderlich ist also eine Perspektive, die Bedeutung nicht gegen sozio-ökonomische Position und Funktion aufrechnet, oder vice versa. Nur unter einem solchen Blickwinkel lassen sich die Widersprüche in der Gesellschaft erkennen, und mit ihnen die Chancen für Alternativen, Wirklichkeit zu werden. Um die Vieldeutigkeiten von Herrschaftsformen und Umgangsweisen in den Blick zu nehmen, dürfen sie nicht auf ihren augenscheinlich elementarsten Grad reduziert werden. Nur indem man die Komplexitäten und die Verflechtungen ihrer widersprüchlichen Momente untersucht, werden sich die Bedeutungen wie die Funktionen alltäglicher Praktiken erschließen. Versuche, historische und gesellschaftliche Prozesse in getrennte Dimensionen zu zerlegen, werden nicht den Verknüpfungen und Wechselbeziehungen in konkreten Situationen gerecht. Sie verbergen nur die unübersehbare Gleichzeitigkeit,³⁹ die Praxis prägt – Hinnehmen, aber auch Verweigerung von Zwängen, zugleich die Präsenz eines äußerst distanzierten wie distanzierenden *Eigensinns*.

Diese kurze Diskussion bezieht sich auf einige Probleme, die vielfach unter dem pauschalen Etikett des „Kulturalismus“ behandelt werden. Damit verknüpft ist jedoch ein zweiter und ebenso wichtiger Punkt: die Frage nach dem Politischen in der Untersuchung des Alltagslebens. Ist die Suche nach Eigensinn nicht ein weiteres Beispiel für den Versuch, den harten politischen Fragen zu entfliehen, von der augenfällig allgegenwärtigen Beziehung zwischen Herrschaft und Widerstand abzulenken? Steht die Frage nach Eigensinn für Romantisierung?

38 Vgl. L. Hack er al.: Klassenlage und Interessenorientierung, in: Zeitschrift für Soziologie 1 (1972), S. 15-30, besonders S. 24 ff.

39 „Gleichzeitigkeit“ bezieht sich auf Ernst Blochs Konzept von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, das auf den unterschiedlichen, aber parallelen Gebrauch alter und neuer Symbole und Bedeutungen zielt, die die (politische) Orientierung der „Vielen“ in den zwanziger und dreißiger Jahren in Deutschland beeinflussten. Nach Bloch wurde diese Gleichzeitigkeit von der Naziideologie und -bewegung ausgenutzt, während die marxistischen Kritiker oder die „linken“ politischen Führer von SPD und KPD sie nicht einmal wahrnahmen; s. E. Bloch: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt 1962 (erste Auflage 1932/36).

‘Politik’ bezeichnet traditionell das Formulieren, Durchsetzen und dauerhafte Organisieren kollektiver Interessen. Insbesondere gilt als politisch, aus vorherrschenden Normen, gesellschaftlichen Verteilungsmustern oder Formen staatlicher Herrschaft Nutzen zu ziehen. Es ist ‘politisches’ Handeln, diese Muster und Praktiken zu bestätigen oder zu bestreiten. Jede andere Ausdrucksform, die diesen Kriterien nicht entspricht, wird als privat bezeichnet. Ich möchte dagegen eine Perspektive einnehmen, die die Artikulation und das Geltendmachen von individuellen Bedürfnissen, vor allem für die direkt Betroffenen, als politisches Verhalten begreift.

Es kommt also darauf an, den Blick auf das Politische zu erweitern. In der Perspektive strategischer Kalkulationen bleibt das Ensemble emotionaler Ausdrucksformen und symbolischer Bedeutungen abgespalten. Und es sind doch eben diese Emotionen und Symbolpraktiken, die aus Idealtypen ‘wirkliche’ Individuen und Gruppen machen – die nicht nur reagieren, sondern aktiv handeln, manchmal entschieden und konsistent, manchmal widersprüchlich, mitunter sogar widersinnig.

Konkret, Dreher und andere Maschinenbauarbeiter gehörten nicht selten nur widerstrebend dem „freien“, d.h. dem sozialdemokratischen Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) an. Der DMV wurde 1891 gegründet, ein Jahr, nachdem das repressive Sozialistengesetz von 1878 ausgelaufen war. Mit Ausnahme der Arbeiter in Großstädten, wie Berlin, standen im Durchschnitt drei Viertel der Arbeiter abseits dieses Versuchs, sozio-ökonomische Interessen zu organisieren. Die Mitgliedsrate in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) war sogar noch beträchtlich niedriger.⁴⁰ Genauer: Seit den späten 1890er Jahren schlossen sich die meisten der Maschinenbauarbeiter durchaus dem DMV an; entscheidend ist aber, daß die Mehrheit von ihnen diese Organisation nach ein oder zwei Jahren wieder verließ (d.h. sie zeigten sich nicht mehr in Versammlungen, zahlten nach den ersten Monaten keine Mitgliedsbeiträge mehr und akzeptierten damit, aus den Gewerkschaftslisten gestrichen zu werden).⁴¹

Mit anderen Worten, die aktive und dauerhafte Beteiligung von Maschinenbauarbeitern an jenen Organisationen, die für sich in Anspruch nahmen, das

40 Vgl. die Daten in D. Fricke: Die deutsche Arbeiterbewegung 1869-1914, Berlin/DDR 1976, S. 718 ff., 731. Die an den „gelben“ und christlichen Gewerkschaften kann hier nur gestreift werden; vgl. dazu ausführlicher „Die Ordnung der Organisation“, in diesem Band, S. 141-168.

41 K. Schönhoven: Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914, Stuttgart 1980, S. 143 ff., 190 ff.

einziges Mittel zu sein, um die ökonomischen wie politischen Interessen der Arbeiter zu vertreten, war sehr begrenzt. (Im Vergleich mit anderen Gewerkschaften ist jedoch festzuhalten, daß die Mitgliedszahlen nach 1900 bis auf den höchsten Organisationsgrad aller Gewerkschaften stiegen; er wurde nur noch von den Hafendarbeitern, Bauarbeitern sowie den Arbeitern in den Handwerksberufen wie den Handschuhmachern erreicht.) Andererseits waren spektakuläre kollektive Aktionen ebenfalls nicht Sache der Maschinenbauarbeiter. Im Unterschied zu den Bergarbeitern, Bauarbeitern und sogar zu den weitaus geringer organisierten Textilarbeitern (und -arbeiterinnen!), ganz zu schweigen von den Druckern und Brauern, haben die Maschinenbauarbeiter fast nie gestreikt. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß sie inaktiv oder apathisch waren.⁴² Sie vertraten ihre Interessen, manchmal sogar recht militant, auf der Werkstattebene; sie eigneten sich Zeit und materielle Ressourcen, von „Abfällen“ bis zu Werkzeugen, wieder an. Und sie brachten ihre Hoffnungen und Wünsche, Ängste und Befürchtungen nachdrücklich zum Ausdruck – sie praktizierten Eigensinn. Sie beteiligten sich auf *ihre* Weise aktiv an der Verteilung und Neuverteilung von Ressourcen und „Lebenschancen“ (Max Weber): Sie verhielten sich und handelten politisch.

Das führt zu zwei Thesen über das Politische im Alltagsleben der „unmittelbaren Produzenten“ (Karl Marx):

1) Arbeiter kümmerten sich um ihre individuellen Löhne, um ihr tägliches Überleben weder in einem bloß instrumentellen Sinn, noch handelten sie politisch in der Weise, daß sie die gesamte Produktionsweise zu verändern suchten.⁴³ Beide Einschätzungen folgen einem ungeeigneten eindimensionalen Politikmodell und taugen nicht, die Vieldeutigkeiten, Verflechtungen und Widersprüche von Interessen und Eigensinn ebenso wie deren Gleichzeitigkeit zu erfassen. Was hier (und anderswo) übersehen wird, ist die Lebensweise der Betroffenen.

2) Zumindest in den entwickelteren kapitalistischen Industriegesellschaften können divergierende, vielleicht getrennte und sogar widersprüchliche Arenen der Politik oder des Politischen wahrgenommen werden. Dabei ist jedoch die Politisierung des Privaten, d.h. die Verflechtung von Interessen, Bedürfnissen

42 Vgl. D. Geary: Identifying Militarism: the Assessment of Working-class Attitudes towards State and Society, in: R. J. Evans (Hg.): The German Working Class 1888-1933, London/Torowa 1982, S. 220-246, besonders S. 233 ff.; E. Lucas: Zwei Formen von Radikalismus, S. 147.

43 Zur politischen Auseinandersetzung unter dem „halbabsolutistischen Pseudo-Konstitutionalismus“ des Kaiserreichs s. H.-U. Wehler: Das deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1975, S. 63.

und *Eigensinn* in unmittelbaren Beziehungen, als „Privatisierung der Politik“ mißdeutet worden. Die alltägliche Politik zum Beispiel im Kaiserreich zeigt jedoch keinerlei Tendenz zur Depolitisierung. Im Gegenteil, sie offenbart vielfältige Formen einer Neuverteilung von materiellen und emotionalen Ressourcen ebenso wie die der Lebenszeit und der Lebenschancen. Solche Umverteilungen relativieren implizit die Arena formaler Politik, vor allem derjenigen, die auf einer zentralen oder nationalen Ebene regulierend und verteilend wirkt. Mit anderen Worten, staatsfixierte Politik wird mit der selbstbestimmten Politik der sogenannten Beherrschten konfrontiert.

In dem Kontext alltäglicher Politik können materielle Interessen und individuelle Bedürfnisse, soziale Verpflichtungen und Eigensinn nicht voneinander getrennt oder abgespalten werden; sie passen nicht in die Schubladen, die Wissenschaftler allzu leicht für sie vorbereitet haben. „Materielles“ und „symbolisches Kapital“ (Pierre Bourdieu)⁴⁴ sind nicht unmittelbar auszutauschen; die silberne Uhr des verstorbenen Vaters wurde niemals verpfändet;⁴⁵ das demütigende „Du“ der Vorgesetzten wurde auch dann nicht bereitwilliger hingenommen, wenn die Löhne stiegen (das letztere war zumindest zwischen den 1870er und 1890er Jahren, z.T. vielleicht auch in den ersten Jahren nach 1900, im Gesamttrend der Fall).

Das Ideal der „Respektabilität“, der Arbeiter-„Ehre“ muß dementsprechend neu untersucht werden. Dieser Begriff, von Männern wie Frauen geteilt, war weder eine matte Spiegelung kleinbürgerlicher Träume und Idyllen noch eine verzerrte Form von Klassenbewußtsein. Vielmehr bildete „Ehre“ einen Maßstab, der eigene Deutungen und Erfahrungen versammelte. Er orientierte die Anstrengungen der Arbeiter, ihren Lebensunterhalt zu verdienen,⁴⁶ denn die „Ehre“ blieb aufs

44 Siehe P. Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis (auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft), Frankfurt am Main 1976 (franz. 1972), S. 335 ff.

45 Selbstverständlich hätte dieser Punkt weitere Ausarbeitung und Belege nötig, vgl. aber H. Schomerus: Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen, Stuttgart 1977, S. 244.

46 Sogar die „Arbeiteraristokraten“ brauchten zusätzliche Verdienste, um ihre Familien ernähren zu können. Eine Statistik aus Chemnitz zeigt, daß 1900 58 bzw. 8 % der „gelernten Metallarbeiter“ nicht in der Lage waren, einen Haushalt mit zwei Erwachsenen und drei Kindern zu ernähren (bei den Maschinenarbeitern und Textilarbeitern waren es 81 bzw. 6 %). Nicht nur die unbezahlte Hausarbeit, sondern auch weibliche Lohnarbeit und Kinderarbeit blieben die ökonomische Basis für den Lebensunterhalt einer Familie; s. H. Rosenbaum: Formen der Familie, Frankfurt am Main 1982, S. 399 (dort auch weitere Belege); s. ebenfalls K. Tenfelde: Arbeiterhaushalt und Arbeiterbewegung 1850-1914, in: Sozialwis-

engste mit den alltäglichen Unwägbarkeiten und Unsicherheiten, den Ängsten oder Hoffnungen und Träumen auf eine bessere Zukunft verknüpft. So galten Anstrengungen, um mit illegalen Mitteln zu überleben – der Diebstahl von Lebensmitteln, Kohle oder Holz – keineswegs stets als schimpflich oder unehrenhaft: Die übliche Praxis des „Mitgehen-Lassens“, wie sie Michael Grüttner in seiner Studie über den Hamburger Hafen erforscht hat, zeigt dies deutlich.⁴⁷ Erfolgreiche Sicherung des Überlebens, materielle Verbesserung und sozialer Erfolg förderten solch demonstrativen Stolz, der im Zusammensein mit Nachbarn und Arbeitskollegen ebenso zum Vorschein kam wie gegenüber den „Ober- und Unteroffizieren des Kapitals“ (K. Marx) und des Staates in der Fabrik, auf der Straße oder im Wirtshaus.

Diese Alltagspolitik war keineswegs nur auf Widerstand bezogen; sie richtete sich durchaus nicht nur gegen Forderungen, Zwänge oder offene Unterdrückung „von oben“. Denn vor allem zeigte sich in Zusammenkünften mit Kollegen, Freunden und Verwandten Eigensinn, ebenso beharrlich wie mühelos, zum Beispiel in Sportgruppen oder in Trinkrunden (bei den Männern) und beim Kaffeeklatsch der Frauen. Bei direkter Widersetzlichkeit wie beim Eigensinn war die Möglichkeit entscheidend, 'bei sich selbst' und 'für sich selbst' zu sein. Zugriff oder Drohung der Herrschenden oder ihrer Agenten, von Polizisten, Direktoren

senschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (SOWI) 6 (1977), S. 106 ff. Auch Männer selbst versuchten vielfach, Extra-Verdienste zu bekommen. Göhre zumindest schildert, daß seine Arbeitskollegen am Sonntagmorgen Holzschnitzereien machten, die sie ihre Kinder auf den örtlichen Jahrmärkten verkaufen ließen, daß manche Geige auf Tanzveranstaltungen spielten; ein ehemaliger Schneider schniderte noch bis spät in die Nacht, ein Bohrer arbeitete als Kutscher an den Sonntagnachmittagen, ein anderer als Schmied, als Kellner fast jede Nacht in einer Arbeitergaststätte – und alle versuchten, Überstunden zu machen. Aber nur wenige erhielten dazu Gelegenheit und waren auf die Stimmung und Vorlieben der Meister angewiesen; s. Göhre: *Drei Monate Fabrikarbeiter*, S. 15.

Allgemeiner hat H. Reif in einer materialreichen Studie über das Ruhrgebiet das komplexe Problem von Familieneinkommen und besonders von Altersarmut beschrieben und analysiert; s. H. Reif: *Soziale Lage und Erfahrungen des alternden Fabrikarbeiters in der Schwerindustrie des westlichen während der Hochindustrialisierung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 23 (1982), S. 1-94.

47 M. Grüttner: *Unterklassenkriminalität in Hamburg. Güterberaubungen im Hamburger Hafen 1888-1923*, in: H. Reif (Hg.): *Räuber, Volk und Obrigkeit. Studien zur Geschichte der Kriminalität in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt 1984, S. 153-184.

oder Vorarbeitern war buchstäblich weit entfernt und konnte – zumindest für Augenblicke – vergessen werden.

In diesen Bemühungen, das physische Überleben zu sichern und zugleich die eigene Person und den eigenen Wert zu stabilisieren, lagen Sieg und Niederlage beieinander – auf der Arbeit, innerhalb und außerhalb der Familie. Aus den vielfältigen ständigen Risiken, von den Lohnschwankungen über die Verletzungen der „Ehre“, von den Unfällen bis zu obrigkeitlichen Zugriffen, folgte allerdings eine Haltung *skeptischer Vorsicht*.

Bei der „Politisierung des Privaten“ muß berücksichtigt werden, daß Eingriffe „von oben“ unauflöslich zur Lebensweise der Arbeiter und ihrer Familien gehörten. Rigoroser Zwang zur Ordnung in der Fabrik, auf der Straße, in den Schulen und auf Ämtern war Teil der alltäglichen Erfahrung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen.⁴⁸ Diese Erfahrungen mit physischer Gewalt (des Staates oder der privaten Herrscher) verknüpften sich mit einer Form der Gewalt „von oben“, die sich in der Weise, in der sie wirkte, zugleich maskierte: „violence douce“.⁴⁹ Staatliche Politik, die physische und geistige Sauberkeit wie Erziehung zu fördern suchte, verschaffte sich durch Polizei oder die Androhung polizeilicher Intervention Geltung. Landstreicher wurden verfolgt und festgesetzt, „Verrückte“ in Anstalten eingewiesen,⁵⁰ Zwangserziehung durch die Polizei wenigstens in den größeren Städten durchgesetzt. Von entscheidender Bedeutung war die Übereinstimmung dieser Sauberkeits- und Erziehungsnormen mit Interessen und Bedürfnissen der Betroffenen selbst. Sauber und erzogen zu sein, konnte in der Tat Aussichten auf ein besseres Leben eröffnen. Wenn es so war, können wir die Frage, ob ein spezifischer (vielleicht „bürgerlicher“) Typ von Sauberkeit und Erziehung dominierte, auf sich beruhen lassen. In jedem Fall sollten und konnten diese Einflußnahmen eine Politisierung des Privaten vorantreiben. Ohne daß es ausdrücklich betont worden wäre – die „Verwalteten“, die Erzogenen, die Adressaten von Hygiene-Kampagnen wurden unmerklich, aber nachdrücklich in die Arena der formalisierten, organisierten Interessensverfolgung hineingezogen. Diese Politisierung des Privaten funktionierte als Politisierung „von oben“. Im Gegensatz zu einer selbstbestimmten Politisierung der Betroffenen wurden hier unbefriedigte und antagonistische Interessen und Bedürfnisse nicht aufge-

48 Zu den öffentlichen Praktiken, insbesondere zur „Hatz auf Sozialisten“ s. K. Saul: Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich, Düsseldorf 1974.

49 Vgl. Bourdieu: Theorie der Praxis, S. 364 ff.

50 D. Blasius: Bürgerliche Gesellschaft und bürgerliche Ängste: Die Irren in der Geschichte des 19. Jahrhunderts, in: Sowi 8 (1979), S. 88-94.

nommen, sondern gedämpft oder stillgestellt. Die Betroffenen antworteten auf eigene Weise: In Verweigerungen wie in selbstbestimmt-eigenem Handeln überwinden sie die Trennung von privat und politisch.

Aber die Bedeutsamkeit der Politik des Alltäglichen darf nicht über die ungelösten Probleme hinwegtäuschen. Parallel zur Politisierung des Privaten läßt sich eine Absonderung der breiten Massen von der zentralisierten Politik der herrschenden Klassen wie von der der 'offiziellen' Opposition, der SPD, beobachten. Als vorläufige Belege für eine solche Abtrennung können, spätestens ab 1906, das geringere und langsamere Ansteigen der Mitgliederzahlen in den reichsweiten sozialistischen Organisationen gelten.⁵¹ Noch wichtiger waren unorganisierte Bewegungen ungewohnter Ausmaße, zum Beispiel Straßenbesetzungen und „Unruhen“ im Januar 1906 anlässlich einer SPD-Wahlrechtsdemonstration in Hamburg⁵² oder im September 1910 in Berlin-Moabit.⁵³ (Die Moabiter Proteste waren durch einen Lohnstreik ausgelöst worden.) In beiden Fällen gingen sogenannte „unordentliche Leute“, meist Gelegenheitsarbeiter und Arbeitslose, vom Demonstrieren zum Rauben und Plündern über – es wurde eben keine „revolutionäre Disziplin“ gezeigt. SPD und Gewerkschaftsfunktionäre stimmten zwar nicht mit der Obrigkeit überein, aber verurteilten unisono solche „Pöbelexzesse“ auf das schärfste.

Der Eindruck einer zunehmenden Trennung der politischen Arenen verstärkt sich, wenn man das geringe Maß an Selbstorganisation der Massen nach 1890 einbezieht; eine neue Kolonial- oder Flottenpolitik zu fordern oder zu stützen, war Sache der (klein)bürgerlichen öffentlichen Meinung und Organisationen. Ob Industriearbeiter oder proletarische Massen an derlei Bemühungen Teil hatten, ist zweifelhaft, zumindest unsicher.

Diese Trennung zwischen den politischen Arenen wird an zwei spektakulären Beispielen deutlich. Das erste war der widerstandslose, weithin durchaus willige

51 Siehe dazu nicht nur die reichsweiten Daten bei D. Fricke und K. Schönhoven, sondern ebenfalls Fallstudien wie die von M. Nolan: *Social Democracy and Society: Radicalism in Düsseldorf 1890-1920*, Cambridge 1981, S. 182, 232 ff. (bezogen auf die Jahre nach 1907).

52 R. J. Evans: „Red Wednesday“ in Hamburg: Social Democrats, Police and Lumpenproletariat in the Suffrage Disturbance of 17. January 1906, in: *Social History* 4 (1979), S. 1-31.

53 H. Bleiber: Die Moabiter Unruhen 1910, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 3 (1955), S. 173-211; vgl. dazu jetzt vor allem Th. Lindenberger: *Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung*, Diss.phil. TU Berlin 1992, Kap. 6.

Marsch von Arbeitermassen⁵⁴ in den Weltkrieg im August 1914 – obwohl sie bis zum letzten Moment an Streiks beteiligt gewesen waren oder zumindest bereit schienen, sich in irgendeiner Form der herrschenden Politik zu widersetzen. Das zweite berührt die Hinnahme des Faschismus ab 1933 durch die große Mehrheit der proletarischen Massen.⁵⁵

Für die Arbeiter spiegelte sich diese Trennung der politischen Arenen zuallererst in der Praxis und den stereotypen Erwartungen ihrer Parteiführer. Die hierarchische Struktur des inneren Parteilebens, aber noch mehr die Formen öffentlichen Auftretens entsprachen dem. Wenn die Partei ihre Mitglieder mobilisierte, gerieten ihre Demonstrationen in aller Regel zu militärischen Paraden.⁵⁶ Der Gebrauchswert, in einer Reihe zu marschieren und mit dem Vordermann mitzuhalten, wurde überwölbt von dem Mehrwert, auf diese – militärische – Weise große Massen zu strukturieren und organisieren. Diese militärische Praxis beeinflusste die Vorstellungen von alternativer Organisation der gesellschaftlichen Beziehungen, insbesondere bei Parteifunktionären; aber noch mehr prägte sie die einfachen Parteimitglieder in ihrem Alltag. Mit solchen Erfahrungen korrespondierte die Partei-Terminologie: Die „revolutionäre Armee“ oder die „Bataillone der Revolution“ „marschierten“ sowohl in der geschriebenen wie gesprochenen Rhetorik der Parteiführung.⁵⁷ Außerdem wurden öffentliche Reden als Monologe

54 Der gegenwärtige Forschungsstand, obwohl nach wie vor vorläufig, wird dargestellt in F. Boll: *Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918*, Bonn 1980, S. 110 ff.

55 Die Vielschichtigkeit dieses Problems steht außer Frage. Man kommt jedoch nicht vorbei an E. Fromm: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*, hg. von W. Bonß, Stuttgart 1980; *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), 1934-1940*, Frankfurt am Main 1979.

56 Siehe den stolzen Bericht der sozialdemokratischen Düsseldorfer „Volkszeitung“ über die Maiparade 1903: „Manch Bürger machte ein erstauntes Gesicht, als er die munteren Roten wie eine Kompanie Soldaten marschieren sah“; zit. nach Nolan: *Social Democracy*, S. 138. Der Berichterstatter der Maiparade in Solingen 1903 schrieb von der Entwicklung der Bewegung hin zu „einer großen proletarischen Armee“, bei der Parade sichtbar geworden sei; s. P. Friedemann: *Feste und Feiern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1890-1914*, in: G. Huck (Hg.): *Sozialgeschichte der Freizeit*, S. 161-185, hier: S. 167.

57 Siehe zum Beispiel J. Dietzgens Artikel „Dass der Sozialist kein Monarchist sein kann“, in: *Der Volksstaat* vom 13.8.1873, zit. nach C. Stephan: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!“, Frankfurt 1977, S. 282-293. Eine systematische, inhaltliche Analyse der Reden von W. Liebknecht und A. Bebel sowie anderer Führer und Sprecher steht noch aus.

begriffen und gehalten. Die Redner adressierten die Menge; deren Rolle bestand im Zuhören, nicht im Mitreden.

In dieser Perspektive wird der Begriff der „Zick-Zack-Loyalität“ fragwürdig.⁵⁸ Er soll die *Gleichzeitigkeit* der Unterstützung beschreiben, die der Partei des Proletariats wie dem Nationalstaat, dem Kaiserreich galt. In der Tat ist der Begriff „Zick-Zack-Loyalität“ geprägt worden, um jene Haltung zu begreifen, wie sie in den gleichrangig zur Schau gestellten Porträts August Bebels und Ferdinand Lassalles mit denen des „alten Wilhelm (I.)“, des Feldmarschalls Helmuth von Moltke oder Kanzlers Otto von Bismarck zum Ausdruck kommt, die Bromme in der elterlichen „Parterrestube“ gesehen hatte.⁵⁹ Möglicherweise gab es aber nur einen sehr begrenzten Loyalitätssinn, der mit einem massiven Desinteresse an *jeder* Form formaler und staatszentrierter Politik korrespondierte?

V. Zusammenfassung

Will man schlichtes Moralisieren vermeiden, ist die analytische Differenzierung zwischen den politischen Arenen unvermeidbar. Für die Forschung ist die Scheidung von Privatem und *Eigensinn* auf der einen sowie staatszentrierter und formaler Politik auf der anderen Seite in keiner Weise überholt. Aber Analytiker sollten sich vergegenwärtigen, daß sich ihre Aufmerksamkeit mehr auf eine vermutete Funktion richtet als auf die Perspektive der Betroffenen. Mit Sicherheit besaß die Trennung der politischen Arenen die Funktion, die herrschenden Positionen und Strukturen zu stützen und zu schützen. Dies galt nicht nur für die Herrschenden und ihre sich verschiebenden Bündnisse;⁶⁰ es galt gleichfalls für die Führer der Opposition wie die der SPD vor 1914.

58 H. Bausinger: Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments, in: G. Wiegelmann (Hg.): Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert, Göttingen 1973, S. 24-49. Auf eine andere, aber durchaus vergleichbare Weise gilt meine Skepsis der „Loyalitäts“-These, wie sie in dem breit debattierten Erklärungsansatz der „negativen Integration“ von G. Roth und D. Groh diskutiert wird; ich würde viel mehr eine aktive Nicht-Integration hervorheben, oder besser: Eigensinn; s. D. Groh: Negative Integration und revolutionärer Attentismus, Frankfurt am Main 1973.

59 Bromme: Lebensgeschichte, S. 71 f.

60 Siehe dazu D. Abraham: Corporarist Compromise and the Re-Emergence of the Labor/Capital-Conflict in Weimar Germany, in: Political Power and Social Theory 2 (1981), S. 55-109 (enthält auch eine Analyse der Muster des Kaiserreichs).

Um den Gebrauch zu verstehen, den die herrschenden Gruppen von der Trennung politischer Arenen machten, müssen wir deren Strategien, die Arbeiterführer eingeschlossen, untersuchen. Vor allem: Sie verknüpften sich mit den zeitgenössischen Formen gesellschaftlicher Hegemonie. Hegemonie betrifft die unausgesprochene Durchdringung der Gesellschaft als Ganzes mit kulturellen und ideologischen Mustern – diese lassen Abhängigkeit als etwas Notwendiges und Unwiderrufliches erscheinen. Die Bildungsanstrengungen der Arbeiterbewegung blieben auf die Muster bürgerlicher Erziehung bezogen und transportierten vielfältige Anpassungstendenzen an die herrschende Kultur.⁶¹ Das zeigte sich im breiten Spektrum von Ratschlägen und Hinweisen für eine verbesserte Haushaltsökonomie, besonders für die Konservierung von Lebensmitteln, für das Wohlergehen sauberer und disziplinierter Kinder und Hausfrauen. Dazu gehörten aber auch Bemühungen um Arbeitszeitverkürzung für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen durch gesetzliche und staatliche Kontrolle. Diese vielfältigen Regulierungen wie Anreize verstärkten nicht allein bürgerliche, sondern zugleich patriarchale Strukturen: Humanitäre Motive erreichten nur sehr begrenzt die Praxis. Erzieher verhielten sich grob und, wenn sie in dieser Hinsicht nicht von vornherein blind waren, traktierten ihre Schüler autoritär. Zugleich war überaus einflussreich eine Vorstellung, die Lohnarbeitern in ihrer alltäglichen (Re)Produktion viel näher war – die Forderung nach gerechtem Lohn. Die Struktur der Lohnarbeit stand indessen kaum mehr zur Debatte!

Aber das ist nur die eine Seite der Medaille. Demonstratives Schweigen der proletarischen Massen in staatlicher oder Verbandspolitik korrespondierte häufig mit politischer Sensibilität und Militanz, mit einem aktivem Eigenwillen in der Fabrik, im Büro, im Mietshaus und auf der Straße. Mehr noch, die Ausdrucksformen und Artikulationen der Abhängigen und Beherrschten legten den Modus fest, in dem sie das Politische, das Private und den *Eigensinn* miteinander verknüpften. Wenn man genau hinsieht, zeigt sich nicht Trennung, sondern eine nahtlose Gleichzeitigkeit von privaten kleinen Freuden in der Alltagspraxis, verbunden mit einer alternativen Vorstellung davon, was Leben für einen selbst, aber auch für die Menschheit insgesamt, bedeuten könnte. Denn Ignoranz gegenüber

61 Siehe das Material (zu Österreichischen Arbeitern), das D. Langewiesche ausbreitet: D. Langewiesche: Zur Freizeit des Arbeiters, Stuttgart 1979. Zu deutschen Arbeitern s. Nolan: Social Democracy, S. 126-145; D. Langewiesche und K. Schönhoven: Arbeiterbibliotheken und Arbeiterlektüre im Wilhelminischen Deutschland, in: Archiv für Sozialgeschichte 16 (1976), S. 135-204; H. Lütke: Von der „literarischen Suppenküche“ zur Bildungsanstalt der Nation, in: Buch und Bibliothek 31 (1979), S. 409-426.

den Arenen staatlicher und Parteipolitik heißt nicht, daß die Abhängigen und Beherrschten kein Konzept für eine alternative Organisation der Gesellschaft gehabt hätten; solche Konzepte hielten sich allerdings nahe an ihrer privaten und eigensinnigen Politik. Einen erhellenden Einblick geben die Antworten von Bergarbeitern, Textil- und Metallarbeitern auf einen Fragebogen, den Adolf Levenstein, ein für eine Sozialreform engagierter Theologe, 1910 versandte. Viele der 5.040 Arbeiter, die antworteten, wünschten, „soviel essen zu können wie ich will“, ein Mikroskop zu besitzen, aber ebenso den „göttlichen Funken“ zu sehen und nicht zuletzt die „Verhinderung von Krieg“ überall auf der Welt.⁶²

Die sozialistischen politischen Organisationen der Zeit erkannten dieses Problem nicht. Für sie wurde es bestenfalls Teil der technischen oder taktischen Frage „Wie kann ich Menschen erreichen, um sie zu Partei- oder Gewerkschaftsmitgliedern zu machen?“. Es ist typisch, daß ein Gewerkschaftshandbuch für Hausbesuche bei möglichen Kandidaten für einen Beitritt den Gebrauch des „Du“ empfahl⁶³ – als ob dieses Wort automatisch die Reichhaltigkeit der Erfahrungen und Konnotationen bei denen hervorriefe, die man zu werben suchte, als ob der einfache Gebrauch dieses bedeutungsvollen Symbols die Kluft zwischen eigensinniger und der gewerkschaftlich-bürokratischen Politik überbrücken könnte. Die Arbeiterorganisationen maßten besondere und abweichende Bedürfnisse nur daran, ob sie in ihre Vorstellung von Klassenbewußtsein paßten und die Kraft der Organisation stärken würden. Niemals beschäftigten sie sich ernsthaft mit der Gleichzeitigkeit von Interessen und *Eigensinn* als der Eigentümlichkeit von Arbeiterpolitik.

62 A. Levenstein: Die Arbeiterfrage, München 1912, S. 227, vgl. ebda., passim.

63 Schönhoven: Expansion, S. 212 f.; das Handbuch wurde 1908 veröffentlicht.

Die Ordnung der Organisation

Das Private und die Politik bei Industriearbeitern im kaiserlichen Deutschland

I. Zum Begriff von Politik

‘Politik’ meint in aller Regel das dauerhafte Artikulieren und Durchsetzen kollektiver Interessen. Üblicherweise gelten jene Aktionen, Organisationen und Ausdrucksweisen als politisch, die staatlich beglaubigte Machtstrukturen herausfordern oder bestätigen. Andere Verhaltensweisen erscheinen als ‘privat’. Historische Forschung hat ihre Schwerpunkte im Horizont dieser Vorstellung entwickelt: Interesse am politischen Verhalten von Arbeitern zielt auf jene Zusammenschlüsse und längerfristigen Aktivitäten, in und mit denen Interessen vertreten werden sollten. Im Zentrum stehen die Sozialdemokratie und die sozialistischen bzw. „freien“ Gewerkschaften.¹ Die Bemühungen von SPD und Gewerkschaften, den „Halbabsolutismus“ und das Klassensystem im kaiserlichen Deutschland zu

1 Vgl. G. Roth: *The Social Democrats in Imperial Germany*, Totowa 1963; D. Groh: *Negative Integration und revolutionärer Attentismus*, Frankfurt 1973; G. A. Ritter: *Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland*, Bonn 1980, bes. S. 33 ff., 69 ff. Große Aufmerksamkeit für kollektives Handeln außerhalb der SPD findet sich bei E. Lucas: *Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung*, Frankfurt 1976. Dieser vorherrschende Fokus ist von Studien über lokale Zusammenhänge und einzelne Arbeitererfahrungen vermehrt in Zweifel gezogen worden, vgl. vor allem F.-J. Brüggemeier: *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919*, München 1983. – Zu der vorherrschenden Einseitigkeit trägt auch bei, daß Organisationen außerhalb des sozialdemokratisch-sozialistischen Spektrums weitgehend vernachlässigt worden sind; dasselbe gilt für die Aktivitäten von (Lohn-)Arbeitern in solchen Organisationen und Vereinen. Zu den christlichen, d.h. vor allem katholischen Gewerkschaften (die zumindest in einigen Branchen und Regionen mindestens ebenso bedeutsam waren wie die sozialistischen Gewerkschaften) vgl. M. Schneider: *Die Christlichen Gewerkschaften 1894-1933*, Bonn 1982; für die katholische Zentrumsparterie vgl. E. L. Evans: *The German Center Party 1870-1933*, Carbondale 1981.

überwinden oder doch zu reformieren, sind in dieser Sicht deckungsgleich mit 'den' politischen Aktivitäten der Arbeiterschaft. Andere Anstrengungen, eigene Bedürfnisse und Interessen zu erkennen und sie womöglich außerhalb von Partei- oder Gewerkschafts-Organisationen – oder auch der christlichen bzw. vorwiegend katholischen Arbeitervereine – anzumelden und zu befriedigen, erscheinen als vor- oder 'noch-nicht'-politisch.

Derselbe Maßstab gilt für politische Formen und politische Rituale. Aktionen und Präsentationen, die sich in der „Arena“ staatsbezogener Macht entfalten, werden dem Bereich des Politischen zugerechnet. Als unerlässlich erscheint die Verwendung von Symbolen und Zeichen, die in der breiteren Öffentlichkeit bekannt sind und 'gelesen' werden. Für die Arbeiter-Politik gehört dazu die rote Fahne oder die Verwendung von Parteilosungen, wie sie auf Versammlungen und Kundgebungen 'von oben' ausgegeben und propagiert wurden. Und politische Rhetorik beschränkt sich auf die Äußerungen in Parlamentsdebatten, in den Versammlungen der Partei oder der Gewerkschaften; dazu gehört die Zeitungspublizistik. Aufzüge und Treffen, die nicht in einem Gremium der Organisation beschlossen sind oder von einem „Verantwortlichen“ einberufen worden sind, bleiben außerhalb des Spektrums des als „politisch“ anerkannten. Dazu gehören aber auch Aktionen, die – wie Streiks – in nicht selten 'ungeschliffenen' Formen den Anspruch, ernsthaft Politik zu treiben, zu dementieren scheinen.²

Ein Beispiel für die Eingrenzung des Politischen ist der Berliner Bierboykott von 1894. Nicht nur Gewerkschafter, sondern die Mehrheit der nicht organisierten Arbeiter in der Reichshauptstadt nahmen daran für über sieben Monate teil. Es begann mit einer mehrtägigen Aussperrung von Böttchern, die von einer einzelnen Brauerei als Antwort auf deren Maifeiern verfügt worden war. Der spontane Ruf der unmittelbaren Kollegen nach Streik und gleichzeitigem Boykott führte zu Entlassungen, auch bei anderen Brauereien in der Stadt. Hier nun intervenierten die bis dahin abwiegelnden Organisationen des Berliner Gewerkschaftskartells und der lokalen Sozialdemokratie. Jedenfalls forderte der sozialdemokratische „Vorwärts“ eine umfassende Boykottbewegung gegen die „Arroganz“ von Brauereien, „des Kapitals“ überhaupt. Der Boykott war ein Handwerkern wie Lohnarbeitern durchaus vertrautes Kampfmittel. Große Teile der proletarischen Bevölkerung schlossen sich an und zeigten praktische Enthaltensamkeit. Das gesetzte Ziel vorbehaltlose –Wiedereinstellung – erreichte

2 In zahlreichen neuen Arbeiten werden Streiks als ein Aktionsfeld hervorgehoben, auf dem Arbeiter den Raum des „Politischen“ betreten, vgl. K. Tenfelde und H. Volkmann (Hg.): Streik, München 1981.

der Boykott freilich nicht. Für Eduard Bernstein, einen der führenden Sozialdemokraten und in den 1880er Jahren langjährigen Redakteur des „Vorwärts“, kam dieser Ausgang nicht überraschend. Denn ein „Wirtschaftskrieg“ konnte die Machtverhältnisse nicht ändern. Ein Konsumentenboykott war doch keine ‚politische‘ Aktion.³ – In ähnlicher Weise wurden als nicht-politisch bewertet die gewalttätigen Proteste, mit denen z.B. Obdachlose und Wohnungssuchende in Berlin im Sommer 1872 versuchten, Abhilfe zu erzwingen.⁴

Selbst wenn es mit großem Nachdruck vorgetragene Massenaktionen waren, so entbehrten sie in der Sicht der Organisationsmitglieder, aber auch der durch die Presse vermittelten ‚bürgerlichen‘ Öffentlichkeit, des spezifisch Politischen. Historiker folgten dieser Bewertung: Interessierten sich denn Bierboykotteure oder Obdachlose für die langfristigen Effekte ihres Handelns auf die Herrschafts- und Verteilungsmuster in der Gesellschaft? Und die Aufsässigkeit, mit der Arbeiter, Arbeiterinnen und ihre Angehörigen immer wieder staatlichen wie kommunalen Obrigkeiten, aber auch betrieblichen Vorgesetzten gegenübertraten – war dies denn mehr als nur individueller Ausdruck von privaten Ängsten oder Hoffnungen?

Der hier umrissene Begriff von Politik und Politischem rechtfertigt – im Grunde: erfordert eine besondere Führung oder Führungsgruppe, um die offenbar unpolitischen „Massen“ anzuleiten. Diese „Massen“ erscheinen als bloßes Objekt. Mißachtet wird, daß es keine gesichtslose Menge ist, die zu erkunden wäre, sondern zahllose einzelne und deren überaus vielfältige, nicht selten widerstreitende Hoffnungen und Wünsche. Vernachlässigt wird die Hartnäckigkeit, mit der die auf Lohnarbeit angewiesenen Frauen und Männer ihr Überleben zu organisieren suchen. Unbeachtet bleiben ihre Fähigkeiten, sich nicht „unterkriegen“ zu lassen; als nebensächlich gelten ihre Anstrengungen, außerhalb wie innerhalb der Klasse Respekt zu finden – und sich immer wieder auch Momente der Freude zu schaffen.

Demgegenüber möchte ich vorschlagen, Artikulation wie Präsentation von Bedürfnissen als Formen politischen Verhaltens zu begreifen. Mir scheint es unerlässlich, das *gesamte* Spektrum der alltäglichen Ausdrucks- und Verhaltensweisen der Individuen in den Blick zu nehmen. Individuen handeln freilich nicht isoliert: Die Unterschiede der Alters-, Geschlechter- und sozialen Gruppen sind

3 Zum Bierboykott vgl. E. L. Turk: The Great Berlin Beer Boycott of 1894, in: Central European History 15 (1982), S. 377-397; W. K. Blessing: Konsumentenprotest und Arbeitskampf, in: Tenfelde, Volkmann Streik, S. 109 ff.; E. Bernstein: Die Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung, Bd. 3, Berlin 1910, S. 324 f.

4 Vgl. A. Lange: Berlin zur Zeit Babels und Bismarcks, Berlin/DDR 1972, S. 134 ff.

stets im Auge zu behalten. Es geht aber nicht nur darum, in welchen Formen die Menschen von anderen etwas gefordert haben oder ihrerseits Forderungen anderer zu widerstehen suchten. Zugleich sind Praktiken einzubeziehen, in denen die einzelnen die Zumutungen und Reize, denen sie sich ausgesetzt sahen, nicht nur hinnahmen, sondern zugleich aneigneten. Insofern möchte ich vorschlagen, die gewohnten Grenzen zwischen dem Politischen und dem Privaten zu überschreiten – sie dabei auch zu verwischen.

Mit zwei Beispielen möchte ich zumindest andeuten, wie produktiv solche Überschreitungen sein können.

1.: Kreatives (Wieder-)Aneignen der Bedingungen des täglichen (Über-)Lebens war nicht zu trennen von dem mitunter demonstrativen Bemühen, Zeit und Raum für sich selbst zu reklamieren. Rudolf Wissell berichtet in seinen Erinnerungen vom Auftritt einer kleinen Gruppe von sozialdemokratischen Kollegen auf der Kaiserlichen Werft in Kiel am 1. Mai 1890. Sie kamen „im weißem Hemd mit aufgekrempeelten Ärmeln und ohne die übliche blaue Schutzkleidung“ zur Arbeit. Und ein Schlosser trug sogar einen Zylinder, den er während der Arbeit „auf einem Zeitungsblatt vor dem Fenster beim Schraubstock“ postierte; der Zylinder war „vom Logisvater gepumpt“. Die Kunde von dieser „Demonstration“ sei „Sofort durch alle Werkstätten“ gelaufen – das Erscheinen im „Sonntagsstaat“ war für Vorgesetzte wie für Kollegen ein „Skandal“. Zunächst hätten die meisten geschmunzelt. Daß die Vorgesetzten im Laufe des Tages doch erfahren haben, warum diese „festliche“ Arbeitskleidung gewählt worden war, hielt er für sicher. Aber das Vergnügen wird noch nach Jahrzehnten spürbar: „Verhindern konnten sie es nicht“. – Wissel und seine Kollegen nutzten Symbole der Nicht-Arbeit für politischen Protest; im selben Moment aber verschafften sie sich Luft von rigorer Gängelung, 'vor' aller politischen Bedeutung. Diejenigen, die daran aktiv teilnahmen, nutzten jenen selbstsicheren Eigensinn⁵, den sie zugleich vorführten.⁶

2.: Fleisch gehörte nicht zur alltäglichen Nahrung von Arbeitern im kaiserlichen Deutschland. Wenn aber ein Stück – vergleichsweise billiges – Schwei-

5 Der Begriff „Eigensinn“ stützt sich auf ein Stück „dichter Beschreibung“ des Verhaltens abhängiger Bauern in Schlesien, das der PopularPhilosoph Christian Garve in den 1790er Jahren veröffentlichte. Was Eigensinn im industriellen Arbeitsprozeß bedeutete, entwickle ich ausführlicher in „Lohn, Pausen, Neckereien: *Eigensinn* und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900“, in diesem Band, S. 107-140 sowie in „Arbeit, Arbeitererfahrungen und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel in der historischen Forschung“, ebenfalls in diesem Band, S. 305-384.

6 R. Wissell: *Aus meinen Lebensjahren*, Berlin 1983, S. 43 ff.

nefleisch auf den Tisch kam, dann erhielten die lohnarbeitenden Männer den Löwenanteil, wenn nicht überhaupt alles an sie ging. Ärger und Zorn der vielfach ebenfalls lohnarbeitenden, auf jeden Fall aber hausarbeitenden Frauen und Mädchen – Entbehrung oder Hunger, den sie fühlen mochten, blieben zunächst auf die Familie oder den Haushalt begrenzt.⁷ Dennoch hatten die Praktiken und Erfahrungen der Beteiligten erhebliche Folgen. Daß sich die von Männern bestimmten Arbeiterorganisationen erst sehr allmählich Forderungen nach einem allgemeinen Frauenwahlrecht anschlossen, gründete in solchen Erfahrungen täglichen Vorteils durch Ungleichheit und alltäglichen Patriarchalismus. – Freilich trug auch die Gewöhnung an ungleiche Löhne für die Erwerbsarbeit von Männern und Frauen ganz wesentlich dazu bei, die scheinbare Selbstverständlichkeit von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern immer wieder zu bekräftigen. Und folgenreich war auch, daß sich Kritik an „ungerechter“ Behandlung von männlichen Lohnarbeitern auf die Sphäre der Erwerbs- und Fabrikarbeit beschränkte. „Private“ Formen von Diskriminierung gegenüber Frauen, aber auch gegenüber „Fremden“ blieben in den klassenübergreifenden wie klasseninternen Öffentlichkeiten außer acht – mochten deshalb umso mehr als legitim erscheinen. Häusliche, überhaupt intime Beziehungen erweisen sich somit als eine der Grundlagen öffentlicher Aktivität. Wechselseitig verstärkten sich öffentliche und individuell-diskrete Rituale und Praktiken. Unpolitisch war es nie.

Gewiß konnten einzelne oder ganze Gruppen Vorschriften und Zumutungen der politischen Instanzen und Bürokratien zumindest zeitweise ignorieren. Steuern oder Zölle, Polizeivorschriften oder Einberufungsbefehle zum Militär ließen sich verzögern, „vergessen“, unterlaufen. Aber es waren erneuerte und verschärfte Nachfragen und auch Strafen durch staatliche Autoritäten und ihre Mittelsmänner zu gewärtigen. Insbesondere unter dem Titel der „Polizei“ hatten staatliche Amtsträger spätestens seit dem 18. Jahrhundert umfassende Kontrollen und Zugriffe auf die „Verwalteten“ vorangetrieben. Im Zuge des späteren 19. Jahrhunderts intensivierte sich die staatliche Präsenz, die sich als „Polizei“ rechtfertigte. „Sicherheit und Wohlfahrt“ erforderte, Dampfessel und Maschinerie wie die „Fabrikbevölkerung“ unausgesetzt zu inspizieren. Explosionen waren hier wie dort zu besorgen.

Mit lokalen wie überlokalen Zusammenschlüssen suchten sich Betroffene gegen Zugriffe von Fabrikherren wie Obrigkeiten wechselseitig abzusichern. „Menschenwürde“ und „Gerechtigkeit“ sollten in gemeinsamer Anstrengung

7 Vgl. dazu die Beispiele bei H. Rosenbaum: *Formen der Familie*, Frankfurt 1982, S. 413.

errungen werden. Viele Menschen bezogen sich in Zustimmung, in Skepsis und selbst in Ablehnung auf die Partei und die Gewerkschaften, die daraus erwuchsen. Wenn das Verhalten der Einzelnen erschlossen werden soll, sind deshalb diese Organisierungen einzubeziehen. Insofern ist es sinnvoll, zunächst Aspekte der Partei- und Gewerkschaftsmitgliedschaft von Fabrikarbeitern und besonders von Metallarbeitern Revue passieren zu lassen.

II. Organisationsentwicklung: Nutzen und Grenzen der großen Zahlen

Bis 1914 entwickelten sich die sozialistischen Organisierungen zur zahlenmäßig weitaus stärksten Gruppierung im Arbeiter„lager“. Insbesondere wirtschaftsfriedliche bzw. „gelbe“ Zusammenschlüsse und „Werkvereine“ blieben marginal. Abgesehen von bestimmten Regionen gilt ähnliches für die christlichen Organisierungen, die mehrheitlich, aber nicht ausschließlich katholisch orientiert waren. Selbst zwischen 1911 und 1913, zu ihrer Spitzenzeit, blieben die christlichen Gewerkschaften weit hinter den sozialistischen zurück. Der Vergleich der Mitgliederzahlen ist aufschlußreich: 355.000 Mitglieder bei den Christlichen Gewerkschaften standen rund 2,5 Millionen bei den „freien“ gegenüber.⁸ Die Wachstumsrate der christlichen Gewerkschaften war freilich bis 1913 überwiegend ähnlich der, welche die „freien“ bzw. christlichen verzeichnen konnten. Der quantitative Abstand zwischen beiden blieb jedenfalls seit den späteren 1890er Jahren mit 1 : 8 weitgehend unverändert.

Freilich zeigen diese Zahlen allenfalls grobe Trends. Die Motive der Menschen, mehr noch, momentan abgedrängte Strebungen – und das heißt: Alternativen und Entwicklungspotentiale sind darin bestenfalls in vagen Umrissen zu erkennen. Die Dynamik des historischen Prozesses bleibt auf dieser Ebene der Betrachtung im Dunkeln. Dennoch sind auch diese Zahlen von Nutzen.

Der Vergleich der Gesamtziffern für Partei- und Gewerkschaftsmitgliedschaften gibt erste Hinweise zur *unterschiedlichen Bedeutung*, die die jeweilige *Mitgliedschaft* für Arbeiter (und Arbeiterinnen) hatte. Zwischen 1903 und 1913 stieg die Gesamtzahl der Industriearbeiterinnen und Industriearbeiter um mehr als das Doppelte, von vier auf annähernd neun Millionen. Der Zuwachs der

8 Die Zahlen bei M. Schneider: Die Christlichen Gewerkschaften, S. 767 ff.; zur (Inter-)Konfessionalität vgl. ebda., S. 162 ff.; zu den katholischen Arbeitervereinen S. 172-210; zur Christlich-nationalen Arbeiterbewegung S. 236 ff.

Sozialdemokratischen Partei entsprach dieser Vermehrung bei der erhofften Klientel. Die SPD verdoppelte ihre Mitgliederzahl (mit dem Reichsvereinsgesetz von 1908 wurde auch Frauen der Beitritt möglich); 1914 zählte die Partei 1.080.000 Menschen als Mitglieder. Ähnliches gilt für das Spektrum von Vereinigungen, die nicht unmittelbar Teil der Partei waren, aber doch zu einer sozialistischen und auch „alternativen“ Kultur beitrugen. Dazu gehörten die Konsumvereine, die insbesondere für die tägliche Überlebenssicherung und zumal für die Frauen wichtig waren. Im Vordergrund der Männer-Interessen standen zahlreiche Vereine, die ihnen zumal ab der Jahrhundertwende in neuer Weise „freie“ Zeit und freien Raum anboten, wie etwa der Arbeiterradfahrer-Bund.⁹

Anders sah es bei den Gewerkschaften aus. Im genannten Zeitraum 1903-1913 verdreifachte sich die Mitgliederzahl der sozialistischen Gewerkschaften.¹⁰ So sehr sich die freien Gewerkschaften grundsätzlich auf Kapitalismuskritik berufen mochten – für Hunderttausende buchstabierte sich die Zielsetzung als Frage nach dem „gerechten“ Lohn, nach Lohnhöhe und deren Absicherung. Weitergehende Perspektiven blieben für die Vielen, im Wortsinn, auf dem Papier der Kongresse und Funktionäre.

Der Blick auf einzelne Zeitabschnitte macht die Unterschiede zwischen Gewerkschafts- und Parteimitgliedschaft deutlicher. Die Phase industriellen Wachstums zwischen 1903 und 1906 war begleitet von einem Zuwachs für die Gewerkschaften von annähernd 90 %. Im selben Zeitraum verzeichnete die Partei nur ein Plus von 38 %. Im Vergleich der Branchen zeigt sich, daß Metallarbeiter sich in vergleichsweise höherem Maße in der Gewerkschaft organisierten. Aber auch hier gab es anhaltende Skepsis und Distanz. Nur ein Teil der Dreher und andere Metallarbeiter, die entweder eine Ausbildung mitbrachten oder während der Arbeit besondere Fähigkeiten und Qualifikationen erwarben, schloß sich jener Gewerkschaft an, die mit besonderem Nachdruck ihre Interessenvertretung beanspruchte, dem freien bzw. sozialistischen „Deutschen Metallarbeiterverband“ (DMV). Aus verschiedenen Einzelverbänden von „gelernten“ Metallarbeitern war er 1891, wenige Monate nach Auslaufen des Sozialistengesetzes, gegründet

9 H. Wunderer: Arbeitervereine und Arbeiterparteien: Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890-1933), Frankfurt/New York 1980.

10 Vgl. dazu die Angaben bei G. Hohorst u.a.: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, Bd. 3, München 1975, S. 67. Die Christlichen verzeichneten in diesem Zeitraum sogar eine noch größere Steigerung, nämlich um beinahe das Vierfache, vgl. Schneider: Gewerk S. 771.

worden.¹¹ Abgesehen von Großstädten blieben in den ersten Jahren drei von vier dieser qualifizierten Arbeiter außerhalb der Gewerkschaft.¹² Das änderte sich auch im Zuge der Verdoppelung der Mitgliederzahlen in den freien Gewerkschaften, die zwischen 1903 und 1906 insgesamt zu verzeichnen war, nicht grundsätzlich (und auch das weitere, allerdings weniger nachdrückliche Wachstum in den Jahren nach 1909 brachte keine grundsätzliche Veränderung): rechnerisch war nur ein Drittel der Metallarbeiter in dieser Gewerkschaft.

Die Verhältnisse in industriellen und großstädtischen Zentren, wie in Berlin, unterschieden sich wesentlich von dem Bild, das die reichsweiten Daten als 'Durchschnitt' zeichnen. Nach 1906 waren in dieser Metropole zwei von drei Metallarbeitern als Gewerkschaftsmitglieder registriert.¹³ Und etwa ein Drittel derer, die in Berlin im DMV waren, hatten auch ein SPD-Mitgliedsbuch. Generell wurden jedoch auch hier nur 16% der Gewerkschaftsmitglieder zugleich als Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei (SPD) geführt.¹⁴

Aber auch dieser Eindruck ist zu statisch, für die Provinz wie die Zentren. Denn ein Blick auf das Verhalten im *Lebenslauf* läßt einen phasenweisen Wandel des Interesses erkennen. Seit den späten 1890er Jahren scheint nicht nur ein kleiner Teil, sondern die große Mehrheit der Maschinenbauarbeiter dem DMV zunächst beigetreten zu sein. Entscheidend aber wurde, daß ein sehr großer Teil von ihnen nach ein oder zwei Jahren wieder ausschied bzw. keinerlei weiterreichende Aktivität oder anhaltendes Interesse zeigte. Zumindest außerhalb von Berlin gingen zwei von drei bald nicht mehr zu Versammlungen, bezahlten nach

-
- 11 Eine Geschichte des DMV existiert noch nicht. Wichtige Aspekte sind aber behandelt in der Biographie von Hans Böckler, der später der 1. Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes 1945 wurde, vgl. U. Borsdorf: Hans Böckler: Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875-1945, Köln 1982.
- 12 Vgl. dazu die genauen Untersuchungen der Fluktuation von K. Schönhoven: Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914, Stuttgart 1980, bes. S. 110, 132 ff., 148 ff., 167 ff., 193 ff. Für eine regionale Detailuntersuchung vgl. insbes. F. Boll: Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920, Bonn 1981, S. 45 ff.
- 13 Dazu im einzelnen D. Fricke: Die deutsche Arbeiterbewegung 1869-1914, Berlin/DDR 1976, S. 718 ff., S. 731; vgl. jetzt auch Ders.: Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869-1917, Berlin/DDR 1987, S. 320 ff., 916, 954 ff., bes. 988 Ein ähnlicher Organisationsgrad scheint auch in Hannover und Braunschweig, ebenfalls städtischen Zentren des Maschinenbaus, erreicht worden zu sein. Vgl. Boll: Massenbewegungen, S. 45 ff., 55 ff.
- 14 Regionale Einzelangaben zur Parteienmitgliedschaft siehe in Fricke: Arbeiterbewegung, S. 240 ff.

den ersten Monaten keine Beiträge und nahmen offenbar in Kauf, daß deshalb ihre Namen aus den Mitgliedslisten gestrichen wurden.

Der entscheidende Punkt ist, daß die Einstellungen und Verhaltensweisen der Arbeiter nach *Industriebranchen* und deren regionalen oder lokalen Besonderheiten erheblich differierten.¹⁵ Das verweist auf eine zweite, bedeutsame Dimension: die Prägekraft der sozial-kulturellen Milieus.¹⁶ Das wird anschaulicher am Beispiel der Stadt Düsseldorf, einem urbanen und gewerblichindustriellen Zentrum der preußischen Rheinprovinz.¹⁷ Großbetriebliche Metallbearbeitung expandierte hier seit den 1870er Jahren. Die aus der Stadt und dem nahen Umland stammende Arbeiterschaft blieb dem katholischen Milieu verhaftet. Insofern überrascht es nicht, daß bis 1914 Sozialdemokraten fast nur bei den Zuwanderern, vor allem jungen Männern, Resonanz fanden. Allmählich gelang es der Sozialdemokratie freilich auch, katholische Arbeiter zu interessieren, vor allem jene Minderheit, die eine Lehre durchlaufen hatte oder Qualifikationen in der Arbeit selbst erworben hatte. Die in Düsseldorf geborenen Arbeiter hielten sich aber weiterhin überwiegend zur katholischen Kirche bzw. zur Zentrums-Partei und den katholischen Arbeitervereinen und den christlichen(-katholischen) Gewerkschaften.

Nimmt man die Geschlechterdifferenz hinzu, wird zumindest indirekt deutlich, wie vielschichtig die Ausdrucks- und Verhaltensweisen waren. Da bis

15 In die Organisationen einzubeziehen sind natürlich die christlichen, aber auch die überwiegend von den Unternehmen gestützten oder geförderten „gelben“ wirtschaftsfriedlichen Vereinigungen. Für die christlichen Organisationen, insbesondere die christlichen Gewerkschaften, vgl. M. Schneider: Die christlichen Gewerkschaften, vor allem S. 767 ff. (und für Branchen- und regionale Unterschiede ebd., S. 221 ff., S. 290 ff.). Die „Gelben“ waren offenbar besonders attraktiv für diejenigen, die sich selbst als „Gelernte“ sahen. Gemessen an den Mitgliederzahlen reichten die „gelben“ freilich in keiner Weise an die anderen, insbesondere nicht an die sozialistischen bzw. freien Organisationen heran. Im Frühjahr 1914 wurden hier insgesamt etwa 100.000 gezählt, im Vergleich zu 2,5 Millionen bei den freien vgl. K. Mattheier: Die Gelben, Düsseldorf 1973, S. 324. – Zu Rolle und Funktion der wirtschaftsfriedlichen Vereinigungen, insbesondere die Absichten der Unternehmen und Manager, vgl. H. Homburg: Externer und interner Arbeitsmarkt: Zur Entstehung und Funktion des Siemens-Werkvereins 1906-1915, in: T. Pierenkemper, R. Tilly (Hg.): Historische Arbeitsmarktforschung, Göttingen 1982, S. 215-248; vgl. Boll: Massenbewegungen, S. 68 ff.

16 Dazu vor allem M. R. Lepsius: Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der deutschen Gesellschaft, in: W. Abel u.a. (Hg.): Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1966, S. 371-393.

17 Vgl. die Studie von M. Nolan: Social Democracy and Society: Working-class Radicalism in Düsseldorf 1890-1920, Cambridge 1981, S. 42 ff., 113 ff.

zum Reichsvereinsgesetz von 1908 Frauen jede „politische“ Betätigung, d.h. Mitgliedschaft in der SPD, verboten war, ist hier die Teilnahme in den Gewerkschaften aussagekräftig: Frauen engagierten sich in den gewerkschaftlichen Zusammenschlüssen weit weniger oder zurückhaltender als Männer. Insgesamt waren auf Reichsebene 1903 20,8 % sämtlicher männlicher Industriearbeiter als Gewerkschaftsmitglieder registriert. Weit niedriger war der Prozentsatz bei den Arbeiterinnen; er lag bei nur 4,4%.¹⁸

Unterschiedliche sozial-ökonomische und sozial-kulturelle Zusammenhänge bestimmten die Bereitschaft von Arbeitern, in Vereinigungen, welche die Vertretung ihrer Interessen proklamierten, Mitglied zu werden. Diese unterschiedlichen Kontexte sollten freilich nicht als säuberlich geschieden und auch nicht als statisch mißverstanden werden, als wäre Gesellschaft einer Schichttorte vergleichbar. Und die Entwicklung der Organisationen folgte auch nicht dem Bild eines linearen 'Fortschritts'. Friedrich Engels teilte allerdings diese seinerzeit so verbreitete Annahme, als er in den frühen 1890er Jahren berechnete, daß die Sozialdemokratie ihre Widersacher angesichts der demographischen wie ökonomischen Entwicklung der Gesellschaft bereits zahlenmäßig überrunden würde, ohne eigenes Zutun und in einem zwangsläufigen Prozeß.¹⁹

18 Dazu Schönhoven: *Expansion*, S. 114. Zur Mitgliedschaft bzw. der Registrierung von Frauen in der SPD bzw. für besondere Frauenvereine, die vor dem Reichsvereinsgesetz von 1908 die einzige Möglichkeit für Frauen waren, das Verbot der politischen Organisierung zu unterlaufen, vgl. G. Losseff-Tillmanns (Hg.): *Frauen und Gewerkschaften*, Frankfurt 1982, S. 154. 1914 waren 17 % der ca. 1 Million SPD-Mitglieder Frauen; zum selben Zeitpunkt waren bei den Gewerkschaften nur 10 % der Mitglieder Frauen. Das waren aber in absoluten Zahlen immerhin 250.000 (gegen 170.000 Frauen, die in der SPD Mitglieder waren). Zu regionalen Formen von Frauenarbeit und Frauenteilnahme in (sozialistischen) Gewerkschaften vgl. Boll: *Massenbewegungen*. S. 61 ff., auch S. 48 ff. – Zu den eindeutig antifeministischen Positionen und Aktionen der Arbeiter-Männer vgl. J. H. Quataert: *Reluctant Feminists in German Social Democracy, 1885-1917*, Princeton 1979, S. 153 ff. Zu den Auseinandersetzungen und auch dem Organisations-Konflikt zwischen Männern und Frauen in der SPD nach 1908 S. Richebächer: *Uns fehlt nur eine Kleinigkeit*, Frankfurt 1982. Für die große Mehrzahl der Frauen blieb „Politik“ beschränkt auf parlamentarische Aktivitäten und die Langzeitplanung von gesellschaftlichen Entwicklungen, vgl. den Vortrag einer Funktionärin der Textilarbeiter-Gewerkschaft, M. Hoppe: *Zur Arbeiterinnen-Frage*, Berlin 1910, S. 13 f.

19 F. Engels: Brief an Bignami. 13./26. Februar 1877, in: *Marx-Engels-Werke (MEW)*, Berlin/DDR 1962, Bd. 19, S. 89 ff.; vgl. Ders.: Interview vom 1. März

Nur wenige Jahre später war offenkundig, daß Engels' Vorhersage weder quantitativ stimmte noch die Machtfrage erfaßt hatte. In erheblichem Maße waren ungleichmäßiges Wachstum und ungleichmäßige Ausbreitung mit den je besonderen Erfahrungen in einzelnen Industriebranchen und -regionen, aber auch mit den jeweiligen sozial-kulturellen Milieus verknüpft. Zumindest bei den Organisierungen, die unmittelbar Lohnarbeiterinteressen zu erfassen suchten, blieb die Entwicklung in besonderer Weise an die konjunkturellen Bewegungen gebunden. In den Jahren industriellen Wachstums, 1894-1908, 1894-98, 1903-1906, 1908/09-1912, waren Versuche, Kollegen zu organisieren, offenbar erfolgreicher als während einer ökonomischen Stagnation oder gar Depression.²⁰ Dem entsprach, daß die Verteidigung von Löhnen, aber auch von Arbeitsbedingungen in Zeiten der Anspannung schwieriger war. Das galt zumal dann, wenn entlassene Kollegen vor den Toren standen und dadurch das Drücken der Löhne und das Akzeptieren von schlechteren Arbeitsbedingungen begünstigten. Zusammenschlüsse, die obendrein nicht nur Sicherung, sondern auch umfassende Veränderung proklamierten, wie die SPD und die „freien“ Gewerkschaften, erschienen in solchen Zeiten unattraktiv – wenn sie nicht sogar gefährlich wurden für die eigene, die individuelle Sache.

III. Zur abwartenden Militanz von Metallarbeitern

Mitgliedschaft in den formalisierten Organisationen von Parteien, Gewerkschaften und Vereinen blieb überwiegend ein ergänzendes Moment im Leben der Arbeiter – weit mehr noch für die Arbeiterinnen. Weitere Erläuterung ist jedoch dringlich; vor allem darf diese These nicht den Fehlschluß begünstigen, als wären Nicht-Mitglieder untätig geblieben. Die Formen, in denen sie ihre Bedürfnisse auszudrücken und zu befriedigen suchten, waren jedoch vielfältig. So neigten z.B. Maschinenbauarbeiter weit weniger zu kollektiven Aktionen oder auch Streiks. Darin unterschieden sie sich deutlich von Bergarbeitern, Hafnarbeitern und Bauarbeitern, aber auch den vergleichsweise weit weniger organisierten Textilarbeitern und Textilarbeiterinnen.²¹

1893, in: MEW 22, S. 547. Vgl. dazu auch H.-J. Steinberg: Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie, 3. Aufl. Hannover 1972, S. 68.

20 Vgl. Schönhoven: Expansion, S. 125 ff.

21 D. Geary: Identifying Militarism: The Assessment of Working-Class Attitudes towards State and Society, in: R. J. Evans (Hg.): The German Working Class 1888-

Dennoch wurden dieselben Maschinenbauer zur Basis für die militante Kriegsgegnerschaft innerhalb der SPD ab August 1914, zumindest in den Großstädten und Großbetrieben. Und sie wandten sich mit Nachdruck gegen den Kriegsunterstützungs-Kurs der Generalkommission der Gewerkschaften. Die Dreher gehörten zu den aktivsten Trägern der Vertrauensmänner in der Berliner Metallindustrie, die insbesondere den großen Antikriegsstreik der Munitionsarbeiter und -arbeiterinnen im April 1917 betrieben. Es waren dieselben, die wesentlichen Anteil hatten am Januar-Streik von 1918, schließlich an den revolutionären Bewegungen vom Herbst 1918.²²

Zeit, Geld und Energie für eine Organisation einzusetzen, Organisationsaktivität zu den vielen Aktivitäten des Alltags hinzuzufügen – dies war nur eine unter vielen Formen, in denen Arbeiter ihre Bedürfnisse und Interessen durchzusetzen suchten. Wie sich Distanz zur staatsbezogenen Politik-Arena mit punktueller Aktivität und 'abwartender Militanz' in derselben Arena vereinbaren, d.h. „hintereinander“ ordnen ließen, überschreitet Analysen von Organisationsmitgliedschaft. Vielmehr sind jene Formen zu erkunden, in denen Arbeiter ihre Hoffnungen und Ängste im Alltag auszudrücken suchten. Zu rekonstruieren ist der Eigensinn von Arbeitern. Nur dann wird es möglich sein, *ihre* Formen der Auseinandersetzungen über die (Um)-Verteilung von Ressourcen wie von Lebenschancen zu erschließen.

1933, London/Totowa, N.J. 1982, S. 220-246, S. 233 ff.; Lucas: Zwei Formen, S. 147. Bergarbeiterstreiks und darüber hinaus der Zusammenhang von Bergarbeit und alltäglicher Widerständigkeit werden analysiert in F.-J. Brüggemeier: Leben vor Ort, wobei Brüggemeier Bergarbeiterleben im Ruhrgebiet untersucht hat. Zu den Besonderheiten der Saar-Region vgl. H. Steffens: Arbeitstag, Arbeitszumutungen und Widerstand: Bergmännische Arbeitserfahrungen an der Saar in zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Archiv für Sozialgeschichte 21 (1981), S. 1-54. Zu den Hafendarbeitern vgl. die Fallstudie von M. Grüttner: Basisbewegung und Gewerkschaften im Hamburger Hafen seit 1896/97, in: W.J. Mommsen u. H.-G. Husung (Hg.): Auf dem Wege zur Massengewerkschaft, Stuttgart 1984, S. 152-170.

22 Zu den Motiven und auch den Formen der Militanz im Rahmen der Antikriegsaktivitäten von Arbeitern während des Krieges vgl. die Erinnerungen eines der besonders aktiven Dreher, R. Müller: Vom Kaiserreich zur Republik, Berlin 1924; sowie des „Spartakus“-Mitgliedes, der als Werkzeugschleifer und Maschineneinrichter ebenfalls in Berlin arbeitete, K. Retzlaw: Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters, Frankfurt 1971, S. 56 ff., 65 ff., 71 ff., 81 ff.; vgl. auch G. Högl: Gewerkschaften und USPD von 1916-1922, Phil. Diss. München 1982.

IV. Die Arena formalisierter Politik und die Arena des Eigensinns

Arbeiter und Arbeiterinnen – und ihre Angehörigen – mußten sich in Verhältnissen und Zwängen einrichten, die vielfach von anderen gelenkt oder wesentlich beeinflußt wurden. Aber gerade in diesen Praktiken reorganisierten und veränderten sie die 'gegebenen' Bedingungen. In diesen *Aneignungen* machten die Arbeiter aus der jeweiligen Lebenslage ihre *Lebensweise*. Und gerade in den lauten wie stummen Auseinandersetzungen, im Verweigern wie im Hinnehmen, in den eigensinnigen Anstrengungen des Alltags wurden Trennungen zwischen Privatem und Politischem immer wieder bedeutungslos.

Beispiel für, zugleich Ergebnis der vielfältigen Distanzierungen gegenüber Angeboten und Zumutungen „von oben“ war der Abstand der „Massen“ zur Arena formalisierter und staatsbezogener Politik. Und auch die oppositionelle SPD gehörte für viele in *diese* Arena. Der Abstand der Vielen von dieser Form von Politik ermunterte das 'Fahrenlassen' einer Mitgliedschaft. Die Vielen organisierten in ihrer alltäglichen Praxis eine eigene Arena – sie war offen für Eigensinn. Deshalb zeigte sie gerade nicht die festen Genzen eines „Lagers“ oder eines abgeschlossenen „Milieus“, so sehr Ausgrenzungen ertragen werden mußten, aber auch selbst betrieben wurden. Die Distanz der Arena des Eigensinns von der einer formalisierten und staatsbezogenen Politik zeigte sich vor allem in Aktivitäten und Bewegungen, die vergleichsweise unorganisiert oder spontan waren. Zu den spektakulärsten gehörten Massendemonstrationen und Straßenbesetzungen, wie sie im Januar 1906 in Hamburg im Anschluß an eine von der SPD organisierten Wahlrechtsdemonstration die Arena der organisierten Politik bald erreichten und erschütterten.²³ Ein anderer Fall waren die Straßenbesetzungen und gewalttätigen Auseinandersetzungen vom September 1910 in Berlin-Moabit, die zunächst als Konflikt um gestiegene Nahrungsmittelpreise begonnen hatten.²⁴

In beiden Fällen waren sich bürgerliche und sozialdemokratische Öffentlichkeiten völlig darin einig, daß „zügelloser Mob“ die Stunde genutzt hätte. Gelegenheitsarbeiter und Tagelöhner, aber auch Erwerbslose hatten sich nicht

23 R. J. Evans: „Red Wednesday“ in: Hamburg: Social Democrats. Police and Lumpenproletariat in the Suffrage Disturbance of January 1906, in: *Social History* 4 (1979), S. 1-31.

24 H. Bleiber: Die Moabiter Unruhen 1910, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 3 (1955), S. 173-211, vgl. Boll: *Massenbewegungen*, S. 134 ff.

aufs Demonstrieren beschränkt. Lautstarke Proteste, mehr noch Steinwürfe und Plünderungen waren gefolgt, jede Disziplin habe gefehlt.

Die Separierung der Vielen von formaler politischer Organisation bezog sich nicht allein auf die Industriearbeiterschaft. Selbst-Mobilisierungen in bürgerlichen Milieus blieben vielfach mit Regierungsinitiativen verflochten (vor allem in der Kolonialpolitik und der Flottenrüstung); zudem beschränkten sie sich wohl auf (klein-)bürgerliche und (klein-)bäuerliche Gruppierungen.²⁵

Aber das Problem reicht weiter. Die Trennung der politischen Arenen gründete nicht nur in der Distanz z.B. der Industriearbeiter gegenüber staatsbezogener Politik – eine Distanz, die in der Ausformung der besonderen Arena formaler Politik und formaler Parteien ihrerseits verstärkt wurde. Die Distanz zwischen den Aktiven und Organisatoren zeigte sich auch *innerhalb der Organisationen selbst*. Deshalb ist es notwendig, einen genaueren Blick auf die sozialen Beziehungen und Verhaltensweisen innerhalb der sozialdemokratischen Organisationen zu werfen.

V. Distanz der Mitglieder zu den Organisationen

Für Mitglieder der SPD entsprach die Trennung der politischen Arenen dem Verhalten, aber auch den Erwartungen „ihrer“ Parteiführer. Die hierarchische Organisation der Entscheidungsfindung innerhalb der Partei, mehr noch die Formen öffentlichen Auftretens zeigten das überdeutlich. Wenn die Mitglieder mobilisiert wurden, dann gerieten die öffentlichen Auftritte nur zu häufig und nur zu schnell in die Nähe einer Militärparade.²⁶ Der Gebrauchswert einer Marsch-

25 G. Eley: *Reshaping the German Right*, New Haven, London 1980, S. 188 ff. Vgl. jetzt auch Ders.: *Antisemitismus, agrarische Mobilisierung und die Krise der Deutschkonservativen Partei* und: Ders.: *Konservative und radikale Nationalisten in Deutschland*, beide in: Ders.: *Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus: zur historischen Kontinuität in Deutschland*, Münster 1991, S. 174 ff., 209 ff.

26 Vgl. den Bericht der sozialdemokratischen Düsseldorfer „Volkszeitung“ über den Maiaufzug von 1903: „Viele Bürger guckten erschreckt, als sie die munteren Roten wie eine Militärabteilung vorbei marschieren sahen,“ zitiert nach Nolan: *Social Democracy and Society*, S. 138. Und die Rheinisch-Westfälische Arbeiterzeitung schrieb unter dem 20. März 1903, daß die „doch so friedliche Maibewegung ... die früheren kleineren, so recht die kreuz und quer marschierenden Arbeiterhäuflein zu einer großen proletarischen Armee zusammengezogen [hat]“, zitiert nach: P. Friedemann: *Feste und Feiern im Industriegebiet, 1890-1914*, in: G. Huck (Hg.): *der Freizeit*, Wuppertal 1980, S. 161-185, S. 167. Siehe außerdem B. Emig: *Die Veredelung der Arbeiter: Sozialdemokratie als Kulturbewegung*, Frankfurt/New

formation wurde offenbar vom „Mehrwert“ einer militärischen Ausrichtung und Organisierung der Massen überwogen. Vor allem spricht einiges dafür, daß militärorientierte Standards jene Vorstellungen gleichsam durchsäuernten, in denen die Partei-Aktiven Alternativen zur Lebensweise der Menschen und der Organisation der Gesellschaft entwarfen. Mehr noch: die Militär-Affinität war nicht abzulösen von den alltäglichen Verhaltensweisen der einfachen Mitglieder. Dem entsprach eine in vielerlei Weise militärisch zugerichtete Terminologie. In Parlamentsreden wie in Zeitungsartikeln finden sich stets wiederholt Verweise auf die Revolutionsarmee oder die „Bataillone der Revolution“, die unaufhaltsam vorwärts marschierten.²⁷

Die Trennung der Arenen wurde sinnlich greifbar bei öffentlichen Versammlungen und Reden: Die Sprecherinnen und Sprecher standen der Menschenmenge gegenüber. Deren Rolle war es, ruhig zuzuhören, nicht aber mit dem oder den Sprechern zu diskutieren.²⁸ Wenn eine Diskussion auf eine Rede folgte, dann

York 1980, S. 233 sowie über Begräbnisumzüge und den dabei erforderten feierlich-getragenem Gestus Bernstein, Berliner Arbeiterbewegung, Bd. 4, S. 354 ff.

27 Vgl. dazu J. Dietzgen: Daß der Sozialist kein Monarchist sein kann, in: Der Volksstaat, 13. August 1873, zitiert nach C. Stephan: „Genossen, wir dürfen uns nicht von Geduld hinreißen lassen!“ Frankfurt 1977, S. 282-293, S. 290 f. Dringlich wäre eine systematische Analyse der Reden und Briefe von Wilhelm Liebknecht und, vor allem, von August Bebel. Zu Bebel vgl. aber auch H. Bley: Bebel und die Strategie der Kriegsverhütung 1904-1913, Göttingen 1975, S. 76 ff.; über Bebels Teilnahme an einem Truppenbesuch der Budget-Kommission des Reichstags im Mai 1907 und das als ‚militärfreundlich‘ zu verstehende Verhalten der sozialdemokratischen Repräsentanten bei diesem durchaus demonstrativen Akt vgl. B. Seebacher-Brandt: Bebel. Kämpfer und Kämpfer im Kaiserreich, Berlin, Bonn 1988, S. 326 ff.; s. auch den Hinweis auf Bebels Bemerkung von 1904 gegenüber dem preußischen Kriegsminister von Einem, die sozialdemokratischen Rekruten seien die besten, weil am intelligentesten und diszipliniertesten, bei F. L. Carsten: August Bebel und die Organisation der Massen, Berlin 1991, S. 237 f. Militärbegeisterung oder -faible hier fand ein Pendant im Gehorsamkeits- und Ordnungsfanatismus dort, vgl. die ununterbrochene Häufung von Anweisungen und von Kommandos zu striktestem Gehorsam in den Briefen, die Karl Liebknecht aus dem Zuchthaus an seine Kinder richtete (Herbst 1907 bis Sommer 1908 und Dezember 1916 bis Oktober 1918), K. Liebknecht: Lebt wohl, Ihr lieben Kerlchen! Briefe an seine Kinder, hg. von A. Laschitzka und E. Keller, Berlin 1992.

28 Das gilt zumindest für die große Mehrzahl der Ortsvereine, die nicht in den Metropolen oder urbanen Verdichtungszone der großen bzw. Schwerindustrie lagen, vgl. für die Universitäts- und Beamtenkleinstadt Göttingen A. v. Saldern: Arbeiterkultur in sozialdemokratischen Provinz (1890-1914), in: P. E. Stüdemann, M. Rector (Hg.): Arbeiterbewegung und kulturelle Identität, Frankfurt 1983,

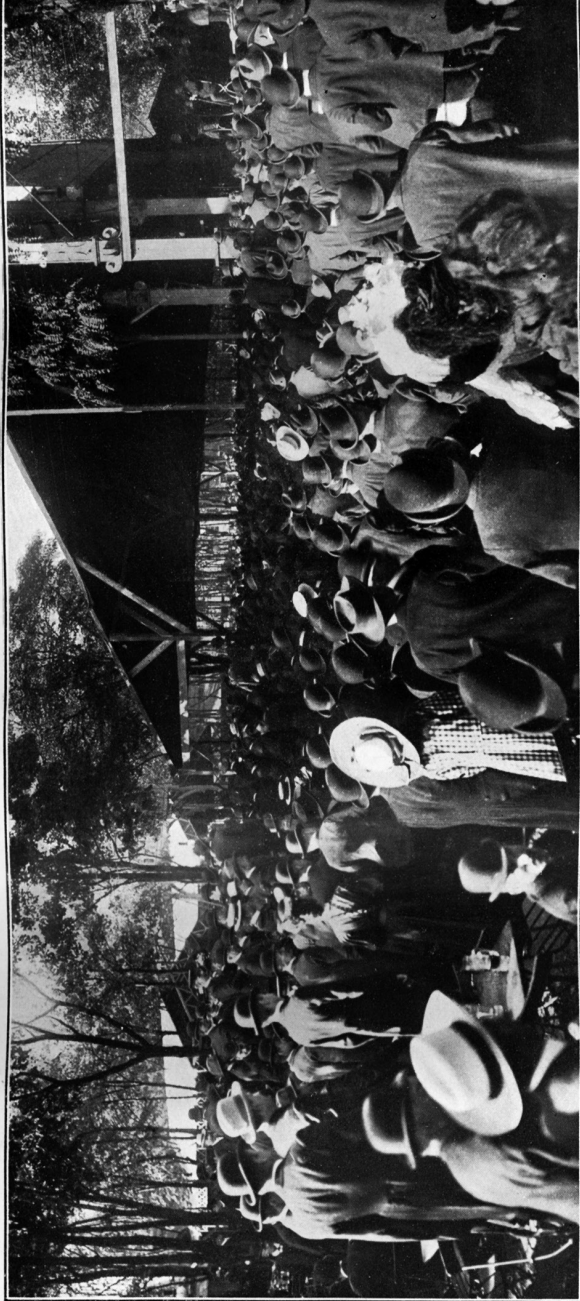
scheinen Redner oder Rednerin, aber auch das Publikum vielfach nur darauf gewartet zu haben, daß daraus bald ein „gemütlicher“ Abend wurde, daß der „informelle Teil“ begann.

Das galt nicht nur für Parteibürokraten; auch Rosa Luxemburg machte das in ihren Briefen ganz deutlich. Ironischerweise verhinderten Geselligkeit und Gespräche „danach“ nicht die Distanz zwischen den Führern oder Sprechern und den einfachen Mitgliedern, sondern verstärkten sie eher noch.²⁹ Direkter Kontakt mit den führenden Persönlichkeiten war bei diesen Gelegenheiten möglich. Aber ganz überwiegend bevorzugten die Prominenten, daß es dabei bei eher unverbindlichem Geplauder blieb, daß die „ernsten“ Themen bei diesen Gelegenheiten nicht erneut oder nun in anderer Weise behandelt würden.

Versammlungen boten teilnehmenden Arbeitern, aber auch Arbeiterinnen nicht nur oder nicht einmal in erster Linie das, was den offiziellen Zweck ausmachte. Unklar ist im Grunde, wie weit bzw. welcher Teil des Publikums an dem erklärten Versammlungszweck interessiert war bzw. daran teilnahm – bis hin zu der Frage, wie weit eigentlich der Redner, die Rednerin überhaupt in den hinteren Reihen zu hören waren.³⁰ Versammlungen und Kundgebungen gaben vor allem die Möglichkeit, andere zu treffen; zugleich waren sie ein großes Spektakel, mitunter gewürzt von heftigen und lautstarken Auseinandersetzungen.

S. 10-34, bes. S. 29 f. Nur in den Monaten unmittelbar nach Auslaufen des Sozialistengesetzes, im Oktober 1890, wurden ausgiebigere Diskussionen geführt, z.B. in industriellen Zentren wie in Chemnitz, vgl. Göhre: *Drei Monate*, S. 90. – Rosa Luxemburg verweist in ihren brieflichen Bemerkungen über ihre Redeweise zumindest indirekt darauf, daß üblicherweise kaum Diskussionen stattfanden. Umso mehr waren viele der Zuhörer und auch Zuhörerinnen offenbar von ihr fasziniert, weil sie in der Lage war, lebendige Debatten auszulösen, vgl. R. Luxemburg: *Gesammelte Briefe*, Berlin/DDR 1982, Bd. 2, S. 27-36 (Frühjahr 1903), S. 195 f. (Oktober 1905).

- 29 Wie tiefgreifend und anhaltend diese Distanz war, zeigt sich z.B. in den Erinnerungen eines neuen Parteimitglieds aus den 1890er Jahren, Otto Krille, vgl. Ders.: *Unter dem Joch*, 2. Aufl. 1914, Berlin/DDR 1975, S. 94 ff.; vgl. auch sein Gedicht auf einen Wahlkampf, von 1904, ebda., S. XXXI f.
- 30 Vgl. R. Luxemburg: *Gesammelte Briefe*, S. 27 ff., S. 175 f., hier auch Hinweise auf den enormen Zeitdruck, der vor allem dadurch entstand, daß prominente Redner und Rednerinnen nicht selten an einem Tag auf drei oder vier Veranstaltungen aufzutreten hatten. – Auf Kundgebungen auf zentralen Plätzen (wie dem Berliner Lustgarten), bei denen mehrere tausend Teilnehmer erwartet wurden, setzte man nicht selten mehrere Redner simultan ein. Dennoch bleibt auch hier die Frage nach der Reichweite.



Massenversammlung unter freiem Himmel

Letzteres galt vor allem dann, wenn – bei Saalveranstaltungen – politische Gegner eingeladen worden waren, ebenfalls zur Menge zu sprechen.³¹ Die Zuhörerschaft bei Versammlungen bestand ganz überwiegend, in geschlossenen Räumen meist ausschließlich aus Männern. Und es mag sein, daß für nicht wenige das Zusammensein, die Kameraderie mit anderen Arbeitern bzw. Kollegen ebenso oder noch bedeutender war als den Ausführungen des eher entfernten und erhöhten Redners zu lauschen, seinen Text zu „verstehen“.

Aber auch Frauen wurden ungeachtet der Verbote, sich politisch zu organisieren (im Deutschen Reich bis 1908), von solchen Treffen angezogen. Adelheid Popp, eine der ersten Sozialdemokratinnen in Österreich, erinnert sich in ihrer Autobiographie, daß sie seit den 1870er Jahren immer wieder Versammlungen mitmachte. Danach hörten die Frauen sehr aufmerksam zu, folgten den Abläufen mit gespannter Aufmerksamkeit, hielten mitunter auch den Atem vor Spannung an.³²

Die Erinnerung von Adelheid Popp legt die Vermutung nahe, daß sie, aber auch andere Teilnehmer solcher Versammlungen in der Teilnahme nicht nur eine Verpflichtung sahen. Vielmehr war es eine mit freudiger Spannung, mit Vergnügen wahrgenommene Möglichkeit, Überzeugungen und Loyalität sichtbar zu machen. Und zeitgenössische Fotografien deuten in eine ähnliche Richtung: Versammlungen bedeuteten die demonstrative Bekundung von Zugehörigkeit,

-
- 31 Dazu das bereits zitierte Gedicht von Krille, und seine Erinnerung an den ersten Besuch bei einer SPD-Versammlung, in: Ders.: *Unter dem Joch*, S. 94 ff. – Neben dem Hören von Reden oder anderen Äußerungen der Sprecher spielte das gemeinsame Singen eine bedeutende Rolle, vgl. dazu V.L. Lidtke: *Lieder der deutschen Arbeiterbewegung, 1864-1914*, in: *und Gesellschaft* 5 (1979), S. 54-82. – Für die katholischen Vereinigungen vgl. die Erinnerungen von N. Osterroth: *Vom Beter zum Kämpfer* (2. Aufl. 1920), Berlin/Bonn 1980, S. 63 ff.; R. Kiefer: *Arbeiterbewegung in der Stadt Neuss vom Sozialistengesetz bis zum Ersten Weltkrieg*, Reinbek 1982, S. 89 ff.
- 32 A. Popp: *Jugend einer Arbeiterin*, Nachdruck (7. Aufl. 1915-22), Berlin 1977, S. 74 ff. Versammlungen waren besonders dann anregend und spannend, wenn Auseinandersetzungen mit Gegnern ausgelöst wurden oder stattfanden, dazu gibt es wiederholte Hinweise in den Briefen von Rosa Luxemburg. Vgl. aber auch Popp. Daß Frauen Vorträgen über Themen der Strategie und zu anderen sogenannten allgemeinbildenden Themen eher skeptisch gegenüberstünden, war ein immer wieder diskutiertes Thema im Zusammenhang mit der Frage nach Frauenbildung und -erziehung innerhalb der Sozialdemokratie, vgl. zu Berlin nach 1910/11 Quataert: *Reluctant Feminists*, S. 198 ff.

ermöglichten zugleich eine festliche Unterbrechung des Alltags. In jedem Fall waren Sonntagskleider notwendig und angemessen.³³

Abgesehen von dem offiziellen Zweck und dem nicht selten festlich-geselligen Charakter hatten Versammlungen und öffentliche Treffen aber weitere Bedeutungen. Für den oder die Redner, aber auch für Versammlungsleiter und Diskussionsredner boten sie die Chance, Kompetenz in einem Feld zu beweisen, in dem herkömmlich die Gebildeten zu brillieren suchten: dem der rednerischen Begabung und Wirkung. Nikolaus Osterroth, ein katholischer Bergarbeiter, der sich erst später der SPD zuwandte, hat in seinen Erinnerungen einen sehr genauen und anschaulichen Bericht gegeben, wie sehr sich Arbeiter bemühten, angesehene Redner zu werden.³⁴ Weniger entscheidend war, die inhaltlichen Punkte in eine konsequente oder logische Folge zu bringen. Osterroth erschien weit wichtiger die Fähigkeit, die Zuhörerschaft im Moment der Rede selbst zu beeindrucken. Die Menge bewunderte offenbar jemanden, der sich getraute, aufzustehen und mit Nachdruck eine These zu vertreten. Er mußte in der Lage sein, seine Angst zu überwinden – die roten Ohren, den Schweißausbruch. Dennoch sagte er seine Meinung laut und vernehmlich. Osterroth selbst versagte völlig bei seinem ersten Versuch, öffentlich zu reden. Aber dennoch wurde ihm herzlicher Beifall gespendet: Immerhin, er hatte es versucht. Und er fühlte sich ermutigt, es noch ein weiteres Mal zu versuchen.

Die Aktivisten und Funktionäre der Partei waren sich darüber im klaren, wie wichtiges für den Erfolg ihrer Organisierungsbemühungen war, daß die einfachen Mitglieder direkte persönliche Kontakte mit Prominenten aus der Parteiführung bekamen. Aber das konnte nur der erste Schritt sein. Die Rednerschulung war und blieb das entscheidende Vehikel, um aus 'Karteileichen' aktive Mitstreiter zu

33 G. Korff: *Volkskultur und Arbeiterkultur. Überlegungen am Beispiel der sozialistischen Maifesttradition*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 5 (1979), S. 83-102; Borsdorf: Hans Böckler, S. 55 ff., zum 1. Mai in Fürth/Bayern, 1901; für die Probleme, die das Feiern des 1. Mai innerhalb von Fabriken für Sozialdemokraten bedeutet, vgl. H.-J. Rupieper: *Arbeiter und Angestellte im Zeitalter der Industrialisierung: Eine sozialgeschichtliche Studie am Beispiel der MAN 1837-1914*, Frankfurt 1982, S. 200 f., zu Gedenkveranstaltungen an die revolutionäre Erhebung vom 18. März 1848 in Berlin wie an die Pariser Commune von 1871 vgl. W. Bouvier: *Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung*, Bonn 1982, S. 377 f.

34 Osterroth: *Vom Beter zum Kämpfer*, S. 72 ff.; vgl. genereller zu dieser Frage, die sich mit dem Problem der Respektabilität berührt, F.J. Brüggemeier: *Soziale Vagabondage oder revolutionärer Heros*, in: L. Niethammer (Hg.): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis*, Frankfurt 1980, S. 193-213.

machen. Insofern kann es nicht überraschen, daß die Partei Handbücher mit Redneranleitungen veröffentlichte. 1908 gab Eduard David, einer der bekanntesten Sozialdemokraten, ein solches Handbuch heraus, das über 100 Seiten umfaßte.³⁵ Ungefähr ein Viertel dieses Textes umfaßte detaillierte Hinweise darüber, wie „Lampenfieber“ zu bekämpfen sei, aber auch, wie man glaubhaft machen könnte, nicht den roten Faden verloren zu haben. Unausgesprochen wie ausgesprochen umkreisten die Hinweise die Frage, wie der Redner dem Publikum am besten den Eindruck vermittelte, er wäre ein kerniger, unschlagbarer, energiegeladener Mann, der stets die Übersicht behielt, unbeeindruckt von Gegnern unter dem Publikum oder irgendwelchen technischen Pannen.

Die Redner erwarteten ihrerseits eine disziplinierte Zuhörerschaft. Eine solche nachdrückliche Disziplin bei Versammlungen oder Demonstrationen, aber auch sonst im Parteileben konnte manchen, die an die Unwägbarkeiten von Lohnarbeit, an die Risiken des Fabrikbetriebes und die unkalkulierbaren Arbeitsplatz- und Ortswechsel gewöhnt waren, mitunter sehr sauer werden. Sie waren an 'kumpelhafte' Umgangsweisen gewöhnt. Vor allem gelernte oder für längere Zeit angelernte Arbeiter – zugleich diejenigen, die bereits in der zweiten Generation zu Lohnarbeitern zählten, schätzten den nachdrücklichen Verweis auf Disziplin. Dazu gehörte das pünktliche Einhalten der Ordnung und der Fristen für die lokale Arbeiterbibliothek; einbezogen waren aber auch ordentliches Auftreten bei Versammlungen und straffe Ordnung bei größeren Aufmärschen.³⁶

VI. Disziplin und Eigensinn

Für viele weckte diszipliniertes Auftreten unmittelbare Erinnerungen an die Militärzeit, an die eigene Kindheit, an Ausbildungs- oder Lehrlingszeiten. Sich „zusammennehmen“ und wortlos zu gehorchen – dies waren Grundprinzipien der Kindererziehung, zumal in Arbeiterhaushalten, die sich zum „anständigen“

35 E. David: Referenten-Führer, Berlin 1907, S. 85 ff. Vorträge erforderten stets direkten Kontakt mit Zuhörern oder Zuhörerinnen. Wie entscheidend direkt-persönlicher Kontakt auch für das Gewinnen von Mitgliedern war und blieb, zeigt J. Loreck: Wie man früher Sozialdemokrat wurde, Bonn/Bad Godesberg 1977, S. 197 f., S. 219 f.

36 Dazu v. Saldern: Arbeiterkultur, S. 27; J. Belli: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz, 9. Aufl. 1912, Berlin, Bonn 1978, S. 67; Göhre: Drei Monate, S. 89; sowie zu dem militärischen Idealmaß C. Hillmann: Die Organisation der Massen, Leipzig 1875, S. 48, S. 51.

Teil der Klasse zählten. In Lebenserinnerungen findet sich fast ausnahmslos der Hinweis, daß man sich ruhig und still zu verhalten hatte, nicht nur in der Schule, sondern auch in der Kirche, ob man am protestantischen Konfirmandenunterricht oder dem katholischen Vorbereitungsunterricht für die Kommunion teilnahm. Immer wieder betonen die Autoren, wie streng ungehorsame und vor allem unordentliche Schüler in der Schule behandelt wurden. Ebenso häufig erwähnen die Männer, wieviel Brutalität sie beim Militär erfahren mußten. Freilich haben diese Erfahrungen der Erniedrigung immer auch den Unterton, daß es offenbar nur auf diese Weise möglich sei, Jugendliche zu „richtigen Männern“ zu machen. Nicht nur bürgerliche Vereinigungen, sondern auch die Arbeiter-Organisationen bezogen sich zumindest indirekt auf Lebensläufe, in denen Regeln des „ordentlichen Auftretens“ in der Öffentlichkeit, zugleich des strikten Gehorsams gegenüber Vorgesetzten, zentrale Eckpfeiler waren.

Die gemeinsame Erfahrung, im Angesicht anderer zurechtgewiesen und bestraft worden zu sein, kann den eigentümlich rigorosen Charakter der Parteidisziplin erklären. Die Härte der Disziplinierungs-Erfahrung macht aber auch das Ausmaß verständlich, in dem zumal junge Männer – nicht wenige Söhne von „respektablen“ SPD-Mitgliedern – alle Chancen zur Nicht-Disziplin ausschöpften. Sie nutzten die Nischen, die sich auch innerhalb wohlgeordneter Organisationen öffneten, um sich von Dritten abzusetzen, nicht formvollendet, sondern rüde und auch brutal: „Neckereien“ und schmerzhafter „Schabernack“ waren verbreitet.

Die Mitglieder von Parteien, Selbsthilfe- oder Konsumvereinen sowie Gewerkschaften mußten stets physische und vor allem verbale Angriffe von Gegnern wie Konkurrenten gewärtigen. Die SPD, aber auch das katholische Zentrum und die jeweiligen „Umfeld“-Vereinigungen wurden mit aller Schärfe denunziert und angegriffen. Die Präsenz der Staatsgewalt, zugleich die weit verbreitete Feindseligkeit vieler „guter Bürger“, schloß bei den Oppositionsgruppen von vornherein direkte Gegenwehr aus, z.B. gegen Polizei-Ein- und Übergriffe. Bei Zusammenstößen mit politischen Konkurrenten konnte das allerdings anders aussehen. Berichte von der Saar zeigen, daß Mitglieder katholischer Vereine solche Sozialdemokraten, die angeblich in ihr Territorium eindrangten, ihrerseits körperlich massiv attackierten. Hier ging es darum, daß die eine Gruppe der anderen auch mit brachialer Gewalt zu zeigen suchte, wer Herr des Platzes war und bleiben wollte.³⁷ Umgekehrt beanspruchten Sozialdemokraten in weiten

37 F. Dahlem: Jugendjahre. Vom katholischen Arbeiterjungen zum proletarischen Revolutionär, Berlin/DDR 1982, S. 133 ff.; vgl. auch den Bericht von W. Reimes

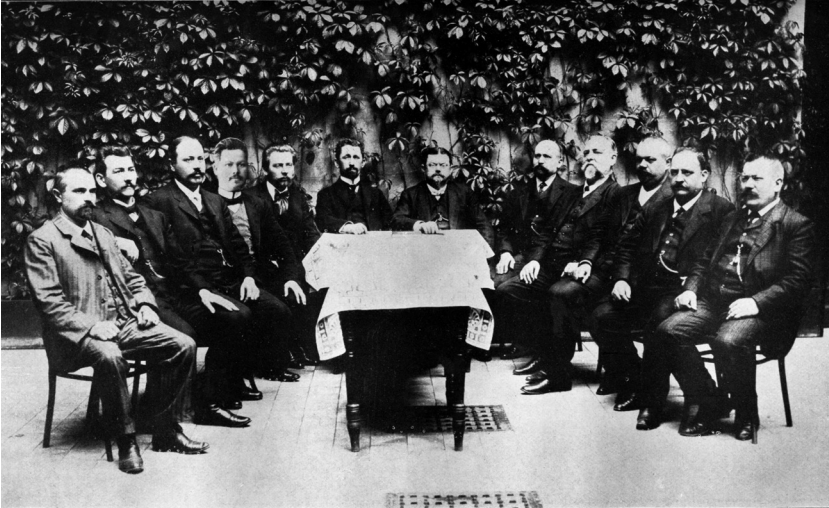
Teilen Sachsens, in Hamburg, Braunschweig oder Berlin fraglos entsprechende „ältere Rechte“ gegenüber Eindringlingen oder Neuankömmlingen. Für Jugendliche und junge Männer wurde die Vereins- oder Parteimitgliedschaft zu einer der Gelegenheiten, der „Bande“ aus der Nachbarschaft oder dem nächsten Dorf gehörig eins auszuwischen.

In solchen Situationen konnte Eigensinn praktiziert wie erfahren werden – gerade auch in den Anstrengungen, „andere“ zu disziplinieren. Das Zur-Ordnung-Bringen von „Fremden“ meinte dabei nicht nur ein Übernehmen allgemeiner Gehorsamerwartungen. Denn zunächst wurde im konkreten Handeln immer auch Eigenständigkeit beansprucht und vorgeführt, jedenfalls in ihrer männlichen Version. Dabei konnten Erwachsene ihr eigenes Heranwachsen nacherleben: Wenn sie das Auftreten der Kinder beobachteten. Umgekehrt wurden Kinder auf die Disziplin verwiesen, die sie von ihren Vätern erfuhren oder bei ihnen sahen, konnten darin zugleich einen deutlichen Vorgeschmack auf das bekommen, was sie selbst eines Tages erleben und praktizieren würden.

Eigensinn durchdrang, in unterschiedlicher Weise, auch die sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Organisationen. Aber auch andere Zusammenschlüsse und Organisierungen bewahrten ihre eigenen Formen, in denen ein ‚eigener Sinn‘ gesucht und entwickelt wurde. Das zeigte sich z.B. in sehr alltagsbezogenen Zusammenschlüssen, in denen es um Selbsthilfe und direkte Unterstützung ging. Solche Netzwerke wechselseitiger Unterstützung sollten eine eigenständige Versorgung neben der zunehmend marktvermittelten Befriedigung der täglichen (Über-) Lebensbedürfnisse ermöglichen. Kurz nach 1900 hatten die (bereits erwähnten) Konsumvereine Zehntausende von Mitgliedern; die Großstädte waren Zentren dieser Bewegung.³⁸ Aber auch in kleineren Städten oder den Gegenden

in G. Bers (Hg.): Arbeiterjugend im Rheinland: Erinnerungen von W. Reimes und Peter Trimborn, Wentorf 1978.

38 In Hamburg zählte der Konsumverein 1913 73.000 eingetragene Mitglieder – die Freien Gewerkschaften in Hamburg berichteten von 143.000 Mitgliedern im selben Jahr, vgl. V. Böge: Werkzeug des Umsturzes oder Instrumente reformorientierter Arbeiterpolitik? Die Gründung der Volksfürsorge in Hamburg 1912-14, in: A. Herzog u.a. (Hg.): Arbeiter in Hamburg, Hamburg 1983, S. 387-404. Vgl. für Remscheid und die in besonderer Weise aus der Hausindustrie herrührende Arbeiterkultur, aber auch für die neuen Arbeitersiedlungen und -kolonien, wie sie z.B. in Duisburg-Hamborn im Interesse bzw. z.T. auch unter direkter Kontrolle großer Firmen errichtet wurden (und wo lokale Geschäftsleute nicht selten erfolgreich Anstrengungen zur Selbsthilfe zu blockieren vermochten) Lucas: Zwei Formen,



Der Ausschuß der Berliner Gewerkschafts-Kommission

mit starker Arbeiterbauernbevölkerung, wie in Teilen von Baden und Württemberg, entfaltete sich eine nicht unbeträchtliche Konsumvereinsbewegung.

Diese Aktivitäten waren nicht von oben organisiert; hier wurden die direkt Interessierten vor Ort aktiv. In vergleichbarer Weise fanden sich auch Menschen zu Turn- und Athletikvereinen zusammen, gründeten sie Sparvereine oder Ein-Punkt-Unternehmungen wie die „Kartoffelclubs“.³⁹ In allen diesen Fällen ging es den Interessierten in erster Linie darum, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen; die der anderen waren demgegenüber ganz zweitrangig. Insofern berührten sich die Organisationsformen sehr eng mit Praktiken, in denen Eigensinn entwickelt und durchgesetzt wurde. Und so sehr immer auch die ökonomische Notwendigkeit hineinspielte – sie war vielfach nur ein Motiv unter anderen. Das gilt auch dann, wenn jeder für sich, aber doch alle im nachbarschaftlichen Gleichklang, selbst Kartoffeln und Kohl pflanzte oder ein Schwein hielt, wie etwa in vielen

S. 63 und passim. Zu den Selbsthilfeformen im katholischen Milieu siehe Kiefer: Sozialdemokratische Arbeiterbewegung in der Stadt Neuss, S. 90 f.

39 Krupp-Arbeiter gründeten viele dieser Clubs, um in jedem Herbst Ermäßigungen von den Kartoffelbauern zu erhalten und somit Geld zu sparen; vgl. Historisches Archiv Krupp, WA 41/74-364, für die Clubs, die in den Jahren 1887, 1889 und 1890 gegründet wurden.

Teilen des Ruhrgebiets.⁴⁰ Und wenn um die Jahrhundertwende Kommunal- wie Staatsbeamte solche Aktivitäten zu unterstützen oder anzuregen suchten, so blieben doch genügend Möglichkeiten, nicht nur unmittelbaren Vorteil für den Speisezettel zu ziehen, sondern auch auf eigene Weise Spaß zu haben. Erlebt wurde die Gleichzeitigkeit sehr unterschiedlicher Erfahrungen – der Kooperation wie der eigensinnigen Distanz.

VII. Politik-Arenen und Zukunftsvisionen

Die Erfahrungen der allermeisten, die Mitglieder in der SPD, in den Gewerkschaften oder in den christlichen Arbeitervereinen waren, schlossen das Streben nach Eigensinn nicht aus, sondern ein. Die Vielen suchten ihren spezifischen Bedürfnissen, Hoffnungen und Ängsten auf ihre Weise nachzugehen – nicht nur außerhalb, sondern ebenso innerhalb formaler und überlokaler Organisationen.⁴¹ Die Differenz der politischen Arenen, der der formalen Politik und der der Alltagspolitik, wurde dadurch nicht aufgehoben, in ihren Wirkungen aber verschoben, wenn nicht sogar verstärkt. Denn Distanz gegenüber formaler Politik bestimmte das politische Verhalten nicht nur bei den Nichtorganisierten. Auch ein großer Teil der Organisierten sah sich darauf verwiesen, die eigenen Bedürfnisse und Interessen am Rande des Organisationslebens zu befriedigen. Eigensinnige Formen waren auch für sie immer wieder das einzige Mittel, 'bei sich' sein zu können. Das Ergebnis war: Absicherung oder sogar Erweiterung der Handlungsspielräume für die, die sich auf den „Kommandohöhen“ sahen. Das

40 Für Duisburg vgl. Lucas: Zwei Formen, S. 69 ff.

41 Dieser Vorschlag, Gleichzeitigkeiten zu erkennen, schlägt eine andere Perspektive vor, als sie z.B. Hartmut Bausinger in seiner Überlegung über die „Zickzack“-Loyalität von Arbeitern vorgeschlagen hat. Bausinger meint die gleichzeitige, aber eben nicht zur selben Zeit jeweils aktualisierte Loyalität zur Arbeiterbewegung und dem Nationalstaat, dem Kaiserreich. Zeigte nicht aber ein großer Teil der Industriearbeiter wie der Industriearbeiterinnen nur ein sehr begrenztes Maß von Loyalität zu irgendeiner Autorität, sei es der oppositionellen Partei oder den Autoritäten des Reiches? Das würde jedenfalls der erkennbaren Skepsis gegenüber jeder Form formaler, staatszentrierter Politik entsprechen. Vgl. H. Bausinger: Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments, in: G. Wiegelmann (Hg.): Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert, Göttingen 1973, S. 24-49.

galt nicht nur für die Herrschenden in Staat und Gesellschaft; es umfaßte auch die Führungsgruppen und -personen der Opposition, zumal der SPD.⁴²

Die wechselseitige Abschottung der Politikarenen wurde freilich auch noch aus anderer Richtung überlagert. Formen kultureller Hegemonie 'durchschossen' ihrerseits die Abgrenzungen. Klassen-, gruppen- und lagerübergreifend wurden Orientierungsmuster einflußreich, welche die Abhängigkeit der Vielen als notwendig oder sogar nützlich für die Betroffenen erscheinen ließen: von der „Bildung“ über die „Hygiene“ zur „Arbeit“ und „Arbeitsdisziplin“.⁴³ Aber das Akzeptieren entsprechender Standards erfaßte nicht alle Lebensäußerungen. Denn gleichzeitig läßt sich ein hohes Maß an Hartnäckigkeit und auch Militanz erkennen, wenn es um eigene Bedürfnisse ging, wenn Eigensinn möglich schien oder angegriffen wurde, an den Arbeitsplätzen und auf Ämtern, in Wohnbezirken und auf den Straßen der Nachbarschaft. Praktiken kultureller Hegemonie veränderten die Lebensweise der Arbeiter„massen“, bestimmten sie aber keineswegs 'flächendekend'. Das Hinnehmen und Nutzen von Erziehungsangeboten bedeutete nicht, daß deshalb Widerborstigkeit an anderer Stelle – daß die „kleinen Freuden des Alltags“ ignoriert oder mißachtet wurden. Insofern zeigten viele sehr wohl einen Sinn für erstrebte Alternativen, gerade auch, wenn solche Strebungen eher an die private, an die eigensinnige Sphäre und deren Politik gebunden blieben.

Solche Alternativ-Sichten sind versammelt in den Antworten der über 5.000 Bergarbeiter, Textilarbeiter und Metallarbeiter, die der Theologe und Sozialreformer Adolf Levenstein auf seinen Fragebogen erhielt, den er 1910 versandt hat. Levenstein hatte dabei die Adressaten gefragt, ihre Hoffnungen und Wünsche für die Zukunft zu nennen. Die Wünsche waren gleichzeitig aufs Nächstliegende und auf das große Ganze bezogen: daß es eine Grenze der Fabrikarbeit geben möge, denn man komme „vor Schufteln nicht zum Denken“, „Zunächst vernünftig ausschlafen. Frühstücken, Radtour“, aber auch „ein astronomisches Fernrohr und ein Mikroskop“ zu haben, zugleich aber auch den „göttlichen Funken“ in

42 Vgl. D. Abraham: *Compromise and the Re-Emergence of the Labor/Capital in Weimar Germany*, in: *Political Power and Social Theory* 2 (1981), S. 59-109 – der auch das Kaiserreich einbezieht.

43 Dazu ausführlicher die Hinweise in „Lohn, Pausen, Neckereien“, in diesem Band, S. 107-140. – Die Reichweite hegemonialer Prägungen zeigt sich z.B. auch in der zunehmenden Zahl offen antijüdischer und antisemitischer Witze in der Sozialdemokratie bzw. in ihren Zeitungen, etwa im „Wahren Jacob“, seit den 1890er Jahren; vgl. R. Leuschen-Seppel: *Sozialdemokratie und Antisemitismus im Kaiserreich*, Bonn 1978, S. 242 ff., 259 ff.

den Kindern zu erleben und „Kriege verhindert zu sehen in der ganzen Welt“.44 Diejenigen, die eine Mitgliedschaft in einer Partei oder Organisation angaben, nannten besonders häufig Aspekte einer zukünftigen Politik, wiesen auf Züge eines erstrebten „Zukunftsstaates“ hin.

Der „Zukunftsstaat“ wurde nicht selten in Reden und Artikeln von Parteiführern beschworen.⁴⁵ Offenbar teilten zahlreiche Mitglieder dieses Interesse. So wurden 1893 mehr als 7.000 Stück einer Ausgabe von Bebels Reden über den „Zukunftsstaat“ gedruckt und innerhalb weniger Monate verkauft. In den nächsten Jahren erschienen immer wieder ähnliche Druckschriften und wurden, wenn man von der Zahl der verkauften bzw. gedruckten Exemplare ausgeht, weithin beachtet. Ein Thema, das führende Sozialdemokraten seit langem immer wieder hervorhoben, fand auch hier große Resonanz: die „Aufhebung des Staates“ (A. Bebel).⁴⁶

Angesichts der Erfahrung, die Sozialdemokraten und Gewerkschaftsmitglieder nicht selten mit Polizei und Gerichten hatten, kann es nicht überraschen, daß die allermeisten Politik auf den Staat und die öffentliche Arena bezogen. Es spricht manches dafür, daß der „Zukunftsstaat“ sie vor allem an die Staatskomponente erinnerte – an Angerüfelt-Werden und rüdes Zugreifen von Polizei oder Militärpatrouillen bei Mai-Feiern oder Streikaktivitäten, Begräbnissen oder anderen öffentlichen Auftritten. Solche individuellen Erfahrungen prägten weithin die Erwartungen an und Vorstellungen von öffentlicher Politik.

Unklar muß bleiben, ob organisierte Arbeiter auch Sichtweisen teilen konnten, wie sie z.B. Adolf Levenstein zu Tage förderte. Öffentliches Auftreten von Funktionären und führenden Mitgliedern der Organisationen zeigt keine Spur von Ansprüchen oder Sehnsüchten, den *Gesamtzusammenhang* von alltäglichen Wünschen und Sorgen mit der gesellschaftlichen Entwicklung, von Eigenem wie „Politischem“ umzuwälzen.

44 A. Levenstein: Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912, bes. S. 124, 129, 198, 206, 227.

45 V. R. Calkins: The Uses of Utopianism: The Millenarian Dream in Central European Social Before 1914, in: Central European History 15 (1982), S. 124-48, 134.

46 F. Boll: Massenbewegungen, S. 151-187; cf. Ders.: Frieden ohne Revolution? Bonn 1980, S. 100-119 sowie A. Bebel: Die Frau und der Sozialismus (50. Aufl. Berlin 1909), hier aus dem Neusatz der Jubiläumsausgabe von 1929, Berlin, Bonn 1985, S. 395 ff.

VIII. Eigensinn: dauerhaft mehrdeutig

Arbeiter, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen beanspruchten Zeit und Raum für sich selbst. Zwischen den Maschinen, aber auch in den Arbeiter-Wohnstraßen und Kolonien erlaubten Anstrengungen, 'bei sich' und 'bei den anderen' zu sein, Befriedigung im Moment; daraus erwuchs aber auch ein Gefühl für individuellen Selbstwert – ausführlicher habe ich das in „Lohn, Arbeitspausen, Neckereien“ (in diesem Band) dargelegt. Aber auch die Mitglieder der Organisationen zeigten Eigensinn – in jenen Praktiken, in denen Organisation im Alltag betrieben wurde. Diese Formen von Eigensinn entfalteten sich in der Praxis der Organisation, während der Rituale interner Versammlungen wie öffentlicher Demonstrationen. Hier wie dort bezog sich dieser Eigensinn auf die Anforderung, Hierarchie zu akzeptieren und eine 'geschlossene Front' vorzuführen. Es überwog lautloser Rückzug; aggressiv-körperliche Abwehr fehlte hier fast ganz. Insofern lag diese Suche nach Distanz „quer“ zum Verhalten der Nichtorganisierten – das wiederum die Organisierten als borniert empfanden.

Dennoch zeigen sich Übereinstimmungen zwischen Organisierten und Nichtorganisierten. Hier wie dort sollte es gelingen, die alltäglichen kleinen Freuden wie Leiden für sich zu behalten, sie vom „Rest der Welt“ abzuschirmen. Die *Politik des Eigensinns* der Nichtorganisierten, aber auch *die eigensinnigen Bestrebungen* der Organisierten innerhalb der Partei und Gewerkschaften – beides zielte darauf, jeweils eine eigene Arena zu sichern. Für die einen war sie gesondert von formaler Organisation und staatsbezogenem Handeln; für die anderen ging es um Zonen des Eigenen gerade innerhalb der Handlungsstrukturen der Organisationen.

Im August 1914 traf die Kriegsentscheidung der Reichsregierung und der sie tragenden Gruppen und Öffentlichkeiten alle Deutschen. Diejenigen, die eine Politik des Eigensinns praktizierten (innerhalb *wie* außerhalb der Organisationen), erkannten die damit gesetzten Veränderungen offenbar nicht oder erst, als es zu spät war. Der Krieg machte die Auswirkungen formaler Politik unverhüllt und unzweideutig fühlbar: Söhne, Ehemänner oder Väter wurden an die Front geschickt, in den Tod oder die körperliche oder seelische Verstümmelung. Die sozialen wie menschlichen „Kosten“ von Herrschaft trafen die Beherrschten in einem bis dahin unbekanntem Maße. Die Krüppel, die in den Straßen auftauchten, oder die Verlustlisten waren jenes Zeichen, das auch die zunächst offenbar nicht Betroffenen bald kaum noch übersehen konnten.

Die große Mehrheit derer, die auf Lohnarbeit angewiesen waren, hielt jedoch daran fest, sie könnten Abstand von der formalen Politik halten, vom Agieren der Parteien und Verbände wie der Gewerkschaften. Und das galt auch dann, wenn sie

in vielerlei Weise unmittelbar mit Staatsstellen zusammenarbeiten mußten, von dem Bemühen um bessere Zuteilungen bis zu Versuchen, Angehörige von Kriegs- oder Dienstpflichten frei zu bekommen. Denn dabei wurde die Konzentration auf eigene Bedürfnisse und Interessen nur angetrieben. Für die Organisierten war die Situation deutlich anders: Zumal zahlreiche SPD-Mitglieder teilten die Hoffnung, sie könnten endlich beweisen, wie ernst es ihnen mit dem „Vaterland“ war. Nur recht und billig schien die Erwartung auf eine Gegenleistung in der Arena formaler Politik – das allgemeine und gleiche Wahlrecht sollte es schon sein, wenn man sich so intensiv an den Opfern für das große Ganze beteiligte.

Die Politik des Eigensinns gründete bei Organisierten wie Nichtorganisierten in den spezifischen Erfahrungen, auf sich selbst gestellt, ‘bei sich’ zu sein. Die damit verbundene Distanz zu anderen sozialen Sphären und insbesondere zur Arena formaler Politik ließ sich nicht allein im August 1914, sondern erneut im Spätwinter und Frühjahr 1933, als die Faschisten die Macht ergriffen, von den jeweils Herrschenden nutzen. In beiden Fällen scheint es, als hätte die Politik des Eigensinns die Eigensinnigen zu Verlierern gemacht. Aber Eigensinn blieb mehrdeutig. Denn zugleich war er eine Voraussetzung dafür, daß Widersetzlichkeit innerhalb wie außerhalb der formalen Organisationen möglich wurde – und Widersetzlichkeit trug wesentlich bei zur aktiven Kriegsgegnerschaft in den Streiks von 1917 und 1918, die ihrerseits die revolutionären Bewegungen vom Herbst 1918 vorbereiteten. Und nach 1933 war Eigensinn eine der Voraussetzungen dafür, daß auch und gerade organisierte Arbeiter den faschistischen Terror überlebten.

Hunger, Essens-„Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen

Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet,
1910-1940*

Trifft die – verbreitete – These von einer „Ernährungsrevolution“ in Mitteleuropa nach 1850 zu? Verweisen nicht Hungerberichte und -erinnerungen aus der Zeit nach 1915/16 auf anhaltende und folgenreiche Entbehrungen? Zugleich: Welche Bedeutung hatten „Besorgen“ und „Zubereiten“? Resultieren daraus unterschiedliche Erfahrungen bei Männern und Frauen – mit Folgen für ihre politischen Orientierungen?

I. Die These der „Ernährungsrevolution“

Weithin akzeptiert ist die These, das städtische Industrieproletariat in Deutschland sei spätestens ab der Wende zum 20. Jahrhundert Nutznießer einer „Epoche der Ernährungsrevolution“ gewesen.¹ In dieser Sicht verweisen Langzeitreihen des ProKopf-Verbrauchs auf einen „tendenziellen Übergang zu leichter verdaulichen, nährstoffreicheren und schmackhafteren Produkten (Fleisch, Weißbrot, Zucker, Obst, Gemüse und Milch)“. Und bei den Gerichten zeige sich eine Veränderung „von der derb-lokalen und monotonen Landkost zu einer mehr differenzierten und kulturell höheren Ansprüchen genügenden Ernährungsweise“.² Entscheidend

* Einzelne Abschnitte dieses Textes waren Teil meines Berichtes im Rahmen der Sektion „Hunger und Essen“ auf dem 35. Historikertag in Berlin, Oktober 1984.

- 1 H.J. Teuteberg: Wie ernährten sich die Arbeiter im Kaiserreich, in: W. Conze, U. Engelhardt (Hg.): Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1981, 57-73, hier: S. 60.
- 2 H.J. Teuteberg: Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1970), in: Archiv für Sozialgeschichte 19 (1979), S. 331-388, hier: S. 335.

sei, daß für die Masse der Bevölkerung die „Stufe chronischer Unterernährung“ bzw. das jahrhundertealte Problem der „kalorischen Unterversorgung ... definitiv“ überwunden wurde. Insgesamt lasse sich die Periode von ca. 1850 bis Anfang der 1950er Jahre kennzeichnen als Übergang zu „eine(r) vorwiegend ausreichende(n) Ernährungsweise ohne große Freikonsumspitzen“.³

Veränderungen der Ernährungsweise stehen in dieser Perspektive in engem Zusammenhang mit einer zunehmend *marktmäßigen* Versorgung (deren 'Kehrseite' der statistische Reallohnanstieg seit den 1870er Jahren war). Aber auch die „Industrialisierung“ von Nahrungsmittelproduktion und -distribution wird genannt.⁴

Das Akzeptieren marktgängiger Angebote und industriell produzierter Nahrungsmittel (Margarine!), die vermehrte Aufmerksamkeit auf Nährstoffgehalt, Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit bezeichnen weitreichende Veränderungen alltäglicher Praktiken. Sie werden im Zusammenhang der „Ernährungsrevolutions“-These vornehmlich der „Übernahme“, dem „Einsinken“ (G. Wiegelmann) bürgerlicher Standards zugeschrieben. Daß aber Industrieproletarier gleichsam naturwüchsig an solchen „Übernahmen“ interessiert seien, ist die undiskutierte Vor-Annahme. 'Ernährung' erscheint hier als Triebfeder wie Ausdruck von 'Verbürgerlichung'; sie belegt in dieser Sicht die unterstellte Einebnung von Klassen- und Schichtdifferenzen.

Die These von den „differenzierteren“ Gerichten folgt allerdings einem in doppelter Weise ahistorischen Kriterium. Sie bezieht sich zum einen nur auf fertige Gerichte; übergangen wird also das Beschaffen, aber auch das Verarbeiten der Produkte – insgesamt das *Produzieren der Gerichte*. Zum anderen bleibt unbeachtet, daß gleiche Gerichte keineswegs immer gleich, zumindest nicht monoton schmeckten. „Durcheinandergekochte Hülsenfrüchte“, wie sie in vielen Erinnerungsinterviews aus Arbeiterfamilien des Ruhrgebiets auftauchen, der „Kartoffelstampf mit Speck“ oder die „Platte Streuselkuchen“ – offenbar ermöglichte gerade die Wiederholung eines erinnerten und geliebten *Geschmacks* für Hungernde wie Essende einen besonderen Genuß.

Insofern reicht es also nicht, den – so Teuteberg selbst – „höchst begrenzten“ Pro-Kopf-Daten durch weitere regionale oder soziale Präzisierung eine schärfere

3 Ebd.

4 Vgl. J. Godoy: *Cuisine and Class*, Cambridge 1982; sowie W. Treue: Das Aufkommen der Ernährungsindustrie, in: E. Heischkel-Artelt (Hg.): *Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1976, S. 99-116.

Kontur zu geben.⁵ Verbrauchsmengen machen nur „Sinn“, wenn Kochen, Essen – und Hungern als vielschichtige soziale Praxis aufgehellert werden.

II. Essen und Hungern

Mitteilungen teilnehmender wie distanzierter Beobachter, Zeugnisse von Betroffenen, autobiographische Berichte und nicht zuletzt Erinnerungsinterviews verweisen auf schwerwiegende Brüche in den langfristigen Tendenzen.⁶ Insbesondere spiegeln sie wiederholte und anhaltende *Versorgungsengpässe* – nach 1916, im Ruhrgebiet besonders 1922/23, dann nach 1929 (vgl. im einzelnen unten). Dabei wird deutlich, daß Nährwerte und Produktmengen sicher nicht allein entscheidend, zugleich aber auch nicht irrelevant waren. Immerhin bekam jeder zu spüren, daß z.B. eine Stadt wie Essen 1916-19 ein im Schnitt um 10% schlechteres Niveau bei den Pro-Kopf-Zuteilungen hatte als ein ebenfalls industrielles Zentrum wie Kaiserslautern.

Lebensgeschichtliche Erinnerungen zeigen jedoch vor allem, daß die Betroffenen die „Rohstoffe“ bzw. Produkte (oder deren Mangel) in sehr vielfältiger, d.h. auf *ihre* Weise zu bearbeiten suchten. In der Erinnerung haften geblieben ist die Energie des Besorgens ebenso wie die Intensität des Zubereitens: In diesen Formen des „Herstellens“ von Gerichten wurde auch bei empfindlichstem Mangel ein Anspruch auf „*gutes Essen*“ aufbewahrt und zugleich produktiv genutzt, jedenfalls für einen selbst und für die eigenen Angehörigen.

1982 erinnert sich Erna F., eine damals 80jährige Rentnerin, an das Essen zu Hause in ihrer Kindheit, also um 1910/14. (Sie ist in Recklinghausen geboren, der Vater war Bergmann, die Mutter machte Hausarbeit und verdiente mit Hausiergeschäften – sie selbst hat sich jahrzehntelang mit Putz- und Aushilfestellen durchgebracht). Erna F.:

„Es wurde nur durcheinander gekocht... nur sonntags jeder vielleicht mal zwei cm Streifchen Bauchfleisch... sonst jeden Tag durcheinander Erbsen, Bohnen, Linsen, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, rein, Speck eingebraten mit Zwiebeln und Porree mit

5 Teuteberg: Verzehr von Nahrungsmitteln, S. 331-388, S. 342.

6 C. Lipp: „Uns hat die Mutter Not gesäugt an ihrem dünnen Leibe“ (Krille). Die Verarbeitung von Hungererfahrungen in Autobiographien von Handwerkern, Arbeitern und Arbeiterinnen, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde 15 (1985) H. 2, S. 54-58.

reingekocht, tüchtig gewürzt. Aber wir (zehn Geschwister) konnten zwei Teller voll essen, gehungert haben wir nicht, wir hatten dicke rote Backen, waren wie aus dem Ei gepellt. Und morgens gab es Haferflocken und Butterbrot. Das hab' ich auch bei den eigenen Kindern gemacht, die Enkel fragen auch danach. Das waren Haferflocken mit Milch, Schnitte dabei, zum Teil mit Margarine oder trocken oder mit Apfelschmalz. Gute Butter gab's nur, wenn man krank war, ein viertel Pfund. Hat uns noch nicht einmal geschmeckt. Und als ich später auf Arbeit war, gab's manchmal Butter. Das hat sofort im Hals gekratzt, weil wir's nicht kannten“.

Alltäglich, aber auch vielfach sonntäglich: „durcheinander“, also Hülsenfrüchteeintopf, selten und wenig Fleisch – dafür aber Speck, also tierisches Fett und dann „Butterbrot“, auch wenn dies mit Margarine oder Apfelschmalz bestrichen war. Vor allem: „Gehungert haben wir nicht, wir hatten dicke rote Backen“.

Sicherlich ist dies die nachträgliche Erinnerung. Jenseits aller womöglich rechtfertigend-entschuldigenden Untertöne bleibt aber doch bemerkenswert die – jedenfalls im Sinne damaliger wie heuriger Ernährungsphysiologen – geringe Abwechslung und Differenziertheit bei den Produkten und Gerichten. Zu beachten ist auch, daß tierische Fette an zentraler Stelle erinnert werden: *Speck*, *„Butterbrot“*.

Dennoch: Erna F. erzählt ihre individuellen Erinnerungen; ich stütze mich auf ein in manchem zufälliges Zitat. Umso überraschender ist eine frappierende Übereinstimmung: Die „roten Backen“ des Interviews scheinen eine perfekte Illustration der These von einer klassenübergreifenden „Epoche der Ernährungsrevolution“. Die Erinnerungen von Erna F., aber auch andere zeitgenössischen Beobachtungen und Erfahrungsberichte widersprechen jedoch völlig der zweiten Annahme der Forschung zur „Ernährungsrevolution“. Gekostet wurde in diesem wie in anderen Arbeiterhaushalten Eintopf mit wenig Fleisch, aber mit Speck; dann Butter bzw. Margarine- oder Schmalzbrot – sonntags aber auch süßer Stuten und Streusel- oder Butterkuchen. Nach Teuteberg zeigen hingegen die Langzeitreihen des durchschnittlichen Pro-Kopf-Verbrauchs einen „tendenziellen Übergang“ nicht nur zu mehr Fleisch, Weißbrot, Zucker, Gemüse und Milch, sondern auch zu „differenzierten Gerichten“.

Erna F. berichtete in den zitierten Passagen von für sie 'normalen Jahren'. Eine Momentaufnahme aus drastisch reduzierter Marktversorgung gibt hingegen der Brief einer Bremer Arbeiterfrau. Am 27. April 1916 schrieb Anna Pöhland an ihren eingezogenen Mann (gelernter Maurer, Bauarbeiter):

„War heute bei Frau Haupt, eine (SPD-)Genossin, ... als diese mich frug, ob wir Kartoffeln genug gehabt hätten bis jetzt ... gab ich ihr zur Antwort: morgens Kartoffeln, mittags und abends Kartoffeln ... Wir haben nicht einmal Geld genug, Knochen kaufen zu können für eine Suppe mittags, und mehr Butter wie uns zgedacht ist –

bekommen kann man mit knapper Not welche – haben wir schon in Friedenszeiten nicht verbrauchen können wegen Geldmangel.“⁷

In der These von der „Ernährungsrevolution“ fällt dieser lebenszyklisch *erfahrene* und *erlittene* Hunger (im Wortsinn) unter den Tisch. Das gilt zunächst für die Ohnmachtssituationen des proletarischen Lebenslaufs, d.h. für die verschärfte Armut der Kinderreichen wie der Alten, insbesondere aber für Zeiten von Arbeitslosigkeit.⁸ Hungererfahrungen trafen aber auch die Masse der Stadtbewohner bei aus politischen Gründen eingeschränkter oder blockierter Versorgung mit Produkten, wie 1915-18/20 unter der kriegsbedingten Zwangswirtschaft im Agrarbereich.

Die Lücke von 1914 bis 1924 in den Langzeitreihen des ProKopf-Verbrauchs, die Teuteberg in seiner Längsschnittuntersuchung läßt, bedeutete für die Masse der Betroffenen individuelle wie familiale, vielfach nachbarschaftliche, z.T. aber auch klassenübergreifende *Mangel- und Leidenserfahrungen*. Hungermärsche und -proteste in vielen Städten in den Jahren 1915, 1916/17-19 oder 1922/23 verweisen aber nicht nur auf drastisches Elend. Zugleich signalisieren sie – in spektakulärer Weise – jene Ansprüche auf „krafterhaltendes“ Essen, deren Durchsetzung stete Sorge und dauernde Anstrengung erforderte, in Krisen-, aber auch in „Normal“-Jahren.

Die Menschen in den Städten, jedenfalls die vor ca. 1910 geborenen, waren besonders von den Produktions- und Verteilungskrisen zwischen 1915/16 und 1923 getroffen.

In der Stadt Essen waren im Jahre 1918 1.300 kcal der Regelsatz der Tagesration für erwachsene „Normalverbraucher“ (in den 20er Jahren legte der Völkerbund 2.400 kcal als Mindestsatz als ausreichende Energiezufuhr fest). Diese Hunger- und Mangellage galt zumal für die 70 bis 75 % der Stadtbewohner, die ohne eigenen Garten oder „Acker“ durchkommen mußten.

Im Ruhrgebiet bedeutete das allerdings, daß viele Bergarbeiter und ihre Familien in einer relativ günstigeren Situation waren: Sofern sie eine Koloniewohnung gemietet hatten, konnten sie vielfach aus „*dem eigenen Garten leben*“, hatten ein Schwein oder auch Ziegen im Stall, vermochten also Fleisch und tierische Fettversorgung in hohem Maße aus eigenen Mitteln zu sichern. Dennoch blieb

7 D. Kachulle (Hg.): Die Pöhlands im Krieg, Köln 1982, S. 105.

8 Vgl. das niederösterreichische Textildorf Marienthal 1931/32: M. Jahoda, P. Lazarsfeld, H. Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal, 3. Aufl. Frankfurt 1975 (1. Aufl. 1933).

auch hier der „Kohl“- oder „Steckrübenwinter“ 1916/17 konstitutiv für die lebensgeschichtliche Erfahrung vieler der vor ca. 1905 Geborenen: Die uns bereits bekannte Bergmannstochter, die Rentnerin Erna F. erinnert sich zu 1917/18: „Kohl-, Kohl-, Kohlsuppe!“

Das Durchkommen im Alltag erforderte, auf „füllende“ Ersatzprodukte und -speisen auszuweichen (auch: Rübenbrot, -mus und -kuchen). Dabei wurde aber vor allem der gewohnte *Geschmack* entbehrt. Für die Betroffenen war dies vielfach ein besonders alarmierendes Signal für gefährdete Ernährung. Jedenfalls läßt sich das aus Protesten von Krupp-Arbeitern schließen.⁹ Im Sommer und Herbst 1917, nach den Entbehungen des „Steckrübenwinters“ 1916/17, beklagten sie wiederholt das Fehlen eines gewissen (und üblichen), durchaus geringen Quantums Zucker am Rotkohl: Der Kohl sei „unerträglich bitter“, „nicht eßbar“.

Vor diesem Hintergrund wurden die – im Revier besonders harten – Herbstmonate 1923 erfahren, aber auch bereits der Zusammenbruch der Kaufkraft ab 1920/21 (Inflation), dann vermehrt nach 1929 (Massenarbeitslosigkeit):

Für die nach 1910/15 Geborenen waren die Krisen 1916-19/23 nur sehr eingeschränkt eigenes Erleben – wenn nicht familiäre Überlieferung Teil der eigenen Erfahrung wurde. Für diese Jüngeren bedeuteten jedoch die Jahre nach 1929 (anhaltende Massenarbeitslosigkeit) die entscheidende Zäsur.

Für die Älteren wie die Jüngeren waren Knappheit, Mangel und Hunger 1922/23, erneut ab 1929/30 die gemeinsame Vorerfahrung für die relative Stabilisierung von Kaufkraft nach 1933/34, zugleich für die unregelmäßigen, z.T. lang anhaltenden Knappheiten bei wichtigen Produkten (u.a. bei tierischen und pflanzlichen Fetten) in den meisten „Friedensjahren“ des deutschen Faschismus.

Dennoch war aber der Erfahrungshorizont nicht mehr primär von der unmittelbaren Gefahr des *Ver-*Hungerns, des *Hungerns zum Tode* geprägt. Gleichwohl blieb auch diese äußerste Konsequenz der vorindustriellen Hungerlagen und Hungersnöte nicht ausgeschlossen: Die Ziffern der tödlichen Tbc- wie der tödlichen Ruhr- und Typhus-Erkrankungen im Ruhrgebiet zeigen für die Jahre 1918 und 1919 bzw. 1917-20 eine Verdoppelung gegen über den Jahren davor und danach (bei nur geringfügig veränderten Bevölkerungszahlen).

1918 starben 7.768 Tbc-Kranke im Vergleich zu 3.778 im Jahre 1915 (und 3.729 im Jahre 1925). Bei Ruhr versechsfachte sich sogar die Zahl der tödlich verlaufenen Erkrankungen; die absoluten Zahlen stiegen von 196 (1916) auf

9 Hist. Archiv Krupp WA 153/V154.

1.210 im Jahr 1917.¹⁰ Auch für die Zeitgenossen waren dies fraglos Opfer des massenhaften Hungers in den Industriestädten.

III. „Notwendigkeitsgeschmack“ und Genuß

„Essen“ geht für die Betroffenen, für Esser wie Hungernde, nicht in Kalorien und Produkten auf. Essen buchstabiert sich nicht nur für die, die es haben, sondern auch für die, die es entbehren und ersehnen, als „Geschmack“. Allerdings ist hier zu unterscheiden. Pierre Bourdieu hat in seiner Untersuchung über „Die feinen Unterschiede“ darauf aufmerksam gemacht: „Die wirkliche Ursache der in Konsum wie darüber hinaus zu beobachtenden Unterschiede beruht im Gegensatz zwischen dem aus Luxus ... und dem aus Not(-wendigkeit) geborenem Geschmack“.¹¹ Der erstere sei bestimmt durch „abgesicherte Distanz zur Not(-wendigkeit)“. Der „Notwendigkeitsgeschmack“ hingegen sei der „Geschmack der unteren Klassen für gleichermaßen nährende wie sparsame Nahrung“. Er leite sich ab „aus der Notwendigkeit zu weitestgehender kostensparender Reproduktion der Arbeitskraft“. Bourdieu weist freilich auch darauf hin, daß sich der alltägliche Überlebenszwang der „unteren Schichten“ durchaus mit einer „Moral des guten Lebens“ vereinbare. Doch im Gegensatz zu den „verfeinerten“ Gerichten und Eßweisen des „Luxusgeschmacks“ würden voluminöse und „schwere“ Mahlzeiten bevorzugt; charakteristisch sei gemeinsames Essen, das „Spaß machen“ solle.

Die Analyse des Soziologen und Ethnologen Bourdieu konzentriert sich ganz auf die Formen des Konsums. Lebensgeschichtliche Erinnerungen lassen jedoch erkennen, daß die praktische Bewältigung der situational begrenzten Kaufkraft und des blockierten Marktaustausches nicht auf den Konsum allein beschränkt blieb. Denn für die Betroffenen noch wichtiger war das *Zubereiten* der Gerichte und erst in diesem Zusammenhang ihr Verzehr. Vor allem das Produzieren der Speisen bewahrte und erneuerte die eigenen Ansprüche an „Genuß“, suchte eigene wie gesellschaftliche Erwartungen an „gesundes“, d.h. „kräfteerhaltendes Essen“ zu erfüllen. Das Interview mit Erna F. gibt Beispiele: Margarine- oder Schmalzbrote galten und schmeckten als „Butterbrot“; bei der warmen Hauptmahlzeit

10 Bericht über die Tätigkeit des Instituts für und Bakteriologie in Gelsenkirchen, Hrsg. vom Verein der Volkskrankheiten im Ruhrkohlengebiet, Gelsenkirchen S. 49, 53, 61.

11 P. Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt 1982 (franz. 1979) S. 290.

konnte gebratener Speck sehr wohl Schweinefleisch, aber auch das (weit seltener gekaufte und verzehrte) Rindfleisch ersetzen.

Bemerkenswert ist, daß in den Speisesystemen von Industriearbeitern bzw. Arbeiterfamilien *tierisches* Fett zentral war. Aber auch hier ging es nicht nur um „Fett“ ohne nähere Qualifikation. Als Streichfett wurde vor allem die (im Vergleich zu möglichen anderen Produkten mittelteure) Margarine gekauft und benutzt, dann kam Schweineschmalz (z.T. aus USA importiert) als Beikost vielfach Wurst, insbesondere die relativ billige (fettbestückte) Blutwurst. Zum Braten diente wiederum vor allem Margarine, aber auch „Palmin“. Bei täglichen Gerichten, vielfach aber auch beim Sonntagskochen und -essen nahm man die (stets besonders teure) „gute Butter“ beinahe überhaupt nicht. Deutlich gemieden wurde aber auch das relativ weit billigere Speiseöl, d.h. pflanzliches Fett.

Daß Fett ein wesentlicher, vielleicht der zentrale Pfeiler einer kräftigen und sättigenden Nahrung sein sollte, deckte sich nicht mehr mit den zeitgenössischen ernährungsphysiologischen Erkenntnissen (G. Lehmann). Ungeachtet aller wissenschaftlichen Hinweise auf die Notwendigkeit ausreichender Eiweiß- und Vitaminversorgung wurde jedoch Fett von den Verfassern volkserzieherischer Schriften und Lexika weiterhin besonders geschätzt. So schrieb Meyers Lexikon von 1926: „Ein mäßiger Fettreichtum macht den Körper leistungs- und zugleich widerstandsfähiger gegen Unterernährung (Hunger)“¹²

IV. Besorgen und Kochen

Schilderungen von betroffenen Industriearbeitern und Arbeiterfrauen zeigen, daß die eher seltenen Perioden „normaler“ Versorgung, daß aber auch jahrelanger verschärfter Mangel für die Betroffenen immer einschlossen: Erfolge beim Beschaffen der Produkte und beim Kochen der Gerichte. Momente guten Essens, angenehmen Geschmacks konnten immer wieder möglich gemacht werden, ließen sich zumindest erhoffen.

Das galt allerdings kaum für das Alltagsessen; aber die sonntäglichen Mahlzeiten boten – unter dem Druck von Mangel und Hunger – dafür einen begrenzten Spielraum und besondere Festtage wurden ganz wesentlich durch – relativ – reichhaltigere Mahlzeiten sinnlich bekräftigt; nicht zuletzt an Weihnachten oder bei Ehe- oder Arbeitsjubiläen, war das Essen ein geselliges Ereignis, sollte „Spaß machen“.

12 Meyers Lexikon, Ernährung, 7. Aufl., Bd. 4, Leipzig 1926, Sp. 176-179.

In den Mangel- und Hungerjahren konzentrierte sich alles auf das mühselige Besorgen und Ausnutzen aller erreichbaren Reste und – vor allem – Ersatzstoffe, vom „Unkraut“ (Brennnesseln) über ungebräuchliche Pflanzteile (Malvenwurzeln als Mehlersatz) bis zu den Steckrüben (vielfach Viehfutter). Alles mußte probiert werden, um Hunger zu stillen, aber auch um entbehrte und gewünschte Gerichte herzustellen. Und aus der Zeit erheblich eingeschränkter Fettversorgung, Mitte der 1930er Jahre: Da die Margarine zum Reibekuchenbacken nicht reichte, mußte sie „notgedrungen“ sogar mit Öl vermischt werden.

In dem Brief einer Dortmunderin an eine lokale NS-Frauenschaftsführerin hieß es am 25. August 1936:

„Es ist unmöglich, Butter oder Bratenfett zu bekommen. Und auch bei der Margarine. Es gibt eben keine, fertig, und dann und dann wieder und damit muß man sich zufrieden geben. Es gibt aber auch nichts anderes! Kein Schmalz, kein Plattenfett. Womit kochen oder backen? ... Ich habe schließlich Öl und Margarine gemischt, um Reibplätzchen backen zu können“.¹³

Das Beschaffen der Produkte erforderte und symbolisierte *kreative Aneignung*. Das Kochen zeigte die „Tüchtigkeit“ der Hausfrau (oder der Köchin in der Werkskantine) – bei einem sonntäglichen Stuten (Rosinenbrot) oder Kuchen vielleicht zudem ihre Fähigkeit (oder Lust) für „Verausgabung“. Vor allem die Frauen mußten – konnten aber auch ihre Tüchtigkeit mit einem gelungenen Gericht demonstrieren. In den „normalen“ Jahren dominierte nur die Kehrseite solcher „Erfolge“: die tägliche und nie endende Plackerei des Besorgens und Kochens. Zumal fürs Kochen und auch fürs Essen blieb vielfach kaum Zeit, jedenfalls nicht am Werktag.

Erwerbstätigkeit von Frauen als Fabrikarbeit war in dieser Region selten – abgesehen von den Kriegsjahren (und der zunehmenden Frauenarbeit in den Büros). Andererseits zeigen die Erinnerungsinterviews, daß Putz- und Zugehstellen oder das Besorgen des „Ackers“ bzw. das Verarbeiten der Produkte (Einkochen, Einlegen, Einschneiden) ‚Eile‘ erforderte, jedenfalls begünstigte. Nicht nur in den ökonomischen „Normaljahren“, z.B. den späten 1920ern, bedeutete werktägliches Kochen für hausarbeitende Frauen vor allem Hetze und Monotonie.¹⁴

Produktion und kreative Aneignung hatten aber nicht nur Bedeutung für die einzelnen oder für Familien. In dieser Perspektive zeigt sich auch, daß die

13 Staatsarchiv Münster, NSF Münster-Nord, Nr. 482.

14 Vgl. Mein Arbeitstag – mein Wochenende. Hg. vom Arbeiterinnensekretariat der Textilarbeitergewerkschaft, Berlin 1930 (mit einer Einleitung neu herausgegeben von A. Lüdtko, Hamburg 1991).

Annahme von einer gleichsam „flächendeckenden“ Kommerzialisierung zu kurz greift. Sie übergeht die anhaltende, in krisenhaften Zuspitzungen sogar erheblich gesteigerte Bedeutung *der nicht-marktgängigen* Beschaffung von Nahrungsprodukten und Lebensmitteln. In erster Linie betrifft das die intensive Nutzung von eigenem Garten, „Acker“ oder Stall für Kartoffel- und Gemüse- bzw. Hülsenfrüchteeanbau, aber auch für Schweine-, „Karnickel-“ und Ziegenhaltung (letztere: die „Bergmannskuh“).

Hierher gehört aber auch das Spektrum vom *Naturalientausch* bis zum *Direkt-Einkauf*: die „Kartoffelclubs“, die Einkaufsringe z.B. von Weißkohl direkt bei westfälischen Bauern, aber auch die Direkteinkäufe der (großen) Werke ab 1915. Für die nicht darin Einbezogenen und auch für die staatliche Verwaltung war letzteres auch nur eine Form von „Schleichhandel“. Angesichts der Krise und der Bedeutung der Schwerindustrie für die Rüstungsproduktion mußte er jedoch ebenso geduldet werden wie unorganisiertes massenhaftes „Hamstern“ bei den Bauern der Region. Schmuggel, „Schleichhandel“ und „Hamstern“, aber auch „Mundraub“ nahmen in den langdauernden Krisenjahren erheblich zu. Die staatlich-polizeiliche, mehr noch die statistische Erfassung tappten hier jedoch im Wortsinn im Dunkeln.

Im hauswirtschaftlich-familialen Zusammenhang wurde auch bei Versorgungsengpässen bzw. Teuerungen versucht, Abhilfe zu schaffen. War z.B. Bäckerkuchen nicht mehr zu bekommen oder unerschwinglich, gingen Frauen (und Töchter) vermehrt dazu über, (wieder) selbst zu backen. Und auch sonst leisteten die Frauen den Hauptteil der hier skizzierten subsistenz-wirtschaftlichen Arbeit. Nachbarschaftlicher Tausch oder familiäre Aushilfe zwischen Geschwistern oder anderen Verwandten spielte demgegenüber eine deutlich geringere Rolle.

V. „Arbeit und Brot“: Kochen, Essen und Arbeiterpolitik

Für die Behörden wie für die Werksleitungen „vor Ort“, aber auch für die Interessenvertreter und die politisch Verantwortlichen in den Provinzen, Ländern und im Reich insgesamt, ging es beim Essen und Hungern primär, wenn nicht ausschließlich um Produkte und Nährwerte.

Ignoriert wurde, daß Nahrung und Essen für die Betroffenen weit mehr als gesicherte oder gefährdete Versorgung bedeutete. Für die Repräsentanten der politischen Apparate war die Loyalität der Bevölkerung – blieb deren Hinnahmehbereitschaft gekoppelt an die Gewährleistung einer Minimalversorgung mit zentralen, d.h. von den Betroffenen als „kräftigend“ angesehenen Produkten – von

den Kartoffeln über Weizenmehl bis zu Schweinefleisch und Speck. Es gehörte aber auch für Kinder Milch – für alle Zucker dazu. (Der teilweise Übergang zum Ersatzstoff Saccharin 1917 und in den folgenden Jahren stieß auf verbreiteten Widerspruch, besonders bei Arbeitern: Es ging nicht nur um die Süße, sondern um die damit zugleich verbundenen Kalorien; sie aber schienen nur durch Zucker gewährleistet.) Bei den staatlichen Autoritäten wurde die Sorge, nicht angemessene bzw. nicht kräftigende Nahrung könnte zu Verweigerung, vielleicht sogar zu offener Widerständigkeit führen, zu einem zentralen Motiv für das Rationierungs- und Karten-System (1915-20; ab 1939 erneut eingeführt; stufenweise Beschränkungen des freien Bezugs bestimmter Produkte, vor allem von Fetten, „gewöhnten“ die Verbraucher bereits seit 1936 wieder an Zuteilungen).

Die *Staffelung* der Rationen, nicht zuletzt bei den Fettmengen, suchte auf administrativem Wege eine Verteilungsgerechtigkeit herzustellen und zugleich symbolisch zu demonstrieren: Die besonders belasteten und ausgebeuteten Schwer- und Schwerstarbeiter sollten im Gegensatz zu ihren sonstigen Klassen-erfahrungen beim Essen eine Entschädigung erfahren; sie erhielten vergleichsweise reichliche Rationen. Neben der besseren Gesamtversorgung war wichtig die reichlichere Zuteilung von besonders „kraftspendenden“ Nahrungsmitteln.

Ruhe auf den Straßen war für Beamte, Unternehmer und Politiker vor allem abhängig von den verfügbaren Kalorien. Nur ausreichende Mengen garantierten in dieser Sicht zufriedene Esser, stabilisierten die „Notgemeinschaft“ der Hungernden. Diese aber galt als Vorbedingung für gehorsame Arbeiter, Soldaten und Hausfrauen. – Freilich: Eine ähnliche Annahme prägte auch die Sichtweisen von Oppositionellen, d.h. hier der sozialistischen politischen Organisationen. Deutlich wird das z.B. in den Berichten der verdeckten Korrespondenten der Sozialdemokratie an den Vorstand der SOPADE nach 1934. Im März wie im Dezember 1937 resümierten die Redakteure: Die Bevölkerung klagt allerorts über die wachsenden Nahrungsschwierigkeiten, habe sich aber „teilweise daran gewöhnt, auf vieles verzichten und mit dem Vorlieb nehmen zu müssen, was es gerade gibt.“ Jedenfalls sei der „Lebensmittelmangel“ – vor allem bei Fett und Eiern – „nicht oder noch nicht stark genug, um dem Regime gefährlich zu werden.“¹⁵

Im Januar 1938: „Die folgenden Berichte aus dem Reich ergeben zwar, daß der Mangel an Nahrungsmitteln nicht nachläßt, sie zeigen aber auch, daß die Unzufriedenheit darüber kaum zunimmt und nur selten alarmierend wirkt.“¹⁶

15 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SOPADE), 1934-40, Dezember 1937, Bd. 4, S. 1737, vgl. S. 374 ff.

16 Deutschland-Berichte, Januar 1938, Bd. 5, S. 71.

Bei ihren Fragen nach den Grenzen der Loyalität oder besser: der *Hinnahme* des NS-Regimes durch die „Massen“ übersahen die Korrespondenten die soziale Praxis der Kochenden und der Esser. In den 1930er Jahren wie auch in den drastischeren Mangel- und Hungersituationen zuvor galt: „Krafterhaltung“ war möglich, Hunger vermieden und auch „Genuß“ nicht ausgeschlossen, wenn drei Bedingungen erfüllt waren: *erstens* mußte eine warme Hauptmahlzeit zubereitet und gegessen werden, *zweitens* ein Mindestmaß an Fett nutzbar und *drittens* sollte gelegentlich eine Leckerei zu kaufen oder selbst herzustellen sein. Diese Bedingungen ließen sich aber nach 1934/35 weithin erfüllen. Dabei war keineswegs allein die administrative Zuteilungspolitik entscheidend. Vor allem sicherte die Eigenwirtschaft der Betroffenen die Versorgung mit Produkten und das Zubereiten der Gerichte.

An dieser Stelle korrespondierten die auf Familialisierung zielenden Unterstützungsleistungen (Rohprodukte – keine Fertiggerichte) mit den Routinen und Erfahrungen der Betroffenen: ‘für sich’ zu kochen. Vielleicht folgte aus den – individuell wie innerfamiliär – vielfach erneuerten Erfahrungen beim Herstellen schmackhafter Speisen (und gelegentlicher Genüsse), daß gerade Frauen die Versprechungen von Parteien und Politikern zu „Arbeit und Brot“ nicht wörtlich nahmen. Denn auch bei extremem Mangel sahen sie sich nicht nur aufs bloße Überleben (und entsprechende politische Strategien) verwiesen. Für sie mag vielmehr in der Formel vom „täglichen Brot“ gerade nicht „Futter“, sondern „Speise“, also die Vielfalt eigener Produktionsmöglichkeiten und -erfahrungen angeklungen sein.

Abschließend ein *tastender Nachgedanke*: Es mag sein, daß der äußerst reale, gleichermaßen leidvolle wie befriedigende Erfahrungszusammenhang von: Beschaffen knapper Nahrungsmittel, Kochen und Essen eine abwartende Distanz zur Politik von Parteien und Regierungszentralen förderte – im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, und auch im deutschen Faschismus. Diese Distanz zeigte sich, so die Vermutung, im konkreten alltäglichen Umgang mit „Politik“ und ihren „leeren Versprechungen“; sie wäre gegründet im Erfahrungszusammenhang von Beschaffen, Zubereiten und Schmecken.

Bei den Männern war die direkte und weithin naturwüchsige Verklammerung von Essen, Schmecken und Satt-Essen-Wollen offenbar durch ein stummes Abgehobensein von der täglichen Mühsal der Beschaffung und Zubereitung von „Speisen“ charakterisiert. Während für die Frauen mit dem Essen immer das Kochen verklammert blieb, hatten die Männer den Geschmack der Gerichte. Es war in aller Regel nur ein momentaner Genuß, gab Befriedigung für den Augenblick.

Die Konsequenz dieser These wäre, daß Männern ihre spezifische Essenserfahrung sehr wohl die Attraktivität „politischer“ Gruppen oder der Herrschenden vermitteln konnte. Denn Essen bedeutete für die Männer vor allem Konsumieren; Essenbesorgen und -machen war für sie eine weithin fremde Erfahrung, stand nicht für eine „Arena“ von Selbstkontrolle und produktiver Aneignung, eröffnete nicht die speziell damit mögliche kritische Einsicht in Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Die Essensproduktion der Massenorganisationen, wie der SA oder der Wehrmacht, hätte dann für Männer zumindest den *objektiven* Sinn gehabt, dazu beizutragen, das NS-Regime attraktiver zu machen. Auf dem Weg „durch den Magen“ wäre, so diese Vermutung, das Überleben-Wollen umgeschlagen in ein eher unkompliziertes Akzeptieren und Hinnehmen, vielleicht sogar erleichtertes Mitmachen bei der eigenen Ausbeutung und Unterdrückung.

Nachschrift

- I. Dieser knappe Aufriß ist für die Jahre der Krisenüberlagerung und -verschärfung – zwischen 1929 und den frühen 1930er Jahren – erweitert und vertieft worden in meinem Aufsatz: Hunger in der Großen Depression. Hungererfahrungen und Hungerpolitik am Ende der Weimarer Republik, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 27 (1987), S. 145-176.
- II. Versorgungssituation, Rationierungssystem, aber auch Konsumtionsverhältnisse in Privathaushalten wie in kommunalen Versorgungseinrichtungen (Kriegsküchen) im Weltkrieg 1914-18 hat in einer eindringenden Regionalstudie untersucht Anne Roerkohl: *Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges*, Stuttgart 1991; vornehmlich nur die Nahrungsmittelproduktion bzw. deren Bewirtschaftung wird zum Thema in einer Studie von Jürgen Rund, die aber zu recht den Zeitraum bis 1923 ins Auge faßt: *Ernährungswirtschaft und im Raum Hannover 1914 bis 1923*, Hannover 1992. – Zur Seite von Ernährung, also zur veränderten Beschaffenheit der Lebensmittel und deren administrativer Kontrolle sowie zur Verwissenschaftlichung von Lebensmittelstandards im Vorfeld der Hungererfahrungen ab 1915/16, vgl. Karl-Peter Ellerbrock: *Lebensmittelqualität vor dem Ersten Weltkrieg. Industrielle Produktion und staatliche Gesundheitspolitik*, in: H.J. Teuteberg (Hg.): *Durchbruch zum modernen Massenkonsum. Lebensmittelmärkte und Lebensmittelqualität im Städtewachstum des Industriezeitalters*, Münster 1987, S. 127-188.
- III. Zum Massenhunger und dessen politischen Bedeutungen und Folgen nach 1945 in West-Deutschland s. Günter J. Trittel: *Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945-1949)*, Frankfurt a.M., New York 1990. Die in meinen Arbeiten vorgeschlagene Betonung des Verbrauchens und der 'Herstellung des Verbrauchs' ansatzweise bei Rainer Gries: *Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln im Vergleich*, Münster 1992 sowie vor allem in den Partien über Ernährung bei Michael Wildt: *Am Beginn der „Konsumgesellschaft“*. Studien über Konsum und Essen in Westdeutschland in den 50er Jahren, Hamburg 1993.
- IV. Eine eindrucksvolle Fallstudie, die Hunger in den Zusammenhang von Familien und deren Überlebensstrategien rückt, also die Perspektive von Raymond Firth' Studien über Tikopia fortsetzt, hat vorgelegt Megan Vaughan: *Famine Analysis and Family Relations: 1949 in Nyassaland*, in: *Past & Present* No. 108 (1985), S. 177-205.

„Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen“

Brotration und Arbeiter-(Über)Leben im Sommer 1919 – ein Beispiel aus Bochum

I. Eine Petition

In der Akte „Lebensmittelversorgung, allgemein“ des Kreisausschusses des Landkreises Bochum (Stadtarchiv Bochum, KrA 594) findet sich der Beschwerdebrief des Bergmannes Arthur Mittelsdorf aus Weitmar bei Bochum. Geschrieben ist er auf kariertem Papier im Folio-Format, zwei Bögen – vielleicht aus einer Haushaltskladde? Das Schriftbild zeigt gleichmäßige Züge:¹

„Wie die Verlautbarung vom 2. Juli Unsere Brotversorgung in Bochumer Anzeiger und General Anzeiger Geschilder wird, soll ab 5 Juli 5 Pfund Brot pro Kopf und Woche verausgabt werden und der S5-Brotschein soll hierdurch wegfallen, ihr seid verdammt kluge Köpfe in den Kriegsausschuß, jetz, Friedensausschuß genannt. Auf der einen Seite wollt ihr uns einhalb Pfund Brot die Woche mehr *geben*, und auf der anderen Seite dreiviertel Pfund Brot wegnehmen. *Was soll das heißen*. Bis jetzt bliebe für den 7ten Tag der Woche 1/2 Pfund überich. jetz soll man am Sonntag mit 125 Gramm zubringen, wir haben keinen Stall voll Kinder wie verschieden die haben Brot genug. und Wo nur erwachsene sind die können darben, wir sind zu 3

1 Über Mittelsdorf selbst läßt sich aus der Akte nichts ersehen; es bleiben nur die Angaben, die er selbst über sich und seinen Haushalt machte: Bergarbeiter, seine Frau und ein „jungeliches“ weiteres Haushaltsmitglied, das auch arbeitete. Die Unterlagen zur Lebensmittelversorgung und -verwaltung des Landkreises Bochum sind ebenso wie die des Stadtkreises Bochum im Stadtarchiv Bochum vorhanden. Ein vorzügliches Findbuch (das auch ausführlich die Organisationsentwicklung der Verwaltungen beschreibt) liegt vor; Kassationen blieben begrenzt. Neben den Texten der Verordnungen finden sich zahlreiche Protokolle der diversen Ausschüsse; vor allem erlauben Einzelvorgänge vielfältige Einblicke in die Nöte und (Über-)Lebensformen der Menschen. Es wird insbesondere deutlich, daß es bei der Beschaffung, mehr noch bei der Sicherstellung einer – relativ – gleichmäßigen Verteilung immer wieder zu zahlreichen Konflikten kam.

personen, 2 Arbeitende nebst Frau. Damit verlieren wir 1 1/2 Pfund Brot und ein Pfund Wollt ihr uns wiedergeben, wir können uns nicht mit denen vergleichen, die 3, 4 u. 6 Kinder haben unter zehn u. zwölf Jahren sind! soll die Arbeitende Jungend, die die keine Schwerarbeiter sind? aber Arbeit von ihnen verlangt wird? mit diesen Kindern gleichgestellt werden; – und dann sollen die Jungens mit den selben Rationen auskommen wie Säuglinge, und die darüber sind, und die Kinder bis 4 Jahre erhalten sogar noch Milch. Ich glaube die Regierung kann einmal versuchen 6 bis 12 Jungenliche Arbeiter in Flege und Kost nehmen und den Kindern aber satt geben, dann werden sie ein anderes Urteil Fällern können, dann wird ein ander Bild der Vernunft heraus kommen, soll die Jugend als als Dupperkulose erzogen werden. Ihr Männer Wacht auf die ihr die Höhern Schulen besucht habt und die Ihr Euch höher stellt. schaft euch in einen Geist der Vernunft und Urteils Fähigkeit ist. Schaft euch einen Geist der Gesund ist, ohne *Trug* und *Heuchelei*.

Wolt ihr die Arbeiter noch länger euch zur Zugruthe erziehen der besser gestellten bis jetzt habt ihr euch an den Armen Arbeiter Volk schwer versündigt. Wir mußten alles nehmen was ihr uns durch euere Bekanntmachung zugetheil wurde, und wir mußten so aus eurer Polizeihand fressen wie Strafgefange. Es konnte ja nicht anders kommen, wie es jetzt ist. ich will kein Ruhestörer sein, aber was Recht und billich ist. Wolt ihr uns das nicht geben – das wir einiger maßen leben können! dann brauchen wir Gewalt. und mit sieben Pfund Kartoffeln lassen wir uns den zukünftigen Herbst nicht abspeisen, ihr könnt nun wissen wie die Glocken leuten, und wie sie eigentlicht leuten sollen.

Achtungsvoll
Arthur Mittelsdorf,
Bergmann.“

II. Der „Steckrüben-Winter“

Der „Steckrüben-Winter“ bezeichnet eine der schlimmsten Erinnerungen alter Menschen. Im Winter 1916/17 war der häufig quälende Hunger nur mit Steckrüben-Eintopf oder Steckrüben-„Durcheinander“ zu stillen. Zur Abwechslung gab es dann Steckrüben-Marmelade, Steckrüben-Mus, Steckrüben-Kuchen. Das Brot war klitschig; nicht selten mahlten die Zähne nicht nur auf einzelnen Sandkörnern – das Brot enthielt ganze „Wagenladungen“ von mitgebackenem Sand.²

2 Insgesamt vgl. den knappen, zugleich sehr dichten Überblick von G. Mai: „Wenn der Mensch Hunger hat, hört alles auf.“ Wirtschaftliche und soziale Ausgangsbedingungen der Weimarer Republik (1914-1924), in: W. Abelshauer (Hg.): Die Weimarer Republik als Wohlfahrtsstaat, Stuttgart 1987 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte Nr. 81), S. 33-62, bes. S. 47-58.

Die meisten Städter litten in den Jahren ab Herbst 1916 (mit manchen dramatischen Zuspitzungen, z.B. im Spätwinter und Frühjahr 1917, Herbst und Winter 1918/19, im Frühjahr und Frühsommer 1920, 1922, Herbst 1923) an Nahrungsmangel und Nahrungsverschlechterung. Fabrikarbeiter und (die immer zahlreicheren) Fabrikarbeiterinnen konnten z.T. von Sonderzuteilungen als Schwer- und Schwerstarbeiter „durchkommen“. Schlimmer stand es für die „Massen“ der nicht gewerblich beschäftigten Stadtbewohner, Postschaffner und -schaffnerinnen, Straßenbahn-Kondukteurionen und -Schaffnerinnen, Kontoristen und Kontoristinnen, aber auch Lehrer und höhere Beamte: Kaum jemand von ihnen besaß Teppiche und Schmuck für den Tauschhandel, waren also vom „Hamstern“ bei „den“ Bauern weitgehend ausgeschlossen.

Die Klassenlinie in den Städten wurde flacher – die Differenz dagegen zwischen Stadtmenschen einerseits und Landbevölkerung andererseits bezeichnete zunehmend den Unterschied von „Leben“ auf der einen Seite und hoher Tbc-Gefahr und Hunger-Ödemen auf der anderen. Dabei konnten sich diejenigen 20-30 % der Stadtbewohner eher zu den Landmenschen rechnen, die über einen eigenen „Acker“ für Kartoffeln, Bohnen und Kohl verfügten. Sie waren womöglich auch in der Lage, mit Haushaltsabfällen ein Schwein aufzuziehen (z.T. gemeinsam mit Nachbarn oder Verwandten), um dann mit Wurst, Schinken und Pökelfleisch die angemessene „Beilage“ fürs Brot oder den Eintopf zu haben. – Die Kommunalverwaltungen bemühten sich, durch das Einrichten von Schulkindergärten oder durch das Freigeben öffentlicher Flächen denjenigen den Anbau von einigen Kartoffeln und Kohl zu ermöglichen, die sonst über keinerlei „Grund und Boden“, über keine auch noch so kleine Parzelle verfügten.

Bereits 1915, vermehrt 1916 bis 1919, aber auch 1920 ereigneten sich immer wieder lokale „Auftritte“: Die Verwaltungs- und Polizeibehörden reagierten mit äußerster Nervosität auf öffentliche Proteste gegen „Brotwucher“ – gegen mangelnde Lebensmittel und überhöhte Preise. Die Protestierenden oder „Tumultuanten“ waren in erster Linie Frauen (auch Jugendliche): Vornehmlich diejenigen wurden „laut“, die auch die besondere Mühsal des Besorgens und Zubereitens von Nahrung tagtäglich zu tragen hatten. Auf allen Ebenen von Regierung und Verwaltung konzentrierten sich Aufmerksamkeit und Anstrengungen darauf, die Versorgung sicherzustellen, vielleicht sogar zu verbessern.

Das Hauptinstrument war eine zentral gelenkte, reichsweite Zwangsbewirtschaftung der landwirtschaftlichen Produktion. Parallel wurden Organisation und Kontrolle der Verteilung aller „bewirtschafteten“ Produkte den Kommunen zugewiesen. Die Rationierung begann beim Brot (März 1915). Im Januar 1916 wurde auch Fett rationiert; im März 1916 folgten Kartoffeln, im April das Fleisch

und im Mai der Zucker. Besondere Genüsse, wie z.B. Kuchen oder Bonbons, blieben zunächst ausgenommen – hier sollten sich Verbrauchseinschränkungen über steigende Preise regeln. Im Herbst 1917 wurde dann aber für Bäckereien ein generelles Kuchenbackverbot angeordnet. „Vor Ort“ zeigte es allerdings nur begrenzte Wirkung; Klagen über Kuchenverkäufe (der Bäckereien) finden sich immer wieder in den Akten.

Die „Brot“-Frage hatte viele Aspekte. Zunächst ging es natürlich darum, überhaupt Brot zu haben. Zugleich sollte es aber auch in ausreichender Menge zur Verfügung stehen. Wenn man Haushaltsbüchern aus (Ruhr-)Bergarbeiterhaushalten trauen darf, dann verzehrten Erwachsene etwa ein dreiviertel Pfund Brot pro Tag (wobei unklar bleibt, welche Unterschiede es zwischen Männern und Frauen gab). „Brot“ konnte aber auch zur Karikatur werden – den „guten Geschmack“ beleidigen: Mehlsanteile, Mehlsorte, Ausmahlungsgrad und „Streckung“ des Mehls, aber auch das Backen selbst, d.h. das Ansetzen des Teiges, das Gehenlassen, die Hitze des Ofens: Es gab zahllose „richtige“ oder „falsche“ Hand- oder Eingriffe. Vielerorts blieb freilich für solche „normalen“ Feinheiten kaum noch Spielraum; wenn das Brot zu drei Vierteln aus Roggenmehl, zu 25 % aus „anderen“ Mehlen (also weder Gersten- noch gar Weizenmehl) bestand – oder, wie in Elberfeld, sogar nur 20 % Gerstenmehl und 80 % „andere“ Mehle enthielt. Neben Kartoffeln (oder 1916/17 fast ausschließlich Steckrüben) war Brot für viele Stadtbewohner das tägliche Hauptnahrungsmittel. Brot lieferte komplexe Kohlehydrate und auch Eiweiß. Dennoch gehörte zu der gewünschten und erforderlichen „kräftigen“ Nahrung mehr; und kräftig mußte es sein und bleiben, zumal in Arbeiterfamilien. Unerlässlich war ein gewisses Quantum an sichtbarem Fett, d.h. Margarine aufs „Butterbrot“ und Speck ins „Durcheinander“; notwendig waren aber auch Kohl und Hülsenfrüchte.

Die Brot-Ration in Bochum betrug für jede/jeden pro Woche 3 Pfund (ab 16. April 1917). Bergarbeiter erhielten zusätzlich 1 ½ Pfund Schwer- sowie 1 ½ Pfund Schwerstarbeiterzulage. Diese Zulagen wurden freilich ab 1. Oktober 1917 auf 1 ¼ Pfund vermindert; dabei blieb es dann aber bis zum 1. März 1919. Vom 1. Oktober 1917 bis zum 1. März 1919 bekam somit jeder Bergarbeiter 5 ½ Pfund Brot pro Woche – seine Frau erhielt 3 Pfund. Insgesamt nahmen die Zuteilungsmengen bis zum Kriegsende in mehreren Stufen ab. Nur bei Nahrungsmitteln, Fleisch und vor allem dem Zucker gab es zeitweise Erhöhungen: Im Frühjahr 1917 sollten Zucker (und auch Fleisch) für den drastischen Rückgang bei Kartoffeln sowie beim Brot entschädigen. Erst im Sommer 1919 verbesserte sich die Lage zeitweilig (allerdings nicht beim Fleisch, hier wurde es schlechter als in den Kriegsjahren). Eine besondere „Brotnot“ herrschte im Juni/Juli 1920. – Insgesamt

erreichten die zugeteilten Kalorienmengen 1918 und z.T. auch 1919 einen extrem niedrigen Stand. Die versorgungsberechtigten „Normal-Verbraucher“ mußten sich z.B. in Essen mit 1.300 Kalorien pro Tag begnügen, sofern sie ausschließlich auf die Rationen angewiesen waren.³

Die lokale Organisation der Lebensmittelversorgung war im einzelnen unterschiedlich. In der Stadt Bochum wurde unter dem 25. Januar 1915 der „Ausschuß für Volksernährung“ eingerichtet. In zunächst drei, ab August fünf und schließlich ab März 1916 fünfzehn Abteilungen organisierte er die Beschaffung und Verteilung von Brot, Getreide und Mehl, von Butter, Margarine, Schmalz und Kunstspeisefetten, von Zucker, Kaffee und Tee – und allen anderen bewirtschafteten Lebensmitteln. Die Einrichtung und Organisation von Ausgabestellen gehörten zum Ressort; es gab Preisprüfungsstellen und eine Überwachung der Verbrauchsregelung. Die Verwaltung von Mangel und Not war damit aber noch nicht abgeschlossen. Mit weiteren fünfzehn Einzel- und Unterausschüssen versuchte die Stadtverwaltung zwischen 1915 und 1918 z.B. „den Schleichhandel“ zu bekämpfen oder „Dörranlagen für Obst und Gemüse“ zu betreiben.

In der Bochumer Nachbargemeinde Weitmar wurden alle einschlägigen Tätigkeiten von einem einzigen „Lebensmittelamt“ wahrgenommen. In einem Rückblick, einer Art Abschluß-Bilanz vom Januar 1924, attestierten sich die Beamten, daß es ihnen im Unterschied zu vielen anderen Orten gelungen sei, eine relativ befriedigende Versorgungslage sicherzustellen. Zwar habe „die Lebensmittel-, besonders die Kartoffelnot ... manchmal zur Katastrophe auszuarten [gedroht]“, aber während z.B. in Bochum „das Publikum noch stundenlang stehen mußte, um einige Pfund zu bekommen“, konnte das Lebensmittelamt in Weitmar „reichlich gut Kartoffeln“ liefern; und der Preis habe noch unter dem von Bochum gelegen.

An dieses Amt schickte der Bergmann Arthur Mittelsdorf im Juli 1919 seine Beschwerde.

3 Vgl. dazu im einzelnen die Angaben zu Essen in: J. Lange: Die Lebensmittelversorgung der Stadt Essen während des Krieges, in: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 53 (1935), S. 179-285; H. Schmitz: Ausgewählte Kapitel aus der Lebensmittelversorgung der Stadt Essen in der Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 54 (1936), S. 121-168.

III. Kürzung der Brotration: „Versündigung“

Der Anlaß für den Beschwerdebrief war der Wegfall der „S-Zulage“. Mittelsdorf meinte die ab 4. Juli wirksame Streichung der bereits seit März auf $\frac{3}{4}$ Pfund reduzierten Schwerarbeiterzulage (dafür war die Schwerstarbeiterzuteilung entsprechend erhöht worden – unter dem Strich hatte sich nichts geändert). Zum selben Tag, d.h. dem 4. Juli sollte aber die Normal-Ration von $4\frac{1}{2}$ auf 5 Pfund steigen: Die gesamte Wochen-Brot-Ration würde sich somit um ein Viertel-Pfund verringern.

Mittelsdorfs Brief ist nicht zuletzt deshalb bemerkenswert, weil er mit vollem Namen unterzeichnete. Im Unterschied zu anonymen Einsendern sah sich Mittelsdorf also nicht als Anschwärzer. Er ging davon aus – wollte offenbar „zeigen“, daß er sich in seinen „guten Rechten“ gekränkt, mißachtet und verletzt fühlte. Er attackierte die Rationen für Kinder und Schwangere. Diese Rationen gingen von der sozialmedizinisch immer wieder bekräftigten Überzeugung aus, daß Kinder „wachsen müssen“. Und hier überlappten sich Elterninteresse, lautstark angemeldeter „Hunger“ der Kinder und Ratio des nationalen Staates, sei es im Frieden oder im Krieg: Nur wachsende „Volkskraft“ schien die Möglichkeit zu bieten, entweder im Kriege siegreich zu sein – oder in der Niederlage schließlich doch nicht unterlegen zu bleiben.

Der Bergarbeiter Mittelsdorf berief sich indessen darauf, daß die „Arbeitenden“ jene Leistung erbringen, von der alle anderen zehren. Vor allem arbeitende Jugendliche, die keine Schwer- oder Schwerstarbeiterzulage bekommen, würden besonders benachteiligt, genauer: die Haushalte, in denen diese Jugendlichen lebten. Während Kinder bis zu vier Jahren „noch Milch bekommen“ und die bis zwölf Jahren nach Meinung von Mittelsdorf zu üppige Brotrationen erhielten, würde den jugendlichen Arbeitern nichts gewährt. Man spürt förmlich den Heißhunger des „Jungenlichtens“, der den beiden erwachsenen Mittelsdorfs Sorgen und Verdruß bereitete. Sein „Nie-Sattwerden“ weckte und schürte Tag für Tag Verbitterung.

Der Bergarbeiter schrie – auf dem Papier – seinen Grimm und Zorn heraus. Hören sollten die Männer, die „höhere Schulen“ besucht hatten – die sich vor allem „höher stell(t)en“. Lokale Beamte, aber auch Honoratioren, die ebenfalls zum „Friedensausschuß“ gehörten, waren die Adressaten. Sie wollte Mittelsdorf „wach“ rütteln. Er hielt den Oberen vor, wie sehr sie sich an den Arbeitern „versündigt“ hätten. „Alles“ hätte man hinnehmen müssen; keine väterliche, sondern eine „Polizeihand“ sei es gewesen, die „Brot“ zuteilte. Wenn sich aber nichts ändere, könnte sehr wohl erneut die „Ruhe (ge)stört“ werden – hinzuzufügen

ist: wie in den Streiks vom Dezember 1918, mehr noch vom Februar und April 1919. Erzögen nicht die „hohen“ Herren ihre eigene „Zugruthe“?

Mittelsdorf appellierte an die „guten“ und „gerechten Herrscher“. Damit teilte er Orientierungen, die zumal bei Bergarbeitern eine lange Tradition hatten. Folgt man allerdings der Edition der Bergarbeiter-Bittschriften und -Beschwerden, die Klaus Tenfelde und Helmuth Trischler kürzlich vorgelegt haben,⁴ dann schrieb Mittelsdorf seine Beschwerde in einer Zeit, in der diese Äußerung unbefriedigter Bedürfnisse und gekränkter Rechte kaum noch vorkam, „ausgelaufen“ sei. Nach Tenfelde/Trischler hätten „moderne Formen der Konfliktregelung“ im Betrieb, aber auch im lokalen Lebenszusammenhang attraktivere Chancen geboten, die eigenen Interessen anzumelden und durchzusetzen. Sicherlich – der Text läßt das Lebensalter von Mittelsdorf nicht erkennen. Aber man dürfte nicht fehl gehen, wenn man es mit um die 40 Jahre oder mit Anfang 40 annimmt. Ganz sicher also gehörte Mittelsdorf nicht zur Veteranengeneration. Aber ungeachtet der Frage, ob solche Beschwerden selten(er) wurden, ist festzuhalten, daß Mittelsdorf diese Form von Widerspruch und Protest benutzte, um seine „Beschwerne“ der Obrigkeit kund zu tun.

Mittelsdorf wandte sich gerade an die Institutionen, die erst vor wenigen Monaten durch Arbeiter- und Soldatenräte, durch die großen Bergarbeiterstreiks erschüttert worden waren. Dennoch – vielleicht auch: umso mehr schien ihm die Annahme begründet, daß die wieder neu befestigten Autoritäten seine Auffassung zu den Rechten des (und der) „Beschwernten“ teilen würden.

Eine Woche nach Einsendung erhielt er die lapidare Mitteilung, daß die Neuregelung keine nur lokale Maßnahme sei (und also an eine Änderung nicht gedacht werden könne). Der Landrat, der intern im Sinne Mittelsdorfs beim Regierungspräsidenten „nachsetzte“, wurde von seinem Vorgesetzten im selben Sinne beschieden.

IV. Strategien der Überlebenssicherung und „Brot“-Forderungen

Kritik an den Rationen von Brot und Milch für Kinder und Säuglinge läßt sich freilich auch anders lesen: Sie verweist auf Strategien der Überlebenssicherung, die für die Hungerperioden von 1916/17 bis 1923/24 in Mitteleuropa bisher kaum

⁴ K. Tenfelde/H. Trischler (Hg.): Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung, München 1986.

oder gar nicht diskutiert worden sind. Mittelsdorf forderte eine Umverteilung: Milch, Brot und wohl auch andere Nahrungsmittel sollten Säuglinge und Kindern genommen, dafür jugendlichen Arbeitern, aber auch anderen Arbeitern mit harter körperlicher Arbeit gegeben werden. Ihre Überlebensschwierigkeiten seien besonders dringlich; ihre Arbeit und Arbeitskraft würden vordringlich gebraucht. Deshalb – so läßt sich fortführen – müsse in erster Linie auch ihre Überlebensfähigkeit gestützt und genährt werden.

Mittelsdorf versuchte, die Nahrungsgrundlage der eigenen Familie bzw. des eigenen Haushaltes zu sichern. Zugleich aber läßt sich eine zweite Linie erkennen: innerhalb von Familien und Haushalten zwischen denen zu unterscheiden, die vor allem durchzubringen sind – und jenen, bei denen es weniger darauf ankommt. Und an dieser Stelle korrespondiert die Sichtweise Mittelsdorfs mit Verhaltensweisen, wie sie Paul Greenough in seiner Untersuchung über die Hungerkrise 1943/44 in Bengalen beobachtet hat.⁵ Dabei sind die Grenzen der Vergleichbarkeit wichtig: Weder der Verlauf der Krisen noch die jeweilige Gesamtsituation der Ernährung, weder Nahrungsverhalten noch Eßweisen lassen sich direkt parallelisieren. Insbesondere bleibt festzuhalten, daß „Familie“ im einzelnen sehr unterschiedliche sozial-kulturelle Bedeutungen hat; familiäre Rechte und Verpflichtungen (z.B. zum Unterhalt) reichen unterschiedlich weit. Greenough zeigt für den bengalischen Kontext sehr überzeugend, daß in der zunehmenden Verschärfung der Hungersnot 1943/44 offenbar ganz konsequent nur die mittelalte Generation der Ernährer und ihrer Frauen mit dem Wenigen, das noch zur Verfügung stand, versorgt wurde. „In der Not“ wurden also die kleineren Kinder und Säuglinge, aber auch alte Menschen „abgestoßen“.

Selektion von „lebensunwertem Leben“ markiert einen Zusammenhang von Erfahrung und Praxis, an dem sich die Durchsetzung „moderner“ Lebensformen, zumal „moderner“ Herrschaft besonders im Faschismus in erschreckender Weise gezeigt hat. Sind nicht in den all täglichen Erfahrungen von Mangel und Not, am Ende des Ersten Weltkrieges, manche der Kriterien für „Selektion“ vorgedacht worden – Kriterien, die von Hungergefühlen und -ängsten aufgeladen waren? Mehr als eine These kann es nicht sein: Es scheint, daß solche Ängste nicht ‘erledigt’ waren, als die unmittelbar peinigende Not nach Ende 1923 spürbar gemildert war. Es mag sehr wohl sein, daß solche Erinnerungen und Erfahrungen langfristige Folgen hatten, daß sie ‘bewahrt’ blieben und auch an

5 P. R. Greenough: Prosperity and Misery in Modern Bengal. The Famine of 1943-1944, New York/Oxford 1982.

Kinder, an Verwandte oder Nachbarn weitergegeben wurden, in Erzählungen wie in stummen Gesten.

Die „Brot“-Forderung wurde wieder drängend in der Großen Depression nach 1929/30. Bei der KPD hieß die Hauptforderung „Arbeit, *Brot*, Freiheit!“, die SPD forderte „*Brot* und Freiheit!“ oder: „Arbeit und *Brot*!“ Aber auch die NSDAP setzte auf „Arbeit und Brot!“ Weckten diese „Brot“-Parolen nicht – absichtlich oder unabsichtlich – Erinnerungen an Situationen, in denen nicht alle, sondern nur noch wenige „Brot“ erhalten sollten?

Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus

Am Nachmittag und Abend des 30. Januar 1933 strömten in vielen Arbeitersiedlungen Zehntausende auf Straßen und Plätze. Sie waren empört und entsetzt über die Machtübertragung an Hitler und die Nazis; vielerorts formierten sie Demonstrationen. Die Ansammlungen wurden jedoch überall rasch zerstreut. Und einzelne lokale Aktionen bzw. Streiks blieben ohne überörtliche Resonanz.¹ Im Gegensatz zu den Analysen – oder doch: Hoffnungen vieler, die sich in einer der linken Arbeiterbewegungen engagiert hatten, gab es keine Erhebung proletarisch-antifaschistischer Massen.

In den Jahren zuvor hatte für Sozialdemokraten wie für Kommunisten, für Marxisten wie Sozialisten festgestanden: Die „proletarischen Massen“ würden sich als Bollwerk gegen alle reaktionären Wendungen erweisen. Jenseits aller erbitterten Kämpfe über Ziele und Politik blieb ein Fluchtpunkt in den Perspektiven der Linken, daß die „Massen“ standfest seien gegen jeden Versuch einer Machtübernahme ‚von rechts‘. Mehr noch – vielen Funktionären, Sympathisanten und einfachen Mitgliedern der Arbeiterorganisationen galt als ausgemacht, daß die revolutionäre Bewegung nur zeitweilig blockiert war. Es würde eintreffen, was der sozialdemokratische Redakteur Georg Schwarz 1931 als Schluß seines Buches über den Ruhr-„Kohlenpott“ so formulierte:

„Die in jenen Novembertagen (1918, A. L.) gewählte Parole von der Sozialisierung der Betriebe, für die tausende Proletarier ihr Leben eingesetzt haben, kann nie wieder vergessen werden. Jeden Tag gehen sie ins Werk und in den Pütt. Jeden Tag

1 Vgl. für den rheinischen Teil des Ruhrgebiets die Hinweise bei D. Peukert: KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933-1945, Wuppertal 1980, S. 32 ff. – Für den lokalen Generalstreik im württembergischen Arbeiterbauernndorf Mössingen s. H.-J. Althaus u.a.: Da ist nirgends nichts gewesen außer hier, Berlin 1982; für einen eher „normalen“ Verlauf, d.h. das Sich-Arrangieren nach dem 30. Januar s. G. Mai: Die Geislinger Metallarbeiterbewegung zwischen Klassenkampf und Volksgemeinschaft 1931-1933/34, Düsseldorf 1984.

fördern sie Kohle oder stechen Hochöfen ab. Immerzu dröhnt das Geräuschorchester der Industrie in ihre Ohren und zermürbt ihre Körper. Jeden Tag schlagen die Flammen aus den Bessemerbirnen in die diesige, raucherfüllte Luft ... Jeden Tag brennt auch in dem Herzen der Proletarier seine Entrechtung ... Bis die *rote Glut* (Hervorhebung A. L.) eines Tages hervorbrechen wird. Sie wird überquellen wie ein unwiderstehlicher Lavastrom und die Profitwirtschaft mit ihrem Hunger und ihrer Knechtung umschmelzen zu einer besseren Welt ... Einst ... kommt der Tag!²

Es ist oft beklagt worden: *Dieser* Tag kam nicht. Die Nazis zelebrierten hingegen *ihre* Tage, im Frühjahr 1933 wie in den Jahren danach. So sehr in vielen Städten und Dörfern brutaler Terror Tausende quälte, ängstigte oder lähmte – das Ausbleiben von überlokalem offenen Protest, von *massenhafter* und anhaltender Widersetzlichkeit gegen die Nazi-Herrschaft bedeutet nicht, daß allein Partei- und Staatsgewalt die Stunde regierten. Und die relative Stabilität der NS-Herrschaft gründete auch nicht nur in materieller „Bestechung“ oder propagandistischer Verführung der „Vielen“.

Nazi-Praktiken zur Durchsetzung und Behauptung von Herrschaft veränderten das politische Kräftefeld. Aber weder NS-Führung noch staatliche Bürokratien waren die einzigen Akteure in diesem „Feld“, weder in den ersten Wochen nach dem Machtantritt noch in den späteren Phasen. In den Anstrengungen zur Unterdrückung, Kontrolle und Lockung der „Massen“ wurden tatsächliche oder vermeintliche Gegenkräfte erkennbar, zumindest im Schattenriß polizeilichen Mißtrauens. Das NS-Regime zielte dabei nicht nur, aber vordringlich auf die Arbeitermassen: Die „Stimmung“ der Industriearbeiter in den städtischen Ballungsräumen, zugleich alle Regungen der „marxistischen Bewegungen“ rangierten z.B. in den Berichten der Gestapo ganz oben.³

2 G. Schwarz: Kohlenpott 1931 (Neuaufll. von Ders.: Kohlenpott, Berlin 1931), hg. von E. Schütz, Essen 1986, S. 181. – Dabei bleibt zu beachten, daß im Ruhrgebiet spätestens seit den September-Wahlen 1930 unübersehbar war, daß die dortige „Hungerarmee“ der Erwerbslosen kaum der SPD und auch nicht nur der KPD (oder dem Zentrum), sondern offenbar in Teilen der NSDAP zuneigte, jedenfalls bei Reichstagsund Landtagswahlen, vgl. die Angaben für Essen bei H. Kühn: Parteien und Wahlen im Stadt- und Landkreis Essen in der Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1973, S. 267 f. und den (selbst-)kritischen Appell an die SPD von E.H. Schlensker: Alarmzeichen an der Ruhr, in: Klassenkampf 4 (1930), S. 587-591.

3 Vgl. z. B. die Berichte der Gestapo-Leitstellen Düsseldorf, Recklinghausen und Dortmund für das Ruhrgebiet vom Frühjahr 1934 bis Herbst 1936, Geheimes Staatsarchiv/Preußischer Kulturbesitz, Rep. P 90, Nr. 9, 4-9, 6; 14,3, 14,5 und 14,6.

Die Befürchtungen der Gestapo mochten falsch sein oder auch den Zweck haben, die eigene Unentbehrlichkeit zu unterstreichen – sie entfalteten in jedem Fall erhebliche Wirkung, auch für die historische Analyse. Um so mehr ist Skepsis geboten: War nicht auch Zustimmung, zumindest aber abwartendes Hinnehmen verbreitet unter jenen, die von den Nazis nur als potentielle Gegner, von Anti-Faschisten als naturwüchsiges Reservoir für Widerstand gesehen wurden? In der Verdichtung eines symbolischen Augenblicks zeigte sich dem jungen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Hoegner am 21. März 1933 etwas von der Mischung aus Akzeptieren und Bejahen, die wohl nicht nur in den Arbeitervierteln im Berliner Norden zu finden war. An diesem „Tag von Potsdam“, d.h. dem symbolisch gemeinten – und entsprechend verwerteten – Händedruck zwischen Hitler und dem Reichspräsidenten von Hindenburg, prägte sich ihm ein: „Alle Häuser waren mit Hakenkreuzfahnen beflaggt“, und „Arbeiterfrauen ... unterhielten sich laut und anerkennend über den ‘Führer’.“⁴

Was also bewegte die Menschen, zumal die Arbeiter, die angeherrscht, aber auch umworben wurden? Wie kam es, daß nicht nur junge, sondern auch ältere Erwerbslose bei den SA-Trupps dabei waren, daß vor allem 1933 die übergroße Mehrzahl der „gestandenen“ Industriearbeiter still hielt? Aber nicht nur in den ersten Wochen, sondern auch und mehr noch in der Aufrüstungs- bzw. Kriegspolitik zogen Arbeiter massenhaft mit; und viele jubelten auch mit. Zu fragen ist also auch : Wie wurde *Herrschaft* im Faschismus *hergestellt*?

I. „Rausch der Begeisterung“, Unterdrückung, „gewisse Anerkennung“

Am Abend des 30. Januar feierte die NS-Führung ihren Sieg über das parlamentarische „System“. Goebbels, Gauleiter von Berlin und zugleich neuer Minister für „Volksaufklärung und Propaganda“, organisierte einen gewaltigen Fackelzug. SA und Parteimitglieder, aber auch viele andere zogen vorbei am „greisen Reichspräsidenten und jungen Kanzler“ – wie der Propagandaminister in der 1934 veröffentlichten Fassung seines Tagebuchs die Symbolik pathetisch zuspitzte.⁵

4 W. Hoegner: Flucht vor Hitler. Erinnerungen an die Kapitulation der ersten deutschen Republik 1933, München 1977 (Manuskript 1937), S. 126 f.

5 J. Goebbels: Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei, 41. Aufl. München 1943 (zuerst 1934), S. 251; Vgl. E. Fröhlich (Hg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Tl I, Bd. 2, München u.a. 1987, S. 357-361. „Der Alte“, d.h. Hindenburg und „Hitler“,

Die Jubel-Demonstration dauerte Stunden; Goebbels notierte am folgenden Tag: „Eine Million Menschen unterwegs“. In der Druckfassung war die Zahl in das Ritual von Triumphzügen übersetzt: „Zivilisten“ huldigten neuen wie alten Autoritäten, „Männer, Frauen, Väter, die ihre Kinder ... zum Fenster des Führer emporheben“. Zugleich blieben die Massen nicht auf Berlin beschränkt. Eine Radio-Übertragung ließ Marschmusik, Marschtritt und „Heil!“-Rufe durch Deutschland dröhnen.

In den Wochen und Monaten danach arrangierten die Nazis landauf, landab in rascher Folge weitere Manifestationen der angeblich neugewonnenen nationalen Einheit und inneren Versöhnung: Dem „Tag von Potsdam“, der Eröffnung des Reichstages in der Potsdamer Garnisonkirche am 21. März, folgte am 20. April die Feier von „Hitlers Geburtstag“. ⁶ Vor allem aber wurde der 1. Mai 1933 als staatlicher „Feiertag der nationalen Arbeit“ mit größtmöglicher Massenbeteiligung organisiert. ⁷

Die szenischen Arrangements demonstrierten den Anspruch auf revolutionären Umschwung. Genutzt wurden aber auch Titel und Riten der Staatsgewalt. Der Staat als Repräsentation rechtmäßiger kollektiver Vereinigung, jenseits divergierender Interessen, sollte die „neue Ordnung“ beglaubigen.

Das Aufbieten von „Volksmassen“ hatte bereits vor 1933 zum bevorzugten Instrumentarium der NS-Bewegung gehört. Mobilisieren und Einschwören jenseits von Klassen- und Standesgrenzen, vor allem physisch-demonstratives Aneignen von Öffentlichkeit im Revier der Gegner waren dabei in besonderer Weise möglich. ⁸ Folgerichtig ließ Goebbels die Demonstrationen des NS-Sieges

hieß es in der Niederschrift vom 31.1.1933; für Retuschen bei der Veröffentlichung von „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“, vgl. die Einleitung der Herausgeberin, in: ebda., Tl I, Bd. 1, München u.a. 1987, S. XL f.

- 6 I. Kershaw: *The 'Hitler Myth'. Image and Reality in the Third Reich*, Oxford 1987, S. 57 ff.
- 7 Projekt *Ideologie-Theorie: Faschismus und Ideologie*, Bd. 1, Berlin 1980, S. 81 ff., S. 107 ff.; W. Elferding: *Von der proletarischen Masse zum Kriegsvolk. Massenaufmarsch und Öffentlichkeit im deutschen Faschismus am Beispiel des 1. Mai 1933*, in: K. Behnken, F. Wagner (Red.): *Inszenierung der Macht. Ästhetische Faszination im Faschismus*, Berlin 1987, S. 17-50, 18 ff., 36 ff.
- 8 Vgl. 1936 angefertigte Berichte „alter Kämpfer“: Chr. Schmidt: *Zu den Motiven „alter Kämpfer“ in der NSDAP*, in: D. Peukert/J. Reulecke (Hg.): *Die Reihen fast geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus*, Wuppertal 1981, S. 21-43, 34 ff. – Während die SA isolierten Einzelnen, die vielfach beruflich gescheitert waren, ein soziales Netz bot, aktivierten die Versuche der KPD, in „wehrhaftem Kampf“ zurückzuschlagen, jene Muster nachbarschaft-

in den Aufmarsch vom 1. Mai 1933 münden: Triumphzug der „nationalen Sozialisten“ am traditionellen Kampftag der „Internationale“. Geplant als „Masenereignis“, wie es „die Welt noch nicht gesehen hat“, sah der Cheforganisator ein „ungeheure(s) Menschenmeer“ und einen „tollen Rausch der Begeisterung“ auf dem Tempelhofer Feld in Berlin. Die Botschaft konnte nur sein: „Ein ganzes Volk setzt sich in Bewegung ... Arbeiter und Bürger, hoch und niedrig ..., jetzt sind die Unterschiede verwischt, nur ein deutsches Volk marschiert“.⁹

Das war nicht nur maßlos übertrieben, sondern vor allem zynisch. Denn der Jubel sollte die Schreie übertönen: Stillschweigend vorausgesetzt wurden Ausgrenzung und physische Vernichtung der Gegner, d.h. jener 'kurze Prozeß', den die neuen Machthaber auf allen Ebenen vorantrieben. Die Inszenierung des „1. Mai 1933“ war insofern auch der spektakuläre Kontrapunkt in einer Kette wochenlangen brutalen Terrors von SA und SS gegen „Marxisten“ unterschiedlicher Prägung und Aktivität, gegen andere Nicht- oder Anti-Nazis. Zugleich war dieser 1. Mai der makabre Auftakt zur endgültigen Besetzung der Gewerkschaftshäuser und zum Verbot aller freien Gewerkschaften am folgenden Tag.¹⁰

licher „Kiez“-Solidarität, in denen körperliche Gewalt als unumgänglich galt bzw. hoch geschätzt war, vgl. insgesamt E. Rosenhaft: *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933*, Cambridge u.a. 1983, bes. S. 128 ff.; vgl. für die „rote“ bzw. KPD-Demonstrationspraxis G. Bers (Hg.): „Rote Tage“ im Rheinland. Demonstrationen des Roten Frontkämpferbundes (RFB) im Gau Mittelrhein 1925-1928, Wentorf 1980.

- 9 Im Sinne des Höhepunktes der NS-„Machtergreifung“ präsentierte Goebbels in seiner autobiographischen Schrift von 1934 den NS-I. Mai, vgl. Ders.: *Kaiserhof*, S. 306-308: Es ist dort die abschließende, die krönende Episode, vgl. Fröhlich: *Tagebücher*, S. 409, 413 ff.
- 10 Vgl. generell für die Arbeiterorganisationen nach dem 30. Januar 1933 H.A. Winkler: *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930-1933*, Berlin/Bonn 1987, S. 867 ff.; für den sozialdemokratischen Teil der Bergarbeiterbewegung an der Ruhr D.J.K. Peukert/F. Bajohr: *Spuren des Widerstands. Die Bergarbeiterbewegung im Dritten Reich und im Exil*, München 1987, S. 14-43, sowie S. 61 ff. für den „spontanen“ Terror im März und April 1933; vgl. für lokale Abläufe: G. Mai: *Geislinger Metallarbeiterbewegung*, S. 75 ff.; G. Hetzer: *Die Industriestadt Augsburg. Eine Sozialgeschichte der Arbeiteropposition*, in: M. Broszat u.a. (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 3, München/Wien 1981, S. 1-233, 93 ff., 106 ff.; W. Freitag: *Spence 1900-1950*, Bielefeld 1988, S. 458 ff. – Zur Vorgeschichte des 2. Mai gehören zahlreiche lokale, offenbar spontane Besetzungen von Gewerkschaftshäusern, vgl. dazu G. Mai: *Die Nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 31 (1983), S. 573-613, 607 f.

Aus der Sicht von NS-Führern sprach alles dafür, beides einzusetzen – „Zuckerbrot“ und „Peitsche“, zumal gegenüber den Arbeitern. Denn ungeachtet aller raschen Erfolge konnten sich in den NS-Kommandozentralen im Frühjahr 1933 manche Meldungen zu einem Bild nachdrücklicher Ablehnung in Arbeiterkreisen fügen. Zwar hatte die Führung des ADGB im Vorfeld des 1. Mai die Wendung vom sozialistischen „Kampftag und Opfertag“ zum NS-„Feiertag“ ausdrücklich begrüßt.¹¹ Zugleich schien jedoch die eingeschlifene Frontstellung von SPD und KPD nicht mehr zu gelten. Denn nicht nur von Seiten der KPD, sondern auch von der SPD-Spitze hatte es deutliche Signale gegeben, daß sich die Parteien der Arbeiterbewegung nicht ohne weiteres unterwerfen wollten.¹² – Vor allem aber hatten in den Betriebsratswahlen vom März/April 1933 die Kandidaten des ADGB, der sozialdemokratisch orientierten „freien“ Gewerkschaften, im Reichsdurchschnitt mit 91 % der Stimmen eine numerisch erdrückende Mehrheit erhalten.¹³ Für die „Rote Gewerkschafts-Opposition“ (RGO) der KPD – anti-ADGB, aber gleichermaßen antifaschistisch orientiert¹⁴ – waren 5 % notiert worden. Die „National sozialistische Betriebszellen-Organisation“ (NSBO) hatte hingegen nur 2,5 % holen können.

Umgekehrt mochten solche Wahlergebnisse den Führern der „Linken“ ein falsches Bild suggerieren – zumal wenn sie daraus Belege für eine einheitliche Anti-Nazi-Front des industriellen „Proletariats“ zogen. So deuteten z.B. bei den Betriebsratswahlen gewichtige Ausnahmen auf erhebliche ‚Nester‘ von NS-Potential: In einigen Krupp-Betrieben summierten sich die Nazi-Stimmen auf über 50 %; im Ruhrbergbau sowie in der Chemie betrug sie um die 30 %.¹⁵ Offenbar waren

11 Der 1. Mai 1933, in: Gewerkschafts-Zeitung 43 (1933) Nachdruck, Berlin/Bonn 1983, 29. April 1933, S. 259 f.

12 Vgl. dazu und zum Folgenden: Winkler: Katastrophe, S. 907 ff., 918 ff.

13 Für die Wahlergebnisse vgl. Winkler: Katastrophe, S. 907 ff.

14 Vgl. zur Programmatik bzw. deren Wendungen und den organisatorischen Anstrengungen, d.h. dem „Teufelskreis“ aus „unzulänglicher Organisationsarbeit“, „fehlende(r) finanzielle(r) Basis“ und „mangelnde(r) Kontinuität der RGO-Arbeit“ W. Müller: Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der „Revolutionären Gewerkschafts-Opposition“ (RGO) in Deutschland 1928 bis 1933, Köln 1988, bes. S. 301-336; Zitate S. 317; für eine lokale Situation, d.h. Hochlarmark (b. Bochum): M. Zimmermann: Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980, Essen 1987, S. 171 f., 174 f.

15 Dabei waren aber im Ruhrbergbau vielfach die Anteile der Christlichen Gewerkschaft, d.h. des „Einheitsverbandes“ höher, vgl. für die Oberhausener Zechen Jacobi und Ludwig der GHH: 38 % bzw. 39 % „Christliche“, 28 % bzw. 30 % „Nationale

es nicht nur Un- oder Angelernte; auch aus den Kreisen jener Facharbeiter und Familienväter, die den Kern der sozialdemokratischen Organisationen bildeten, gab es Stimmen für die Nazi-Kandidaten. In den Betrieben und Werkstätten, d.h. bei den Wahlen betrieblicher Vertreter, zeigte sich also keineswegs eine homogene Gegnerschaft der Industriearbeiter gegen den faschistischen Machtantritt.¹⁶

NS-Bewegung, mehr noch NS-Machthantritt wurden nicht nur von solchen Industriearbeitern positiv gesehen oder sogar begrüßt, die „nationalen“ Organisationen verbunden waren. Zu denen, die offen unterstützten oder doch nichts „dagegen“ hatten, gehörten auch nicht wenige, die vorher in kommunistischen Organisationen aktiv gewesen waren, aber auch manche aus der Sozialdemokratie.¹⁷ Ein NS-Funktionär sah in ihnen den „Treibsand der Arbeiterbewegung“.¹⁸

Sozialisten“; für die RGO wurden jeweils „0“ Stimmen verzeichnet. Bei der Wahl zuvor, 1931, war auf Jacobi die RGO mit ca. 30 % die stärkste Gruppierung gewesen, gefolgt von den „Christlichen“ mit 28 %; auf Ludwig hatten die „Christlichen“ hingegen 37 %, die RGO 25 % erhalten, vgl. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 400150/3, fol 188, Bergwerksabteilung, 30. März 1933.

- 16 Der Repressionsapparat, d.h. die Beamten der Gestapo argwöhnten allerdings in jeder Form der Distanz den Keim für Widersetzlichkeit, Widerstand und schließlich Umsturz, vgl. für das Ruhrgebiet die Berichte der Stapo-Leitstellen; vgl. für Mittel- und Südhessen Th. Klein (Hg.): Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Hessen-Nassau 1933-1936, Köln/Wien 1986 und Berichte der Verwaltungsbehörden: Ders. (Hg.): Der Regierungsbezirk Kassel 1933-1936, Marburg 1985.

Die Breite des sozialen Potentials für ‚Ansprechbarkeit‘ von Arbeitern durch Nazi- bzw. NSBO-Ziele und Auftreten wird insbesondere für Berlin nach Phasen und Betriebsgrößen (ab 1932 vermehrt Klein- bzw. Mittelbetriebe) sowie Branchen und Schichten aufgeschlüsselt bei V. Kratzenberg: Arbeiter auf dem Weg zu Hitler. Die nationalsozialistische Betriebszellen-Organisation, ihre Entstehung, ihre Programmatik, ihr Scheitern 1927-1934, Frankfurt u.a. 1987, S. 195 ff. – Die Stimmabgabe bei einer der parlamentarischen Wahlen bis zum 5.3.1933 kann nur als ein Hinweis unter anderen gelten, wenn die ‚Einstiegsstellen‘ für Formen des Hinnehmens wie des Akzeptierens faschistischer Politik erkundet werden; vgl. für Wähleranalysen J. Falter/D. Hänisch: Die Anfälligkeit von Arbeitern gegenüber der NSDAP bei den Reichstagswahlen 1928-1933, in: Archiv für Sozialgeschichte 26 (1986), S. 179-216 und die nützliche Übersicht bei P. Manstein: Die Mitglieder und Wähler der NSDAP 1919-1933, Frankfurt u.a. 1988, S. 11 ff.

- 17 Es finden sich aber auch Hinweise auf – vom NSBO geduldete – Doppelmitgliedschaften, vgl. G. Mai: NSBO, S. 604 f.
- 18 A. Krebs: Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei, Stuttgart 1959, S. 74 f., zitiert nach G. Mai: NSBO, S. 604. G. Mai übernimmt weitgehend diese Charakterisierung (ebda.); in ähnliche Richtung geht die

In solchen Formeln zeigt sich allerdings nur abschätzig Arroganz ‘von oben’; ausgeblendet bleiben die Motive derer, die Gründe dafür sehen mochten, NS-Bewegung wie -Regime weder abzulehnen noch bloß hinzunehmen. In neuen Organisationen, vor allem der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF), witterten manche Arbeiter neue Chancen für das eigene Durch- oder Fortkommen; andere hatten aber in Nazi-Bewegung und Nazi-Regime den angemessenen Ausdruck ihrer Wünsche über politisch-gesellschaftliche Ordnung gefunden.

Vor dem Machtantritt konnte die NS-Bewegung für Industriearbeiter attraktiv sein, weil „antikapitalistische Sehnsüchte“ (G. Strasser) vor allem seit 1932 in der Praxis lokaler NS-„Betriebszellen“ eine konkrete Antwort zu finden schienen. Die Richtlinie der NS-Führung, die NSBO solle Arbeiter von den „marxistischen“ Organisationen abbringen, hatte im Fabrikalltag, d.h. in der Konkurrenz mit den Gewerkschaften einen kaum vermeidbaren Nebeneffekt: Die NSBO entwickelte in einigen Regionen bzw. Branchen eigene Ansätze zur Interessenvertretung der Beschäftigten. In manchen öffentlichen Betrieben, nicht zuletzt im Ruhr-Bergbau sowie in Berlin und in Sachsen wurden die NSBO durchaus einer „nationalen“ Gewerkschaft vergleichbar.¹⁹

Nach dem Machtantritt erreichten Politik und Präsentation des Faschismus auch unter Arbeitern nicht nur jene, die entweder völlig eingeschüchtert oder aber bereits aktive Nazis oder Nazi-freundlich waren. Die ‘Eindringtiefe’ von NS-Regime und seinen ersten Inszenierungen spiegelt sich dabei selbst in scharf ablehnenden Reaktionen der Gegner und Betroffenen. Der Funktionär des sozialdemokratischen „Alten Verbandes“ der Bergarbeiter, der Landtagsabgeordnete Franz Vogt, spottete im Februar 1933 im Funktionsblatt seiner Organisation, die Auf- und Einzüge Hitlers glichen der „Kronungsfeier eines indischen Maharadschas“.²⁰ Indischer Prunk war freilich in den Traumwelten der Kinoindustrie seit Jahren das Symbol herrlichen Lebens und unermesslichen

Interpretation von Kratzenberg: Arbeiter, S. 272 f. (dort freilich zweimal mit dem Druckfehler „Triebsand“). – Mai argumentiert nicht zuletzt mit der Fluktuation; sie sei „recht hoch“ gewesen (S. 605). Allerdings übersieht er, daß das Verlassen oder Austreten innerhalb der ersten zwei Jahre nach Eintritt fast völlig dem Muster gleicht, das K. Schönhoven für die Fluktuation in den freien Gewerkschaften nach ca. 1900 ermittelt hat, vgl. seine Arbeiten zu den Gewerkschaften im Wilhelminismus sowie Ders.: Innerorganisatorische Probleme der Gewerkschaften in der Endphase der Weimarer Republik, in: Anhang: Gewerkschaften in der Krise, zu: Gewerkschafts-Zeitung 1929-1933, Reprint Bonn 1983, Jg. 1933, S. 73-104.

19 Vgl. Mai: Die NSBO, S. 579 ff., 585 ff., 590 ff., 600 ff.

20 Zitiert nach Peukert/Bajohr: Spuren des Widerstands, S. 59.

Reichtums – stand nicht nur für Verschwendung, sondern für ein Paradies auf Erden.

Die NS-Herrschaft blieb keine Affäre weniger Wochen. Manche Gegner, aber auch opportunistische Unterstützer mochten sich damit in den ersten Monaten getröstet haben. Im Frühjahr 1934 bestätigten Berichte der illegalen Korrespondenten der Sozialdemokratie (SOPADE) jedoch nachdrücklich, wie sehr das neue NS-Regime – oder doch einige seiner Größen – auf nicht unerhebliche positive Resonanz unter (Industrie-)Arbeitern traf. Danach war das „Bild“ zwar „sehr unterschiedlich“; festzuhalten sei aber, daß die NS-Herrschaft „weiterhin“ ca. einem Drittel von Arbeitern „eine gewisse Anerkennung entschlüpfen“ lasse. Aus Berlin wurde geschrieben, die Nazis hätten „nach wie vor ... größere Teile der Arbeiterschaft ... gewonnen“; und: „Besonders der Glaube an Hitler ist noch erstaunlich stark“.²¹

Ein solcher „Glaube“ war Ende 1937/Anfang 1938 kaum noch zu beobachten.²² Zumal Lohnkontrollen bzw. Lohnstops und -Senkungen sowie vielerlei Ausweitungen von Arbeitszeiten und -zumutungen waren der konkrete Hintergrund für eine „Stimmung“ in den Betrieben, die von der SOPADE-Redaktion im September 1937 als „allgemeine Unzufriedenheit der Arbeiter“ beschrieben wurde. Dennoch sahen die Redakteure keinen Grund für Optimismus: „Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Arbeiterschaft passiv sei“. Oder aus dem Rheinland: „Die große Masse ist teilnahmslos, nimmt alles hin und beschäftigt sich nur mit persönlichen Dingen. Sie beteiligt sich oft aus Neugierde an Betriebsveranstaltungen, stiftet bei Sammlungen“²³

-
- 21 K. Behnken (Hg.): Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940, Bd. 1: 1934, Frankfurt 1980, S. 428 ff. (August/September); vgl. S. 207 ff. (Juni/Juli) u. S. 106 ff. (Mai/Juni); für Berlin: S. 29 (April/Mai).
- 22 Vgl. für Arbeiter in den Rüstungsindustrien die besorgten Berichte des SD wie der „Trehänder der Arbeit“ über „Bummelantentum“ von 1937-1939 – wobei der Befund relativ vermehrter Skepsis der Arbeiter auch dann zu halten ist, wenn man darin nicht Ansätze zu antifaschistischer Widersetzlichkeit oder zu „Sabotage“ der Kriegspolitik sieht, vgl. aber T. W. Mason: Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1975, S. 167 ff. sowie Ders.: The Workers' Opposition in Nazi Germany, in: History Workshop Journal No. 11 (1981), S. 120-137.
- 23 Deutschland-Berichte, Bd. 4: 1937, S. 1238 ff. (September); Bd. 5: 1938, S. 455 f. (April/Mai). Dazu auch das Spiegelbild einer Mischung von „Zustimmung“ und „Mißstimmung“ in den landrätlichen Berichten vom Februar 1936, z. B. zur „Sonderfrage: Mit welchen Gefühlen tritt die Bevölkerung in das letzte Jahr des Vierjahresplans des Führers?“, in: Klein: Lageberichte, S. 701 ff., 713 ff., 721 f., 733-40.

„Glaube, Teilnahmslosigkeit, Neugierde“ – was trieb und bewegte die Menschen? Widerständler, aber auch die Sicherungsapparate des NS teilten in eigentümlicher Parallele ein Mißverständnis: Sie erhofften oder argwöhnten unter den Arbeitern ‘im Grunde’ nichts als Keimzellen der Verweigerung, wenn nicht Erhebung. Um so wichtiger ist es, die Anknüpfungspunkte zwischen NS-Politik und NS-Selbstdarstellung einerseits und Arbeiter-Erfahrungen und Arbeiterorientierungen andererseits zu erkunden. Was waren die Formen und Inhalte, die Annäherung oder sogar Übereinstimmung begünstigten oder doch suggerierten?²⁴

Dabei bleibt aber die Polarität von *entweder* Ablehnung²⁵ oder Zustimmung zu eindimensional. Denn: Verweisen nicht die Beobachtungen der Korrespondenten der SOPADE, die „Arbeiterschaft“ sei politisch „indifferent“, auf Orientierungen, die gleichsam jenseits oder vor der Arena organisierter Politik lagen? In der – nach 1934 anhaltenden – Irritation der Korrespondenten spiegeln sich massenwirksame Formen des Sich-Einrichtens. Erkennbar wird der Schattenriß von Praktiken

24 Mir scheint diese Frage weiter gefaßt als die von G. Mai, der untersucht, „unter welchen strukturellen Voraussetzungen und individuellen Konstellationen Arbeiter bereit waren, sich nationalsozialistischen Ideen und Organisationen anzuschließen“ s. Ders.: NSBO, S. 574; das „Anschließen“ unterstellt ein erhebliches Maß an aktiv-„bewußtem“ Eintreten; demgegenüber sind aber Formen des Gewährlassens und Hinnehmens mindestens ebenso entscheidend für Machtantritt wie (relative) Stabilität von faschistischer Herrschaft; zu dieser Perspektive auch M. H. Kele: *Nazis and Workers. National socialist appeals to German workers, 1919-1933*, Chapel Hill 1972. – Zu den sozialpsychischen Dispositionen vgl. die Auswertung einer Befragung von 1929-31, die seinerzeit nicht veröffentlicht wurde: E. Fromm: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*, hg. von W. Bonß, Stuttgart 1980, S. 250 ff.; danach stimmten „nur ... 15 %“ der Befragten mit „der sozialistischen Linie sowohl im Denken als auch im Fühlen (überein)“, ebda., S. 250.

25 Zum Spektrum von Verhaltensweisen zwischen „partiell(er)“ oder „generell(er) Reichweite der Systemkritik“ und „privat(em)“ oder „staatsbezogen(em) Wirkungsraum der Handlungen“, d.h. zwischen „Nonkonformität“ und „Widerstand“ im Nationalsozialismus vgl. D. Peukert: *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde*, Köln 1982, S. 96 ff.; die Frage nach dem „sowohl – als auch“, die hier besonders interessiert, spielt dabei jedoch keine Rolle. – Fruchtbar ist auch die Unterscheidung zwischen programmatisch angelegtem Widerstand, passiver oder partieller Opposition sowie Verhalten, das „tatsächlich eine die NS-Herrschaft und NS-Ideologie einschränkende Wirkung“ hatte, d.h. von „Resistenz“, vgl. M. Broszat: *Resistenz und Widerstand*, in: Ders. u.a. (Hg.): *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. IV, München/Wien 1981, S. 691-709, 697. Mir geht es jedoch um ein Umkehren der Perspektive: auf Motive wie Praktiken der Hinnahme und auch der Zustimmung.

des *Hinnehmens*. Sie waren aber, so meine These, nicht nur Ausdruck von Apathie. Und so sehr die vielfältigen Formen von Hinnahme ein 'Weitermachen' der NS-Machthaber ermöglichten, so wenig steht Hinnehmen für a-politische Einstellungen. Überwog nicht auf der 'Innenseite' ein Sich-Distanzieren, angetrieben von eigenständigen Bedürfnissen, von Interessen und Praktiken *eigener* Prägung? In welchen Erfahrungen des (Über-)Lebens in der Fabrik, in Mietskaserne oder „Kolonie“ waren *diese* Bedürfnisse begründet?

II. Feiern des „1. Mai“ und Arbeiter-Orientierungen

Im „1. Mai 1933“ kulminierte vielerlei. Beschränken wir uns auf proletarische Lebensweisen und Milieus. Für aktive Sozialdemokraten wie für Kommunisten machte den NS-Staatsfeiertag besonders anstößig, daß sie selbst nur die staatliche Duldung dieses proletarischen Kampftages erreicht hatten. Der reichsweite staatliche Feiertag „1. Mai“ war eine einmalige Episode geblieben (1919); nur in Sachsen und einigen Kleinstaaten hatte man den Feiertag behaupten können. So unglaublich es sein mochte, daß nun auch die Verächter unter ihren Nutznießern die „Ehre der Arbeit“ preisen wollten – sie waren bei den Feiern am 1. Mai 1933 anwesend. Und die Arrangements waren nicht selten spektakulärer und „würdiger“ als zu Zeiten des Arbeiter-Kampftages.²⁶

Allerdings hatten sich auch in den Jahren zuvor die Wahrnehmungen und Wertschätzungen des 1. Mai auseinander entwickelt. Altersspezifische Erfahrungen bzw. Generationenzugehörigkeit 'färbten' die Klasseninteressen:²⁷ Für die älteren Mitglieder der sozialistischen Bewegung erinnerte dieser Tag an Verfol-

26 Vgl. z.B. für einen schwerindustriellen Großbetrieb bzw. -konzern den „Aufmarschplan“, den der Betriebsrat(!) der Werksabteilungen Sterkrade und der Hauptverwaltung der Gutehoffnungshütte (GHH) Oberhausen unter dem 25. April 1933 herausgab, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 4001026/3.

27 Zur zunehmenden Kluft zwischen den Lebensorientierungen der Generationen, vor allem zur Bedeutung von kommerziellen Massenunterhaltungen jeweils für die jungen Männer und Frauen vgl. am Beispiel Frankfurt J. Wickham: Working-Class Movement and Working-Class Life: Frankfurt am Main during the Weimar Republic, in: Social History 8 (1983), S. 315-343 (Kurzfassung in: Sozialwissenschaftliche Informationen 13 (1984) H. 2, S. 22-30). – Zur (akademischen) „Verbürgerlichungs“-Diskussion der späten 1920er Jahre s. B. Mahnkopf: Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats, Frankfurt/New York 1985, S. 88 ff., bes. 107 ff.

gungen, an Opfer für die „gemeinsame Sache“. Für die Jüngeren waren zumal bei der SPD die Versammlungen „im Saale“, mit dem wenig variierten Ablauf (Reden, Vorführungen und gemeinsamem Singen) nichts als pathetisch-langweilige Bekundungen – Sinnbild für einen kaum mehr beweglichen Parteiapparat. Die expressiven „Kampfdemonstrationen“ der KPD waren nach den Niederlagen der „Arbeiterbataillone“ von 1919 und 1921 jedoch auch nur noch für Minderheiten attraktiv. Als Gegenbild blieb hier wie dort nicht selten die abschließende gesellige Fröhlichkeit „unter Genossen“ (und Genossinnen).²⁸

Am 1. Mai war allerdings auch die Verfestigung der politischen „Lager“ von SPD und KPD augenfällig geworden: Ab 1926/27 gab es kaum noch gemeinsame Feiern.²⁹ Differenzen, die für viele auf Zeitungskampagnen oder auf seltene Anlässe (wie den 1. Mai) beschränkt sein mochten, wurden allerdings jäh verschärft durch den „Blutmai“, d.h. den „Polizeikrieg“ der Staatsmacht gegen (illegale) KPD-Demonstrationen in den Berliner Stadtbezirken Wedding und Neukölln am 1. (sowie 2. und 3.) Mai 1929. Provozierende Härte und unkontrollierter Schußwaffengebrauch der Polizei gegen zunächst kleine Gruppen von demonstrierenden Frauen und Männern, aber auch gegen Passanten forderten nicht nur Hunderte von Verletzten, sondern auch 33 Tote.³⁰

Jenseits aller spektakulären Aktionen hatten die Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD ein massives soziales Widerlager. Ältere, Verheiratete, Fach- und Stamarbeiter sahen sich eher von der Sozialdemokratie und ihrer Arbeiterkulturbewegung angesprochen; Jüngere, Ledige, Ungelernte

28 Zum Duktus der 1. Mai-Feiern in der Weimarer Republik, besonders zu den Ambivalenzen der kultursoziologischen Anstrengungen, eine Erneuerung utopischer Perspektive über Massenspiele und -inszenierungen auch an ihr Publikum zu vermitteln, vgl. G. Korff: Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: D. Petzina (Hg.): Fahnen, Fäuste, Körper, Essen 1986, S. 27-60, 54 ff.; stärker die disziplinierende „Unterseite“ solcher Massenbewegungen betonend: G. Hauk: „Armee korps auf dem Weg zur Sonne“. Einige Bemerkungen zur kulturellen Selbstdarstellung der Arbeiterbewegung, in: ebd., S. 69-89; s. auch Freitag: Spenge, S. 336 ff.

29 Dabei wirkte auch nicht die relative Stärke der katholischen Arbeiterbewegung als einigende Klammer, vgl. für Singen (Baden), d.h. für den Rückzug der SPD von der Straße in die Festsäle nach 1926 G. Zang: Die KPD besetzt den „öffentlichen Raum“, in: Ders. (Hg.): Arbeiterleben in einer Randregion, Konstanz 1987, S. 218-227, 224 ff.

30 Vgl. die genaue Rekonstruktion bei Th. Kurz: „Blutmai“. Sozialdemokraten und Kommunisten im Brennpunkt der Berliner Ereignisse von 1929, Berlin/Bonn 1988.

oder Erwerbslose – manche, die sich auch von ‘etablierten’ Klassengenossen ausgegrenzt und mißachtet fühlten, fanden sich eher bei der KPD.³¹ Hier wie dort waren es freilich vornehmlich aushäusige Männergesellschaften.

Mindestens 2/3 aller Lohnarbeiter (und weit mehr bei den Lohnarbeiterinnen) hielten sich allerdings vom Partei-, Gewerkschafts- oder Vereinsleben à la SPD oder KPD entweder ganz fern oder ließen es bei kurzem ‘Hineinschnuppern’ bewenden. Für nicht wenige von ihnen mochte gelten, daß sie in den Organisationen des „Wissenssozialismus“ (E. Lucas) nichts von dem fanden, was sie in vielerlei Weise bewegte: „Wie mit Liebe und Trennung ..., mit Kindern ..., ... Krankheit ..., mit Alter und Tod umzugehen sei“.³² Und in manchen Regionen, wie z.B. dem Ruhrrevier, sah sich ein Drittel bis zur Hälfte der (männlichen) Arbeiter den kirchlichen Verbänden nahe. Vielleicht war hier der emotionale Duktus von gottesdienstlichen Feiern attraktiv, auch in den pastoral geleiteten katholischen Arbeitervereinen sowie den christlichen Gewerkschaften.³³

Dies waren freilich keine unveränderlichen Größen. Zuspitzungen und beschleunigte Abläufe hatten zumal 1918-20, aber auch in den folgenden Jahren, d.h. bis 1923 weithin die gewohnten Orientierungen und Loyalitäten erschüttert. In den Massenstreiks von 1919/20 waren Forderungen nach „Sozialisierung“ weithin eine Kurzformel für mehr Gerechtigkeit und Selbstregulierung am Arbeitsplatz gewesen (vor allem bei den Ruhrbergarbeitern); z.T. hatte auch die

31 Vgl. zur Verschärfung der Generationendifferenz und deren Folgen für die organisierten Arbeiterbewegungen, vor allem zur wachsenden Distanz Jüngerer, die die neue „Massenkultur“ auszukosten und zu nutzen suchten, J. Wickham: Working-Class Movement.

32 E. Lucas: Das Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1983, S. 89 ff., 96.

33 Vgl. den Überblick bei K. Rohe: Vom Revier zum Ruhrgebiet. Wahlen, Parteien, Politische Kultur, Essen 1986; vor allem S. H. F. Hickey: Workers in Imperial Germany. The Miners of the Ruhr, Oxford 1985 sowie die eindringende Studie zur Zentrumsorientierung mobiler Gelernter wie eingessener Stammarbeiter in Düsseldorf – in den 1890er Jahren und nach 1900 – bei M. Nolan: Social Democracy and Society. Working-class Radicalism in Düsseldorf, 1890-1920, Cambridge u.a. 1981, bes. S. 44 ff., 115 ff.; für die Spätphase der Weimarer Republik bisher nur A. Klein-Reesink: Textilarbeiter und Nationalsozialismus im Westmünsterland, Münster 1981. Vgl. auch Niederschrift der Verhandlungen des 13. Kongresses der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, Düsseldorf, 18.-20. Sept. 1932, o.O., o.J. sowie: Drucksachen des 13. Kongresses der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, o.O., o.J.

Abschaffung von Akkordarbeit im Vordergrund gestanden.³⁴ Für diejenigen, die 1933 Ende dreißig bzw. älter waren, hatten die Bewegungen nach 1918/19 einen doppelten Schub bedeutet; er spiegelt sich in den Mitgliederbewegungen: Masseneintritten in die „freien“ bzw. sozialistischen, aber auch in die christlichen Gewerkschaften 1919/20 folgten ab 1923 ebenso massenhafte Austritte.³⁵

Vor allem war erneut eine Verwerfung der Klassenlinien propagiert worden. Nach dem „Burgfrieden“ im Krieg 1914-18 hatten sich die Freien Gewerkschaften im Januar/Februar 1923 mit den Unternehmern und Behörden als Teil der „nationalen Bewegung“ zur Abwehr der Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen formiert.³⁶ Dabei beobachtete die Führung des ADGB mit einiger Besorgnis, daß zumindest in Oberschlesien und in Bayern auch nationalsozialistische Einflüsse bei Arbeitern deutlich wurden.³⁷ Zeigte der Kampf gegen den „französischen Imperialismus“, daß womöglich weniger proletarisch-

34 Überblick bei H. Mommsen: Soziale und politische Konflikte an der Ruhr 1905-1924, in: Ders. (Hg.): Arbeiterbewegung und industrieller Wandel. Studien zu gewerkschaftlichen Organisationsproblemen im Reich und an der Ruhr, Wuppertal 1980, S. 62-94, 79 ff.; anregend zu Fragen nach der Orientierung von Arbeiterprotest an Vorstellungen von Gerechtigkeit B. Moore: Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand, Frankfurt 1987 (amerikan. 1978). – Die Aufstandsversuche, die von der KPD im März 1921 organisiert wurden, waren fraglos in keiner Weise angemessen den Arbeiter-„Massen“, d.h. deren überwiegender Mischung aus Resignation und Skepsis (gegen neue Ansätze zu gesamtgesellschaftlicher Organisation und Aktion). Unterstützung blieb die Ausnahme (Arbeiter auf den Großwerften in Hamburg, Großchemie- sowie Bergarbeiter in Mitteldeutschland), vgl. S. Koch-Baumgarten: Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/New York 1986, bes. S. 141 ff., 157 ff., 175 ff., 269 ff., 295 ff. Unerlässlich sind regionale Erkundungen; vgl. zum östlichen Niedersachsen F. Boll: Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920, Bonn 1981; vornehmlich auf die SPD begrenzt, aber zumindest für die Arbeitskämpfe weiter ausgreifend R. Paetau: Konfrontation oder Kooperation. Arbeiterbewegung und bürgerliche Gesellschaft im ländlichen Schleswig-Holstein und in der Industriestadt Kiel zwischen 1900 und 1925, Neumünster 1988, hier bes. S. 336 ff.

35 Vgl. I. Steinisch: Die gewerkschaftliche Organisation der rheinisch-westfälischen Arbeiterschaft in der eisen- und stahlerzeugenden Industrie 1918-1924, in: H. Mommsen (Hg.): Arbeiterbewegung und industrieller Wandel, Wuppertal 1980, S. 117-139.

36 M. Ruck: Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923, Köln 1986, S. 124 ff., 154 ff., 181 ff., 395 ff.

37 M. Ruck: Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus, Köln 1988, S. 69 ff.

internationalistische als autoritär-chauvinistische Ziele und Sentiments die Kämpfe der Klasse anfeuerten?

Organisierung in Parteien (und Gewerkschaften), Streiks und Massenaktionen waren aber nicht 'alles'. Vor allem bezogen sich die Orientierungen „der Vielen“ auf „mehrschichtige“ Ziele:³⁸ Entscheidend waren nicht allein eindeutig-'scharfe' Kalküle, orientiert am Hier und Jetzt oder an (scheinbar) klarerkennbaren Zukunftskonzepten. Vielfältige Erinnerungen und Erfahrungen waren in die Interessen eingelagert. Untergemischt mochten auch manche „Choks des Augenblicks“ sein, von den Massen-Streikbewegungen 1919/20 bis zu Aussperrungen (z.B. Daimler, 1920) oder 1928 (Oktober bis Dezember: Ruhreisenstreit), nicht zuletzt die Hungererfahrungen und Epidemien nach 1917, erneut nach 1929: Die Sicherung des Überlebens rangierte für viele weit 'vor' der jeweils richtigen (Partei-)Linie. Das hieß vieles – und dies gleichzeitig: Aushalten andauernder Existenzangst im konjunkturellen Auf und Ab; Balancieren zwischen vermehrten Angeboten einer kommerziellen „Massenkultur“³⁹ und der zumal für Jüngere drückenden Abhängigkeit von besonders niedrigen Löhnen; Sich-Behaupten gegen die nicht selten harte Hand expandierender Sozial-Verwaltungen in Kommunen und (Groß-)Betrieben.

„Politische“ Optionen blieben fast immer auf den Bereich formalisierter Politik beschränkt, blockierten also nicht wechselseitige Aus- und Nothilfe z.B. zwischen Familien, die entweder KPD oder Zentrum wählten. Diese Unterstützungen verhüteten manchen Arbeitsunfall, machten das Durchkommen verwaister Kinder möglich. Dabei galten im täglichen Hin und Her scharfe Abgrenzungen zwischen Verwandten einerseits und denen, die 'nur' Nachbarn waren: Plausch vor der Haustür, aber nicht in der Wohnung!⁴⁰ Markierungen der Rechtschaffenheit

38 E. Bloch: Ungleichzeitigkeit und Pflicht zu ihrer Dialektik, in: Ders.: Erbschaft dieser Zeit, 2. Aufl. Frankfurt 1962, S. 104-126, 124 ff. über das „Problem der mehrschichtigen revolutionären Dialektik“.

39 Dazu der Überblick bei A. von Saldern: Arbeiterkulturbewegung in Deutschland in der Zwischenkriegszeit, in: F. Boll (Hg.): Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik, Wien u.a. 1986, S. 29-70, 59-64.

40 Vgl. zur Kritik an romantisierender Verklärung von Nachbarschaft E. Brücker: Die Genossenschaftssiedlung „Lindenhof“: Nachbarschaftsstrukturen und ihre Veränderung von der Weimarer Republik bis in die 50er Jahre, Magisterarbeit, FB 13 der FU Berlin, 1987, S. 97-131. – Überaus eindrucksvolle Hinweise für die Reibungen und Spannungen in Arbeiter-Nachbarschaften gibt E. Roberts für nordwestenglische Industriestädte, vgl. Dies.: A Women's Place. An Oral History of Working-Class Women 1890-1940, Oxford 1984, S. 183-201.

und Schicklichkeit zwischen Arbeitskollegen und Nachbarn regulierten die Sicherungsnetze für das tägliche Überleben. Bei der Geselligkeit, mehr noch bei familiären Bindungen bzw. Heiraten dominierten freilich die konfessionell vermittelten „Milieus“.⁴¹

III. Symbolische Angebote: „Bändigung“ (T. Mason) der Arbeiter?

Lebenslagen und Lebenserinnerungen, eigene wie fremde Bedürfnisse lassen sich nicht von den Symbolen ablösen, in denen sie wahrgenommen, aber auch verschlüsselt werden. Auf symbolisch formulierte Erfahrungen, d.h. auf Grußformeln und Abzeichen, Speisepläne und Bekleidung, Weisen der Anrede und des Sprechens, auf Melodien und Liedtexte konnten sich Kollegen (oder Nachbarinnen) ihren 'Reim machen'. Symbole waren aber nur z.T. auf bestimmte Gruppen und Klassen begrenzt. Manche bezogen sich auf Erfahrungen, die andere Generationen, Schichten und Klassen ebenfalls teilten oder auf *ihre* Weise nachvollziehen konnten.

Im „Brot“ wird diese Mehrschichtigkeit deutlich. In den 1920er Jahren, vermehrt ab 1930 wurde sie in der politischen Rhetorik wie Propaganda häufig und nachdrücklich eingesetzt. Brotlaibe auf Wahlplakaten, Forderungen nach „Arbeit und Brot“ weckten (und nutzten) zumal bei den vor 1908-1910 geborenen Städtern bittere Erinnerungen an Hunger und Not, vor allem von 1915/16 bis 1919/20, z.T. bis 1923. Sie verwiesen direkt auf: „Hindenburgfett für die Woche, graues Kriegsbrot mit Sägespänen, Marmelade undefinierbarer Herkunft, und als Hauptmahlzeit in Wasser gekochte Steckrüben“.⁴² Im Nach-Schmecken mußte

41 Vgl. zur fundamentalen Bindungskraft von „Sozialmilieus“ zumindest bis 1933 M. R. Lepsius: Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der Gesellschaft, in: W. Abel u.a. (Hg.): Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte, Festschr. F. Lütge, Stuttgart 1966, S. 371-393, 383 ff. – Hingegen zur „Unschärferektion“ im Hinblick auf „Lager“ und „Milieus“ bzw. zu ihrer Gleichzeitigkeit am Beispiel von Arbeitern an der Ruhr vgl. bes. A. v. Plato: „Ich bin mit allen gut ausgekommen.“ Oder: war die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten?, in: L. Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bd. 1, Bonn 1983, S. 31-65, 60 ff.

42 Schwarz, Kohlenpott, S. 174.

vielen der Wunsch nach solchen gesellschaftlich-politischen Zuständen deutlich werden, die erneutes Elend und „Chaos“ durch „Brot“-Mangel vermeiden würden.

Die „Brot“-Metapher öffnete viele Horizonte: Sie meinte zum einen das Essen von Brot, d.h. alltäglichen (oder festtäglichen) Geschmack, vor allem Genuß und Befriedigung. „Brot“ knüpfte an das „Brot“ an, das jedermann (und jede Frau) als tägliches Auskommen, aber auch als gesicherte Verhältnisse erwartete oder erhoffte. Dabei nutzten die Menschen „gegebene“ Wahrnehmungs- und Ausdrucksformen – sie wurden freilich nicht nur übernommen, sondern verändert und variiert: angeeignet. Wenn lohnarbeitende Männer und Frauen, Hausfrauen und Jugendliche ihre Empörung über Not und Unterdrückung vor allem 1916-1918 (oder 1920), aber auch bei Entlassungswellen in Forderungen nach „Brot“ Luft schafften, dann wurden gesellschaftlich „bekannte“ Zeichen eingesetzt, zugleich aber auch neu definiert. Im „Brot“ wurde das „tägliche Brot“ des Vaterunser zitiert; angespielt waren (christliches) Bekenntnis wie Kirche. Es schwang mit aber auch die Vorstellung vom „Vater Staat“, der „Brot“ sichern und „den Seinen“ austeilen müsse – verwiesen war auf Familie und Kindheit, d.h. die familiäre Runde, aber auch die gelegentliche Leckerei, wenn die Mutter einem ein Kuchenstück zusteckte. Das Symbol formte die Erinnerungen und Erfahrungen. Im Essen und Zubereiten von „Brot“, d.h. in der Herstellung und im Gebrauch gewann es sinnlich-konkrete Wirklichkeit.

Symbole eignet in diesem Verständnis, das sich an Victor Turner anlehnt,⁴³ ein erhebliches Anregungspotential. Handeln wird durch Symbole angetrieben – im Einzelfall also auch gebremst. Wesentlich ist dabei, daß Symbole nicht nur „etwas ... für andere bezeichnen“. Symbole verweisen *gleichzeitig* auf zweierlei: auf kognitiv-ideelle Bedeutungen *und* auf emotiv-sensorische Qualitäten. Aktualisiert werden z.B. Bilder gesellschaftlicher Vielfalt *und* staatlich regulierter Einheit. Vor allem aber verknüpfen Symbole solche Vorstellungen mit individuellen Gefühlen der Zuwendung und des Genusses (oder auch der Abscheu). Dabei vergegenwärtigen Symbole nicht selten „mächtige“ Erscheinungen und „großartige“ Konzepte. Symbolische Praxis beschränkt sich nicht auf Reden und Schrift-Texte. Aufmärsche nutzen visuelle Zeichen – bieten Raum für die Symbolik von Körperbewegungen und -formen, die sie zugleich entfalten. In Aufmärschen wird die sensorische Qualität und die „Mächtigkeit“ von Symbolen nicht nur organisiert. Die Teilnehmer sind vielmehr zugleich Publikum und Akteure, sie können sich die Symbolik sinnlich-konkret „aneignen“. In „mächtigen“

43 Vgl. dazu und zum Folgenden V. Turner: *The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual*, 2. Aufl. Ithaca/London 1973, S. 27 ff.

Bewegungen und Aktionen in der Öffentlichkeit verdichten sich Erfahrungen und Interessen, Ängste und Wünsche, Phantasien und Pläne.⁴⁴ In der Faszination des Augenblicks lassen sich alle Kalkulationen des ‘Morgen’ suspendieren, ist also auch jede Rücksicht auf andere zu vergessen. Zugleich überschreiten Symbole ihre Inszenierung: Die Bedeutungshorizonte des Rot (der Fahne) reflektieren Blut und Feuer als Naturgewalten. Das „Rot“ verweist aber auch darauf, daß Symbole nicht nur klassenübergreifend Verständigung stiften oder bestätigen; vielmehr bündeln sie auch Konflikte innerhalb wie zwischen Klassen: Rot als die Farbe hoheitlicher, zumal königlich-gesalbter (Staats-)Gewalt für die einen – Rot als Farbe revolutionärer (Gegen-)Gewalt für die anderen.⁴⁵

Symbolische Deutungen und ihre ‘Eindringtiefe’ in die Lebenspraxis „der Vielen“ wurden von den NS-Führern gezielt eingesetzt. In der Arena öffentlicher Politik bedeutete der „1. Mai 1933“ die szenische Proklamation des Anspruchs der NS-Führung, auf ihre Weise die Arbeiterbewegung zu beerben und damit die „Volksgemeinschaft“ herzustellen. Überwindung der sozialen Unterschiede sei das Ziel – dies die Botschaft Hitlers in seiner reichsweit übertragenen Rede. Überholt sei aller Dünkel zwischen Kopf- und Handarbeitern. Damit verbunden war das Versprechen fühlbarer Erfolge, von gerechtem Lohn für „Fleiß und Arbeit“ und – von „Brot“. Hitler nutzte also den weiten Horizont der Brot-Formel in seiner Rede: Alle „träumen“ danach von „einem Staat, der unserem Volk wieder das tägliche Brot auf Erden zu sichern vermag“. Und eingangs hatte der Redner – ganz knapp, aber offenbar deutlich genug – von „grauenvoller Not“ gesprochen und daran die „politische Not“ gebunden; beide aber habe „das deutsche Volk hinter sich“.⁴⁶

Hitler gebrauchte ‘starke Worte’: Genutzt wurden gleichermaßen klassenspezifische wie klassenübergreifende Verständigungsformeln. Dem entsprach die non-verbale Präsentation, zumal auf dem Tempelhofer Feld in Berlin: das Arrangement der Körper und Sinne – vorn Aufmarsch der Zehntausenden mit

44 Es zeigen sich dabei Analogien zu dem, was der Ethnologe Clifford Geertz am Beispiel des Hahnenkampfes auf Bali als die Logik des Hahnenkampfes beschrieben hat, d.h. das „deep play“ als Gleichzeitigkeit von inner- wie überörtlichem Statuskampf und Inszenierung des männlichen Selbst, vgl. Ders.: „Deep play“. Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf, in: Ders.: Dichte Beschreibung, Frankfurt 1987, S. 202-260, 231 ff, 235.

45 Dazu die Übersicht bei G. Korff: Rote Fahnen und Tableaux Vivants. Zum Symbolverständnis der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: A. Lehmann (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 103-140, bes. 108-120.

46 Hitlers Rede zum 1. Mai, in: Faschismus und Ideologie, S. 134-140, 136 u. 135.

seiner unüberschaubaren Masse von Leibern, bis zu deren rigoros-militärischer Formierung, die sich verdoppelte in den kolossalen Fahnentürmen und dem nächtlichen „Lichtdom“ der Scheinwerfer.

Dieser 1. Mai war eine symbolische Aktion: von „allen“ für „alle“. Beglaubigung für die Anhänger verband sich mit Attraktionen für Skeptiker und Gegner. Zelebriert wurden Appelle an gemeinsam geteilte Überzeugungen, an 'Ideenbilder', die zu Fixpunkten für Wahrnehmungen und Verhalten „der Massen“ jenseits der sozialen Abschottungen werden konnten oder wurden. Auch klassenbewußte Proletarier konnten sich direkt angesprochen und einbezogen sehen – und nahmen teil.⁴⁷ In Aufmarsch und „Ordnung“ der Massen wurden Praktiken fortgeführt bzw. genutzt, die auch zur „revolutionären Disziplin“ der sozialistischen wie der kommunistischen Bewegung gehörten bzw. gehört hatten.⁴⁸ Massendarbietungen von „Körperkultur“ waren ebenso wie Massenchöre und szenische Aufführungen Teil der Anstrengung von sozialdemokratischen wie kommunistischen Gruppen gewesen, den bürgerlichen Kulturbegriff und -betrieb zu überwinden. Die Besetzung der Straße durch die SA war immer auch ein direkter Angriff auf einen Zentralplatz proletarischer Öffentlichkeit und proletarischer Politik gewesen – der organisierten und mehr noch der alltäglich-informellen. Und selbst das Rot der NS-Fahne erschien vielen als von der Arbeiterbewegung „gestohlen“, wie Ernst Bloch bitter notierte.⁴⁹

47 Beim Betriebsappell der MAN-Augsburg beteiligten sich mit 3.000 Mann ca. 60% der Belegschaft; den anschließenden Umzug machten 2.000 bzw. 40% mit, vgl. Hetzer: Industriestadt Augsburg, S. 98. – Offenbar eine Ausnahme war das Verhalten von Franz Vogt, der am 1. Mai in einem „ruhigen Kiefernwäldchen“ bei Bielefeld spazieren ging, vgl. seine autobiographischen Aufzeichnungen vom März 1934, Peukert/Bajohr: Spuren des Widerstands, S. 31; für Münchner Sozialdemokraten vgl. den damaligen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Hoegner: „Ich hatte mit Frau und Kindern den sozialdemokratischen Feiertag in Gesellschaft von einem guten Hundert Genossen in einer Waldgaststätte nächst München gefeiert“, Ders.: Flucht vor Hitler, S. 179; vgl. auch für die – den sozialistischen 1. Mai stets ablehnende – Katholische Arbeiterbewegung (KAB) in Westdeutschland J. Aretz: Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Mainz 1978, S. 86; danach beteiligten sich in Dortmund die Mitglieder 1933 am 1.-Mai-Umzug und unterstützte der Bezirksverband Recklinghausen der KAB lokale NS-Feiern bzw. Organisatoren.

48 Vgl. Hauk: „Armeekorps“.

49 E. Bloch: Nicht Hades, sondern Himmel auf Erden (1932), in: Ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt 1962, S. 152-160, 157.

Symbolische Angebote der NS-Führung korrespondierten mit physischem Zwang wie mit materieller Lockung. Der gleichzeitige Einsatz dieser Mittel gilt nicht nur für die ersten Monate des deutschen Faschismus; er kennzeichnet vielmehr grundsätzlich faschistische Herrschaft. Timothy Mason hat die Bedeutung dieser Gleichzeitigkeit für die relative Stabilität des NS-Systems betont: „Unterdrückung, Neutralisierung und Integration (haben) sich ... gegenseitig verstärkt“.50 Gestapo-Präsenz und -Zuschlagen (z.B. Einweisung in KZ bzw. ab 1940 Arbeitererziehungslager) waren zwar am Arbeitsplatz oder im Wohngebiet nicht unausgesetzt zu gewärtigen. Staatsgewalt in ihrer brutalsten Form konnte aber nie ausgeschlossen werden, zumal bei den zunehmend ausgreifenden Maßnahmen zur Ausschließung von „Gemeinschaftsfremden“.51 Kooperation der betrieblichen „Herren“ bzw. Vorgesetzten mit den öffentlichen Gewalten bezeichnet jene Seite alltäglicher *Repression* im Arbeiterleben, die von staatlicher Autorität gleichermaßen 'gehärtet' wie 'geglättet' wurde.

Für die *Neutralisierung* stehen z.B. die (begrenzten) Lohnspielräume in den Branchen, die ab 1936/37 von der Rüstungskonjunktur profitierten, und aus denen Bewegungsspielräume für die Arbeiter (und Arbeiterinnen) erwuchsen.⁵² Tilla Siegel hat die Perspektive erweitert: Sie beschreibt die „Segmentierung“

50 T.W. Mason: Die Bändigung der Arbeiterklasse im nationalsozialistischen Deutschland. Eine Einleitung, in: C. Sachse, T. Siegel, H. Spode, W. Spohn: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus, Opladen 1982, S. 11-53, S. 33, vgl. S. 47 ff.

51 Vgl. Peukert: Volksgenossen, S. 233-279; G. Bock: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986, Kap. HIV.

52 Zur eher skeptischen Einschätzung der Chancen auf Durchsetzung von Lohnsteigerungen in der Hochrüstung nach 1936/37 vgl. R. Hachtmann: Beschäftigungslage und Lohnentwicklung in der deutschen Metallindustrie 1933-1949, in: Historische Sozialforschung 19 (1981), S. 42-68. Allerdings ist zu beachten, daß auch geringe Anstiege für die einzelnen – die zudem angesichts sinkender Stundenverdienste nur durch verlängerte Arbeitszeiten und Überarbeit erreicht werden konnten – eine Umkehrung der 'Trends' der Jahre ab ca. 1928 bedeuteten. Zudem mochten *Familien-* bzw. *Haushaltseinkommen* stärker ansteigen (durch steigende Zahl erwerbstätiger Familienmitglieder), vgl. dazu G. Mai: „Warum steht der deutsche Arbeiter zu Hitler?“ Zur Rolle der deutschen Arbeitsfront im Herrschaftssystem des Dritten Reiches, in: Geschichte und Gesellschaft 12 (1986), S. 212-234, 222; hier wäre freilich nach dem Grad der (in aller Regel ungleichen) Verteilung innerhalb der Familie bzw. des Haushalts zu fragen. Vgl. auch den regionalen Ansatz bei Zimmermann: Schachtanlage, S. 191 ff.: deutlicher Aufschwung ab 1936/37.

innerhalb der Industriearbeiterschaft, durch vermehrte Lohndifferenzierung, als ein überaus wirkungsmächtiges Element der Neutralisierungsprozesse und -politiken.⁵³ Allerdings werden dabei die gleichzeitigen Bewegungen innerhalb der Klasse, d.h. auf den Stufen der Lohn-Skalen übersehen: Zügiger Aufstieg von Angelernten bis zum Vorarbeiter blieb für die Gelernten ein Affront – für die Aufsteiger und andere Angelernte war es ein mächtiger Anreiz.⁵⁴ Insofern zeigen sich soziale Prozesse als zumindest mehrdeutig; in diesem Fall sind *integrative* Momente unverkennbar. – *Integration* schließlich meint das Bündel der Angebote an die Bedürfnisse ‘guten’ bzw. besseren Lebens. Für die Masse der Industriearbeiter und -arbeiterinnen blieben die Chancen vor allem bis 1936, aber auch danach außerordentlich eingeschränkt, über Erwerbsarbeit bzw. auskömmliche Löhne diesem Ziel näher zu kommen. Auch geschönte Statistiken der Löhne und Preise konnten die Mühen des Besorgens, die Mängel der Lebensmittel nicht überdecken.⁵⁵ Hoffnungen machten aber nicht zuletzt die KdF-Versprechungen bzw. -Leistungen der NS-Urlaubs politik,⁵⁶ aber auch die szenischen Beschwö-

-
- 53 T. Siegel: Lohnpolitik im nationalsozialistischen Deutschland, in: Sachse u.a.: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung, S. 54-139, 109 ff., 124 ff.
- 54 Einzelhinweise, die aber verbreitetere Erfahrungen und Erwartungen erkennen lassen, in Interviews mit ehemaligen Arbeitern (H. A., A. B., H. D, W. D, G. M, D. T, W. W, A. B., H. Ra, WF, F. H, O. M. und G. R.) im Lkw- und Lokomotivenbau von Henschel-Kassel vom September 1984, März 1985 und Herbst 1987; die Schriftfassungen für diese und alle anderen Interviews sind im MPI f. Geschichte, Göttingen einzusehen. – Vgl. auch Andeutungen in den Interviewtexten bei P. Schirmbeck (Hg.): „Morgen kommst Du nach Amerika“. Erinnerungen an die Arbeit bei Opel 1917-1987, Berlin/Bonn 1988, S. 92, 95 ff. – Deutliche Hinweise zu den Chancen Angelernter vor allem bei R. Hachtmann: Arbeitsmarkt und Arbeitszeit in der deutschen Industrie 1929-1939, in: Archiv für Sozialgeschichte 27 (1987), S. 177-227, 221 f. u. 226. Vgl. die Parallele in puncto Aufstiegs- und „Aufbruchs“-Hoffnungen bei den vergleichsweise NS-geneigten jungen (Ruhr-) Bergarbeitern, s. Zimmermann: Schachtanlage, S. 184 ff. – Vgl. eine zeitgenössische Darstellung, die u.a. die Notwendigkeit lohn- und sozialpolitischer Unterstützungsmaßnahmen im „neuen Staat“ hervorhob, zugleich aber deren Möglichkeit betonte: F. Fendt: Der ungelernete Industriearbeiter, München/Leipzig 1936.
- 55 Sehr detailliert belegt bei R. Hachtmann: Lebenshaltungskosten und Reallöhne während des „Dritten Reiches“, in: Vierteljahrschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 75 (1988), S. 32-73.
- 56 Vgl. zur Ausweitung der Gruppe der Berechtigten wie der Zeitdauer des (ökonomisch sehr wohl funktionalen und zur Reproduktion der Arbeitskraft zunehmend notwendigen) Jahresurlaubs – zumal gegenüber den Jahren 1929-33 –, die für zahllose Industriebeschäftigte im Rahmen der NS-Arbeitspolitik zu verzeichnen

rungen der „Volksgemeinschaft“: „Reichsparteitage“ und „Erntedankfeste“, die Saar „Heim-ins-Reich!“ 1935 oder der „Anschluß“ Österreichs 1938, aber auch die Olympiade 1936. Und jedes Jahr von neuem der „Tag der nationalen Arbeit“ am 1. Mai. Nicht zuletzt ließ sich der Krieg nutzen, jedenfalls in der Phase der „Blitzkriege“ und militärischen Erfolge bis zum Sommer 1941. Integrationsangebote richteten sich, so T. Mason, an „das spezifische Identifikationsbedürfnis der zutiefst Verunsicherten und Verwirrten“.⁵⁷

Was aber waren diese „Identifikationsbedürfnisse“? Mehr noch: Ist das Mitmachen bei bzw. Ausnutzen von Angeboten zureichender Beleg für solche „Bedürfnisse“? Zugleich: Was bedeuten die – bei Mason kaum beachteten – Widersprüche, aber auch die spannungslosen Distanzen *innerhalb* der Klasse, wenn es um Vorstellungen über die befürchtete oder erwünschte Zukunft geht? Prägen nicht unterschiedliche ‘Gemengelagen’ von z.T. disparaten, aber auch widersprüchlichen Bedürfnissen die Wahrnehmungen wie das Handeln von einzelnen wie Gruppen? – In alltagsgeschichtlicher Perspektive gibt es auf diese Fragen keine rasche Antwort. Erforderlich ist zunächst, „Bedürfnisse“ auf Handlungs- und Verhaltensweisen zu beziehen. Denn die Wünsche, aber auch Ängste der Menschen wurden in den Zusammenhängen alltäglichen (Über-)Lebens entfaltet – oder blockiert. Das heißt auch: Nur aus den Zusammenhängen der Lebensweise erschließt sich die Raison von *abwartendem Hinnehmen* gegenüber der faschistischen Bedrohung und Herrschaft.

IV. Zwischenbemerkung: Zur historischen Perspektive auf Arbeiterlebensweisen – „Menschenökonomie“ oder „täglicher Nahkampf“?

Studien zum Arbeiterverhalten vor dem (und im) deutschen Faschismus konzentrieren sich auf die späten 1920er und auf die 1930er Jahre. Zugleich dominiert eine kurzsichtige Zweipoligkeit. Handlungsbedingungen reiben sich danach mit den Interessen der Menschen.

war, d.h. dem ein- oder (weit mehr als vorher) zweiwöchigen (tariflichen) Jahresurlaub sowie zu den KdF-Reisen, aber auch zu Verbesserungen wie den (ab 1937) bezahlten Feiertagen in der Woche: H. Spode: Arbeiterurlaub im Dritten Reich, in: Sachse u.a.: Angst, Belohnung, Zucht – und Ordnung, S. 275-328.

57 Mason: Bändigung, S. 33.

Die Bedingungen, d.h. Zumutungen oder Anreize zeigen eine politische und eine sozio-ökonomische Flanke. Als Beispiel für die politische mag gelten: Organisationsrecht und parlamentarisch-judikative Kontrollchancen gegenüber administrativ-polizeilichem Handeln vor dem NS-Machtantritt; und danach: Terror und autoritäre Willkür staatlicher wie nicht-staatlicher Herrschaftsträger. In der sozio-ökonomischen Variante treten Rationalisierung nach 1924, Massenarbeitslosigkeit ab 1929/30, anhaltende Notlagen bis 1936/37, zugleich vermehrter Arbeitsdruck hervor.

Es entspricht dieser Sicht, daß Individuen und Gruppen auf 'vorfindliche' Bedingungen *re*-agieren. Lohninteressen gelten als die zentralen Regulative für Arbeiter-Orientierungen und Arbeiter-Verhalten. Diese Interessen erscheinen zwar als historisch variabel, schlagen aber durch und setzen „letztlich“ den Bezugsrahmen für individuelles und soziales Handeln. Zugleich begrenzt sich die Aufmerksamkeit auf Durchschnittszahlen – die aber niemals die tatsächlich erhaltenen Löhne und deren Schwankungen zeigen. Mehr noch: Vorlieben oder Abneigungen, Feindschaften oder Solidaritäten, die sich im Laufe eines Lebens oder in Generationen ausfalten oder einschleifen, bleiben sekundär. Die Mehrschichtigkeiten, zugleich die unterschiedlichen Rhythmen jener 'Gemengelage', die gerade in ihrer Sperrigkeit „Lebensweisen“ ausmachen, erfordern jedoch einen gleichermaßen 'weiteren' und 'längeren' Blick.

Untersuchungen, welche die längerfristige Prägung von Verhaltensweisen und für ihren Wandel zu erfassen suchen, greifen in anderer Weise zu kurz. An einer Längsschnittdarstellung läßt sich das verdeutlichen: Josef Mooser hat ein ganzes Bündel von Fragen gestellt, um „Arbeiterkultur“ und „Arbeiterbewußtsein“ in Deutschland von der Jahrhundertwende bis zum Ende der Nachkriegskonjunkturen in den 1960er Jahren zu beleuchten. Nicht nur Zyklen der Löhne und der Lebenshaltung, sondern auch geographische, soziale und berufliche Mobilität werden ebenso wie Heiratsverhalten und Familienorganisation aufgeschlüsselt.⁵⁸ In diesem „long view“ fehlen jedoch wichtige Fäden, um das 'Gewebe' der „Lebensweisen“ zu zeigen; neben zeitgenössischen Deutungsversuchen der Betroffenen vor allem die Industrie- bzw. Fabrikarbeit selbst.

Analysen einzelner Momente oder das Verfolgen von Indikatorenbündeln über lange Zeiträume: Hier wie dort wird der wiederkehrende „tägliche Nahkampf“ (G. Schwarz) von Männern und Frauen in der Erwerbsarbeit, auf den Straßen, in den Wohnungen übergegangen. Dabei geht es nicht nur um die Erfahrungen,

58 J. Mooser: Arbeiterleben in Deutschland, 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt 1984.

die mit den tagtäglichen Praktiken, mit Austausch wie mit Bruch oder Konflikt, verknüpft waren. Der Versuch, diese Verwicklungen zu erschließen, öffnet vielmehr Einblicke in jene Praxis, in der Interessen von Tag zu Tag und im Laufe eines Lebens fortwährend angeeignet und buchstabiert – kulturell geprägt und damit ‘wirklich’ werden. In Frage stehen „mittelfristige“ Profile von Erfahrungen und Verhaltensweisen. Diese Erfahrungs- und Deutungsweisen „der Vielen“ begründeten auch ihre Empfänglichkeit für herrschaftliche Zumutungen, wie die symbolisch verdichteten Orientierungs-‘Blitze’ des „1. Mai“.

Im folgenden sollen einige Schritte skizziert werden, wie ‘Gemengelage’n von Situationen und Erfahrungen erschlossen werden könnten. Der Akzent liegt auf Männererfahrungen und -verhalten; die Praxis von Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen kann dagegen nur in einigen Aspekten einbezogen werden.⁵⁹ Vor allem Situationen des betrieblichen Alltags stehen im Blickpunkt; zweitens sollen Ereignisse (wie der 1. Mai) in Beziehung zu individuellen Lebensläufen und kollektiven Erfahrungsprofilen gesetzt werden. Das führt zu der Frage, wie Formen eigensinnigen Verhaltens das Hinnehmen, aber auch das Aneignen von Herrschaftsverhältnissen regulierten. Denn bei den Bedingungen für Faschismus geht es immer auch um die Handlungsgrenzen und -chancen der historischen Subjekte.

V. Zur Phänomenologie von Fabrikarbeit „Handfertigkeit“ als Richtmaß

Industrie-Proletarier waren durch „ihrer Hände Arbeit“ geprägt. Selbst- und Fremd-Bilder überlagerten und ergänzten sich: „In den Augen der Bürger“, aber auch für die Klassengenossen zeigten sich muskulöse (Männer-)Gestalten; sie bewegten (allein oder mit anderen) Hämmer oder Schaufeln, hatten aber auch (Antriebs- oder Werkzeug-)Maschinen zu bedienen und zu warten. Erfahrungsprofile und Orientierungsweisen betonten Körperlichkeit und physischen Krafteinsatz.⁶⁰ Identität durch Körpereinsatz meinte freilich zugleich jene

59 Vgl. grundsätzlich D. Wierling: Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen. Über historische und historiographische Verhältnisse, in: A. Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 169-190.

60 Vgl. dazu vor allem F.-J. Brüggemeier: Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau, 1898-1919, München 1983, bes. S. 58 ff., 102 ff., 124 ff., 136 ff., 142 ff.; H.

Geschicklichkeit, welche die erfahrene Kenntnis von Material und Werkzeugen vermittelte. – Den Bildern „lebendiger Arbeit“ entsprach die Vorstellung von den nicht selten „riesigen“, im Wortsinn übermenschlich dimensionierten Antriebs- und Kraftmaschinen, von Produktionsanlagen und -prozessen. Die tägliche Mühe lohnte aber auch; zumindest bot sie die Faszination, im Zusammenspiel von Menschen und Maschine die lohenden und brodelnden, die düster-drohenden Naturgewalten immer wieder zu bändigen.⁶¹

Solche Orientierungen bestimmten nicht nur die (Selbst-)Darstellungen von Fabrikarbeitern, gelernten wie ungelernten. Dieses Selbstbild, das physische Kraftentfaltung betonte, ermunterte oder bestätigte auch rigoros hierarchische Formen der (Selbst-)Organisation. – Die „Ikonen“ der Industriearbeit waren aber auch klassenübergreifend wirksam: Arbeiter teilten sie mit männlichen Klein- und Großbürgern, mit Bürobeamten, Lehrern und Intellektuellen. Inwieweit die landarbeitenden und die landbesitzenden Klassen, außerhalb der industriell-städtischen Regionen, solchen symbolischen Vorstellungen größeren Reiz abgewinnen konnten, muß freilich offen bleiben.

Fabrikarbeit ist eine Chiffre. Sie bezeichnet, verkürzt aber zugleich eine außerordentliche Vielzahl unterschiedlicher Praktiken und Erfahrungen.⁶² Sie

Steffens: Autorität und Revolte. Alltagsleben und Streikverhalten der Bergarbeiter an der Saar im 19. Jahrhundert, Weingarten 1987, S. 119 ff., 246 ff.; vor allem auch W. Kaschuba: Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen. Einige volkswissenschaftliche Anmerkungen zur Debatte um Alltags- und Kulturgeschichte, in: Lüdtke (Hg.): Alltagsgeschichte, S. 191-223.

- 61 Zu den (vielfach klassenübergreifenden) Bildern bzw. Vorstellungen von Technik und „großer Maschinerie“ vgl. W. Schivelbusch: Geschichte der Eisenbahnreise. Die Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, München/Wien 1977; W. Segebrecht: Literarische Technik-Bilder, Tübingen 1987 – zur Wahrnehmung der Industriearbeiter (und -arbeiterinnen) in bürgerlich-literarischen bzw. -künstlerischen Milieus vgl. K. Bogdal: Schaurige Bilder. Der Arbeiter im Blick des Bürgers. Frankfurt 1978; für Darstellungen und Posen von Arbeitern s. R. Hiepe: Riese Proletariat und große Maschinerie. Arbeiterfotografie von den Anfängen bis 1980. Ausstellungskatalog, Erlangen 1983 sowie insbes. L. Passerini: Fascism in Popular Memory, Cambridge u.a. 1987, S. 48 ff.; P. Joyce (Hg.): The historical meanings of work, Cambridge u.a. 1987.
- 62 Die historische Erkundung von Arbeitsprozessen und Arbeiterlebensweisen verdankt die entscheidenden Anstöße Arbeiten, die mittelbar oder auch direkt von E.P. Thompson, D. Montgomery, H. Gutman oder M. Perrot angeregt worden sind; als ein 'frühes' Beispiel: J.W. Scott: The Glassworkers of Carmaux, Cambridge/Mass. 1974. Allerdings konzentrieren sich die Studien auf die Zeit bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bzw. 1914. Für die 'Zwischenkriegszeit' bzw. in der

alle waren von kurz- wie längerfristigem Einsatz von physischer wie psychischer Energie ebenso gekennzeichnet wie von Formen der Kommunikation oder der sozialen Distanz zu Kollegen wie Vorgesetzten; schließlich waren Unregelmäßigkeiten und Brüche immer zu gewärtigen, von unerwarteten Aufträgen unter hohem Termindruck über tägliche oder wöchentliche Maschinenstörungen bis zu den Umorganisationen oder Entlassungen, die unter dem Primat der „Selbstkostensenkung“ vermehrt wieder ab 1924 betriebliche Alltage bestimmten. Je nach Branche war fast unausgesetzt auch der Druck einer schlechten Konjunktur bzw. der „Tiefkonjunktur“ ab 1928/29 direkt spürbar: vermehrte Entlassungen bzw. keine Neueinstellungen, vor allem vielfache Feierstunden und -schichten, im einzelnen bzw. für die Arbeiter jedoch kaum vorhersehbar.

Erfahrungen in und mit der Arbeit werden in jeweils unterschiedlichen Situationen gemacht. Nähert man sich den Betrieben und versucht über Mauern und durch (vielfach blinde) Scheiben einen *ersten* Einblick, so fallen zunächst erhebliche Unterschiede ins Auge. Unübersichtbar sind die branchenspezifischen Eigentümlichkeiten, z.B. bei muskulärer Berg- oder Hüttenarbeit⁶³ einerseits und der Montage von Uhren oder elektrischen Zählern, d.h. sensorischer Fein- und „Pussel“-Arbeit andererseits.

Dennoch war an den meisten industriellen Arbeitsplätzen Lärm, Rauch und Staub ebenso zu erwarten wie Öl oder Gestank. Lage- und Ausrüstungspläne, vor allem medizinische Protokolle (oder Beschwerden von Anliegern), z.B. über (Maschinen-)„Hämmern“, verweisen auf jene Sinneserfahrungen, die „immer schon“ die Wahrnehmungen der in Fabriken Arbeitenden regulierten.

Das Arbeiten in den Einzel-Betrieben und Werkstätten bedeutete Tag für Tag eine Vielzahl von Bewegungen, klein- und großräumigen. Zum einen war es das (möglichst) regelmäßige Zu- und Abführen von Vorprodukten und Halbzeugen: Bleche (z.B. zum Pressen oder Entgraten), Schmiedestücke (z.B. zum Stoßen, Bohren, Drehen oder Fräsen). Aber nicht allein Werkstücke und Werkzeuge wurden bewegt. Die Werkzeuge mußten je nach Auftrag eingestellt, die Werk-

Industrieentwicklung insbesondere: zu den Wellen von „Rationalisierung“ fehlen entsprechende Arbeiten noch fast ganz; eine der seltenen Ausnahmen: S. Jefferys: *Management and Managed: Fifty Years of Crisis at Chrysler*, Cambridge u.a. 1986.

63 Zu den rapiden Veränderungen der Untertagearbeit, in einer ersten „Welle“ zwischen ca. 1924/26 und 1936, vgl. D.J.K. Peukert: *Industrialisierung des Bewußtseins? Arbeitserfahrungen von Ruhrbergleuten im 20. Jahrhundert*, in: K. Tenfelde (Hg.): *Arbeit und Arbeitserfahrung in der Geschichte*, Göttingen 1986, S.92-119, 97 ff.

stücke gehoben und verschoben, auf- und abgespannt werden. Bei Dreh- und Fräsarbeiten, bei der „spanabhebenden“ Fertigung war andauernd zu kühlen, d.h. Wasser und Öl mußten geholt, eingefüllt und abgewischt werden. Werkzeuge und Produkte erforderten fortwährendes Säubern. Überdies spritzten und sprühten Späne, und Grate konnten ungeachtet allmählich vermehrt eingebauter Schutzgitter und -platten bzw. Schutzvorschriften die Arbeitenden verletzen. Das hieß auch: Putzkolonnen fegten z.T. während der Arbeit und zwischen den laufenden Maschinen. Besenschwingende Frauen durchquerten z.B. mehrfach während der Schicht die Reihen der tischlernden Männer im Möbelbau (auch im Karosserie- und z.T. im Flugzeugbau). Arbeitstage in Fabriken waren durch Pausen rhythmisch geprägt. Distanzierungen von Vorgaben und Anordnungen beschränkten sich aber nicht auf die erlaubten Pausen; illegale Unterbrechungen waren mindestens ebenso wichtig. Dabei war seit den 1920er Jahren, d.h. mit der zumindest zeitweisen Durchsetzung des auf 8 Stunden verkürzten Arbeitstages, das Interesse der Arbeitenden an kurzen Mittagspausen und früherem Arbeitsschluß erheblich gestiegen. Butter- (bzw. Margarine-)brote wurden meistens an oder neben den Maschinen „verdrückt“. Viele aßen „für sich“, so daß keiner der Kollegen den Belag erkennen konnte; danach hatte man noch einige Minuten zum gemeinsamen Schwätzchen (oder auch Dösen). – Illegale Pausen erforderten ‘tote Zonen’, die von der Meisterbude aus nicht jederzeit einsehbar waren. Ein Lärmpegel, wie er z.B. in mechanischen Spinnereien unverändert seit Jahrzehnten herrschte, machte das Reden während des Maschinenlaufs fast unmöglich; hier bot das „Tagträumen“ für viele eine Ausweichmöglichkeit. Ausweichen ließ sich aber auch beim Gang auf den Abort oder zu den Heiß- (bzw. Kaffee-)Wasserspendern.

Erfahrungen und Orientierungsweisen organisieren sich in konkreten Arbeitsabläufen. Eine der Bestimmungsgrößen ist die Eigenart des Werkzeuggebrauchs. Konzepte der Industriesoziologie aus den späten 1950er Jahren sind auch für Betrieb und Maschinen der 1920er und 1930er ‘zeitgenössisch’. Zu fragen ist: Wurde „mit“ einem Automaten oder Kran ein Rohling – oder Halbzeug – bearbeitet oder bewegt? Oder richteten sich Aufmerksamkeit und Anstrengung auf das Arbeiten „an“ einem Werkzeug (bzw. einer Werkzeugmaschine)?⁶⁴ Wurden z.B. in einer mechanischen Werkstatt Leitspindeldrehbänke benutzt, dann waren Drehgeschwindigkeit und Abhub stets im Auge zu behalten, d.h. die richtige oder falsche Berechnung der Übersetzung. Präzise Kalkulation und kontrollierte

64 Vgl. dazu H. Popitz u.a.: Technik und Industriearbeit, 3. Aufl. Tübingen 1976, S. 112 ff., 128 ff.

Aufmerksamkeit mußten sich zu gelassenem „Laufenlassen-Können“ verbinden. Nur dann war es möglich, die vielfach variierenden Einzelaufträge (z.B. einer Reparaturwerkstatt) zu erledigen. Auf längere Sicht gab nur erfahrungsgesättigte, d.h. routinierte Flexibilität am Arbeitsplatz einige Sicherheit, daß man „auf sein Geld kommen“ würde.

Waren Automatendrehbänke im Einsatz, dann mußten nach vorgegebenen Beispiel-Stücken, zunehmend auch nach Schablonen hohe Stückzahlen mit gleichbleibender Arbeitscharakteristik gefertigt werden. In diesen Fällen verschob sich das Erfahrungsprofil für die Arbeitenden erheblich – ähnlich wie auch bei der Arbeit mit neu eingeführten Spezialmaschinen (die im einzelnen eine geringe Variationsbreite beim Bedienen erforderten): Die Entscheidungsspielräume, die sehr wohl auch zum Bewegen von Werkstücken „mit“ (hilfe) eines Kranes gehörten, schrumpften erheblich. – Allerdings trifft die Unterscheidung von einerseits weniger stereotyper Arbeit „an“ Maschinen und andererseits eher monotoner Tätigkeit „mit“ Maschinen keineswegs alle Arbeitsplätze bzw. Entwicklungen. Vor allem Arbeit gleichsam „durch“ Maschinen war seit Jahrzehnten üblich, z.B. in den mechanischen Spinnereien, mit isolierter Mehrmaschinenbedienung in ohrenbetäubendem Lärm. Oder: Automaten-Dreher wurden zumal bei der Mehrmaschinenbedienung, wie sie sich hier seit ca. 1908/10 bis in die späten 1920er und dann in der Rüstungskonjunktur ab 1934/36 allmählich durchsetzte, von der „immer gleiche(n) klappernde(n) Melodie“⁶⁵ der Maschine „in Trab“ gehalten.

Für Angelernte verschoben sich freilich diese Perspektiven. Das waren einmal die vielfach Jüngerer, die vom Lande in die Städte bzw. Industriereviere kamen, vor allem wieder ab 1936 im Zuge der Rüstungskonjunktur und der wieder steigenden Industriebeschäftigung. Aber auch diejenigen, die z.B. als Holzarbeiter oder Friseur gelernt, dann aber keinen Verdienst gefunden hatten, suchten vielfach Anlernmöglichkeiten und -stellen in den Fabriken. Schließlich gehörten auch nicht wenige von denen dazu, die während der Großen Depression entlassen worden waren. Zumindst bei Großbetrieben wie Hanomag/Hannover-Linden wurden bei Wiederbeginn des Kfz- und Schlepperbaus (hier 1934) zunächst den seinerzeit Entlassenen Angebote gemacht.⁶⁶ Überdies stiegen – je nach Branche und Betrieb – nach 1934/36 die Chancen, sich am Arbeitsplatz für betriebsin-

65 Vgl. dazu Äußerungen von (gewerkschaftlich organisierten) Metallarbeitern um 1910, die Adolf Levenstein aus seiner Umfrage zusammenstellte, Ders.: Die Arbeiterfrage, München 1912, S. 51 (ein Eisendreher).

66 Vgl. die Jubilarporträts, die regelmäßig in der Hanomag-Werkszeitung ab 1(1936) No. 1 ff. erschienen.

terne Schulung zu empfehlen (vornehmlich wohl in größeren Betrieben, z.B. bei Henschel/Kassel). – Zugleich ist die Vorstellung einzuschränken, bei den Automaten regierte unausgesetzte Monotonie. Bei aller Gleichförmigkeit während des Maschinenlaufs waren stets Unterbrechungen durch „Störungen“ zu gewärtigen. Sie forderten vielfach Selbsthilfen heraus oder machten sie unabweisbar. Wenn es aber „lief“ – dann stiegen die Chancen, die Gedanken „schweifen“ zu lassen oder zwischendurch mit Kollegen zu reden, auch als nach 1924/25 die Drei- oder Viermaschinenbedienung weithin Einzug gehalten hatte.

Die Maschinen und Vorrichtungen standen kaum je isoliert. Anstrengungen der Werksleitungen, den „Arbeitsfluß“ zu verbessern oder überhaupt erst möglich zu machen, prägten nicht nur in den zahlreichen Zweigen der Maschinenbaubranche die Arbeitsorganisation seit Mitte der 1920er Jahre. In den meisten Betrieben wurden die Abstände – und damit auch die Spielräume zwischen den Maschinen vermindert oder eliminiert.

Vorschläge zur Um- oder Neuorganisation der Fabrikarbeit waren seit F. W. Taylors Konzepten über den „one best way“ für die industrielle Produktion, d.h. seit Anfang des Jahrhunderts, mit großer Intensität diskutiert, z.T. auch probiert worden. In der deutschen Industrie hatte Skepsis gegen rigorose Zerlegung der Arbeit im Sinne Taylors überwogen. Man wollte vielmehr die „Arbeitsfreude“ der „deutschen Arbeiter“ anregen und nutzen.⁶⁷ Gleichzeitig wurden jedoch Arbeitsorganisation und Maschinenausrüstung, aber auch das Rechnungswesen in den Jahren um 1910, wieder ab 1920, vor allem ab 1924 vielfach geändert. Die Generallinie, der das Management in zahlreichen Betrieben folgte, umriß der technische Leiter des GHH-Maschinenbaus in seinem Bericht von der Leipziger Frühjahrsmesse 1934: „Die Bedienung der Werkzeugmaschinen wird zwar umfangreicher, aber durch Vereinfachung andererseits erleichtert. Grundsätzlich folgt man dem Grundsatz, daß die Bedienung nach dem amerikanischen Grundsatz ‘fool proof’ zu sein hat, so daß auch ungeschickte Hände die komplizierteste Maschine nicht zu Bruch fahren können“.⁶⁸

67 Vgl. den Reisebericht des Betriebsingenieurs des Maschinenbaubetriebes Sterkrade der GHH, Stieler, von einer Tagung des „Ausschusses für Zeitstudien“ in Berlin, erstattet unter dem 11. Juni 1920, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 30411/45.

68 Reisebericht Brill, 20. März 1934, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 40420/52, S. 1 f. Nur für die Phase der Frauenarbeit im Weltkrieg 1914-18 wird die Frage der Veränderung von Arbeitsabläufen – im Sinne der „Rationalisierung“ – in einer Studie zum Thema, die für die Tarifaueinander-

Allerdings blieben auch in „rationalisierten“ Betrieben – unabhängig von der Größe des Werkes – fast überall Werkstätten oder auch einzelne Maschinen unverändert in Betrieb. Ein Beispiel: Zum Maschinenbau der „Gutehoffnungshütte“ gehörte ein Radsatzwerk. In einer internen Untersuchung vom Frühjahr 1934 wurden die offenbar chronischen Probleme der Rentabilität behandelt.⁶⁹ Dabei war der „veraltete Maschinenpark“ ein Hauptpunkt. Aber daß Dreh- und Fräsbänke – ebenso wie das Radscheibenwalzwerk – mit denselben Geräten weiterlaufen sollten, war die Ausgangsbedingung. Gespart werden sollte vielmehr durch Reduzierung des Reparaturpersonals und Einschränken des „alles selber Herstellens“ bei den Meistern, vor allem durch (anscheinend erstmalige?) genaue Kontrolle der Zeiten für das Umrüsten einzelner Bänke und Maschinen, durch Einführen tageweise gleichförmiger Arbeiten an einzelnen Maschinen. Außerdem wurde vorgeschlagen, den Kraftverbrauch zu ermitteln und dann zu senken.

Oder: Das Nieten wurde zwar auf Werften oder in Lokomotivfabriken in den 1930er Jahren durch Schweißen abgelöst. Aber auch hier gilt, daß dieser Wechsel nur allmählich und auch innerhalb einzelner Firmen nicht gleichzeitig und überall erfolgte. Und die hydraulischen Niethämmer waren fraglos für schlimme und unheilbare Gehörschaden verantwortlich – dabei war das Nieten keine stumpfsinnige, sondern eine außerordentlich vielseitige Arbeit: genaue und blinde Kooperation mit dem „Vorhalter“; immer wieder unterschiedliche Kessel oder Bordwände – vor allem aber die Notwendigkeit, absolut dichte Verbindungen herzustellen. Die Sicherheit des Kessels oder Schiffsrumpfes hing von jeder einzelnen Niete ab. Schließlich: das Schweißen war alles andere als risikolos: Immer wieder hatte ein Kollege die „Fingerspitzen weggeblasen“ oder die „Augen verbrannt“.⁷⁰

setzungen und vor allem für das (staatliche) Schlichtungswesen der 1920er Jahre Wichtiges zusammenträgt, vgl. B. Adam: *Arbeitsbeziehungen in der bayerischen Großstadtmetallindustrie von 1914-1932*, München 1983, bes. S. 161. – Für die Entwicklungen im Bereich von Arbeitsmitteln und Technologie vgl. den exzellenten Überblick bei R. Berthold (Red.): *Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945*, Berlin/DDR 1988, Kap. 2.1-2.4.

69 Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 40232/2, Gesamt-Untersuchung Radsatzwerk, 11. April 1934.

70 Zum Nieten vgl. die Aufnahmen des Bestandes Lj im Hanomag-Archiv/ Historisches Museum Hannover (die Aufnahmen lassen sich datieren auf die Zeit um 1925); vgl. dazu das Hanomag-Projekt, das ich mit M. Mende/Braunschweig betreibe. – Zu den Gehörschäden vgl. *Deutscher Metallarbeiterverband (Hg.): Arbeiterferien* (unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in der Metall-

Elektrische (Einzel-)Antriebe waren seit der Jahrhundertwende auf dem Markt. Aber: In vielen Werkstätten liefen weiterhin Transmissionen, auch in den 1920er und 1930er (und 40er) Jahren. Je nach Antriebsart waren spezifische Pannen- wie Unfallgefahren im Auge zu behalten. Das Risiko, vom Transmissionsriemen mitgerissen, schwer verletzt oder sogar getötet zu werden, wurde fortwährend eingeschärft, nicht zuletzt auch mit optischen Signalen, d.h. farbigen Plakaten. Die Gefahr bedeutete jedoch auch eine dauernde Herausforderung: Nur Ungeschickte würden verunglücken, wenn sie dem Riemen z.B. beim Umsteuern (von Vorwärts- auf Rückwärtsgang) zu nahe kamen. Überdies waren elektrische Antriebe keineswegs von vorneherein sicherer; sie bargen eigene Gefahren oder Chancen für eine „Störung“: Kurzschlüsse waren immer möglich. Der Übergang vom Treibriemen zum elektrischen Einzelantrieb der Werkzeugmaschinen (vor allem in der Rüstungskonjunktur des Faschismus) bedeutet in jedem Fall eine ähnlich folgenreiche Veränderung für die Arbeitenden wie der Übergang von der Ein- zur Mehrmaschinenbedienung, der seit den 1920er Jahren in vielen Branchen bzw. Fertigungen die Regel war.

Unfälle und Unfallverhütung verwiesen auf fortwährende Gefahren. Zugleich bezeichneten sie ein umstrittenes Terrain. Während Arbeiter, mehr noch Gewerkschaftsfunktionäre und Inspektoren der Gewerbeaufsicht unsichere Vorrichtungen und mangelhaftes Training sahen bzw. beklagten, erkannten Ingenieure und Kaufleute, d.h. Betriebsleiter, aber auch Versicherungsjuristen vielerorts nur „Leichtsinn“ der Arbeitenden. Beim Arbeiten selbst war es freilich überlebensnotwendig, gespannte Aufmerksamkeit einzusetzen. Erinnerungsinterviews lassen auch in abwehrenden Antworten erkennen, wie präsent die Risiken waren. Vergnügen an bzw. Stolz über gelungene Überlistung von Maschinengefahr und Vorgesetzte gehörten jedoch ebenfalls dazu. Offenbar war für manche auch lethargische Resignation ein Weg, mit den Gefahren umzugehen und „durchzukommen“ (oder der Unsicherheit, vielleicht der Angst vor dem nächsten Moment oder Tag auszuweichen). Blechscheren hatten z.B. zwar meistens Sicherungen, die die Bedienung mit beiden Händen erforderten. Wenn aber eine Platte abzurutschen drohte – warum dann nicht einen Kol legen heranzurufen, mit dem man sie zurückschob, oder der bediente, so daß man selbst in die Schere greifen konnte?⁷¹

industrie), Stuttgart 1913, S. 10; zum Schweißen vgl. Interview mit G. R., ehem. E-Schweißer im Lok-Bau bei Henschel-Kassel, ab 1937; Interview 27. Aug. 1987.

71 Vgl. Interview mit H. D., ehem. Scherenarbeiter bei Henschel-Kassel, ab 1938; Interview vom 28. Sept. 1984; ähnlich Interview mit H. Ra., ehem. Scherenarbeiter

Generell galt für die betriebliche Praxis, was ein Ingenieur der GHH in seinem Bericht über die Leipziger Messe 1934 betont hatte: Die Werkzeugmaschinen des GHH-Maschinenbaus erwiesen sich im Hinblick auf die neuen Trends als „so veraltet“, daß die Differenz in der Leistung zwischen den alten und neuen Maschinen nur durch die *Handfertigkeit und Gewandtheit* (Hervorhebung A. L.) unserer Facharbeiter und durch erhöhten Zeitaufwand ausgeglichen werden kann.⁷² Hier schließt sich der Kreis zur Frage des Übergangs zu Spezialmaschinen mit geringer Variationsbreite: Den Befürwortern der „Rationalisierung“ per Arbeitsteilung ging es nicht oder nicht ausschließlich um die Maschinisierung. Vordringlich war ihnen hingegen die Verminderung der Vor- und Nacharbeiten, zugleich die schärfere Regulierung der Handlungsspielräume. Um so bedeutsamer mußte sein, in welchem Umfang „Handfertigkeit und Gewandtheit“ der Arbeiter an den Maschinen weiterhin gefordert blieben.

Zu den *Vorarbeiten* gehörten zumal in allen Bereichen des Maschinenbaus das Lesen und Umsetzen von Zeichnungen. Dabei erwies sich im Werkstatt-Alltag jedoch eine andere Strategie als die der Arbeitszerlegung als z.T. unvermeidlich, vielleicht auch als produktiver: Bei Krupp wurde im Februar 1919 der Lokomotiven- und (Eisenbahn-)Wagenbau begonnen. Zu einem Problem für die daran nicht geübten (routinierten!) Schmiede, Dreher und andere wurde, daß die Zeichnungen mehrteilige und mehrdimensionale Darstellungen ganzer Gruppen von Teilen zeigten, nicht aber die jeweiligen Einzelheiten separat. Da die Auftraggeber, die Bahnverwaltungen, nicht zu Änderungen bereit waren, half nur Training.⁷³ – Vor dem Hintergrund von Erfahrungen im Kfz-Bau bei Daimler/Untertürkheim äußerten sich Befürworter der „Gruppenfabrikation“ mit der „Vermutung“, daß „qualifizierte Fabrikler“ Zeichnungen als „Sinnbild der gehobenen Gelertheit wertschätzen“, deshalb sei es nicht zu empfehlen, nur nach vorgefertigten Schablonen arbeiten zu lassen.⁷⁴ – Und ebenfalls bei Daimler wurde 1919 in der neu gegründeten „Werk-Zeitung“ der Beitrag eines Formers

ebda., ab 1946; Interview 27. Aug. 1987; vgl. Interview mit L. P., 1924-74 bei Hanomag/Hannover, bis 1939 im Lok-Kesselbau, Interview vom 15.3.1987; dazu und zum folgenden auch Interview vom 15. Dez. 1986 mit K. Rt., Schlosserlehre bei Hanomag 1924-28, ab 1933 dort im Motorenbau.

72 Brill, ebda., S. 2; vgl. Schirmbeck: Opel, S. 58 ff.

73 Vgl. den nachträglichen Bericht (ca. 1945-47) des damaligen Entwicklungsingenieurs Hagenbucher, HA Krupp, VII f 1346.

74 R. Lang/W Hellpach: Gruppenfabrikation, Berlin 1922, S. 77.

gebracht, der heftig das „System Völliger“ angriff.⁷⁵ Es sei besonders in Notzeiten unverantwortlich, Material zu verschwenden; dies sei aber unvermeidlich, wenn die Zeichner den Schwund beim Gießen wie beim Weiterbearbeiten nicht einkalkulieren und deshalb alle Formen „völliger“ ausgelegt werden müßten. Die anhaltende Debatte wurde schließlich von einem der Direktoren, P. Riebensahm, beschlossen: Es sei unvermeidlich, daß die Former (und entsprechend andere Arbeiter) Vorgaben „sachgemäß übersetz(t)en“; „Durchpausen“ sei unmöglich, vielmehr müßten auch weiterhin die „Erfahrungswerte aus den Werkstätten“ genutzt werden.

Aber auch die *Nacharbeiten* bedeuteten eine der fortdauernden Bruchlinien des Fertigungsprozesses. Hier blieben die kundigen Hände der Arbeiter unentbehrlich; zugleich konnten sie sich dabei eigene Handlungsräume schaffen und sichern. Nicht nur in den 1920er Jahren, sondern ebenfalls zehn oder zwanzig Jahre später war z.B. im Motoren- oder Karosseriebau ebenso wie bei der Endmontage ein hohes Maß an manuellen Paßarbeiten notwendig. Es mußte immer wieder geschruppt, gefeilt oder geschliffen, schließlich mehrfach probiert werden, ob es „paßte“. Das gilt auch für Fertigungen, die in Anspruch und Anlage besonders „modern“ schienen, z.B. die Pkw-Fertigung (Daimler, Stuttgart/Untertürkheim und Sindelfingen, oder Opel, Rüsselsheim), oder die Lkw- und Schlepper-Produktion (Henschel, Kassel, oder Hanomag, Hannover-Linden).

Für die Feincharakteristik der Erfahrungsprofile der Arbeiter sind drei Punkte festzuhalten. *Erstens*: Situationen am Arbeitsplatz zeigten eine in mehrfacher Hinsicht weitgespannte Charakteristik – die Anforderung an Störungsfreiheit entsprach kaum den im einzelnen sehr unterschiedlichen Unterbrechungen, von der Stockung bei der Zufuhr bis zum Kurzschluß an der eigenen Bank, von den unterschiedlich mühsamen wie reizvollen Aufträgen bis zu den Stockungen durch Auftragsmangel bzw. Feierschicht (oder gar Entlassung). Arbeiten an Maschinen war nicht identisch mit der mit, vor allem der durch Maschinen. Zugleich war Fabrikarbeit immer auch „ähnlich“ – darüber ließ sich mit Kollegen aus anderen Betrieben und Branchen vielleicht eher reden: Anordnungen gaben grundsätzlich die Vorgesetzten; und so faszinierend die Zähmung der Naturgewalten, die Herstellung von Gebrauchsgütern von großen wie kleinen Maschinen für Beobachter sein mochte – im täglichen Hin und Her waren es düstere, zugige, überhitzte oder kalte Hallen, in denen Kaskaden von Schlag- oder Quietschgeräuschen ebenso dazu gehörten wie das Herumfliegen von Metall- oder Holzspänen. *Zweitens*:

75 Ebd., S. 168-171; vgl. Interview mit L. P. sowie R. F., ab 1923 bei der Hanomag/Hannover, Motorenbau, Interview vom 15. Dez. 1986.

Die Veränderungen im Zuge der „Rationalisierung“ nach der Jahrhundertwende bzw. in den 1920er Jahren erfaßte stets nur einzelne Betriebe und Werkstätten – und auch diese nicht immer vollständig. In einer Umfrage, die der „Deutsche Metallarbeiter-Verband“, d.h. die freie Metallergewerkschaft 1930 machte, wurde aus ca. 1.600 Mittel- und Großbetrieben berichtet, daß immerhin ca. 80 % *keine* Fließfertigung oder gar Bandarbeit eingeführt hatten. Und in einem Drittel dieser Betriebe hatte es *keine* neuen Maschinen gegeben⁷⁶ – das Radsatzwerk der GHH war also kein Einzelfall. Das führt zum *dritten* Punkt; er kann hier jedoch nur summarisch erwähnt werden: Der Erfahrungsraum „Fabrikwelt“ war durch jene Werkstatterfahrungen begrenzt – in denen er auch begründet war. Um so wichtiger wird der Zusammenhang von Werkstattorganisation und dem „Stil“ von Herrschaft am Arbeitsplatz, d.h. der Betriebs- und *Werkstattkultur*.

VI. Marktbeziehungen und Arbeitsprozesse: Lohnsystem, Werkstatt-Konkurrenz, „Produktstolz“

Die Gleichförmigkeit von Fabrikarbeit erweist sich bei genauerem Einblick als Chimäre. Aber Erfahrungen verknüpften und veränderten sich nicht nur mit den ungleichmäßigen Rhythmen von Maschinisierung und Organisation der Arbeit (die sie andererseits auch beeinflussten). Branchenkonjunkturen, d.h. Auftragslagen überschritten sich mit den Orientierungen der Arbeiter; sie entsprachen aber vielfach auch keineswegs den eher statischen Kontrollinteressen der Vorgesetzten. Zentrales Kampffeld waren Lohnfindung und Lohnsystem.

Die „Meisterwirtschaft“ war seit Beginn des Jahrhunderts allmählich abgelöst worden. Sie hatte gestanden für ein hohes Maß an Autonomie der „Unteroffiziere des Kapitals“ (K. Marx), bei der Rekrutierung der Arbeiter, ihrer Disziplinierung und insbesondere der Ausgabe von Lohnformen und Setzung der Lohnbeträge. Personal- und Arbeitsvorbereitungsbüros, z.T. auch Lohnbüros übernahmen, bürokratisierten zugleich die praktische Umsetzung dieses Eckpfeilers betrieblicher Herrschaft. Die Meister behielten nur das Instrument der Beglaubigung der Lohnsätze; faktisch traten weithin Kolonnenführer bzw. Vorarbeiter an ihre Stelle.

76 Vgl. A. Lüdtke: „Deutsche Qualitätsarbeit“, „Spielereien“ am Arbeitsplatz und „Fliehen“ aus der Fabrik: Industrielle Arbeitsprozesse und Arbeiterverhalten in den 1920er Jahren – Aspekte eines offenen Forschungsfeldes, in: F. Boll (Hg.): Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik, Wien u.a. 1986, S. 155-197, 175.

Arbeiter an Spezialmaschinen für gleichförmige Serien, Angelernte wie Gelernte, standen in aller Regel in Akkordlohn. Reparatur- und andere Einzelarbeiten wurden hingegen meistens im Zeitlohn ausgegeben. So unterschiedlich die Lohnfindung auch war, entsprechend dem betrieblichen Herrschaftsstil und der Werkstattkultur – seit den 1920er Jahren setzten sich Gruppenakkorde immer mehr durch. Diese Akkordform war freilich schon länger bekannt.⁷⁷ In der ‘langen Welle’ der Ausweitung von Leistungslohnsystemen seit den 1890er Jahren, die nur 1919 kurzfristig durch die Massenbewegungen gegen Akkordlöhne unterbrochen wurde, rückte diese Form jedoch erst allmählich in den Vordergrund.

Gruppenakkorde sicherten bzw. erzwangen fortwährende Konkurrenz zwischen Kollegen. Kontrolle der anderen wurde unerlässlich. Dabei herrschte in der Gruppe oder „Kolonne“ keine Gleichheit. Vielmehr waren die Mitglieder der Kolonne nach Lebens- wie Dienstalster, Familienstatus und spezifischer Arbeitsleistung unterschiedlich eingestuft. Die Einteilung wurde vom Meister vorgegeben; tatsächlich lag sie jedoch in den Händen der Vorarbeiter. Sie befürworteten oder versagten Erhöhung der (Stunden-)Lohneinstufung; vor allem rechneten sie jeden Auftrag ab. Bei diesen Zuweisungen von gearbeiteter Zeit bewerteten sie jeden einzelnen immer wieder neu. Die meisten Vorarbeiter sammelten zugleich ein „Polster“ an Arbeitsstunden, die zwar abgerechnet wurden, aber noch nicht tatsächlich geleistet waren. Damit konnten sie kurzfristig Pannen zwischen den Kolonnen, aber auch Schwächeperioden bei einzelnen Arbeitern in der eigenen Kolonne ausgleichen. Diese Zeitreserve ließ sich gegenüber drängenden Büros, Meistern oder Ingenieuren nutzen; von Fall zu Fall war sie auch als Druckmittel gegen die Kolonnenmitglieder einzusetzen.

Die (in aller Regel mitarbeitenden) Vorarbeiter mußten auch in Großbetrieben nicht selten die Lohnsumme innerhalb der Kolonne verteilen bzw. die Einzelgehälter berechnen. Zum „Löhnung machen“ gehörte auch, die Unterschiede der (Lohn-)Ergebnisse und die Zuweisung von „Polster“-Stunden vor den Kollegen zu vertreten. Der „Kolonnenführer war darauf angewiesen, mit seiner Kolonne zusammenzuhalten, sonst hätt’ die Kolonne ihr Soll oder ihr Muß gar nicht richtig erfüllt.“ Dabei konnte es vorkommen, daß die Arbeiter dem Kolonnenführer „auch wohl ‘mal Schläge androhten“.

In den 1920er Jahren bevorzugten Unternehmens- und Betriebsleiter zunehmend Zeitmaße (und nicht mehr Stückzahlen) als Maßstab für geleistete Arbeit

77 Vgl. zu den Formen des Gruppenakkordes L. Bernhard: Die Akkordarbeit in Deutschland, Leipzig 1903, S. 200 ff.

und zu zahlende Löhne. Das machte die „Zeitstudien“ zu besonders prekären physischen wie symbolischen Konfliktfeldern zwischen „lebendiger Arbeit“ und Vorgesetzten.⁷⁸ Sowohl die Zurechnung von „Handgriffs- und Maschinenzeiten“, von „Zeiten für Nebenarbeiten“ und „Wartezeiten“, wie die Vorschriften über den „Arbeitsgang“ beim Zeitnehmen boten ein weites Feld für wechselseitiges Mißtrauen, zugleich für Machteinsatz.

Nicht nur Arbeiter, sondern auch manche betrieblichen Vorgesetzten waren besonders skeptisch, wenn die Zeitnehmer Techniker waren; sie würden doch nur kurzfristig aus den Büros ‘herabsteigen’. Die Kontrollierten, d.h. die Arbeiter zeigten allerdings nur selten offen-widerständige Ablehnung. Es überwogen Formen eigensinnigen Verhaltens. Vielfach waren dies gleichermaßen individuelle wie verdeckte (oder doch unspektakuläre) Anstrengungen, sich selbst in eine bessere Position zu bringen: Egoismus und Opportunismus als Kurslinie. Das reichte von Versuchen, individuell mit Meister und Vorarbeiter zu „handeln“ und bei diesen monatelang „nachzuschieben“, bis zu dem (illegalen) Niederschreiben von Erfahrungswerten beim Handhaben von Pressen, Scheren oder Bänken. Dabei taugte vor allem der Kolonnen-Akkord dazu, die Energie der Arbeiter auf die Selbst-Kontrolle, aber auch auf die der Kollegen zu lenken. Denn jeder hatte spätestens nach dem zweiten Lohntermin verstanden, daß es entscheidend war, beim Tempo und der Genauigkeit mit den anderen mitzuziehen, aber auch nicht schneller zu sein; sonst wurde man „an die Seite gedrückt, weg, denn jeder wollte seinen Platz behalten.“⁷⁹

Konturen von Arbeitserfahrungen unterscheiden sich also nicht nur nach Branchen und (Gesamt-)Betrieben, Werkstätten oder Teil-Betrieben: Kolonnen von 12-30 Kollegen, ein Meister und ein Betriebsleiter ‘verkörpern’ den Bezugsrahmen. Dabei waren dann die Vorarbeiter die Gelenkstellen; sie mußten

78 Vgl. dazu den Reisebericht eines Betriebsingenieurs des Brückenbaus der GHH, Abt. Sterkrade, über die entsprechenden Regelungen in einem anderen Konzernwerk mit Brückenbauspezialisierung, MAN Gustavsburg, vom 30. November 1921, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 304010/106; dort auch die Unterteilung der verschiedenen Zeiten – sie gelte für die GHH. Dazu auch das externe Gutachten über den GHH-Brückenbau vom 20. Januar 1931, insbesondere zu Fragen der „Verlustzeiten“: Wieweit gehörten „Einrichtezzeiten“ und „Erholungspausen“ dazu? Vgl. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 40402/0, S. 7 f. – Eine zeitgenössische literarische Bearbeitung einer Zeitaufnahme bei W. Bredel: Maschinenfabrik N&K, 3. Aufl. Berlin/DDR 1982, S. 98-102 (1. Aufl. 1930).

79 Interview mit G. Ra., 27. Aug. 1987.

„hierhin tanzen, dahin tanzen“ – sicherten oder blockierten aber auch den stets angestrebten „Arbeitsfluß“.

Insbesondere Großmaschinen-Betriebe (z.B. im Lokomotiven- oder Turbinenbau) versammelten eine Vielzahl heterogener Fertigungen, d.h. von Werkstätten in einem Betrieb. Allerdings sind auch in diesem Rahmen z.T. erhebliche Verschiebungen für die 1920er Jahre charakteristisch – freilich nur in einzelnen Branchen oder Unternehmen. Der Maschinenbau der GHH lieferte vor 1910 wie um 1930 zu erheblichen Teilen an andere Konzernwerke (Bergbau, Schiffbau). Gleichwohl veränderten sich die Proportionen; anstelle einer Produktion, die 1912/14 beinahe 70 % des Wertes ihrer Produkte bei Halbfabrikaten (z.B. Schmiedestücken) erzielte, waren es 1926/27 die Hebe- und Kraftmaschinen, mit denen über 70 % des Produktionsergebnisses erreicht wurden.⁸⁰ Für die Arbeiter hieß das: Das Schmieden und Gießen war zurückgedrängt; im Vordergrund standen die Bearbeitungsmaschinen, d.h. das Arbeiten an Pressen, Fräs-, Dreh- und Bohrbänken. Aber auch das Feinbearbeiten per Hand mußte eine erheblich größere Rolle spielen als beim Fertigen und Putzen der Halbfabrikate.

Für die Unternehmen, die eine relativ große Fertigungstiefe zu erreichen bzw. zu halten suchten, überlagerten oder ergänzten sich zwei Unternehmensstrategien: Die eine zielte auf Qualitätssicherung bei Produktwandel und -wechsel.⁸¹ Die andere ermöglichte oder nutzte eine verschärfte Konkurrenz zwischen den Einzel-Betrieben oder Werkstätten, d.h. zwischen den Arbeitern unterschiedlicher Tätigkeit und Bezahlung (z.T. auch sozialer und familialer Herkunft). Im Falle des Karosseriebaus: Hier wurde vornehmlich mit Holz, Leder oder Stoff sowie Farbe, vor allem aber mit Leim gearbeitet. In einem Metallbetrieb war und blieb dies eine Domäne der Nicht-Metallarbeiter. Gerade aus dieser Differenz zogen viele Karosseriebauer, d.h. nicht selten handwerklich gelernte Tischler, Polsterer und Schneider sowie Lackierer, ihr Gruppenbewußtsein. Bei ihnen konnte nicht zuletzt die (relative) Nähe ihres Produkts zu den Abnehmern ein Grund sein, bei aller Arbeitsteilung und – fraglos – „Drekarbeit“ (Lackieren!) dennoch das Erscheinungsbild des Pkw (oder Lkw) sehr direkt auf die eigene

80 Betriebsdirektor Dr. Wedemeyer am 12. März 1928 an den Generaldirektor der GHH, Paul Reusch, in: Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 4001012003/1.

81 Zum Teil waren fatale Fehlschläge durch ein Ausgreifen über die Branche die Folge: Als Hanomag den Klein-Pkw „5/10“ 1924/25 entwickelte, wurde auch die Elektrik im Haus gebaut (nicht aber der Vergaser); genau daran, d.h. an unablässigen Pannen von Lichtmaschine und Anlasser scheiterte das Modell innerhalb von knapp drei Jahren; vgl. Interview mit ehem. Betriebsdirektor K. R., 24. März 1987.

Arbeit zu beziehen. Je mehr seit der Mitte der 1920er Jahre werbliche Präsentation genutzt und eingesetzt wurde, desto stärker entwickelte sich diese eigentümliche Verklammerung von Qualitätsbewußtsein und Stolz auf die eigene Leistung.

„Produktstolz“ ließ sich in zahllosen Produktionen weit weniger sichtbar machen – war wohl auch weniger entwickelt, z.B. in einem Betrieb, der „Fittinge“, d.h. Verbindungsstücke für Kanalisationsrohre herstellte. Um so mehr betonten die Arbeiter in Branchen und Betrieben, in denen Fertigungsverfahren oder Produkte (oder beides) dem Bild von industriell angetriebenem „Fortschritt“ entsprachen, ihren Anteil und ihre „Leistung“. In der Rüstungsproduktion vor 1914 bzw. bis 1918 galt das für den Geschütz- wie Kriegsschiffbau. Die „Dicke Bertha“ (ein überschwerer Mörser von Krupp) wurde im Weltkrieg 1914-18 ein vielzitiertes Symbol für technisches Raffinement und herstellerische Perfektion – Destruktionsmittel als besonders schlagender Beleg für „Leistung“ und „Fortschritt“. Im Flugzeugbau, der in den 1930er Jahren in großem Umfang und in einer Reihe von Betrieben angekurbelt worden war, zeigte sich in neuer Weise die Faszination, die „entwickelte“, zugleich „große“ wie „großartige“ und dabei auch „glänzende“ Produkte für die produzierenden Arbeiter haben konnten. Die „enthusiastische Stimmung“, die 1935 oder 1937 bei Erstlingsflügen im „Jubiläum“ der Belegschaft von Focke-Wulf (Bremen) laut wurde,⁸² war keineswegs nur ‚von oben‘ angeregt oder befohlen. Hier wurde vielmehr Begeisterung über anschaulich-greifbaren Erfolg demonstriert. Und das hieß: berufliche und Verdienst-Perspektiven in einer Wachstumsindustrie, zugleich Befriedigung über die Mit-Arbeit an einem, wenn nicht an *dem* technischen Symbol der „Moderne“.

Die täglichen Verrichtungen, die Kontakte mit Material, Maschinen und Kollegen hatten als Regulativ die Vorgabe von Produktionszielen und Ordnungsregeln „der Firma“. Diese alltägliche Außenseite war stets auch Teil der betrieblichen Innenwelt: Vorgesetzte beobachteten aus der Meisterbude, patrouillierten zwischen den Maschinen; Kontrolleure maßen die Ergebnisse – entschieden über „Ausschuß“, konnten mit unbezahlter Nacharbeit drohen. Die „stummen Zwänge“ (K. Marx) des cash-nexus nahmen durch Ausweitung von Gruppenakkorden auf Zeitbasis zu. Parallel wurden die Differenzierungen zwischen den Arbeitenden unterstrichen. Dies galt nicht nur an den Arbeitsplätzen, denn im Zuge der seit dem Weltkrieg 1914-18 forcierten Politik und Ideologie der „Werksgemeinschaft“ behielten die (Groß-)Betriebe ihre (geldwerten) „Sozialleistungen“

82 D. Pfiogensdörfer: „Ich war mit Herz und Seele dabei, und so, daß mir das gar nichts ausmachte“ – Bremer Flugzeugbauer im Nationalsozialismus, in: 1999, 3 (1988) Nr. 1, S. 44-103, 60 ff.

den Stammarbeitern vor. Die Formen „Stummer“ Anforderung blieben sogar ungenügend entwickelt. Zum Bedauern des gewerkschaftlichen Lagers fand die „five-Dollar“-Hochlohnpolitik Henry Fords in deutschen Betrieben keine Nachahmung. Hier herrschte vielmehr unverändert eine Mischung aus „Anfluchen“⁸³ und Appellen an Betriebspatriotismus und „deutsche Qualitätsarbeit“.⁸⁴

So sehr appelliert und kommandiert oder „Fließfertigung“ und Mehrmaschinenbedienung vorangetrieben wurden: Die Verhaltensweisen der Arbeiter definierten sich nicht als bloße Resultate der Arbeitsbedingungen. Vielmehr wurden sie erst in *der jeweils unterschiedlichen Aneignung der „Verhältnisse“* durch die „lebendige Arbeit“ (K. Marx) produziert, d.h. konkret und ‚föhlbar‘. In der Praxis an den Arbeitsplätzen übersetzten sich Lohnsysteme in gerechte oder ungerechte Löhne, Zeitordnungen in die Rhythmen von Anspannung und Pause. Dabei war das Handeln (oder Zuwarten) nicht abzulösen vom Ensemble momentaner (Sinnes-)Eindrücke wie längerfristiger Erfahrungen, z.B. mit Arbeitskonflikten. Aus dieser „Lage“ entwickelten die Arbeiter neben dem (seltenen) ‚Entweder‘ offener Widerständigkeit und dem (verbreiteten) ‚Oder‘ des stummen Hinnehmens ein drittes: Varianten eigen-sinniger Ausweichbewegungen.

VII. Profile von Kooperation und *Eigen-Sinn*

„Auf Arbeit“ war Kollegialität gefordert, wurde nicht selten bis an die Grenzen des Möglichen eingesetzt und strapaziert. Die Zusammenarbeit innerhalb wie zwischen den Kolonnen erwies sich immer wieder als unausweichlich: Der Zu-

83 Vgl. auch Schwarz: Kohlenpott, S. 69 – vgl. freilich die Hinweise auf Ansätze von bzw. Empfehlungen zu egalitären Anredeformen im Rahmen der „Psychotechnik“, einer deutschen Alternative zur „Taylorisierung“ ab Mitte der 1920er Jahre, ebda., S. 112 ff.

84 Vgl. Lüdtkc: „Deutsche Qualitätsarbeit“, S. 182 f. – Einer der Direktoren der GHH, P. Schmerse (Leiter der „Konzernstelle“), war in den 1920er Jahren mit großem Nachdruck bemüht, in Tarifverträgen jene Staffelung zugunsten der „Qualitäts-Facharbeiter“ wiederherzustellen, die aus seiner Sicht vor 1914 gegolten hatte; dabei unterschied er „Facharbeiter im Akkord“ von „Qualitätsarbeitern“; Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 300193023/0, 15. Nov. 1923. – Das Schlußkapitel einer Untersuchung der Lehrlingsausbildung in Großbetrieben, die „Bestgestaltung der Arbeit“ bzw. „hochwertige Arbeit“ fördern sollte und vom „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit“ betreut wurde, verknüpfte „deutsche Arbeitsgesinnung“ mit „deutscher Qualitätsarbeit“, vgl. RKW (Hg.): Eignung und Qualitätsarbeit, Jena 1933, S. III, s. S. 249, 273.

und Ablauf der Materialien, Vor- und Fertigprodukte war zu sichern, Unfälle sollten vermieden werden. Innerhalb der Kolonnen war dafür zu sorgen, daß die Akkordleistungen eine Marge von 130 % der Vorgabe nicht wesentlich überstiegen oder unterschritten.

In die Notwendigkeits-Kooperation waren freilich Erfahrungen eingelagert, die in der Kalkulation des optimalen Einsatzes der eigenen Kräfte nicht aufgingen. Kollegialität hatte zur Voraussetzung, daß *jeder* seinen Teil trug, daß *alle* „ihr Geld verdienen“. „Trittbrettfahrer“ wurden getriezt und auch weggeekelt; dennoch stützte man meistens in Not geratene Kollegen, vor allem aber jene, welche Respekt am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft erlangt hatten. Freilich: Hilfsbereitschaft konnte nicht mit „klingender Münze“ oder auch einer „Investition“ von Bier, Schnaps oder Würststullen erkaufte werden. Die ‘richtige’ Balance zwischen Kooperation und Zurückhaltung zu finden, war überaus bedeutungsvoll. Zugleich wurden Verkehrsformen in einer besonderen ‘Währung’ gerechnet, waren also nicht übertragbar (und bildeten insofern kein „symbolisches Kapital“⁸⁵). Dabei ging es nicht um eine abstrakte Mitmenschlichkeit: Standards von „sauberer Arbeit“ waren z.B. im Maschinenbau zentral. Wer am Arbeitsplatz „ordentlich war“, hatte sicherlich kein Anrecht, aber doch die besseren Chancen, daß notfalls Kollegen halfen (ohne daß damit die eigene Selbstachtung gefährdet sein mußte).

Gleichzeitig, vielleicht gerade wegen dieser *Notwendigkeits-Kooperation*, demonstrierten die Arbeitenden in vielerlei Weise wechselseitige Distanz. Sie spielten sich harmlose oder auch böse Streiche – praktizierten *Eigen-Sinn*.⁸⁶ Weiß- oder rotgestrichene Schuhsohlen bzw. -hacken, Handräder oder Spindeln, die dick mit Staucherfett eingerieben waren, ein angesägter Besenstiel, der brach und den eingefüllten sinkenden Käse auf Hände und Kleidung spritzen ließ: Das Opfer wurde gezeichnet – konnte und mußte sich zugleich beweisen. Kräfte und manuelle Geschicklichkeit waren mitunter blitzschnell einzusetzen, um ein

85 Vgl. P. Bourdieu: Entwurf zu einer Theorie der Praxis, Frankfurt 1976, S. 335 ff.; so sehr Bourdieus Perspektive anregt, eine einseitige Begrenzung auf „Interessen“, d.h. auf Nutzenoptimierung zu überwinden, so problematisch ist die Kehrseite: Alle Kapitale gelten als konvertibel, lassen sich miteinander (aus)tauschen.

86 Vgl. A. Lüdtke: Lohn, Pausen, Neckereien: *Eigensinn* und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900, in diesem Band, S. 120-160. – Vgl. zur Demonstration von „Männlichkeit“ auch M. Zimmermann: Ausbruchshoffnung. Junge Bergleute in den Dreißiger Jahren, in: L. Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Berlin/Bonn 1983, S. 97-132, 123 ff.; zur Perspektive auch: M. Burawoy: *Manufacturing Consent*, Chicago 1979; H.-J. Busch: *Interaktion und innere Natur*, Frankfurt/New York 1985, S. 223-64.

Unheil von sich abzuwenden. Diese Formen von Körpersprache reflektierten fabrikindustrielle Situationen und proletarische Lebensweise. In diesen „Neckereien“ wurden Hierarchien zwischen denen, die „das Sagen hatten“, und denen, die ausführen mußten, demonstriert und bestätigt, gelegentlich aber auch in Frage gestellt: Beim „nächsten Mal“ war das Opfer womöglich einer der Täter.

Gewalttätige Körperlichkeit am Arbeitsplatz läßt sich als Ausdruck, zugleich als Bestätigung von Erfahrungen lesen, die Täter wie Opfer teilten: fest gebunden und auf einer Stelle fixiert zu sein, gezeichnet und beschmutzt zu werden. Die Urheber der täglichen Zumutungen blieben weitgehend oder ganz der Kontrolle der Opfer entzogen. Für die Täter kann gewalttätige Körperlichkeit als Moment der Anstrengung gelten, allein gelassen zu werden, d.h. „bei sich“ zu sein.

Diese Ausdrucksformen meinten nicht Widerstand gegen Zumutungen „von oben“. Vielmehr okkupierten sie ‚Raum‘ und ‚Zeit‘ für sich selbst, demonstrierten Eigensinn. Eigensinn ereignete sich in isolierten Momenten, wurde jedoch vielfach wiederholt. Nicht nur in der Kollegialität ließen sich die Nöte des (Über) Lebens mildern; auch – mitunter vor allem im eigensinnigen Handeln konnten die Beteiligten die Zumutungen und Zwänge der Fabrik auf Distanz bringen, zumindest für Augenblicke.

Dabei ist nicht entscheidend ein ‚Entweder-Oder‘ von Kooperation oder Konflikt, von eigen-sinniger Distanz *oder* Zuneigung. Prägend waren vielmehr die ‚Gemengelage(n)‘. Kooperation und Eigensinn wechselten sich in unterschiedlichen Rhythmen ab. Zugleich aber waren sie verknüpft: Zusammenarbeit hatte vielfach ‚eigene‘ Züge – Distanznehmen erleichterte erneute Kooperation.

Gemeint ist keine – erneute – Heroisierung proletarischer Unerschütterlichkeit: Eigensinn bedeutete Distanz nicht nur gegenüber Erwartungen ‚von oben‘, sondern auch gegenüber denen der Kollegen. Darauf mochte sich ein zähes Durchkommen stützen; daraus entwickelte sich aber keine Praxis, die den Alltag mit einem Grundton von Widerständigkeit ‚durchsäuert‘ hätte. Eigensinn blieb in kalkulierte Arbeit eingefügt bzw. unterbrach sie nur für Momente; Eigensinn war verknüpft mit dem bewußten und nachdrücklichen Über-alle-Stränge-Schlagen, d.h. mit „Verausgabung“. Es liegt nahe, daß dieser Eigensinn Chancen zur Entlastung von täglicher Mühsal bot. Kompensierte Schroffheit und Widerborstigkeit gegen ‚alle‘ und ‚alles‘ aber nicht auch für eine Lebensperspektive fortdauernder Unsicherheit?

Vor allem: Eigensinn wurde weder durch Übergang zur Mehrmaschinenbedienung um 1910 bzw. nach 1924 noch durch Zeitkontrollen am Fabrikator oder am Arbeitsplatz, aber auch nicht durch politischen Terror im Faschismus ausgeschaltet. Eigensinn blieb ein Element des Arbeiterverhaltens.

VIII. Lebenszyklen und die Doppelbewegung von Privatisierung und Politisierung

In aller Regel sind wir ganz sicher: Im Lebenslauf werden unterschiedliche Erfahrungen miteinander verknüpft oder abgewiesen. Streben nach „Identität“ markiert gleichsam die ‚Diagonale‘ der Anstrengungen einzelner, aber auch von sozialen Gruppen oder Klassen. Dabei gelten vielfache Polaritäten: politische Aktivität *oder* privater Einsatz; das eine scheint das andere weitgehend auszuschließen. Der Blick auf tagtägliches Durchkommen, auf Erfahrungsformen und Lebensweisen ermuntert aber zu der Frage, ob nicht vielfältige Orientierungen und Verhaltensweisen *un-vermittelt* „im Gemenge“ liegen, ohne als widersprüchlich erfahren zu werden.⁸⁷

Einen Zugang bietet z.B. das „Erinnerungsbuch“ eines gelernten Drehers, der langjährig bei Krupp in Essen beschäftigt war. Er hat das, was ihn beschäftigte, auf seine Weise abgebildet: Ab 1919 schrieb er alles auf, was er „Zur Erinnerung“ behalten wollte.⁸⁸ Dieser Text, d.h. die Sammlung der Eintragungen und Notizen, zeigt ein breites Spektrum von Wahrnehmungen und Interessen, zugleich verweisen die Eintragungen auf ‚Gemengelagen‘ – auf Gleichzeitigkeiten, die nicht stets als widersprüchlich wirkten.

Dieser Arbeiter war 1891 geboren; 1908 hatte er bei Krupp eine Lehre begonnen; danach stand er – mit Unterbrechungen – bis nach 1945 bei der Firma in „Lohn und Brot“. Im März 1919 (d.h. kurz nach seiner Heirat) begann er, das ihm Merkwürdige und Erinnerungswerte in eine DIN-A-6-formatige dicke Kladde einzutragen oder einzukleben.

Schlägt man eine Seite aus den frühen 1920er Jahren auf, so ist z.B. zu lesen: 19.2.1922 – darunter eine dreiviertel Seite mit Preisangaben, z.B. für ein Brot von 3 Pfund (10,20 M), für ein Pfund Schmalz (34,00 M); es folgen weitere Preise, insbesondere für Fette, Öle, Fleisch, aber auch für Milch und Kartoffeln.

87 Vgl. zu den Spektren von Gleichzeitigkeiten bzw. zu Formen „gespaltener“ Orientierung in den Jahren 1933/34-39 Peukert: Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde, S. 221-279.

88 Zur Erinnerung (d.i. Erinnerungsbuch des Paul Maik, geb. 1891 in Essen). Stadtarchiv Essen. – Ich bin Dr. Ernst Schmidt/Essen sehr dankbar dafür, daß er mir die Möglichkeit eröffnete, diesen Text einzusehen und auszuwerten. – Eine erste Auswertung habe ich skizziert in meinem Beitrag: „Formierung der Massen“ oder: Mitmachen und Hinnehmen? Alltagsgeschichte und Faschismusanalyse, in: H. Gerstenberger/D. Schmidt (Hg.): Normalität oder Normalisierung? Münster 1987, S. 15-34, 22 f.

Darunter ist ein vierzeiliger Zeitungsausschnitt mit dem Titel „Sieg bei den Essener Metallarbeitern“ geklebt (ebenfalls vom 19.2.22 – notiert ist, daß sich die verbundene Liste von KPD und USPD bei der Ortsverwaltung Essen mit 1.489 gegen 263 SPD-Stimmen durchgesetzt habe). Der verbleibende Raum der Seite ist gefüllt mit einer Notiz unter dem 2.3.1922; es heißt hier: „Franziskas Zahn plombiert“. Dann folgt noch: „Holz gekauft“ (unter dem 22.2.22) sowie unter dem 1.3.1922: „Erstes Gewitter“.

In den ersten Jahren nach 1919 verwendete der Dreher ca. 10-14 Halbseiten für ein Jahr. Das erste Halbjahr 1923 umfaßte z.B. 7 Halbseiten. Die erste dieser Seiten bringt Ereignisse der „großen“ Politik in ihrer lokalen Form: am „11.1.23 Einmarsch der Franzosen in Essen“; davor ist freilich ein „Internationales Massenmeeting“ am 7.1.23 in Essen notiert, mit Angabe über die „Genossen“, die „sprachen“, d.h. deren Herkunftsländer. Blättert man um: links Preise, ebenso rechts, jeweils vom Januar. Auf den nächsten beiden Seiten eine Mischung von Preisen, „Zahn ziehen lassen“ – und am 31.3.23 „Zusammenstoß“ bei Krupp zwischen Arbeitern und französischen Truppen, „8 Tote u. 30 Verletzte“,⁸⁹ auf der rechten Seite oben: ein „23 stündiger Proteststreik b. Krupp“ (am 3.4.), Preise und „1.5.23 kein Ruhetag auf den Kruppsch. Werken“ – aber auch: „Es haben in Essen demonstriert nach Zeitungsangaben (etwa) 100 000 Menschen“.

Blättert man weiter, so finden sich regelmäßig detaillierte Angaben über das Wetter. Eingestreut sind immer wieder Zeitungsausschnitte über große Unglücke, vor allem Bergwerkskatastrophen oder Eisenbahnunglücke. – Zugleich aber wandelt sich allmählich der Duktus der Eintragungen. Deutlich wird dies im Vergleich mit einer Seite aus dem Jahr 1932. Für die zweite Augushälfte ist zu lesen: „16. 8.32 – Feierschicht“ (links oben), darunter: „17.8.32 – Feierschicht“ und darunter erneut: „18.8.32 – Feierschicht“. In der nächsten Zeile ist notiert: „Erholungsurlaub vom 19.8. bis 2.9.“. Und ohne Abstand findet sich links direkt darunter: „Am 30.9. Spinat gesät“. Dann folgen: ein Ausflug, der Katholikentag (4.9.32), dann drei Zeilen weiter (unter dem 17.10.32) „fängt die 40-stündige Arbeitswoche an“ – dazu als senkrecht geschriebene Randbemerkung: „Es ist Reichskanzler Papen seine Ankurbelungswirtschaft?“ – Auf der rechten Seite beginnt es mit: „26.10.32 – Helene ihre Hochzeit mit Walter K.“. Der Rest der Seite ist gefüllt mit einer großräumig geschriebenen Eintragung über die Stimmenergebnisse bei der Reichstagswahl am 6. November 1932.

Auf der nächsten Doppelseite sind zunächst links oben drei Feierschichten untereinander notiert, vom 8.-10. November. Den größten Teil des linken Blattes

⁸⁹ Ruck: Die Freien Gewerkschaften, S. 307 f.

füllt dann ein Zeitungsausschnitt vom 21. November: „Erschütterung in Essen“, gemeint ist eine Erderschütterung in der vorherigen Nacht, die „auch in anderen Städten verspürt worden“ sei. Auf der rechten Seite beginnt „1933“ mit einer dick gemalten Jahreszahl: fünf Feierschichten im Januar und Februar – links daneben Frostgrade, dann eine Gaskesselexplosion in Neunkirchen, „über 50 Tote“. Auf der nächsten Doppelseite beginnt es links mit „Melde gesät“ (8.3.) und rechts daneben unter dem 9.3. (über mehr als die Hälfte der Seite): „9.3. Die Nationalsozialisten besetzen alle großen Juden-Geschäfte in Essen ... Aus Furcht machen die anderen Judengeschäfte auch zu. Die Besetzung dauert nur einen Tag.“ Links daneben, unter dem 15.3.: „Stiefmütterchen umgepflanzt auf die Rabatte“. Es folgt rechts der „Nationalfeiertag“ am 21.3., d.h. die Reichstageröffnung in Potsdam sowie die Betriebsratswahl bei Krupp am 24.3. (mit Ergebnissen aus dem „Handwerk“, d.h. aus Reparaturwerkstätten).

Auf der rechten Seite ist die nächste Eintragung die zu „Hitlers Geburtstag“, der zwei Feierschichten folgen. Es schließt sich an: „1. Mai Tag der Nationalen Arbeit, mit dem Wahlspruch! Ehret die Arbeit, Achtet den Arbeiter“; direkt darunter: „2. Mai Feierschicht“ (Hervorhebung A. L.). Auf derselben Seite sind noch ein Ausflug und drei weitere Feierschichten notiert (links daneben: „Bohnen gepflanzt“ am 19.5.). Auf der anschließenden Seite beginnt es mit: „Mein Erholungsurlaub“, vom 6.7.-20.7.33, es folgen erneut drei Feierschichten, dann drei Ausflüge. Die rechte Seite ist überwiegend von Preisnotierungen gefüllt (mit Datum vom 9.10.33); darunter als Abschluß des Jahres 1933: „Volksabstimmung 12.11.33“ mit einem Zeitungsausschnitt zu den Ergebnissen von Abstimmung und Reichstagswahl, d.h. den über 90 % Zustimmung bzw. Stimmen für die NSDAP.

Deutlich wird: Die Akzente zwischen den frühen 1920er und den frühen 1930er Jahren verschieben sich. In der Zeit zwischen 1919 und 1923/24 ist ein großer Teil der Seiten mit handschriftlichen Notizen über Lebensmittelpreise gefüllt (dann auch über Kinder und Kinderkrankheiten, Ausflüge und kleine Unternehmungen). *Gleichzeitig* gibt es immer auch – zum Teil ausführliche – Notizen über Betriebsratswahlen, über lokale und Reichstags-Wahlergebnisse und den „Einmarsch“ der Franzosen im Januar 1923: Erinnerungswertes aus der Arena der organisierten und formalen Politik.

Im Sommer 1932 sind die detaillierten Preisangaben weitgehend verschwunden: Die Erwerbsbeschäftigung des „Haushaltungsvorstands“ ist unregelmäßiger geworden,⁹⁰ auch wenn er nicht (auf Dauer) gekündigt ist. In jedem Fall hat

90 Vgl. dazu auch die Verwaltungsberichte der mechanischen Werkstätten bei Krupp für 1929/30, 1930/31 ff, HA Krupp WA 41/3-806 ff.

sich der Zyklus des Familienlebens und der eigenen Erfahrung verändert – die Kinder sind halbwüchsig. Zugleich werden weiterhin „private“ Aktivitäten und „politische“ Ereignisse notiert, kaum aber ausdrücklich kommentiert. Schwer zu erkennen ist, ob (und wie) sie verknüpft wurden. Vielleicht gibt die Betonung symbolischer Inszenierungen einen Hinweis. Der 1. Mai 1933 ist groß vermerkt; gemessen am Umfang der Eintragung rangiert dieser Tag unter den ganz besonders bemerkenswerten Ereignissen – als wäre dies einer der Momente gewesen, an dem sich „große Politik“ und eigener Alltag berührt hätten.

Bei allem Interesse an (und manch sparsamer Emotion über) Wahlen und Regierung, also an organisierter Politik: Die eigenen ‚vier Wände‘ blieben der Fluchtpunkt – oder wurden es erneut.⁹¹ Generell erscheint die Sphäre der Erwerbstätigkeit bzw. der industriellen *Produktion* konzentriert auf die Lohnerwartung. In der Konjunkturkrise vom Winter 1925/26, vor allem ab Herbst 1929 buchstabierte sich dieses Interesse: auf jeden Fall beschäftigt zu bleiben!⁹² Bei diesem Krupp-Dreher sind nicht nur die täglichen Verrichtungen an, mit oder durch Maschinen eine Leerstelle; dunkel bleiben ebenso eventuelle Konflikte am Arbeitsplatz.⁹³ Darin zeigen sich freilich auch besondere Züge der „Werkskultur“: Bei Krupp gab es nicht einen derart massiven und zugleich spektakulären Eingriff in die Organisation eigener Ausdrucksformen wie z.B. 1920 bei Daimler (dort

-
- 91 Vgl. zu Aspekten der Familialisierung am Beispiel des Wiener Proletariats der 1920er Jahre G. Pirlhofer/R. Sieder: Zur Konstitution der Arbeiterfamilie im Roten Wien. Familienpolitik, Kulturreform, Alltag und Ästhetik, in: M. Mitterauer/R. Sieder (Hg.): Historische Familienforschung, Frankfurt 1982, S. 326-368, 328 ff., 335 ff.; für Neubausiedlungen der 1920er Jahre in Deutschland A. v. Saldern: Zum Modellcharakter des Sozialen Wohnungsbaus in den 1920er Jahren, in: Sozialwissenschaftliche Informationen 16 (1987), S. 97-107, 101 ff. – Vgl. auch Fromm: Arbeiter und Angestellte, S. 236 ff. (d.h. Fragen über die Einstellung zu den „Mitmenschen“, d.h. vor allem zu Kindern und Ehefrau: ca. 40 % der Antworten entsprachen einem „autoritären“ Profil, ebenfalls ca. 40 % antworteten „inkonsistent“).
- 92 Vgl. die Hinweise über Produktionseinschränkungen und erhebliche Entlassungen in den Maschinenbaubetrieben bei Krupp in den Betriebsberichten, Historisches Archiv Krupp, WA 41/3-805 bis WA 41/3-812; s. auch die Zahlen für die GHH in Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 4080/0.
- 93 Vgl. z.B. eine „Arbeitsverweigerung“ von ca. 50 Drehern in einem Maschinenbaubetrieb (Mb 22) der Gußstahlfabrik am 23. Dezember 1924 gegen die nachträgliche 50%-Minderung der Akkorde, Historisches Archiv Krupp, WA 41/6-167.

war im Herbst 1920 nach einer Gesamt-Aussperrung ein Drittel der Belegschaft entlassen worden – vor allem Hilfsarbeiter).⁹⁴

Bei den ‘Erinnerungswerten’ überwiegen bei dem Dreher die Momente der *Reproduktionsarbeit*, konkret: der „Garten“. Nicht nur in diesem Fall, sondern weithin war Garten- oder Ackerwirtschaft ein Hauptelement des „Durchkommens“ von Arbeitern und Arbeiterfamilien. Mindestens jede vierte Arbeiterfamilie in Großstädten bewirtschaftete einen „Acker“⁹⁵ und konnte bis zur Hälfte ihrer Lebensmittel dort gewinnen. Das war haushaltsbezogenes Wirtschaften; Nachbarschaftliches spielte dabei kaum eine Rolle.

Die Eintragungen der späteren 1920er – wie die der 1930er Jahre – signalisieren eine *Privatisierungsbewegung*; sie schloß keineswegs *Politisierungen* durch die „neue Zeit“ nach 1933 aus. Vielmehr markieren eigene Ausflüge und Fahrten der Kinder, wie sehr die wirtschaftliche Konjunkturerholung, dann der Rüstungsboom, zugleich die sozialpolitischen Angebote des NS-Staates für die Reichsdeutschen anziehend waren. Damit mochten sich auch ganz neue Spielräume öffnen. Insofern konnte hier *gleichzeitig* beides wirksam werden: vermehrte Politisierung des Privaten *und* die Privatisierung von Politik⁹⁶ – verstanden als die Formulierung und Befriedigung *eigener* Bedürfnisse und Interessen.

Die Gleichzeitigkeit von Politisierung und Privatisierung ermöglichte das Hinnehmern von NS-Zumutungen, aber auch mancherlei Ausweichbewegungen. Beides bedeutete faktisch jedoch: Mitmachen. So war es nach 1933 z.B. bei dem hier zitierten Dreher, Krupp-Arbeiter, bis 1933 Mitglied im DMV, Ehemann und Familienvater. Das hieß dann auch: in der Intensivierung der Rüstungsproduktion ab 1942, mehr noch in den Bombennächten „durchzuhalten“, in Essen und anderswo. Zum Kriegsalltag gehörten die „Fremd-“ und „Ostarbeiter“ bzw.

94 B. P. Bellon: *The Workers of Daimler-Untertürkheim 1903-1945. A Study in the History of German Labor*, Ph.D. Diss., Columbia University 1987, S. 344 ff.; als Buch: Ders.: *Mercedes in Peace and War. German Automobile Workers 1903-1945*, New York 1990.

95 Mooser: *Arbeiterleben*, S. 171 f. (Angaben für 1939 reichsweit).

96 Insofern scheint hier bei aller Akzentuierung der privaten Aktivitäten das Modell vom „swing“ von „private concerns to public action and back“ nicht angemessen; diese – überaus anregende – Denkfigur von A. O. Hirschman orientiert sich ebenfalls an der weiter oben kritisierten Vorstellung, die einen schlössen das andere aus, vgl. Ders.: *Shifting Involvements. Private Interest and Public Action*, Princeton 1982, S. 8 (u. passim); vgl. Passerini: *Fascism*; D. H. Bell: *Sesto San Giovanni: Workers, Culture and Politics in an Italian Town, 1880-1922*, New Brunswick 1986; P. Johnson: *Saving and Spending. The Working-Class Economy in Britain 1870-1939*, Oxford 1985.

„Ostarbeiterinnen“. Ob und wie der Dreher mit ihnen „auf Arbeit“ auskam,⁹⁷ ob sich für ihn die Gewichte zwischen privat und politisch verschoben – dies bleibt hier im Dunkeln. – Die Doppelbewegung von Politisierung *und* Privatisierung,⁹⁸ mit ihren Bruchlinien und Nischen, waren jedenfalls eine Voraussetzung für das „Durchkommen“ – für „bessere Zeiten“, privat *und* politisch.

IX. Erfahrungsrhythmen und kollektive Notlagen

Die Erfahrungsproduktion von Industriearbeitern ist nicht abzulösen von jenen „Generationenzusammenhängen“ (K. Mannheim), die nicht primär in Betrieb und Nachbarschaft gestiftet waren, auch wenn sie dort fühlbar wurden. Für Männer, die bis 1900 geboren waren (also auch für den Krupp-Dreher), lagen die Erwerbchancen in den 1920er Jahren deutlich über denen, mit denen sich die Jüngeren abzufinden hatten. Andererseits blieben Erwerbslosigkeit oder Niedriglohn für die über Vierzigjährigen vielfach vom „Weltkriegserlebnis“ überlagert.⁹⁹

97 Vgl. U. Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985, S. 122 ff, 205 ff.; Projektgruppe „Fremde Arbeiter“: Fremde Arbeiter in Tübingen 1939-1945, Tübingen 1985, bes. S. 120 f.; K.-J. Siegfried: Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit im Volkswagenwerk 1939-1945, Frankfurt/New York 1987, S. 78 ff, 98 ff.; Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts (Hg.): Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“, Nördlingen 1987, S. 436 ff., 471 ff., 514 ff. (jeweils für den Herbst 1944); Zimmermann: Schachtanlage, S. 206 ff.

98 U. Herbert: „Die guten und die schlechten Zeiten“. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews, in: Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht ...“, S. 67-96; Herbert interpretiert lebensgeschichtliche Interviews und sieht keine „Gemengelage“ im hier skizzierten Sinne; vielmehr argumentiert er, daß neben oder „unter“ der „Struktur“ faschistischer Herrschaftsorganisation und industriewirtschaftlicher „Konjunktur“ eine weitere „Struktur“ bei den „Massen“ wirksam, wenn nicht dominierend gewesen sei – das Profil lebensgeschichtlicher Erfahrung, d.h. die „privat-familialen“ Bedürfnisse. – Vgl. aber (die sozial freilich nicht differenzierten) Hinweise bei H. D. Schäfer: Das gespaltene Bewußtsein, München 1981, S. 144 ff., 159 sowie G. Bauer: Sprache und Sprachlosigkeit im „Dritten Reich“, Köln 1988.

99 Für die nachfolgende (Halb-)Generation der zwischen 1900 und 1910 Geborenen vgl. D.J.K. Peukert: Die Erwerbslosigkeit junger Arbeiter in der Weltwirtschaftskrise in Deutschland 1929-1933, in: Vierteljahrsschrift f. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 72 (1985), S. 305-328. – Anregend zur Balance zwischen Konflikt und

In anderer Weise waren für sie aber Not und Elend präsent; denn der Kriegsdienst stand nur selten – oder nur in Kriegsromanen – für „Kameradschaft“ und „Bewährung“: Es überwogen die Erinnerungen an Elend und Not, an Unterdrückung und Todesangst. Fraglos waren aber auch die Frauen derselben Jahrgänge damit konfrontiert – inwieweit hatten sie als „Kriegsbräute“ oder „Soldatenfrauen“ gelitten und gehofft, zugleich in z.T. neuer Weise für das eigene Überleben und für die Angehörigen gesorgt? So unterschiedlich diese Erfahrungen waren: Das kollektive Hungern in den Städten 1916/17, aber auch nach 1918 bis ca. 1923 wirkte bei Männern wie Frauen, aber auch bei den Kindern als prägendes Trauma: nie wieder „Steckrübenwinter“.¹⁰⁰

Die Rhythmen proletarischer Abhängigkeit, d.h. die saisonale Unsicherheit der Beschäftigung, die Ungewißheit über die wöchentlich zu erwartende Lohnsumme, die tägliche Unfallgefahr am Arbeitsplatz – dieser Zusammenhang verdichtete sich in der Großen Depression, vor allem ab Herbst 1930. Allerdings trafen selbst die massenhaften Erfahrungen von verschärfter Überlebensnot, d.h. von Kurzarbeit und Erwerbslosigkeit nur Teile der Gesellschaft (und nicht alle Lohnabhängigen und ihre Angehörigen). In den Betrieben wurden aber die Formen von Notwendigkeits-Kooperation und Kollegialität gefährdet oder blockiert. Die zunehmend eingesetzten neuen „Angelernten“ hatten ihre eigenen Zusammenhänge von Kooperation und Mißtrauen etabliert: „Da mußteste mit den Augen stehen“.¹⁰¹

Eine eigentümliche Verarbeitungsweise entwickelte sich bei vielen Hungern: Wendung „nach innen“, also stummes Leiden der einzelnen und der Familien – zugleich aber gespanntes Hinhören auf die großen Versprechungen von der „Wende“ oder „Revolution“. Dabei beschränkten sich die Deutungsangebote der Arbeiterparteien auf die rhetorischen Formeln, wie sie in der „Arena“ der formalen Politik galten. Dennoch transportierten sie auch die Hoffnung auf den Staat, der jenseits von Parteiungen und politischem Streit alles auf die Tat-

innerfamiliärem Zusammenhalt die Studie über Arbeiterfamilien im Turin der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: M. Grimaudi: *Itinéraires ouvriers. Espaces et groupes sociaux à Turin au début du XX^{ème} siècle*, Paris 1987.

100 Vgl. A. Lütcke: Hunger in der Großen Depression. Hungererfahrungen und Hungerpolitik am Ende der Weimarer Republik, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 27 (1987), S. 145-176. – Aspekte der Generationenprägung von Orientierungsweisen junger Männer werden skizziert bei Peukert: *Erwerbslosigkeit junger Arbeiter*.

101 Interview mit dem ehem. Henschel-Arbeiter WD, Kassel 28. Sept. 1984; er arbeitete von 1938 bis 1940 und dann von 1946-66 bei Henschel, bis 1940 als (angelernter) Fräser im Lokomotivenbau.

sachen und Bedürfnisse des Alltags der „Vielen“ zurückführen würde. Insofern überrascht es nicht, daß sich die Slogans von KPD und SPD kaum von denen der NSDAP unterschieden: „Arbeit“, „Brot“ und „Freiheit“ waren nur unterschiedlich kombiniert.¹⁰² Diese ebenso „großen“ wie alltäglich-konkreten Symbolwörter formulierten freilich kein Programm, wie z.B. ein erneuter „Steckrübenwinter“ zu vermeiden wäre. Sie mochten aber Erfahrungen und Leiden vieler Menschen bündeln – als Hoffnung auf den Staat als über-politische Einheit, als Autorität vor und jenseits der konkreten Partei-Politik. Wo es hingegen um politische Auseinandersetzung ging, blieben Redner und Werbeschriften, aber selbst 'anschauliche' Plakate abstrakt. Der monotone Verweis auf volkswirtschaftlich unzureichende Reallöhne, so z.B. bei der SPD, streifte die konkreten Lebenssituationen der Betroffenen nur am Rande.¹⁰³

Die Frauen fanden sich in einer besonders prekären Lage. Sie hatten die Hausarbeit zu leisten; zumal in proletarischen Lebensverhältnissen stand das in aller Regel außer Frage – vor wie nach 1933. Die Verpflichtung zur Hausarbeit wurde auch nicht durch eigene Erwerbsarbeit eingeschränkt (die freilich regional in sehr unterschiedlichem Ausmaß möglich bzw. akzeptiert war). Hauptelemente der Hausarbeit waren das Besorgen von Lebensmitteln und Kochen der Gerichte. Zumindest regional, d.h. im Ruhrrevier galt eine 'Trinität' von Süßem, Fleisch und Fett. Die sozial-kulturelle Bedeutung des Fettes bzw. der Versorgung mit Speiseöl und Speck, blieb in der NS-Ernährungslenkung nicht unbeachtet.¹⁰⁴ Im Gegenteil – ein Beamter des Reichswirtschaftsministeriums zeigte in einem Memorandum aus dem Winter 1937/38¹⁰⁵ eindringlich, wie zentral die Fettmengen für die (Berg- und Hütten-)Arbeiterfamilien waren – und: wie sehr es ausschließlich um das Männeressen ging:

„Der Arbeiter, der vor dem Hochofen steht, die schwere Arbeit im Walzwerk verrichtet oder im tiefen Schacht in Schweiß gebadet 8 Stunden hintereinander Kohlen schafft, verlangt eine ausreichende Ergänzung seiner Kräfte durch eine entsprechende Ernährung ... Zur Arbeit werden Schnitten, die mit Kraut, Marmelade oder Fett – Margarine, Schmalz – soweit vorhanden, bestrichen sind, mitgenommen. Früher waren die Schnitten mit dicken Speckscheiben belegt, der jetzt nicht mehr

102 Vgl. Lütke: Hunger, S. 169-174.

103 Vgl. Winkler: Der Weg in die Katastrophe, S. 56 ff. (Arbeiter), S. 19 ff. (Arbeitslose); für Hungersituationen und -erfahrungen sowie für Agitationsversuche der Parteien vgl. meinen Aufsatz: Hunger.

104 Vgl. Deutschland-Berichte, Bd. 4: 1937, S. 374 (März), S. 659 f. (Mai).

105 Dr. Siemon-Berlin an Dr. Steinberg-Düsseldorf, 2. Febr. 1938, Bergbauarchiv Bochum, BBA 13/1920.

ausreichend zur Verfügung steht... Da Fett chronisch knapp ist, erspart sich die gesamte Familie ihr Fett für ihren Ernährer ab. Sie ißt dafür Kraut, Pellkartoffeln und Brot mit Sirup.“

Vor diesem Hintergrund mochte die Agitation der Nazis, ihre „nationale Revolution“ und die „Arbeitsschlachten“ des neuen Staates bzw. des Vierjahresplanes würden „Brot“ schaffen, vor allem die „Ernährer“, d.h. die konsumierenden Männer, weniger aber die hausarbeitenden Frauen ansprechen. Zugleich suchten jedoch viele NS-Inszenierungen und -Angebote an jener Abscheu vor „Unordnung“ und „Chaos“ anzuknüpfen, die nicht nur in den Arbeiterbewegungen, sondern auch in zahllosen Arbeiterhaushalten selbstverständlich war.

X. *Eigen-Sinn* und Hinnehmen von Herrschaft

Die Profile proletarischer Praxis änderten sich nicht im Rhythmus von Makro-Ökonomie und Makro-Politik: In Betrieben und Werkstätten entwickelten und beanspruchten die Arbeiter eigene Welten. *Diese* Mehrschichtigkeit kennzeichnet die Fabrikwelt auch nach dem Machtantritt der Nazis, d.h. anhaltender politisch-polizeilicher Repression und vielfachen Beschwörungen klassenübergreifender „Volksgemeinschaft“.

Bei aller Unterschiedlichkeit, wenn nicht Abgeschlossenheit von Werkstätten und Kolonnen, und ungeachtet vielerlei Reibereien zwischen Kollegen zeigen sich vor allem ab 1936 parallele Anstrengungen in den Belegschaften, das unter den veränderten Verhältnissen von Arbeitsrecht und polizeilicher Intervention jeweils „Möglichste“ herauszuholen. Die Rekrutierungs-Engpässe mancher Betriebe 1938 und 1939 ließen sich ungeachtet aller Verbote und Kontrollen für Lohnforderungen nutzen.¹⁰⁶ Der Enthusiasmus der NS-Führer für Leistungslöhne mochte

106 Vgl. Anm. 52 sowie K. Wisotzky: Der Ruhrbergbau im Dritten Reich. Studien zur Sozialpolitik und zum sozialen Verhalten der Bergleute in den Jahren 1933 bis 1939, Düsseldorf 1983, S. 143 ff, S. 167 ff.; H. Yano: Hüttenarbeiter im Dritten Reich. Die Betriebsverhältnisse und soziale Lage bei der Gutehoffnungshütte Aktienverein und der Fried. Krupp AG 1936 bis 1939, Stuttgart 1986, S. 103 ff.; W.F. Werner: „Bleib übrig!“ Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Düsseldorf 1983, S. 34 ff.; M. L. Recker: Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg, München 1985, S. 26-53; s. zum Ausmaß der Konsumeinschränkungen bereits bzw. vor allem 1939-42 R. J. Overy: „Blitzkriegswirtschaft“? Finanzpolitik, Lebensstandard und Arbeitseinsatz in Deutschland 1939-1942, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 36 (1988), S. 379-453, 395 ff.

die Sicherung der Handlungsspielräume in der Bemessung bzw. Verschleierung der eigenen Leistung erleichtern. Vor allem aber bot der Vorrang der Auf- bzw. Kriegsrüstung einen gleichermaßen ökonomischen wie politischen Hebel zur Sicherung gruppenspezifischer Vorteile für qualifizierte Arbeiter(gruppen). Unmut, „Bummelei“ und illegaler Arbeitsplatzwechsel richteten sich nicht gegen die NS-Herrschaft insgesamt; die meisten suchten vielmehr ihr „Eigenes“ anzueignen und durchzubringen.

Es ging bei den Interessensicherungen keineswegs um kollektives Widerstehen gegen die Nazi-Herrschaft. Vielmehr war es eine *doppelte Absetzbewegung*. Sie richtete sich zum einen gegen Zugriffe innerhalb wie außerhalb des Betriebes; zum anderen waren es Versuche, sich von Verpflichtungen jenseits der kleinen Gruppen von Kollegen oder Nachbarn, Bekannten oder auch Verwandten freizuhalten. Erstrebt wurden Zeiten und Räume, in denen jeder (auch) für sich sein konnte. Anstrengungen zur Distanz gegenüber Zumutungen 'von oben' wie von 'nebenan' markierten Arbeiterverhalten und Arbeiterorientierungen: Diese Arena war geprägt von Formen der Aneignung, vor allem aber von *Eigen-Sinn*.

Der Selbstlauf des lokal wie überlokal organisierten politischen Betriebes, der seit dem späten 19. Jahrhundert in Schwung gekommen war, hatte die Massen der Abhängigen darauf verwiesen, ihre Interessen und Bedürfnisse im Zweifelsfall „vor Ort“ anzumelden.¹⁰⁷ Und das gilt gerade auch für viele Partei- oder Gewerkschaftsmitglieder. In der Wahrnehmung „der Vielen“ waren weder öffentlich-spektakulärer Protest noch der Kampf um gesetzlich fixierte Regelungen entscheidend – so wichtig andererseits der Staat war, als *Vorstellung* übergreifender und über-politischer Einheit. Zentral blieb die vielfach eher unauffällige Sicherung der eigenen Sphäre in alltäglicher Praxis. Maßstäbe waren: das eigene Überleben bzw. das der Familie, die Achtung von Kollegen und Nachbarn, aber auch „keine Ungerechtigkeit!“ von den Obrigkeiten.¹⁰⁸ Im Hinblick auf die Ebene (oder Arena)

– Zum Zusammenhang von Arbeits- und Lohnpolitik mit der Krise des Systems faschistischer Herrschaft: T. W. Mason: Sozialpolitik im Dritten Reich, Opladen 1977, bes. S. 269-299.

107 Dazu insbesondere V.L. Lidtke: The Alternative Culture. Socialist Labor in Imperial Germany, Oxford/New York 1985, sowie für einen lokalen Fall, d.h. für die Prägungen wie Grenzen lokaler Organisation im Rahmen der SPD, A. von Saldern: Auf dem Weg zum Arbeiter-Reformismus. Parteialltag in sozialdemokratischer Provinz, Göttingen (1870-1920), Frankfurt 1984.

108 B. Moore: Injustice. The Social Bases of Obedience and Revolt. White Plains 1978; es geht dabei weniger um die Einzelanalyse (z.B. des deutschen „Falles“), als um die Anregungskraft der generellen These, bes. S. 77 ff., 458 ff.

von formaler und organisierter Politik dominierte abwartende Skepsis über „die da oben“. In der Konsequenz bedeutet das freilich: *Hinnahme* von Herrschaft, von Faschismus durch Industriearbeiter. Eigensinniges Aneignen nuancierte diese ‚Fallrichtung‘ z.T. erheblich, blockierte sie aber bestenfalls für einzelne.

Inwiefern konnten dann aber Angebote des NS-Regimes, die auf Identifikation gerichtet waren, zumindest von Fall zu Fall Resonanz finden? Die Antwort ist zweiteilig: Die phänomenologisch angelegten Skizzen von Arbeitsprozessen und Arbeitererfahrungen haben *erstens* Facetten einer längerfristig geformten ‚eigenen‘ Sphäre umrissen. Sie entfaltete sich überwiegend ‚außer Sicht‘ von Beobachtern und Kontrolleuren. In vielerlei Weise waren hier Entlastung, aber auch Befriedigung zu finden – gerade in den Mühen des Alltags. Vor einem solchen Hintergrund ändert sich die Perspektive auf alle „Identifikationsbedürfnisse“ grundlegend. Denn angesichts einer ‚Auffangstellung‘ in der eigenen Sphäre bedeutete Teilnahme z.B. an NS-Inszenierungen keineswegs notwendig den Ausdruck unabweisbarer oder gar zwanghafter Bedürfnisse. Vielmehr spricht einiges dafür, daß sich in dem Entschluß, dabei zu sein, eine Spielart der erwähnten Skepsis zeigte: *abwartende Neugier*.

Diese Neugier war nicht unerschöpflich. Nach der Phase des Anfangsreizes schärfte sich der Blick für die Gleichförmigkeiten – zumal die Versprechungen eines (national-)revolutionären Neubeginns und weitreichender Verbesserungen der Lebenslage für viele im Alltag leer blieben. Dennoch ließ sich durch die Inszenierung neuer Situationen „nationaler Wiedergeburt“ und „staatlicher Größe“ – Saargebiet und „Wehrfreiheit“ 1935, „Anschluß“ 1938, Kriegsbeginn 1939 – diese Neugier jeweils erneut ansprechen oder wecken. Überdies: Mancherlei Zustimmung mochte in die Distanzierungen eingelagert sein; die „Wehrfreiheit“, aber auch die „deutsche Qualitätsarbeit“ fanden ohne allzu große Nachhilfe Beifall.

Damit ist bereits der *zweite* Aspekt eingeführt: Die Selbst- und Fremdbilder von Industriearbeitern lassen erkennen, daß die Anstrengungen zur Distanz gegen Zumutungen (und auch Anreize) ein Repertoire von Symbolen der Industriearbeit nutzten, das ‚innerhalb‘ wie ‚außerhalb‘ der Klasse einsichtig war.¹⁰⁹ Dabei verfehlt die Annahme, es handele sich um die Hegemonie“ gesellschaftsweiter kultureller Muster, den *Prozeß*, in dem Zustimmung immer erst und je neu hergestellt wurde. In unterschiedlichen Kontexten jeweils eine positive Resonanz

109 Zu klassenübergreifenden Verständigungsweisen vgl. Schäfer: Bewußtsein sowie Bauer: Sprache, zum Folgenden auch P. Schirmbeck: Adel der Arbeit, Marburg 1984, S. 35 ff., 51 ff.

zu finden oder herzustellen – damit wurde ‘Gleichsinnigkeit’ über Klassen- und Gruppengrenzen hinweg produziert oder bekräftigt.

NS-Propagandisten versuchten mit Nachdruck, einzelne Bilder und Texte, aber auch ganze Sequenzen von ‘einleuchtenden’ Zeichen im Feld der Symbole zu nutzen, z.T. auch neu zu plazieren. In öffentlichen wie in privaten Räumen wurden solche Angebote oder Anreize vielfach aufgenommen, nicht selten angeeignet. Bild-„Ikonen“ von Muskelarbeit, von körperlicher Arbeitsmühe und Schweiß vergegenwärtigen stets auch hautnahe Erfahrungen, die zahllose Menschen je für sich unmittelbar nachempfinden konnten – allerdings vornehmlich Männer. Solche Anknüpfungen wurden in den NS-Bildmedien gezielt gesucht. – Ungeachtet allem Anknüpfen an „Ikonen“ von Industrie und Industriearbeit, die seit der Jahrhundertwende gesellschaftsweit Zustimmung gefunden hatten, wurden parallel neue Akzente sichtbar. Illustrierte, Bildbände und nicht zuletzt Werkszeitungen zeigten seit den späten 1920er Jahren, und mit zunehmender Tendenz in den 1930ern Körper und Gesichter, die bei aller Stilisierung von gestählter Körperlichkeit nicht selten individuelle Züge trugen. Auch das war kein völliges Novum; die Arbeiterpresse der 1920er Jahre hatte aber gesellschaftliche wie persönliche Ziele weit nachdrücklicher in Sinnbildern von Massen und Kollektiven festgehalten. In den individualisierenden Bild-Symbolen der 1930er Jahre konnte sich hingegen auch jenes ‘unglückliche Bewußtsein’ über die Arbeiterexistenz repräsentiert sehen, das zwar nur wenige Arbeiter zeigten, aber doch viele ‘bei sich’ hatten, das sie umtrieb.

Die Symbolik von Arbeit und Arbeitern, die der NS-Staat aufnahm, war mehrdeutig und offen. Die Darstellungs- und Ausdrucksformen reizten die Aufmerksamkeit über die Klassen- und Schichtengrenzen hinweg; sie waren zustimmungsfähig auch für viele, die proletarische Erfahrung nicht teilten. Durch Handarbeit geprägte Gesichter und Figuren verwiesen selbst in unheroischen Posen auf jenes Pathos der „Arbeiter der Faust“, das vertraut war.

In Propagandasprüchen, wie dem „Hart-wie-Kruppstahl!“ und der „deutschen Qualitätsarbeit“, fand es verbale Resonanz. Beschwörungen von „Fleiß und Arbeit“ zielten auf diese Vieldeutigkeit – wie in Hitlers Rede am 1. Mai 1933.

Orientierung an Symbolen bedeutet keinen Gegensatz zur Sorge um die materielle Existenz. Denn symbolische Deutungen prägen immer schon die Kalkulationen z.B. mit den Unsicherheiten des Lohnes und der Beschäftigung, d.h. mit den eigenen Interessen. Daß jene NS-Angebote und NS-Versprechungen, die Symbole ansprachen oder nutzten, ein hohes Maß an Selbstausbeutung voraussetzten, wurde überdies rasch deutlich: Neue Sitzbänke oder Grünanlagen, aber auch Duschen oder Pausenräume mußten meistens selbst angelegt werden.

Andererseits standen sie dann zur Verfügung, konnten genutzt werden. Wenn es vorher keine Möglichkeiten gegeben hatte, sich die Hände zu waschen oder gar zu duschen, war ein „Gefolgschaftshaus“ nicht nur eine Propagandaaktion, sondern eine handfeste Verbesserung des Lebens, zumal in Fabriken auf dem Lande.¹¹⁰ Das Maß für ein besseres und auch schöneres Leben gewannen die Menschen an solchen, im einzelnen unspektakulären Veränderungen im Alltag. Insofern war „Ästhetisierung von Politik“ (W. Benjamin) nicht nur manipulativer Versuch, sondern Antwort auf alltägliche Erfahrungen und Strebungen.¹¹¹

Die Arena von Eigen-Sinn war nicht hermetisch abgeschlossen. Orientierungen und Verhaltensweisen formten sich auf mehreren Ebenen, blieben mehrschichtig. Symbolische Deutungen, in denen konkrete Erfahrungen¹¹² und „große“ Ziele aufeinander projiziert werden konnten, entfalteten sich „unequal“. Sie korrespondierten mit sozial-ökonomischen und herrschaftlichen Bewegungen, ohne von ihnen abzuhängen. Erfahrungsgesättigte und symbolisch verdichtete Bilder und Selbstbilder, die ihrerseits Erfahrungen prägten, waren vielfältig auszubeuten – auch als „Bergwerk der Hitlerbewegung“ (E. Bloch)

110 Für das Beispiel des Holzkohlenverarbeitungsbetriebs HIAG in dem Dorf Bodenfelde an der (Ober-)Weser vgl. L. Hoffmann/U. Neumann/W. Schafez, *Zwischen Feld und Fabrik*, Göttingen 1986, S. 59 f.; vgl. Freitag: Spenge, S. 424 f.

111 Vgl. *Deutschland-Berichte*, Bd. 5: 1938, 173 f., 176; Wisotzky: *Ruhrbergbau*, S. 182 ff.; für die Steigerung der Arbeitsleistung zieht er ein negatives Fazit (zudem habe die DAF bei den Unternehmen „offene Türen“ eingerannt); ähnlich Yano: *Hüttenarbeiter*, S. 123 ff.

112 Vgl. jedoch zur ‚Planierung‘ inhaltlich bestimmter Erfahrungen im Zuge „habitualisierter Konkurrenz“ in der bürgerlichen Gesellschaft H. Gerstenberger: *Alltagsforschung und Faschismustheorie*, in: Gerstenberger/Schmidt (Hg.): *Normalität*, S. 35-49, 42 ff. – Diese These folgt m.E. einem ‚ökonomistisch‘ verkürzten Interessenbegriff und verknüpft ihn mit einem Verständnis von „Habitus“, das einen geschlossenen Funktionszusammenhang unterstellt. Bruchstellen und inhaltliche Reibungsflächen – also die Bedingung der Möglichkeit für ungleichmäßigen Wandel und Umwälzungen – bleiben ausgeblendet.

„Ehre der Arbeit“: Industriearbeiter und Macht der Symbole

Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus

I. Ley: „Ich gab ihnen die Hand“

Die „Deutsche Arbeitsfront“ (DAF) sollte Interessenkonflikte und damit den „Klassenkampf“ in den Gewerbe- und Industriebetrieben ein für allemal beenden. Am 10. Mai 1933 wurde diese NS-Organisation gegründet, wenige Tage nach den spektakulären Inszenierungen und Gewaltakten vom 1. und 2. Mai: dem „Tag der nationalen Arbeit“ und dem unmittelbar folgenden Verbot der Gewerkschaften. Diese Okkupation der Ausdrucks- und Organisationsformen der freien Arbeiterbewegungen markierte zugleich einen ersten Höhepunkt des massiven NS-Terrors, der auf allen Ebenen gegen „rote“ wie „schwarze“ Arbeiter, gegen „Kommune“ und „Proleten“ wütete.¹ – Als „Führer“ (ab 1934 „Leiter“) der DAF wurde der „Reichsorganisationsleiter“ der NSDAP, Robert Ley,²

-
- 1 Zu Planung und vor allem Arrangements und Ablauf der Feier-Rituale des „Tages der nationalen Arbeit“ am 1. Mai detailliert: E. Heuel: Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933-1935, Frankfurt/New York 1989, S. 42-187; Transkript der Schallaufnahme der Hitler-Rede sowie eines Teils des Radio-Programms zur Einstimmung auf den Tag, ebd., S. 577-623. – Die Erklärung des 1. Mai 1919 zum Feiertag der Arbeit war ein einmaliger Akt geblieben; den Arbeiterbewegungen gelang es in den folgenden Jahren nicht, den proletarischen Kampftag staatlich „akzeptabel“ zu machen bzw. sanktionieren zu lassen. – Zur Besetzung der Gewerkschaftshäuser und Beschlagnahme der Vermögen am 2. Mai 1933 vgl. H. A. Winkler: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930-1933, Berlin/Bonn 1987, S. 867 ff.; für ein industrielles Zentrum G. Hetzer, Die Industriestadt Augsburg. Eine Sozialgeschichte der Arbeiteropposition, in: M. Broszat u.a. (Hg.), Bayern in der NS-Zeit, Bd. 3, München/Wien 1981, S. 1-233, 93 ff., 106 ff.
 - 2 R. Smelser: Robert Ley. Hitlers Mann an der „Arbeitsfront“, Paderborn 1989, S. 135 ff. Vgl. vor allem Heuel: Der umworbene Stand, Kap. 4 u. 5.

eingesetzt. Im November 1933, als die Vorbereitungen für die arbeitsrechtliche Neu-Formierung unter Hochdruck liefen, erreichte es die DAF, zur einzigen Organisation aller Erwerbstätigen in Industrie und Gewerbe erklärt zu werden. Und in dem entsprechenden „Gesetz zum Schutz der nationalen Arbeit“, dem sogenannten „Arbeitsordnungsgesetz“ (AOG) vom 20. Januar 1934, wurden „Betriebsführer“ und „Gefolgschaft“ verpflichtet, eine „Betriebsgemeinschaft“ zu bilden und zu pflegen.³ Das Gesetz forderte aber auch, die „soziale Ehre“ zu sichern – die „böswillige Ausnutzung der Arbeitskraft“ konnte immerhin ehrengerichtlich belangt werden, allerdings nicht auf direkten Antrag desjenigen, der sich beschwert fühlte.⁴

Beteuerungen der NS-Führer, sie würden erstmals in der deutschen Geschichte die „Ehre der Arbeit“ würdigen und mit allem Nachdruck ihre Anerkennung durchsetzen, hatten am 1. Mai 1933 den Höhepunkt der NS-„Machtergreifung“ geprägt, die Feiern zum „Tag der nationalen Arbeit“. Es blieb nicht bei demonstrativen Schaustellungen und rituellen Beschwörungen einer „Volksgemeinschaft“, die bereits begonnen habe, die Klassenspaltung zu überwinden. Auch in weniger herausgehobener Weise sollten Gesten und Zeremonien zeigen, daß es die Nationalsozialisten mit der „Arbeitsehre“ ernst meinten. Dazu gehörte auch eine Praxis, mit der sich vor allem Robert Ley wiederholt brüstete: „Ich gab den Menschen die Hand“.⁵

Ley bezog sich auf zahlreiche (nicht näher bezifferte Betriebsbesuche, die er seit Sommer 1933 unternommen habe. Freilich sei das „Hand-geben“ eine „große

3 Heuel: Der umworbene Stand, S. 539 ff., vgl. 505 ff.; zum folgenden S. 531 ff.

4 Die Zahlen waren sehr gering: Zwischen 1934 und 1942 lassen sich 1.264 Personen ermitteln, gegen die ein Verfahren eingeleitet wurde (für 1938 fehlen allerdings die Angaben); in 496 Fällen kam es zu Urteilen. Nach 1937 ist ein weiterer Bedeutungsverlust der offenbar von Anfang nur äußerst selten bei „Betriebsführern“ tatsächlich eingeklagten Verpflichtung unverkennbar, vgl. Andreas Kranig: Lockung und Zwang. Zur Arbeitsverfassung im Dritten Reich, Stuttgart 1983, S. 235 ff.

5 Dazu und zum Folgenden R. Ley: Ich gab den Menschen die Hand, in: Ders.: Soldaten der Arbeit, 2. Aufl. München 1939, S. 69-79, S. 69 f. (Rede am 2. Juni 1937 in den Leuna-Werken); vgl. Ders.: Sechs aktuelle Fragen, in: Ders.: Wir alle helfen dem Führer, München 1937, S. 209-213, 209, sowie die Bildunterschrift „Nicht den Maschinen, den Menschen gilt das Interesse bei den Betriebsbesuchen Dr. Leys“, ebda., zwischen S. 48/49; vgl. auch „W. K.“: Der deutsche Arbeiter zieht mit, in: Der Vierjahresplan 1 (1937), S. 24 f.: Ley habe „unzählige Unterhaltungen von Mann zu Mann“ bei seinen Betriebsbesuchen „seit Beginn des neuen Vierjahresplanes“ gehabt, demnach seit Herbst 1936, ebda., S. 24.

Gefahr“ gewesen, denn – wie leicht hätte er sich lächerlich machen können! „Früher“ wäre es doch ganz undenkbar gewesen, „in die Betriebe zu gehen, den Menschen nichts mitzubringen, was materielle Vorteile bot“. Und was konnte er ihnen bringen? Er habe ihnen doch „nur die Hand (...) gegeben“. Er sei „von Werkbank zu Werkbank gelaufen“ und habe die Menschen gefragt, „wie es ihnen geht, ob sie Sorgen haben“. Sein Ziel sei gewesen, „die Menschen“ anzureden, sich „einmal mit ihnen zu unterhalten, in Beziehung zu kommen“. Und noch einmal: „Ich habe alle Energie zusammengenommen, mich auf jeden einzelnen konzentriert, ich habe seine Hand ergriffen, ich ließ nicht nach“. Die Wirkung schien ihn noch im nachhinein zu überraschen. Einzelne hätten ihm zunächst zögernd die Hand gegeben, dann seien aber auch andere herbeigekommen, schließlich habe man ihn umringt, und „zuletzt hoben sie mich auf die Schultern“. Und das galt auch im Rückblick als der Sieg: „Die Schlacht war geschlagen“.

Diese Geschichte vom „Ich-habe-den-Menschen-die-Hand-gegeben“ war bereits Teil einer Rede Leys am 1. März 1934 gewesen, die er auf einem Empfang hielt, den Alfred Rosenberg für das diplomatische Corps gab.⁶ Dabei bezeichnete Ley das „Hand-Geben“ als seine „neue Methode“. Nach der Phase der Massenaufmärsche, der Demonstration des Machtanspruchs, sei es darum gegangen, die „Herzen dieser Menschen zu gewinnen“. Und der Versuch, ‚innere‘ Zustimmung zu erreichen, habe gewirkt – entgegen aller Erwartung, scheint der Redner selbst zu ergänzen. Ley: „Es war wundervoll zu beobachten, wie Schüchternheit, Nieder geschlagenheit, ja zum Teil auch gegnerischer Grimm und Haß (...) überwunden wurden“. Das Medium dieses angeblichen Wunders war eine körpersprachliche Geste, eine Respektsbekundung zwischen Gleichen: ein Händedruck – mehr noch: ein „einfacher Händedruck zweier Männer“.

Der wiederholte, nachdrückliche Verweis zeigt: Die Geste sollte als einzigartig erscheinen und gewürdigt werden. Die Erzählung spielte nachdrücklich an auf Bekehrungserlebnisse. Aufsuchen, Ansprechen und Gruß – gleichsam im ‚Handumdrehen‘ wurden aus Zweiflern begeisterte Anhänger. Angesprochen war aber ein Zweites: Ley präsentierte sich als Mitglied des obersten Machtzirkels einer „Bewegung“, die im Schwung der von ihr beanspruchten „nationalen Revolution“ einen umfassenden politischen und gesellschaftlichen Neuanfang bringen würde.⁷

6 R. Ley: Die Deutsche Arbeitsfront, ihr Werden und ihre Aufgaben, München 1934, S. 11.

7 Vgl. G. Paul: Der Sturm auf die Republik und der Mythos vom „Dritten Reich“. Die Nationalsozialisten, in: D. Lehnert/K. Megerle (Hg.): Politische Identität und



NS-Propaganda nutzte populäre Bilder, Vorstellungen und Orientierungsmuster. Dabei war die „Ehre der Arbeit“ ein zentraler Bezugspunkt. Das Bild zeigt Robert Ley, Leiter der „Deutschen Arbeitsfront“, bei dem von ihm besonders gepflegten Händedruck mit Produktionsarbeitern

Zu den Ritualen der Inthronisation neuer Machthaber, die „Ein herrschaft“ mit Massenzustimmung zu verbinden vorgaben, gehörten rituelle Massenhuldigungen.⁸ Dabei bewegten sich die „Massen“ auf das Machtzentrum zu, zogen an ihm bzw. der oder den Führungspersonen vorbei. Sie bezeugten Gehorsam oder Zustimmung dort, wo die neuen Machthaber ihr Machtzentrum bestimmten.

Ley beanspruchte eine Umkehrung solcher Rituale: Er habe nicht gewartet, sondern sei zu den Arbeitern hingegangen. Er habe diejenigen, die er gewinnen wollte, dort aufgesucht, wo sie ein Zentrum ihres Lebens hätten, an den Arbeitsplätzen. Nicht er sei es gewesen, der andere zu sich zitierte. Vielmehr habe er die Namenlosen, die keine Chance sahen oder sich nicht trautes, einen „Führer“ anzusprechen, seinerseits auf Nöte und Wünsche befragt. Damit habe er jede hierarchische Distanz aufgegeben, mehr noch: überwunden. Vielmehr sei dieser „Große“ ohne jeden Vorbehalt auf die Menschen zugegangen. Und auch wenn es Frauen waren, mit denen er Worte und Sätze gewechselt hatte – der Anspruch auf zwanglosen Umgang, womöglich kumpelhafte Zwanglosigkeit erforderte die Formel, er habe als „Mann zu Mann“ gesprochen. Und dazu paßt dann der „einfache Händedruck“, den er möglichst vielen entboten habe. Ley präsentierte sich als ein Führer, der zugleich vorgab, einer unter vielen „Soldaten der (Hand-)Arbeit“ zu sein.

nationale Gedenktage. Zur politischen Kultur in der Weimarer Republik, Opladen 1989, S. 255-279.

- 8 Die Präsentationsformen von „Royalty“ sind in Ansätzen zum Thema geworden, vgl. D. Cannadine/S. Price (Hg.): *Rituals of Royalty. Power and Ceremonial in Traditional Societies*, Cambridge u.a. 1987; insbesondere die entsprechenden Praktiken im napoleonischen Frankreich (und seinen Satelliten), aber auch unter Napoleon III. bedürften genauerer Inspektion (vgl. für den Appell an die Revolutions-Ikone: M. Agulhon: *Marianne au combat*, Paris 1980); vgl. für Nomenklaturen und – überwiegend – verbale Symbolisierungen organisierter politischer Gruppen in der Weimarer Republik Lehnert/Megerle (Hg.): *Politische Identität und nationale Gedenktage*; nur für SPD und KPD werden auch Rituale einbezogen, s. die Beiträge von M. Gailus und Lehnert, ebda., S. 61 ff. und 89 ff.; zu visuellen und szenischen Präsentationsformen D. Petzina (Hg.): *Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung*, Essen 1986, bes. G. Korff und G. Hauk, ebda., S. 27 ff. und 69 ff. – Für revolutionär-republikanische Einsetzungs-Rituale, d.h. die Feiern anlässlich der Ratifizierung der US-amerikanischen Verfassung 1788/89 s. J. Heideking: *Die Verfassung vor dem Richterstuhl. Vorgeschichte und Ratifizierung der amerikanischen Verfassung 1787-1791*, Berlin/New York 1988, S. 709 ff.

II. Fabrikarbeit – Handarbeit

Ley schüttelte die Hände von Männern und Frauen, die sich überwiegend durch ‘ihrer Hände Arbeit’ geprägt sahen. Erfahrungsprofile und Orientierungsweisen betonten Körperlichkeit und physischen Krafteinsatz.⁹ Körpereinsatz meinte zugleich jene „Handgeschicklichkeit“ beim Bewegen und Handhaben von Werkzeug und Werkstück, welche der andauernde, dabei nach Stückzahl oder Werkstoff auch immer wieder variierte Umgang mit Material und Werkzeugen vermittelte.

Das Arbeiten in einem Betrieb, genauer: in einer Abteilung oder Werkstatt summierte sich Tag für Tag aus einer Vielzahl von Körperbewegungen, klein- und großräumigen. Die Zu- und Abfuhr der Werkstücke sollte zwar von Transportarbeitern besorgt werden, zumal in „rationalisierten“ Betrieben. Dennoch gab es immer wieder Pannen. Um die Anrechnung von Ausfallzeiten durch das (weithin vorhandene) Lohnbüro nicht zu erschweren und damit den eigenen Lohn zu kürzen, war Handanlegen ratsam. Bewegung machte das Holen von Werkzeugen. In vielen Branchen des Maschinenbaus, aber auch in den überall anzutreffenden Reparaturwerkstätten waren z.B. abgenutzte Drehstähle, Fräsen oder auch eine stumpfe Handfeile auszutauschen – das bedeutete entweder den Gang zur Werkzeugausgabe oder den Griff in die entsprechende Vorratskiste in der Nähe der Kolonne. Oder: Eine Welle war hochzuhieven und auf einen Transportkarren oder an den Kranhaken zu „wuchten“; auch bei Kollegen oder Nachbarkolonnen war immer wieder Hand anzulegen. Und auch spezialisiertere und schneller laufende Werkzeugmaschinen mußten weiterhin per Hand eingestellt, angeschaltet oder gestoppt werden. Die „schnelle Hand“ fand Anerkennung bei den Kollegen; vor allem konnte man damit die Akkordzeiten, z.B. an der Blechscher, erheblich unterbieten – bei dem einen oder anderen blieb die Hand aber auch in der Schere hängen. Die Wunde ließ sich nur noch abbinden, die Hand oder einige Finger mochten verloren sein.

Aber nicht allein Werkstücke und Werkzeuge wurden bewegt. Die Werkzeuge mußten je nach Auftrag eingestellt, die Werkstücke gehoben und verschoben,

9 Vgl. dazu vor allem Belege aus dem Bergmännischen: F.J. Brüggemeier: *Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau, 1898-1919*, 2. Aufl. München 1984, bes. S. 58 ff., 102 ff., 124 ff., 136 ff., 142 ff.; H. Steffens: *Autorität und Revolte. Alltagsleben und Streikverhalten der Bergarbeiter an der Saar im 19. Jahrhundert*, Weingarten 1987, S. 119 ff., 246 ff. – Ich verwende hier eine leicht revidierte Passage meines Aufsatzes: *Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus*, in diesem Band, S. 192-245.

auf- und abgespannt werden. Bei Dreh- und Fräsarbeiten, bei der „spanabhebenden“ Fertigung war andauernd zu kühlen, d.h. Wasser und Öl mußten geholt, eingefüllt und abgewischt werden. Werkzeuge und Produkte erforderten fortwährendes Säubern. Überdies spritzten und sprühten Späne und Grate und konnten ungeachtet allmählich vermehrt eingebauter Schutzgitter und -platten bzw. Schutzvorschriften die Arbeitenden verletzen.

Arbeiteten hier fast ausschließlich Männer, jedenfalls in „Friedenszeiten“, machten Frauen in vielen Branchen, vor allem jedoch in Spinnereien und Webereien, aber auch in der elektrotechnischen Industrie vergleichbare Erfahrungen. „Typische Frauenarbeit“ war in den Augen von Unternehmens- und Betriebsdirektoren durch eine „gewisse Handgeschicklichkeit“ gekennzeichnet, die freilich zugleich als minder qualifiziert eingestuft wurde: Frauenlöhne blieben beharrlich um ein Drittel bis um die Hälfte unter denen der Männer. In einer Konzernleitungs-Sitzung der OSRAM GmbH wurde in Dezember 1933 festgehalten, daß diese Frauenarbeit „auch für die Zukunft“, d.h. der staatlicherseits auf Männerarbeitsplätze konzentrierten Arbeitsbeschaffung, unverzichtbar sei; das „Spannen, Einschmelzen, Pumpen von Lampen usw., wird (...) den Frauen vorbehalten bleiben müssen“.¹⁰

Die Generallinie, der das Management in vielen Betrieben zu folgen suchte, umriß der technische Leiter des GHH-Maschinenbaus in seinem Bericht von der Leipziger Frühjahrsmesse 1934: „Die Bedienung der Werkzeugmaschinen wird zwar umfangreicher, aber durch Vereinfachung andererseits erleichtert.

Grundsätzlich folgt man dem Grundsatz, daß die Bedienung nach dem amerikanischen Grundsatz ‘fool proof’ zu sein hat, so daß auch ungeschickte Hände die komplizierteste Maschine nicht zu Bruch fahren können“¹¹ Allerdings wurden

10 S. Jacobeit: OSRAM-Arbeiterinnen. Deutsche und ausländische Frauen in der Kriegsproduktion für den Berliner Glühlampen-Konzern 1939 bis 1945, in: Jahrbuch für Geschichte 35 (1987), S. 369-388, 371 f.

11 Reisebericht Brill, 20. März 1934, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 40420/52, S. 1 f. – Nur für die Phase der Frauenarbeit im Weltkrieg 1914-18 wird die Frage der Veränderung von Arbeitsabläufen – im Sinne der „Rationalisierung“ – in einer Studie zum Thema, die für die Tarifaufeinanderstellungen und vor allem für das (staatliche) Schlichtungswesen der 1920er Jahre Wichtiges zusammenträgt, vgl. B. Adam: Arbeitsbeziehungen in der bayerischen Großstadtmetallindustrie von 1914-1932, München 1983, bes. S. 161. – Für die Entwicklung im Bereich von Arbeitsmitteln und Technologie vgl. den exzellenten Überblick bei R. Berthold (Red.), Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945, Berlin/DDR 1988, Kap. 2.1-2.4.

selbst in „rationalisierten“ Betrieben, unabhängig von der Größe, vielfach ganze Werkstätten, zumindest aber einzelne Maschinen oder Maschinengruppen älterer Bauarten unverändert weiter genutzt.

In den meisten Betrieben war es normal, daß ein großer Teil der Maschinerie nicht neu und gar „modern“ war. Dafür galt dann, daß „die Differenz in der Leistung zwischen den alten und neuen Maschinen nur durch die *Handfertigkeit und Gewandtheit* (Hervorhebung A. L.) unserer Facharbeiter und durch erhöhten Zeitaufwand ausgeglichen werden kann“.¹²

Den Befürwortern der „Rationalisierung“ per Arbeitsteilung und Zeitstudien ging es freilich auch nicht um eine abstrakte Maschinisierung. Vordringlich war ihnen die Verminderung der Vor- und Nacharbeiten. Dies waren zum allergrößten Teil zeitintensive und zugleich schwer kontrollierbare Handarbeiten: Solche Handlungsspielräume sollten eingeschränkt werden. Um so bedeutsamer mußte sein, in welchem Umfang „Handfertigkeit und Gewandtheit“ der Arbeiter wie der Arbeiterinnen an neuen Spezial- und Schnellauf-Maschinen weiterhin gefordert blieben.

III. Herrschaftspraxis und Symbole

Ley galt in der informellen Titulatur, mit der das Gehabe vieler NS-Machthaber karikiert – z.T. auch verniedlicht – wurde, als der „Reichstrunkenbold“.¹³ Aber auch unabhängig von seinen Gewohnheiten (und Süchten) sowie seinen politischen Posen: Es gelang ihm mit der DAF nicht, auf die Dauer eine strategische Position im „polykratischen“ Kräftefeld der NS-Herrschaftsgruppen zu erringen. Jedenfalls konnte er ab ca. 1938 Ansätze für gesamtpolitische Einflußnahmen nicht mehr weiter ausbauen.¹⁴

Verweise auf *Herrschaftspersonen und Herrschaftsstrukturen* erschließen aber nicht die Massenwirksamkeit der NS-Bewegung – die sie auch bei Industriear-

12 Brill, ebda, (wie Anm. 11), S. 2.

13 Vgl. dazu z.B. K. Behnken (Hg.): Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SOPADE) 1934-1940, Bd. 4: 1937, Frankfurt 1980, S. 1290; Smelser: Ley, S. 300.

14 Generell vgl. P. Hüttenberger: Nationalsozialistische Polykratie, in: Geschichte und Gesellschaft 2 (1976), S. 417-442; zu Ley: Smelser: Ley, passim; zusammenfassend S. 296 – mit dem wichtigen Hinweis auf die „neuartige Macht“, welche die DAF ausgeübt habe; diese „diffuse Macht“ habe auf „unablässig gesammelten Einzelinformationen, auf Dienstleistungen und auf Reichtum“ beruht, ebda., S. 297.

beitern und -arbeiterinnen sowie deren Angehörigen fand. Für „massenhaftes“ Hinnehmen und auch Mitmachen nach dem Machtantritt wie in den folgenden Jahren war entscheidend die *Herrschaftspraxis* im deutschen Faschismus. Welches aber waren und welche Wirkungen hatten die Formen, in denen „Wille“ wie „Befehle“ von parteilichen und staatlichen „Hoheitsträgern“ durchgesetzt werden sollten?¹⁵ Welche Bedeutung hatten in diesem Zusammenhang Verweise auf die „Arbeitsehre“? Was zeigen symbolische Praktiken wie das Aufsuchen der Arbeiter, das Ley durch seine Präsentation ‘bedeutsam’ zu machen suchte?¹⁶ Das heißt auch: Von welchen Symbolen und rituellen Alltagspraktiken ließen sich (Industrie-)Arbeiter ansprechen, welche teilten sie, in Zustimmung oder auch in Ablehnung?

Symbole verweisen keineswegs auf mythische Welten, die historischem Kontext oder Prozeß entzogen wären. Vielmehr beziehen sich Symbole auf stets mehrschichtige Bedeutungen. Diese Mehrdeutigkeiten sind aber an die Situationen ihrer Präsentation und Nutzung, also auch Neu-Interpretation gebunden. Die eigentümliche Attraktion und damit: Wirkungsmacht liegt darin, daß Symbole scheinbar unvereinbare Bedeutungen gleichzeitig zulassen, sie „herauslocken“ und zuspitzen. Damit können vielerlei Hoffnungen, aber auch Ängste, jedenfalls für Momente, sehr konkret und ‘wirklich’ werden. Victor Turner hat darauf aufmerksam gemacht, daß Symbole einen „normativen“ mit einem „emotiven Pol“ verbinden.¹⁷ Letzterer sei insbesondere durch „sensorische“ Qualitäten ge-

-
- 15 Die Anspielung auf Max Webers Definition von Macht und Herrschaft soll an die Verknüpfung von Gewaltandrohung und Rechtfertigung erinnern; allerdings bleibt gerade bei Weber die Frage nach dem Produzieren und dem Hervorbringen von „Legitimitätsglauben“ (Hervorhebung A. L.) offen bzw. unbeachtet, vgl. Ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft*, 5. Aufl. Tübingen 1964, S. 38 ff. sowie 157 ff., aber auch 27.
- 16 In der NSBO- und DAF-Presse finden sich 1934 und 1935 zahlreiche Betriebsreportagen, die einen vergleichbaren Gestus behaupten, in denen also die sonst Namenlosen zu Wort kommen bzw. als Personen ins (Photo-)Bild gerückt werden, vgl. Heuel: *Der umworbene Stand*, S. 561 ff.; vgl. für die Wirkung des Einzelzeugnis bei M. Zimmermann: *Ausbruchshoffung*, in: L. Niehammer (Hg.): *„Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“*, Berlin/Bonn 1983, S. 97-132, 116.
- 17 Vgl. zu dieser Interpretation von „Symbol“ V. Turner: *The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual*, Ithaca/London 1973, S. 27 ff., bes. 48 ff.; vgl. Ders.: *Symbols in African Ritual*, in: J. L. Dolgin u. a. (Hg.): *Symbolic Anthropology*, New York 1977, S. 183-194 sowie R. Firth: *Symbols. Public and Private*, London 1973, S. 193 ff.

kennzeichnet. Dieser spreche die Sinne unvermittelt an, z.B. durch Geräusche, Bilder, Gerüche. Zu denken ist zum Beispiel an Photos oder Statuen, die „Qualitätsarbeiter“ vorstellen sollten. Sie richteten sich an den Augensinn. Solche Ikonen evozierten gleichermaßen Selbst-Bilder und Vorstellungen vom guten, vom wertvollen Qualitätsarbeiter.

Erfahren werden Symbole in rituellen Praktiken, in Inter-Aktionen, welche von den Vorstellungen und Erwartungen aller Beteiligten in besonderem Maße aufgeladen sind. Für die Beteiligten werden sie ‘bedeutungsschwer’. So bezog sich bei Maschinenbauarbeitern der Umgang mit Werkzeugen auf Erfahrungen eigener „Handfertigkeit“. Gleichzeitig prägten Zumutungen und Anreize der Vorgesetzten und der Kollegen – aber auch individueller Eigen-Sinn¹⁸ den Umgang untereinander wie mit den Werkzeugen: Die Arbeitsgeräte wurden darin zu alltäglichen Symbolen jener Mischung von Handlungschancen und -grenzen, von Versagungen und Befriedigungen, die das Überleben an den Arbeitsplätzen ‘färbten’.¹⁹ In Männer-Arbeitskolonnen verknüpften sich Pflege der Werkzeuge mit Wertschätzung unerlässlicher Hilfsmittel, vielleicht auch Stilisierung der ‘Helfer’. Damit verbanden sich Bilder einer Praxis, die im Umgehen mit überwiegend metallischen Stoffen und Maschinen als „männlich“ galt.

Symbolische Praxis zeigte sich auch in gezielten, dabei geduldeten Überschreitungen der Arbeitsdisziplin in den Werkstätten, an den Arbeitsplätzen und -maschinen. Kollegialität, aber auch betriebliche Hierarchie wurden in ihren Verknüpfungen fühlbar in den Ritualen von Geburtstags- und Jubilarfeiern:²⁰ Hierarchien relativierten sich, jedenfalls für kurze Zeit. Auf längere Sicht stützte die momentane Gemeinsamkeit jedoch nur erneut die Ungleichheiten zwischen Kolonnenmitgliedern und Vorarbeitern einerseits und Meistern oder gar Ingeni-

18 Zur Eigentümlichkeit dieses individuellen Sich-Distanzierens gegenüber allen Erwartungen, das zugleich Nutzen-Kosten-Kalküle für den Moment ignoriert, vgl. meinen Aufsatz: Lohn, Pausen, Neckereien: *Eigensinn* und Politik bei Fabrikarbeitern in Deutschland um 1900, in diesem Band, S.107-140.

19 Dazu ausführlicher mein Versuch einer „dichten Beschreibung“: Wo blieb die „rote Glut“?, S. 192-245. Diese ungemein ‘realen’ Bedeutungen von Symbolen entgehen K. Wisotzky in seiner in vielfacher Hinsicht sehr eindringenden Arbeit, Ders.: Der Ruhrbergbau im Dritten Reich. Studien zur Sozialpolitik im Ruhrbergbau und zum sozialen Verhalten der Bergleute 1933 bis 1939, Düsseldorf 1983, S. 99.

20 Sehr anregend dazu auch das Beispiel des Eligiusfestes, des Festes zu Ehren des Patrons vor allem der Metallarbeiter, in einer (Groß-) Schmiede bei Renault seit den späten 1920er Jahren: N. Gerome: Das Sankt-Eligius-Fest in den Schmieden der Renault-Betriebe von Billancourt, in: F. Boll (Hg.): Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik. Wien etc. 1986, S. 143-154.

euren und Direktoren andererseits. In der demonstrativen Zusammengehörigkeit – ausgedrückt in Unterbrechung der Arbeit, im Essen und auch (Alkohol-) Trinken an ‘eigentlich’ verbotenem Ort – scharten sich alle um den Jubilar. Das wurde im Jubiläumphoto festgehalten und zugleich verewigt. In der Präsenz von Vorgesetzten konnte eine Verminderung der hierarchischen Distanz deutlich werden. Zugleich mochte sich der Geehrte besonders geschätzt und respektiert sehen. Bei der „nächsten Schicht“ aber erlaubte die vorangegangene Lockerung der Hierarchie, nun die Distanz zwischen Vorgesetzten und Untergebenen noch stärker zu betonen, sie womöglich hemmungsloser einzufordern. Feiern dieser Art hatten eine weitere Bedeutung. Sie demonstrierten Abgrenzung gegenüber ‘allen anderen’, gegenüber Kollegen wie „höheren Chargen“ im Betrieb, den Angehörigen anderer Kolonnen und Werkstätten, gegenüber Außenstehenden überhaupt, ob sie Arbeiter waren oder nicht.

IV. NS-Herrschaftsstrategien

Timothy Mason hat bei den Herrschaftsgruppen von Partei und Staat, die sich mit der „Bändigung“ und Kontrolle von Arbeitern, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen befaßten, drei parallele, aber nicht notwendigerweise komplementäre Herrschafts-Strategien unterschieden: Repression, Neutralisierung und Integration.²¹ Vor allem die Integration interessiert ihn. Nicht einbezogen sind allerdings die Kriegsjahre. Es fehlen also „Stimmung“ und Verhalten in den Phasen der militärischen Siege und „Blitzkriege“, aber auch die erheblichen Veränderungen im Zuge der „totalen“ Mobilisierung, bei zunehmender Präsenz von Zwangs- bzw. „Fremdarbeitern“, dem verheerenden Bombenkrieg, den Rückzügen und Niederlagen ab 1942/43.²² So wenig Mason damit die ‘Vollendung’ faschistischer

21 T. W. Mason: Die Bändigung der Arbeiterklasse in Deutschland. Eine Einleitung, in: C. Sachse u.a.: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus, Opladen 1982, S. 11-53, 18 ff.

22 U. Herbert unterstreicht wohl zu Recht, daß im Krieg, jedenfalls bis zum Frühjahr 1942, die „Zustimmung“ zum NS unter der Arbeiterschaft gewachsen sei: Ders.: Arbeiterschaft im „Dritten Reich“. Zwischenbilanz und offene Fragen, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), S. 320-360, 349. Dabei bildete die Identifikation mit politischen Zielen, mit Eroberungen und „Herrschaft“ gewiß ein kompliziertes, zugleich vielfach individuell eigentümliches Geflecht. Erfahrungen als „Herren“ in den besetzten Ländern mochten sich mischen mit programmatisch-inhaltlichen Übereinstimmungen (z.B. zur Revision von „Versailles“),

Herrschaft erfaßt, d.h. den industriellen Völkermord und „Rassenkrieg“ im Innern und nach außen – für das Mitmachen und Hinnehmen der Vielen sind die Vorkriegsjahre bis 1938/39, angesichts anhaltend gedrückter Lebenslagen,²³ in der Tat sicherlich aussagekräftiger. Jedenfalls folgt der hier vorliegende Text weitgehend dieser Eingrenzung.

Fragen nach Integration sind selten, wenn es um das Verhalten von Industriearbeitern im deutschen Faschismus geht. Unterdrückung und – komplementär – Widerstand und „Resistenz“ beherrschen die Sicht. Während „Widerstand“ die gezielte Gegnerschaft bedeutet und auf diejenigen bezogen ist, die alternative Konzepte von Gesellschafts- und Staatsorganisation verfolgten, richtet sich „Resistenz“ auf weniger eindeutige oder konsequente Verhaltensweisen: Allerdings gilt auch hier die Aufmerksamkeit einem Verhalten, das sich gegen Zugriffe und Zumutungen der neuen Machthaber wandte.²⁴ Das Spektrum der Formen des Mitmachens oder Hinnehmens – vor allem auch der Zustimmungen – bleibt weithin außer acht. Nur summarisch werden Verquickungen und Gleichzeitigkeiten von Mitmachen und Ablehnen (oder Distanzhalten) zum Thema.²⁵

aber auch einer pauschalen Verachtung „der Polen“ und symbolisch bedeuteter „rassischer“ oder „nationaler“ Überlegenheit, die zugleich militärische „Unbesiegbarkeit“ versprach. Wesentliche Aspekte der Bearbeitung der Lebensbedingungen und der arbeiterspezifischen Erfahrungen der Kriegszeit bei W.F. Werner: „Bleib übrig!“ Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Düsseldorf 1983; L. Niethammer: Heimat und Front. Versuch, zehn Kriegserinnerungen aus der Arbeiterklasse des Ruhrgebietes zu verstehen, in: Ders. (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, S. 163-232, zum NS-Instrumentarium auch M. L. Recker: Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg, München 1985; zentral der „Einsatz“ von „Fremdarbeitern“ und „-arbeiterinnen“, auch für den Erfahrungshaushalt der Deutschen, s. U. Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin/Bonn 1985.

23 Vgl. für die Entwicklung der Reallöhne R. Hachtmann: Lebenshaltungskosten und Reallöhne während des „Dritten Reiches“, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 75 (1988), S. 32-73, bes. 68 ff.

24 M. Broszat, Vorwort, in: Ders. u.a. (Hg.): Bayern in der NS-Zeit. Soziale Lage und politisches Verhalten der Bevölkerung im Spiegel vertraulicher Berichte, Bd. 1, München/Wien 1977, S. 11-19, 11 f.; zu einem (Zwischen-)Resümee vgl. Ders.: Resistenz und Widerstand, in: Ders. u.a. (Hg.): Bayern in der NS-Zeit, Bd. 6, München/Wien 1981, S. 691-709, bes. 703 ff.

25 Dabei haben lokale und regionale Studien eben diese Signatur deutlicher gemacht: Das „Neben- und Miteinander von Nonkonformität und Konformität stellte die Regel dar“ (Broszat, Resistenz und Widerstand, S. 699). – Lokalstudien zeigen,

Ein Perspektivenwechsel bzw. eine Erweiterung des Blickfeldes – auf das Mitmachen und Mittun – hat allerdings erhebliche Folgen: Nicht mehr triftig ist die Annahme, die Industriearbeiterschaft sei kollektives Opfer gewesen.²⁶ Dabei geben auch zeitgenössische Beobachtungen sehr konkrete Anhaltspunkte für eine solche These: Vor allem die sozialpsychologische Untersuchung von Arbeiter-(und Angestellten-)Orientierungen, die Erich Fromm am Institut für Sozialforschung 1929 begann, hat „autoritäre“ Orientierungen bei „linken“ Arbeitern umrissen. Die Ergebnisse der Studie wurden freilich auch im Exil der 1930er Jahre nicht mehr veröffentlicht.²⁷

Die vorherrschenden Sichtweisen zeigen zwei weitere Defizite. *Erstens*: Ausgeblendet sind Bedürfnisse nach Expression, nach Präsentation und Erlebensvielfalt, bei denen womöglich auch jede Rücksicht auf Nutzen (oder Schaden) entfällt. Die Gleichzeitigkeit von interessengeleitetem Verhalten und mehrdeutigen Ausdrucks- und Darstellungsformen entgeht dieser Sicht. *Mehrdeutigkeiten*, die nicht Widersprüche, wohl aber die Vielfalt parallel bedeutsamer und je unterschiedlicher Orientierungsformen anzeigen, bleiben unbeachtet. Anders: Übergangen wird das alltägliche Prägen und Aneignen von Symbolen.

Zweitens: Ignoriert wird jene Dynamik, welche sich in Situationen sozialer Begegnung und Darbietung, zugleich sozialen Aushandels entfaltet – auch zwischen gesellschaftlich Ungleichen. Arbeitsanforderungen werden z.B. Realität erst dann, wenn der Meister oder Vorarbeiter mit den Mitgliedern einer

wie spezifisch (und selten) eine überwiegend geschlossene, z.T. auch demonstrative Abwehrhaltung einer Belegschaft war, vgl. zu den Werftarbeitern der AG Weser in Bremen I. Marßolek/R. Ott: Bremen im Dritten Reich. Anpassung – Widerstand – Verfolgung, Bremen 1986, S. 152; vgl. auch G. Hetzer: Die Industriestadt Augsburg; zur Abwehrhaltung bei MAN S. 106 ff., zur Integration bei Messerschmitt S. 122 ff.; unbefriedigend: Heuel: Der umworbene Stand, S. 574.

- 26 Diese Sicht bestimmt auch die Ausgangsthese der insgesamt sehr erhellenden Arbeit zur Lohnpolitik und den Veränderungen der betrieblichen und Arbeitsplatzbedingungen von R. Hachtmann: Industriearbeit im „Dritten Reich“. Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933-1945, Göttingen 1989, ebda. S. 15; vgl. demgegenüber aber die Hinweise bei Herbert: Arbeiterschaft im „Dritten Reich“, S. 345, sowie meinen Versuch: Wo blieb die „rote Glut“?; für die Jahre 1933-35 auch W. Zollitsch: Die Vertrauensratswahlen von 1934 und 1935. Zum Stellenwert von Abstimmungen im „Dritten Reich“ am Beispiel Krupp, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), S. 361-381, 375.
- 27 E. Fromm: Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches, hg. v. W. Bonß: Stuttgart 1980, S. 250 ff.; dabei habe sich bei „20 % der Anhänger der Arbeiterparteien“ eine „eindeutig autoritäre Tendenz“ erkennen lassen, ebda., S. 252.

Arbeitskolonne „aneinandergerät“ – oder wenn die Erinnerung an eine frühere „Klärung“ ein bestimmtes Verhalten „stillschweigend“ geraten sein läßt. Oder: Staatsgewalt zeigt ihre Konturen, wenn die Polizeistreife Passanten gewähren läßt – oder nicht. Dabei sind auch die „Oberen“ stets in riskanter Lage; ihr Auftreten kann Ablehnung provozieren; sie könnten zum Gespött werden.

So ungleich die sozialen und kulturellen „Kräfte“ jeweils verteilt sein mögen, so markieren sie doch ein Handlungsfeld, in dem die Ergebnisse nicht endgültig vorgegeben sind. Mehr noch: Die Akteure und Beteiligten nutzen Ausdrucks- und Verhaltensweisen, die ihrerseits stets *mehrdeutig* bleiben. Die täglichen wie die gelegentlichen Arrangements wie Konfrontationen bezeichnen also keineswegs nur ein „Spiel“ oder ein letztlich unverbindliches „Theater“. Zumindest kann sich kaum jemand auf Dauer der Ernsthaftigkeit der alltäglich-zahllosen „Szenen“ des Aushandels entziehen, in denen „Strukturen“, also Zumutungen oder Lockungen interpretiert und nuanciert, womöglich auch verändert werden. Insofern gilt: In unablässigen „encounters“ (E. Goffman) werden „die Verhältnisse“ angeeignet; damit sind sie aber auch immer im Fluß.²⁸

28 E. Goffman: *Presentation of Self in Everyday Life*, New York 1959 (dt. 1969); Ders.: *Frame Analysis*, New York etc. 1974 (dt. 1977). – In diesem Zusammenhang stellen sich Fragen nach Bedeutung und Formung dessen, was als „Subjektivität“, das – angeblich konsistente – Subjekt bürgerlicher Prägung erinnert oder weiterträgt; zumindest scheinen von daher vor allem individuelle Pathologien Beachtung gefunden zu haben. So bleibt die „Psychopathologie des Alltagslebens“ von Sigmund Freud strikt individualpsychologisch; vgl. Ders.: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglauben und Irrtum* (1904), Frankfurt 1954. Und im Kontext „kritischer (Gesellschafts-)Theorie“ sind kollektive Vorstellungen und Prägungen, insbesondere „autoritäre“ oder „dogmatische“ Charaktere, nicht nur als Produkte verdrängter oder blockierter libidinöser Strukturen behandelt worden. Zugleich galten sie als zwar fundamentale, aber vermittelnde, den Rahmenbedingungen von Herrschafts- und Ausbeutungsstrukturen letztlich eingepaßte Faktoren, als abhängige Größen umfassender gesellschaftlicher Verwerfungen, vgl. das ehrgeizige Vorhaben von E. Fromm, M. Horkheimer, H. Mayer u.a.: *Studien über Autorität und Familie*, 2 Bde., 2. Aufl., Lüneburg 1987 (1. Aufl. Paris 1936) sowie die oben erwähnte, seinerzeit unveröffentlichte Erhebung von E. Fromm: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches*; vgl. die instruktive Einleitung von W. Bonß: *Kritische Theorie und empirische Sozialforschung*, in: Fromm: *Arbeiter und Angestellte*, S. 7-46, bes. 23 ff., 27 ff.

V. „Anziehungskraft“ und „Mißstimmung“: zeitgenössische Bewertungen

Für eine Annäherung an die Innenseite von Hinnehmen und Zustimmung sind die Deutungen der Mitlebenden unverzichtbar. Mit besonderem Nachdruck beschäftigen diese Fragen die illegale Berichterstattung der Sozialdemokratie im Exil (SOPADEV). Im September 1937 war der Tenor: „Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Arbeiterschaft passiv sei und alles über sich ergehen lasse.“²⁹ Zwar sei es den Nationalsozialisten nicht gelungen, die Arbeiter „wirklich zu gewinnen“ aber die Enttäuschung über ein massenhaftes Hinnehmen des NS-Regimes ist deutlich. Direkt oder indirekt beklagten die Korrespondenten ein Verhalten, das sie als apolitische Privatisierung deuteten. Unverkennbar sind Resignation und auch Trauer darüber, daß „die Arbeiter“ sich nicht „zusammentun und gemeinsam im Betrieb gegen den nationalsozialistischen Terror kämpfen“.

Den ‚vor Ort‘ lebenden Korrespondenten war ganz überwiegend klar, daß nicht allein der staatlich sanktionierte bzw. betriebene Terror jenes abwartende Durchkommen antrieb, das offenbar so verbreitet war und sich als Mitmachen zeigte. Unverkennbar zeigten auch solche NS-Bemühungen Wirkung, die die Männer und die Arbeiterfrauen – weniger die Arbeiterinnen – durch materielle Leistungen und wohlfeilere Respektsbekundungen zu beeindrucken suchten. Das reichte von Angeboten organisierter ‚Freizeit‘ über bezahlte zweite Feiertage (Dez. 1937) und Mindesturlaubsregelungen bis zu Verbesserungen im direkten Umfeld der betrieblichen Arbeitsplätze. Im November 1938 hieß es in einer SOPADEV-Übersicht, die Arbeiter machten zwar Veranstaltungen der Zwangsorganisation DAF mit, aber doch „nur gezwungen und ohne innere Anteilnahme“. Anders

29 Deutschland-Berichte, Bd. 4: 1937, S. 1238; für das folgende Zitat ebda., S. 777. Dabei ist es sicherlich notwendig, sehr genau nach Perioden, Branchen und Regionen zu differenzieren. Allerdings waren die erwähnten bremischen Werftarbeiter, in ihrer offenbar sehr geschlossenen und auch sehr deutlichen Distanzhaltung, nicht der ‚Normalfall‘, jedenfalls im Vergleich zu der schroff kontrastierenden, d.h. NS-zustimmenden Haltung in der Bremer Flugzeug- und Kfz-Industrie, vgl. dazu MarBolek/Ott: Bremen im Dritten Reich, S. 152. – In schwerindustriellen Großbetrieben an Rhein und Ruhr (GHH, Oberhausen; Bochumer Vereine), im Ruhrbergbau, aber auch bei einem Großbetrieb der chemischen Industrie (Bayer, Leverkusen) lassen sich ab ca. 1934 Formen des distanzierenden Hinnehmens, aber wohl auch des Zustimmens erkennen, auch anhand der Vertrauensratswahlen 1934 und 1935, vgl. Zollitsch: Die Vertrauensratswahlen von 1934 und 1935, bes. S. 369 ff. u. 375 ff., und E. Wolff: Nationalsozialismus in Leverkusen, Leverkusen 1988, S. 196 ff.

sei es freilich bei „Kraft durch Freude“ (KdF). Neben Bildungsveranstaltungen finde ein „denkbar buntscheckiges Vergnügungsprogramm“ großen Anklang: Theater und Varieté, Kino und Kabarett. Freilich hätten „die weitaus größte Anziehungskraft“ die Gruppenreisen in jene Zielgebiete, in denen bisher die ‘besseren Stände’ unter sich gewesen waren, in die Alpen, an den Rhein oder in die Sächsische Schweiz. Propagandistisch besonders erfolgreich waren die Reisen nach Madeira, Italien oder Norwegen – auch wenn bei diesen Fahrten „in die weite Welt“ der Arbeiteranteil kaum über 17 Prozent betragen haben dürfte.³⁰ Insgesamt gelte: Die KdF-Veranstaltungen „werden ‘mitgenommen’, weil sie manche Vorteile bieten“.³¹

Die hier – und in anderen Berichten – notierten Beobachtungen basieren überwiegend auf der stillschweigenden Annahme, die Adressaten der NS-Maßnahmen teilten die Maßstäbe, mehr noch: die Hoffnungen der Widerständler. Danach würde der Faschismus, d.h. massiv verschärfte Unterdrückung und Ausbeutung, aber auch Kriegsvorbereitung von den allermeisten Arbeitern prinzipiell abgelehnt. Terror, aber auch vorteilhafte Angebote (vor allem die genannten KdF-Reisen) führten dazu, daß diese latente Ablehnung „jetzt“ oder „noch“ nicht in gemeinsame Gegenwehr umschlage. Nüchterne Kalkulation der eigenen Interessen könne aber nur in Ablehnung des Nationalsozialismus münden.

In eigentümlicher Spiegelung findet sich die Vermutung von einer prinzipiellen Gegnerschaft „der“ Arbeiter auch bei der Gestapo und den staatlichen Verwaltungsbehörden. Sorgsam sammelten die Beamten alle erreichbaren Belege über Verhaltensweisen, in denen sich angeblich oder tatsächlich Distanzen zeigten. In den Lageberichten, z.B. aus dem Stadt- wie dem Landkreis Kassel, betonten die Referenten in den Jahren 1934 bis 1936 beinahe Monat für Monat die „Miß-

30 Vgl. H. Spode: Arbeiterurlaub im Dritten Reich, in: Sachse u.a.: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung, S. 275-328, 302 ff.; der Arbeiteranteil an den KdF-Fahrten insgesamt lag je nach „Gau“ bzw. Region zwischen 23 % und 39 %, also bei den Wochenendfahrten sicherlich höher. Vgl. für einen Großbetrieb, d.h. IG-Farben, Werk Leverkusen, Wolff: Nationalsozialismus in Leverkusen, S. 220 f. Für die Bedeutung für einzelne s. das „Erinnerungsbuch“ von P. Maik (Stadtarchiv Essen): Maik, bis 1933 Mitglied des DMV und gelernter Dreher bei Krupp (sicherlich ein Stammarbeiter), notierte unter den von 1933 bis 1939 gegenüber den Vorjahren deutlich verminderten Eintragungen drei Wochenendfahrten mit Reiseroute – es waren vergleichsweise hervorgehobene Eintragungen. Zu diesem Erinnerungsbuch vgl. meinen Aufsatz: Wo blieb die „rote Glut?“, in diesem Band, S. 192-245.

31 Deutschland-Berichte, Bd. 5: 1938, S. 1271; vgl. ebda., S. 154 ff. (Febr. 1938).

stimmung“ unter „den“ Arbeitern;³² sie richte sich besonders auf die „niedrige[n] Löhne“ bei „bestehenden Spitzengehältern“. Aber nicht nur Mark und Pfennig waren die Bezugsgrößen. Denn: „Wenn in Deutschland trockenes Brot gegessen wird, dann bitte auch alle“.³³ Vor allem die Kaufkraft für die Lebensmittel des täglichen Bedarfs wurde mit Sorge beobachtet. Verstöße gegen die Preisverordnungen, also illegale Preiserhöhungen, fanden große Aufmerksamkeit – zumal bei jenen knappen, aber begehrten Produkten (Eiern, Butter, Schweinefleisch), die im Arbeiterhaushalt ein „gutes“, zumindest ein auskömmliches Leben signalisieren mochten. Das Trauma des „Steckrübenwinters“ 1916/17 ist unverkennbar, auch in der Formulierung des Kasseler Polizeipräsidenten vom Oktober 1935: „Das alte Sprichwort ‘Liebe geht durch den Magen’ gilt mit gewissen Abwandlungen auch für den politischen Staatsbürger“.³⁴

VI. Lohnpolitik und „Neutralisierung“

Neben der Unterdrückung und den „Integrations“-Angeboten läßt sich (mit Mason) eine dritte Form herrschaftlicher Pazifizierung von „Massen“-Kräften unterscheiden: Neutralisierung. Dabei ist zunächst daran zu erinnern, daß die Aufmerksamkeiten und Energien von Arbeitern, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen in hohem Maße absorbiert wurden von den täglichen Mühen der Überlebenssicherung. Dazu gehörten nicht nur Nahrung und Kleidung, Wohnung und Gesundheit, sondern gleichermaßen das Pflegen und Entwickeln sozialer Beziehungen. Sie beschränkten sich nicht auf den Haushalt, sondern bezogen

32 Th. Klein (Hg.): Der Regierungsbezirk Kassel 1933-1936. Die Berichte der Regierungspräsidenten und Landräte, Darmstadt/Marburg 1985, S. 608; vgl. auch S. 465, 524 ff., 593 f., 605, 701, sowie „Sonderbericht zum Lagebericht“ für den Reg.-Bez. Kassel vom 4.3.1936, S. 763 f., 769.

33 Th. Klein (Hg.): Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Hessen-Nassau 1933-1936, Bd. I, Köln/Wien 1986, S. 369 und (Zitat eines nicht genannten Bürgermeisters:) 299 f.; vgl. ebda., S. 216, 264 f., 273, 277 f., aber auch die Berichte der Staatspolizeistelle Hannover zwischen August 1935 und Februar 1936 in: K. Mlynek (Hg.): Gestapo Hannover meldet ... Polizei- und Regierungsberichte für das mittlere und südliche Niedersachsen zwischen 1933 und 1937, Hildesheim 1986, S. 389, bes. 399, 462 f., 485 f., sowie aus dem Lagebericht des Regierungspräsidenten Hannover für Juni/Juli 1935, ebda., S. 406. – Vgl. für die Entwicklung der Reallöhne Hachtmann: Lebenshaltungskosten und Reallöhne während des „Dritten Reiches“, bes. S. 68 ff.

34 Klein: Regierungsbezirk Kassel, S. 526.

die Nachbarn und Verwandten in vielfältigen Abstufungen ein, denn auf deren Unterstützung in Krisensituationen blieben die meisten angewiesen.³⁵ Diese Überlebenspraxis zeigte aber kein fugenlos-glattes Profil. Einbezogen waren aber auch gelegentliche ‘Ausbrüche’ aus allen Erwartungen, die die Nachbarn oder auch die Selbstachtung ‘eigentlich’ erfordern mochten.

Bei einzelnen wie in Familien waren Last und Lust in hohem Maß vermittelt durch die Löhne der Erwerbsarbeit. Die Balance zwischen Kaufkraft der erhaltenen Löhne und den Möglichkeiten zum Selbermachen prägte Zeitbudget wie Mühseligkeit der (fast ausschließlich weiblichen) Hausarbeit. Zumal für Männer war das Geldlohneinkommen bzw. der Betrag, der in die „Haushaltskasse“ ging, ein Hauptmaßstab für die Wertschätzung, die sie in den Familien wie an den industriellen Arbeitsplätzen fanden. Insofern buchstabierten sich die „eigenen“ Bedürfnisse von Arbeitern wie Arbeiterfrauen – und gewiß auch von Arbeiterinnen – als Geldsumme und Regelmäßigkeit der Löhne. Deshalb spricht auch viel dafür, die Formen betrieblicher und staatlicher Lohnpolitik unter dem Aspekt ihrer „neutralisierenden“ Wirkung zu diskutieren. Denn die Verstetigung von Beschäftigungsverhältnissen nach 1934/35, vor allem in der Rüstungskonjunktur ab 1936, öffnete neue Perspektiven: Für viele gab es wieder „etwas zu tun“. Nicht zuletzt sahen die etwa Zwanzigjährigen nun die Chance, einen Haushalt bzw. eine Familie zu gründen – Interessen und Energien waren nicht selten auf lange Zeit gleichermaßen angeregt und gebunden.³⁶

Neutralisierende Wirkung hatten vor allem die Praktiken der „Segmentierung“ und der parallelen „Differenzierung“ der industriellen Löhne. Tilla Siegel, die diese Maßnahmen genauer analysiert hat,³⁷ verweist freilich zu recht

35 Dazu im Sinne der Analogiebildung (denn das Untersuchungsfeld der Studie umfaßt Teile von Lancastershire): E. Roberts: *Woman's Place. An Oral History of Working-Class Women 1890-1940*, London 1984, S. 169 ff.

36 In diese Richtung weisen die lebensgeschichtlichen Erinnerungsinterviews aus dem Ruhrgebiet: Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“; für die Generationslage der ab ca. 1922 geborenen (männlichen!) Industriearbeiter vgl. bes. U. Herbert: „Die guten und die schlechten Zeiten“. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews, in: ebda., S. 67-96; M. Zimmermann: *Ausbruchshoffnungen. Junge Bergleute in den Dreißiger Jahren*, in: ebda., S. 97-132, und Ders.: *Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980*, Essen 1987, S.184 ff.

37 Dazu detaillierte Analysen der Diskussionen bzw. Publikationen des „Arbeitswissenschaftlichen Institut“ (AWI) der DAF von T. Siegel: *Lohnpolitik im nationalsozialistischen Deutschland*, in: Sachse u.a.: *Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung*, S. 54-139, 109 ff.; Dies.: *Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen*

darauf, daß es sich bei den Lohnunterschieden nach Branchen und Regionen, nach Qualifikation und Geschlecht nicht um Erfindungen der NS-Herrschenden handelte. Die „Treuhänder der Arbeit“, die ab Mai 1933 alle Lohnregelungen zu genehmigen hatten, d.h. einen Lohnstopp durchsetzen sollten, wirkten zumindest faktisch dahin, bestehende Abschottungen zu vertiefen. Jede überbetriebliche Angleichung wurde wesentlich erschwert. In der Rüstungskonjunktur ab 1936 verband sich damit die Erwartung auf Kostendämpfung – zugleich richtete sich das Kontrollinteresse von „Partei und Staat“ auf die anhaltende Aufsplitterung jener „Massen“, die als womöglich widerständiges „Proletariat“ die Ängste der Herrschenden immer wieder beschäftigten. Allerdings gelang es nur begrenzt, gemeinsames Anmelden und Verfolgen von Lohninteressen zu blockieren. Freilich – dies waren und blieben betriebliche Aktivitäten. Eine Vernetzung ließ sich gegen polizeiliche wie administrative Kontrollen nicht erreichen. Mason hat aus den Berichten der „Treuhänder der Arbeit“ für die Zeit ab 1937, d.h. in direkter Beziehung zu dem steigenden Arbeitskräftemangel im Zuge der Rüstungskonjunktur, eine zunehmende Zahl von betrieblich durchgesetzten Lohnerhöhungen belegt.³⁸ Angesichts der Doppelbewegung von zunehmender Arbeitermobilität und gleichzeitig vermehrter innerbetrieblicher oder Werkstatt-„Gruppensolidarität“, d.h. dem Beharren von Belegschaften auf Lohnforderungen, war dies für die betrieblich Verantwortlichen häufig der einzige Weg, die gesetzten Produktionsziele zu erreichen.

Parallel wurden die „Betriebsführer“ angehalten, zwischen Grund- und „Leistungslohn“ möglichst weitgehend zu differenzieren.³⁹ Die Akkorde (und zusätzliche Prämien) sollten Hauptbestandteil des Lohnes werden. Individuelle

„Ordnung der Arbeit“, Opladen 1989, S. 210 ff., sowie Hachtmann: *Industriearbeit*, S. 136 ff. Eine einzelbetriebliche Analyse, die vor allem die Angelernten neben die Gelernten stellt, bei G. Rohwer: *Die Lohnentwicklung bei Daimler-Benz (Untertürkheim) 1925-1940*, in: 1999, 4 (1989), S. 52-79, bes. 55 ff.

- 38 Eine knappe Zusammenfassung seiner eigenen Thesen und Belege gibt T. W. Mason: *Arbeiteropposition im nationalsozialistischen Deutschland*, in: D. Peukert/J. Reulecke (Hg.): *Die Reihen fast geschlossen*, Wuppertal 1981, S. 293-313, 297 ff.
- 39 Vgl. die ausführliche Begründung von Akkordlohn sowie des „erzieherischen Moment(s) in der Akkordfrage“: Anon.: *Der Akkordlohn*. Grundsätzliches zur Frage der Leistungsmessung und Leistungsbewertung, in: *Arbeitswissenschaftliches Institut der Deutschen Arbeitsfront*, Jahrbuch 1937, S. 179-211; Siegel: *Lohnpolitik*, S. 124 ff.; Dies.: *Leistung und Lohn*, S. 210 ff., sowie Hachtmann: *Industriearbeit*, S. 97 ff., 112 ff., bes. 164-206. Dabei gehen aber diese Studien davon aus – und verlängern damit nur die Sicht der AWI-Texte –, als handele es sich um Einzelakkorde. Die zunehmende Bedeutung von Gruppenakkorden in den

Kontrolle schien damit ebenso gesichert wie individueller Anreiz zur Mehrleistung. Die „Betriebsgemeinschaft“, die nach dem AOG überall zur Alltagswirklichkeit werden sollte, basierte auf dem Zerschlagen aller bisherigen Kampfformen, in denen Belegschaften (und keineswegs nur „die Klasse“ im regionalen oder nationalen Verbund) versucht hatten, eigene Interessen und Maßstäbe gegen Leistungs- bzw. Akkordnormen und -kontrollen durchzusetzen oder zu bewahren. Insofern erhielten Direktoren und Funktionäre aus dem Arbeitgeber-Lager, die seit den 1920er Jahren eine stärkere Differenzierung der Lohngruppen und Lohnskalen betrieben hatten,⁴⁰ einen neuen Ansporn. Insgesamt zeigt das Politikfeld „Leistungslohn“, daß die segmentierende Lohnpolitik keineswegs nur eine neutralisierende Wirkung hatte; sie blieb mehrdeutig. Denn neben der Konkurrenz untereinander, die z.B. insbesondere bei dem verbreiteten Gruppenakkord fortgesetzte wechselseitige Wachsamkeit erforderte, waren individuelle Erfolgserlebnisse möglich bzw. gerechtfertigt. In der NS-Programmatik wurden Leistungslohne mit Verweis auf die „gerechtere“ Form dieser Entlohnung gegenüber allen anderen als zukünftiger ‘Königsweg’ gewiesen.⁴¹

Betrieben, die sehr spezifische, zugleich sehr ‘harre’ Konkurrenzen zwischen den Kollegen erzwangen, bleibt unberücksichtigt.

40 Dazu gehörte die Bemühung eines der Betriebsdirektoren des Gutehoffnungshütte-(GHH)Konzerns, Schmerse, eine neue Regelung der Lohnsysteme voranzutreiben. Er forderte mit Nachdruck ein „deutsches Akkordsystem“. In einem Vortrag vom April 1922 wies er darauf hin, daß nach den revolutionären Bewegungen von 1918/19 Akkord- bzw. Stücklöhne überwiegend eingeschränkt oder abgeschafft seien. Nun komme es aber darauf an, ein neues bzw. „deutsches“ Akkordsystem durchzusetzen. Dabei solle ein strikter Zeitakkord nicht nur propagiert, sondern auch tatsächlich realisiert werden; vgl. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 308/22, Vortrag gehalten von Dir. Schmerse in der Konferenz der Betriebsdirektoren am 10. April 1922.

41 Anon.: Politische Maßstäbe der Lohnbildung, in: Arbeitswissenschaftliches Institut der Deutschen Arbeitsfront, Jahrbuch 1937, S. 9-61, 13-20: „Der ‘gerechte’ Lohn“; S. 25-27: „Gerechtes Einkommen – nicht gerechter Lohn!“; vgl. Siegel: Leistung und Lohn, S. 214 f. Der Aufsatz des AWI verwies auf eine Hitler-Äußerung vom Sept. 1933, wonach im NS-Sinn „Sozialismus“ heiße, jedem in „eiserner Gerechtigkeit (...) an der Erhaltung des Gesamten das aufzubürden, was ihm dank seiner angeborenen Veranlagung und damit seinem Werte entspricht“; im Zwischenresümee hieß es: „Die Nützlichkeit für den Bestand der Nation“ solle der „oberste Maßstab“ für die ‚Gerechtigkeit‘ der Lohnbemessung“ sein. Im folgenden wurde die „Betriebs-“ und „Volksgemeinschaft“ angerufen: Vor der Aufgabe, den „Bestand der Nation“ zu sichern, seien Unternehmer wie Arbeiter (im „alten“

Vor dem Hintergrund der täglichen Abhängigkeiten von mißgünstigen Kollegen, herrschsüchtigen oder unzugänglichen Vorarbeitern konnte die Aussicht, nun 'endlich' auf 'seinen' Lohn kommen zu können, ungemein attraktiv sein. Insofern läßt sich diese Seite der Lohn-Segmentierung zugleich als Integrationspolitik beschreiben: Zumindest eine „partielle positive Identifikation mit [dem] Regime“ wurde möglich.⁴²

VII. Aneignung und Symbolpraxis

Masons Ansatz bei den Herrschaftsstrategien bleibt in einer Hinsicht blind: Er folgt den herrschaftlichen Zugriffen. Die „Massen“ gelten als deren Objekte. Und sie werden danach nur zu leicht zu Opfern ihrer eigenen Begierde, weil sie ihre individuellen Interessen gleichsam unbeirrt-nüchtern kalkulieren. Allein „Patriotismus“ und „Hitlers persönliche Popularität“ (und in ganz knapper Andeutung die Wehrmacht) werden als zusätzliche Integrationsmedien angetippt.⁴³ Dabei übergeht Mason allerdings eine im alltäglichen (Über-)Leben entscheidende Gleichzeitigkeit: Repression, Neutralisierung und Integration wurden *nicht entweder* angenommen *oder* abgelehnt. Vielmehr mischten sich Formen des Akzeptierens mit denen des Ausweichens oder Vermeidens. Zustimmung konnte mit Widersetzlichkeit oder Distanz wechseln. Wie z.B. *diese* Urlaubsreise oder *jener* bezahlte zweite Feiertag, *dieser* Übergang zu Gruppenakkord oder *jene* Prämie Teil der Alltagswirklichkeit wurden, wie sich damit Hinnahme, Zustimmung oder auch Ablehnung verknüpften, bleibt offen. Keine Rolle spielt die Praxis der Aneignung. Erst die Formen der Aneignung machen aber „Waren“, insgesamt: gesellschaftliche Strukturen und herrschaftliche Zugriffe zu Momenten der Lebensweisen der Menschen.

Sinne) „beide nichts als Arbeiter in einem (...) höheren Sinne des Wortes“, ebda., S. 14, 20, 25.

- 42 Vgl. zum Konzept Mason: Bändigung der Arbeiterklasse, S. 34. S. Friedländer sieht die „Attraktivität des Nazismus“ nicht nur in der propagierten Doktrin, „sondern mindestens ebenso auch in der Kraft seiner Emotionen, in den von ihm geweckten Bildern und Phantasmen, für welche Linke wie Rechte empfänglich waren“, jedenfalls von 1930 bis ca. 1941/42; allerdings verzichtet er auf eine sozial differenzierende Zuschreibung; Ders.: Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, München 1986, S. 10 f.
- 43 Mason: Bändigung der Arbeiterklasse, S. 44 f.; generell dazu I. Kershaw: The „Hitler Myth“. Image and Reality in the Third Reich, Oxford 1989.

Mason vernachlässigt solche Situationen, in denen Orientierungen angeregt oder (Res-)Sentiments gestärkt wurden, welche die tägliche Abhängigkeit und begrenztes Lebensniveau als gerechtfertigt oder gar begehrenswert zeigten: vor allem solche symbolischen Zusicherungen, welche die „deutschen Arbeiter“ in direkte Beziehung zu jenem ‚großen Ganzen‘ rückten, das als „Volk“, „Nation“ oder „Staat“ andere Zugehörigkeiten – zur „Klasse“, zum „Lager“ oder zum „Milieu“ ersetzen oder überlagern konnte. Es geht dabei nicht allein um spektakuläre Schausstellungen wie z.B. die Massenrituale des 1. Mai oder gar die der Olympiade 1936. Solche Höhepunkte waren vielmehr eingebettet in ein *mehrschichtiges und kleinteiliges Geflecht von täglichen Symbolpraktiken*. Die Adressaten konnten ihre spezifischen Sehnsüchte oder auch Befürchtungen auf mehrdeutige Symbole beziehen, deren Aura (fast) jede individuelle Mühe und private Not in das milde Licht „gemeinsamer“ Verantwortung tauchte – und damit begründen konnte. Ikonen wirtschaftlicher Autarkie oder militärischen Glanzes taugten dazu: Fotos oder Wochenschau-Filme mit „qualmenden Schloten“ und blank polierten Kurbelwellen, mit „vorwärtsstürmenden Angriffswellen“ (in einem Militärmanöver). Jedenfalls fügten sich in derartigen Szenarien eigene Erfahrungen und Praktiken leichter zu einem ‚sinnvollen‘ Leben.

Für Symboldeutungen und -praktiken, die Zustimmung zum Nationalsozialismus (oder doch Formen des Hinnehmens) begünstigten oder ermöglichten, sind allerdings enorme methodische Probleme zu bedenken. Denn die Formen mitmachenden Hinnehmens oder gar Zustimmens, zugleich die ‚Eindringtiefe‘ von Symbol-Angeboten, die nicht durch massiven Terror durchgesetzt waren, galten bei den Zeitgenossen als tabuisiert. Aber auch die Überlebenden folgen diesen Tabus. In lebensgeschichtlichen Interviews lassen die Schweigsamkeiten bestenfalls Vermutungen über das zu, was immer auch verschwiegen wird. Eine Ausnahme ist das trotzig-höhnische Eingeständnis, „man“ sei aktiv „dabei“ gewesen. Jemand, der sich ausdrücklich zur SS-Mitgliedschaft bekennt, kann dann zugleich den Gestus märtyrerhafter Selbstbeichtigung annehmen – alle anderen hätten sich ja nach 1945 als aktive Antinazis erklärt; solche Heuchelei sei doch abstoßend.⁴⁴

44 Interview Gisbert Pohl im Rahmen des LUSIR-Projektes Essen/Hagen; vgl. die Auswertung – die diesen Punkt nicht aufnimmt – von A. v. Plato: „Der Verlierer geht nicht leer aus“. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984, S. 52 ff.; vgl. Interviewtranskript, Projekt-Archiv Hagen, S. 4.

VIII. Hitler: „Handarbeit entehrt nicht“

Ein Angelpunkt der Rede Hitlers bei der Mai-Kundgebung 1933, d.h. des Appells zu „Volksgemeinschaft“ (reichsweit durch den Rundfunk übertragen), war die „Ehre der Handarbeit“. Danach gehörten zusammen: „Geist, Stirn und Faust, Arbeiter, Bauern und Bürger“. ⁴⁵ Jeder habe seine Ehre, jeder müsse die der anderen respektieren. Dennoch gebe es ein oberstes Richtmaß: die Handarbeit. Die „Arbeitsdienstpflicht“ werde jedem beibringen, daß – so Hitler – „Handarbeit nicht schändet, daß Handarbeit nicht entehrt“. Handarbeit sei vor allem dann und deshalb ehrenvoll, wenn sie „treu und redlichen Sinns erfüllt“ wird. Und stürmischer Beifall ist auf der Tonaufnahme zu hören, als Hitler anfügte, daß „wir jeden einmal in seinem Leben zur Handarbeit führen werden“. – Die zuvor im Rundfunk gesendeten Stimmen von Arbeitern zum „Tag der nationalen Arbeit“ hatten bereits unterstrichen, daß Volkes wahre Stimme die der „Arbeitsmänner“ sei; sie würden gleichermaßen zupacken wie das Herz auf dem rechten Fleck tragen.

Wenige Tage später präsentierte sich Hitler in einer Rede, in der er die Gründung der DAF feierte, selbst als Arbeiter: Er habe auf dem Bau „geschafft“ und sich „sein Brot verdient“. ⁴⁶ Und auch als gewöhnlicher Soldat kenne er das Leben der „breiten Masse“ viel besser als viele von denen, die „in diesen Schichten“ geboren seien. Dazu paßt, daß ein „ABC des Nationalsozialismus“, das vom Januar bis Sommer 1933 sechs Auflagen mit insgesamt 40.000 Exemplaren erlebte, Hitler als jemand zeigte, der genau wußte, wovon er sprach: Er habe sich vor 1914 in Wien „mit schwerer körperlicher Arbeit“, und zwar als „Betonmischer und Bauarbeiter“, durchgebracht, bevor er Zeichner und „Kunstmaler für Architekturen“ geworden sei. ⁴⁷

Die „Ehre der (Hand-)Arbeit“ wurde von führenden Nationalsozialisten häufig im Munde geführt. Diese Redeweise zielte zumindest auf drei Punkte. Angepeilt war jene Feindschaft gegen den parteipolitischen Betrieb der Republik, die in der

45 Heuel: Der umworbene Stand, S. 616; das Folgende S. 618; der Text des „Hörberichts“ mit den Stimmen der Arbeiter, der um 10.00 Uhr gesendet wurde, ebda., S. 583 ff.; Hitler redete im Rahmen der Haupt-Kundgebung nach 20.00 Uhr.

46 A. Hitler: Rede auf dem Kongreß der Deutschen Arbeitsfront in Berlin am 10. Mai 1933, in: Reden des Reichskanzler Adolf Hitler, des neuen Deutschlands Führer, Berlin o.J. (1933), S. 50-56, 55.

47 C. Rosten: Das ABC des Nationalsozialismus, 6. erw. Aufl. Berlin 1933, S. 11; vgl. Heuel: Der umworbene Stand, S. 311 f.

Verhöhnung der angeblich faulenzenden „Bonzen“⁴⁸ ein verbreitetes Mißtrauen gegen Berufspolitiker bzw. Funktionäre hatte nutzen wollen. Zur „Ehre“ der Handarbeiter gehörte zweitens: Bei aller rituell-verbale Wertschätzung der Handarbeit (auch in der Metapher von „Hand“ oder „Faust“) schien dennoch unerlässlich in den Arbeitsbeziehungen selbst strikte Unterordnung. In jedem Fall war vorausgesetzt, daß Handarbeiter „zu gehorchen“ hätten – dem ‚Auftrag‘, aber auch den Vorgesetzten. Dementsprechend würde es eigene Kenntnis der Handarbeit späteren Vorgesetzten ermöglichen, „leichter zu [befehlen]“. Dem Gehorchen entsprach der Kampf: „Arbeit“ sollte sich auch als „Arbeitsschlacht“ buchstabieren.⁴⁹ Der „Wettkampf“ innerhalb der Betriebe, zwischen den Arbeitern, den Arbeitskolonnen, aber auch „Kampf“ zwischen den Betrieben war das eine. Parallel sollte die produktive Arbeit jene wirtschaftliche Unabhängigkeit ermöglichen, die im „Kampf“ der Völker und Rassen dem NS-Staat den Sieg bringen würde.⁵⁰

Allerdings blieb es nicht bei der Ermahnung zum Gehorchen und Kämpfen. Damit verknüpft, aber doch gesondert – dies drittens – galt die Reverenz der „Pflichterfüllung“ und dem „Fleiß“. „Pflichterfüllung“ und „Fleiß“ verwiesen auf die Innenseite von Arbeits-„Disziplin“. Sie wurde in vielerlei Formen immer wieder eingefordert: als Kehrseite der auf Selbsterhaltung angelegten bürgerlichen

48 Mason: Bändigung der Arbeiterklasse, S. 37; G. Stein (Hg.): Lumpenproletarier – Bonze – Held der Arbeit. Kulturfiguren und Sozialcharaktere des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt 1985, S. 114 ff., 149-209.

49 Heuel: Der umworbene Stand, S. 386 ff., 390 ff.

50 Wie sehr sich die rassenpolitische Grundlinie des Nationalsozialismus auf die Betonung der Geschlechterdifferenz gründete, d.h. im „Vaterkult“ bzw. „Männer- und Männlichkeitskult“, hat G. Bock gezeigt: Dies.: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986, S. 462. – Von Traktaten führender Nationalsozialisten über „Arbeiter“ unterschied sich in Absichten wie Argumentation, ungeachtet mancher Parallelen im Duktus, die Eloge auf „den Arbeiter“, in der E. Jünger 1932 die Krisenstimmungen kriegsfixierter Konter-Revolutionäre in Worte faßte. Wenn Fabrikarbeit für ihn und seine nicht geringe Leser-Gemeinde als das lebensweltliche Beispiel par excellence für die Alltäglichkeit globaler Freund-Feind-Situationen, für die Notwendigkeit von „Einsatz“ und „Ordnung“ galt, dann machte es Sinn, im „Arbeiter“ eine ganz neue weltgeschichtliche „Gestalt“ zu erkennen. Bei Jünger hieß das: „Der einzig mögliche Erbe des Preußentums ist das Arbeitertum“ (Ders.: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt (1932), Stuttgart 1981, S. 69, für das Folgende 67). Freilich: Die ‚real existierenden‘ Arbeiter waren für Jünger nur „Erscheinungen“ einer diffusen Umwälzung hin zu einer neuen Welt. Erst in dieser zukünftigen Welt ließ sich „Arbeit als deren innerste Notwendigkeit“ begreifen.

„Sparsamkeit“; aber auch als Konsequenz jener Vorstellungen von „Fortschritt“ und Expansion, die sich bei „Rechten“ wie „Linken“ auf die Ausweitung der industriellen Produktion richteten. Kennzeichen waren Ordentlichkeit und Gewandtheit: Ordnung sollte an den Arbeitsplätzen herrschen; gewandte Hände sorgten am Produktionspunkt selbst dafür, daß aus Aufträgen und Zeichnungen ein „paßgenaues“ und gutes, ein erwünschtes Produkt wurde.

IX. „Ehre der Arbeit“: Bedeutungshorizonte

Hier ist weiter auszuholen. Denn nur eine Rekonstruktion der längerfristigen Prägungen, die in „Ehre der Arbeit“ angespielt und zitiert wurden, macht es möglich, die Reichweite der damit verknüpften Symbole genauer zu umreißen.

1. Ordentlichkeit wie Gewandtheit hatten klassenspezifische wie klassenübergreifende Bedeutungen und Bedeutungshorizonte. Innerhalb der Klasse schieden sich an der ‚Ordentlichkeit‘ diejenigen, die sich zur ‚respectable working class‘ zählen wollten, d.h. die ‚Ehrbarkeit‘ unter den Arbeitern vom – nicht unerheblichen – Rest der Klasse. Im spektakulären ebenso wie im täglichen Umgang waren die Zeichen beredt: Abgrenzungen in Nachbarschaften, an den Arbeitsplätzen zwischen Handlangern und Transportarbeitern einerseits und Ungelernten bzw. Gelernten andererseits.

Für Dritte, zumal aus anderen Klassen und Milieus, blieb Ordentlichkeit beim Arbeiten unsichtbar. Um so wichtiger wurden Formen der (Re-)Präsentation nach außen. Dabei galt Arbeitern der „ordentliche“ Aufzug z.B. bei der Mai-Demonstration nicht nur als Verbeugung gegen das Bürgertum, war keineswegs nur taktisches Mittel. Im Kaiserreich fand militärähnliches Auftreten von Arbeitern besonderes Lob vor allem in der sozialdemokratischen Presse.⁵¹

Vor 1914 hatten die Maiplakate der Sozialdemokratie Jahr um Jahr an ein Verständnis ihrer Klientel appelliert, das unterstellte: Befreiung „von den Ketten“, Überwindung von Not und Mühsal erfordere nicht Abschaffung, sondern Ausdehnung industrieller Arbeit.⁵² Es dominierten Bilder der Ordentlichkeit,

51 M. Nolan: Social democracy and society. Working-class radicalism in Düsseldorf 1890-1920, Cambridge etc. 1981, S. 138; P. Friedemann: Feste und Feiern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. 1890-1914, in: G. Huck (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit, 2. Aufl. Wuppertal 1982, S. 165-185, 167.

52 Einzelne Beispiele bei G. Korff: Rote Fahnen und Tableaux Vivants. Zum Symbolverständnis der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: A. Lehmann (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 103-140; vgl. auch G. Hauk:

z.T. verbunden mit stereotypen Visionen einer befreiten Welt: allegorische Jungfrauen, die freilich weniger der fülligen „Germania“ als der agilen „Marianne“ ähnelten. Ihnen zur Seite standen kraftstrotzende Proletarier. Diese muskelbepackten jungen Männer stützten sich auf Hammer und Amboß; Handwerk und Handarbeit, nicht aber Beherrschung von Maschinen wurden ‚vorgezeigt‘.⁵³ Und: Während die weibliche Symbolfigur offenkundig keine reale Person bedeutete, mochte das bei den Symbol-Männern weniger eindeutig sein. Als Ikonen der Arbeit figurierten jedenfalls nur Männer.

2. Von Veränderungen der Lebenslagen, von sozialem „Auf-“ und „Abstieg“ unberührt blieb offenbar die Suggestion der Symbole: In diesem Punkt trafen sich gerade auch die Angelernten mit vielen außerhalb der Klasse und des politischen „Lagers“. In „Arbeit“ verknüpfte sich manuelle Geschicklichkeit mit genauem Blick, körperlicher Kraft und „Härte“, mit „Malochen“. Diese „Arbeit“ war unerlässlich fürs tägliche Überleben. Ausgeklammert in dieser Vorstellung blieb freilich Hausarbeit. – Arbeit mit Werkzeugen, an Maschinen und in Werkstätten war durchzogen von Idealen ‚männlicher‘ Aneignung ‚der Welt‘. Diese Arbeit galt nicht nur als Mittel zum Zweck. Instrumentelle Orientierungen waren durchmischt mit Deutungen, in denen sich Arbeit als mühevoller, aber auch faszinierender „Stoffwechsel mit der Natur“ erwies.⁵⁴ Zumal besonders gefährliche oder widerwärtige Arbeitssituationen ließen sich nur aushalten, wenn man Eigen-Sinn zeigte – und sei es, um sich nicht kleinkriegen zu lassen –, z.B. in den „Feuerbetrieben“ der Schwerindustrie, beim Reinigen von Salzpflanzen in Siedereien, beim Straßenpflastern oder „vor Ort“ im Bergbau.

„Armee Korps auf dem Weg zur Sonne“. Einige Bemerkungen zur kulturellen Selbstdarstellung der Arbeiterbewegung, in: Petzina (Hg.): Fahnen, Fäuste, Körper, S. 69-89.

53 Vgl. die Sammlung von Maiplakaten und -postkarten im Archiv der sozialen Demokratie, Bonn-Bad Godesberg; s. auch Einzelhinweise, z. B. zum Hamburger Gewerkschaftshaus von 1906 bzw. 1912/13 bei R. Jaeger: Von Merkur bis Bebel. Die Ikonographie der Industriekultur, in: V. Plagemann (Hg.): Industriekultur in Hamburg, München 1984, S. 343-347, 346f.

54 K. Marx: Das Kapital, Bd. I (MEW 23), Berlin/DDR 1965, S. 192. Das wird zu wenig beachtet in den – durch ihre Aufmerksamkeit für viele Facetten, zugleich für Zusammenhänge betrieblicher wie außerbetrieblicher Erfahrungen wichtigen – Rekonstruktionen der Lebensgeschichten je eines Arbeiters in der Fittingsfabrikation bzw. an der Walzstraße in einem Aluminiumbetrieb, die D. Stender vorgelegt hat, vgl. Ders.: Lebensgeschichten zweier Metallarbeiter, in: G. Zang (Hg.): Arbeiterleben in einer Randregion, Konstanz 1987, S. 159-176, 160f., 173ff.

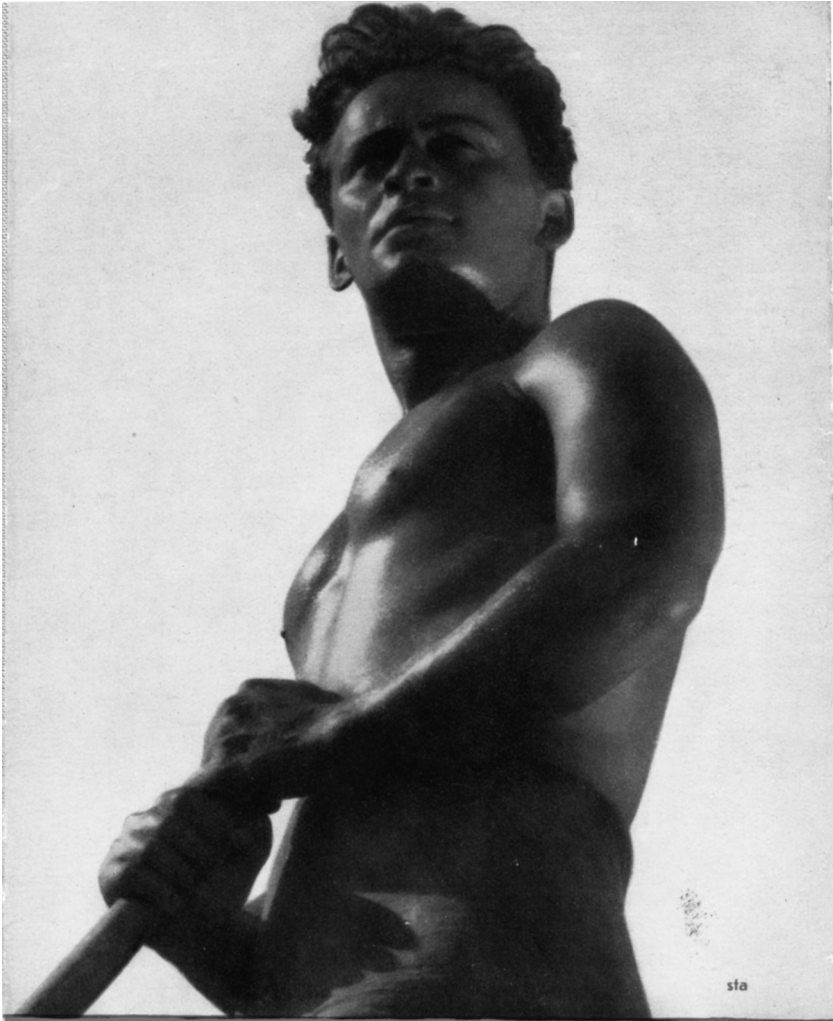
„Gute Arbeit“ stand für gelungene Produkte der Erwerbsarbeit. Hausarbeit war nicht einbezogen; es dominierten Ordnung und „Leistung“ am Arbeitsplatz, in der Kolonne. Auch bei spezialisierter und zerlegter Arbeit, z.B. bei den (relativ wenigen) Arbeitsplätzen am Fließband, reizte es, „einen Griff herauszuholen“. Zweierlei war möglich: ein Zeitpolster anzulegen und sich wie anderen die eigene Kompetenz, die Überlegenheit über Arbeitsvorbereiter und Maschinerie zu demonstrieren.

Richtiges Arbeiten bedeutete Organisationsfähigkeit, signalisierte und erforderte unausgesetzte „Tüchtigkeit“ bei einer gegebenen Aufgabe.⁵⁵ *Solche Männer* würden die Gegenwart meistern und die Zukunft sichern! Die Kehrseite war, ebenfalls klassen- und lagerübergreifend: Individuelles Leiden an Arbeitshetze, aber auch das Los der Arbeitslosigkeit wurden entweder als persönliches Versagen erlebt oder dem „System“ politischer Herkunft angelastet. Unberührt blieb die grundsätzliche Hochschätzung von „Arbeit“, die *beides* umfaßte: Hand- und Maschinenarbeit. Und „Arbeit“ in einer dieser beiden Formen war unerlässlich für das tägliche Überleben. Diese Erfahrung prägte die Erwartungen der Kollegen, der Nachbarn, der Angehörigen, besondere Erwähnung war überflüssig.

3. In der „Ehre der Arbeit“ mochte ein Bedeutungshorizont anklingen, der in den Arbeiterbewegungen wie in den Öffentlichkeiten der Parlamente und Parteien abgedrängt blieb, im Kaiserreich wie in der Republik: Forderungen nach „vollem“ oder „gerechtem Arbeitsertrag“, nach „Gerechtigkeit“. Sie hatten zum Grundkanon der Gewerksgenossen der 1860er und 70er Jahre gehört.⁵⁶ Aber in einer politischen Programmatik, die sich seit den 1870er Jahren zunehmend, zumindest verbal, an der Marx'schen Kapitalismuskritik zu orientieren such-

55 Vgl. C. Sonnenschein, einen der führenden Organisatoren des „Volksvereins für das katholische Deutschland“, vor christlichen Metallarbeitern 1911: Ders.: *Der sittliche Wert der gewerkschaftlichen Arbeit*, 3. Aufl. Duisburg o.J. (ca. 1912), S. 11 f.

56 Dazu in vielen instruktiven Belegen U. Engelhardt: „Nur vereinigt sind wir stark“. Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862/63 bis 1869/70, Stuttgart 1977; vgl. auch die Zusammenstellung von Streikforderungen aus den frühen 1870er Jahren bei L. Machtan: *Streiks und Aussperrungen im Deutschen Kaiserreich*, Berlin 1984; spezifisch für Bergarbeiter: K. Tenfelde/H. Trischler (Hg.): *Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung*, München 1986; für die 1880er Jahre interessant auch: H.J. Steinberg (Hg.): *Mahnruf einer deutschen Mutter ... sowie andere Gedichte, die Arbeiterinnen und Arbeiter an die Redaktion des illegal vertriebenen „Sozialdemokrat“ geschickt haben und die nicht abgedruckt wurden*, Bremen 1983.



Rote Arbeit

Ein proletarischer Heros

te, wurde „Gerechtigkeit“ erst nach einer revolutionären Gesamt-Umwälzung denkbar.⁵⁷

Auch in den Großorganisationen, die sich nach der Jahrhundertwende sehr wohl der sozialen Einzel-Reform zugewandt hatten, war kein Interesse an „Ehre“ und „Gerechtigkeit“ erwacht oder erneuert worden. Die „Ehre der Arbeit“ galt zumal in den Gewerkschaften nur als leere Formel, sofern sie nicht auf Interessenorganisation Bezug nahm. Allein die kollektive (und kollektivrechtliche) Sicherung bzw. Verbesserung der Löhne konnte danach jene materialen Voraussetzungen schaffen, die erst eine auskömmliche Lebensführung erlauben – und damit „Ehre“ wiederherstellen würden. Erfahrungen mit schwankender Beschäftigungslage, mit wiederholter und quälender Not, hatten Mißtrauen gegen solche Verweise auf die eigene Bedeutung geschärft, die nicht in Mark und Pfennig greifbar wurden. Wenn denn Handarbeit eine solche Zier war, wie kam es, daß sich nicht alle ihr zuwandten: Wie war zu erklären, daß Handarbeit sich bei manchen Verbesserungen dennoch so wenig auszahlte,⁵⁸ daß das Leben und Überleben so ungemein mühsam blieb?⁵⁹

Nur in einzelnen Regionen bzw. Branchen gelang es den Arbeiterorganisationen, diejenigen, die sie zu erreichen suchten, mehrheitlich oder auf längere Dauer zu binden.⁶⁰ Außerhalb der Kongresse bzw. Spalten der Parteipresse, d.h.

57 Vgl. dazu C. Stephan: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!“ Aus der Urgeschichte der Sozialdemokratie, Frankfurt 1977, S. 192 ff., 212 ff.

58 Die Reallohndiskussion ist gewiß noch offen; als konzise Zusammenfassung des derzeitigen Standes vgl. weiterhin G. Hohorst u.a.: Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II: Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1879-1914, München 1975, S. 97 ff.; zur Differenz zwischen den Schichten innerhalb der Klasse, zugleich zu womöglich in schichtenspezifischen Mustern sich ändernden Konsumstandards R. Spree: Klassen- und Schichtbildung im Spiegel des Konsumentenverhaltens individueller Haushalte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: T. Pierenkemper (Hg.): Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive. Zum Wandel des privaten Verbrauchs in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, St. Katharinen 1987, S. 56-80, sowie H. van Laer: Die Haushaltsführung von Maschinenbauarbeiter- und Textilarbeiterfamilien in der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg, ebda. S. 152-184.

59 Zur Bearbeitung solcher Erfahrungen in den Versuchen, sich in der „großen“ Krise ab 1929 durchzubringen, vgl. meinen Aufsatz: Hunger in der Großen Depression. Hungererfahrungen und Hungerpolitik am Ende der Weimarer Republik, in: Archiv für Sozialgeschichte 27 (1987), S. 145-176.

60 Und auch bei den Organisierten dürfen die Zahlen nicht täuschen; nicht weniger, die zumal als relativ junge Leute eintraten oder Beiträge zahlten, ließen dies

bei einfachen Mitgliedern, waren aber sehr wohl Forderungen nach „gerechter“ Behandlung zu vernehmen. Adolf Levenstein, der 1910 annähernd 6.000 gewerkschaftlich organisierte Berg-, Textil- und Maschinenbauarbeiter in mehreren Regionen schriftlich befragte, veröffentlichte eine Reihe entsprechender Äußerungen aus den Antworten.⁶¹ „Ich will nicht zur Maschine degradiert werden“, so ein Metalldrucker, oder: „das Menschentum wird schimpflich“ – dies ein Kohlenhauer. Gewiß, die Äußerungen schwankten, z.T. wurde Maschinenarbeit als entlastend oder befreiend empfunden (nicht zuletzt, weil man „mehr gleichheitlich ausgebeutet“ wurde). Deutlich sind aber zahlreiche Klagen, man werde nicht als „Mensch“ behandelt; Achtung der eigenen „Würde“ wurde eingeklagt, auch wenn das Wort nicht ausdrücklich fiel.

4. Unter anderem Vorzeichen hatten sich freilich Appelle an die „Ehre“ von Arbeit und Arbeitern gemehrt. Parallel zu kulturpessimistischen Klängen, in denen die einfache Hand-Arbeit, wie sie in den Schriften von Wilhelm Heinrich Riehl oder Gustav Freytag seit den 1850er und 60er Jahren zum Sinnbild antiindustrieller Utopien geworden war, entfaltete sich die Redeweise von der „nationalen Arbeit“.⁶² Neben *klassenspezifische* traten damit ausdrücklich *nationale (und völkische) Muster*, in denen die „Ehre der Arbeit“ vorgestellt wurde.

nach ein oder zwei Jahren sein: Die dauerhafte und stete Teilnahme an Partei oder Gewerkschaften, aber auch an den zahllosen Organisationen, die sich bemühten, die Vielfalt der Lebensäußerungen zu begleiten und zu organisieren, kennzeichnete nur eine Minderheit. Für die sozialdemokratischen Gewerkschaften im Kaiserreich ist das gezeigt worden von K. Schönhoven: Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890 bis 1914, Stuttgart 1980, Tl. III; vgl. zu Organisierungs-Konjunkturen I. Steinisen: Die gewerkschaftliche Organisation der rheinisch-westfälischen Arbeiterschaft in der eisen- und stahlerzeugenden Industrie 1918 bis 1924, in: H. Mommsen (Hg.): Arbeiterbewegung und industrieller Wandel, Wuppertal 1980, S. 117-139, und auch E. Domansky: Arbeitskampf und Arbeitsrecht in der Weimarer Republik, in: D. Dowe (Hg.): Reprint: Gewerkschafts-Zeitung 34 (1924), S. 31-80, 47 ff., 58 ff.

- 61 A. Levenstein: Die Arbeiterfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psychophysischen Einwirkungen auf die Arbeiter, München 1912, das Folgende S. 51; vgl. insgesamt zu Levenstein Bonß: Kritische Theorie und empirische Sozialforschung, S. 19 ff. Zu Recht hat B. Moore seine Thesen zur Bedeutung von „Gerechtigkeits“-Forderungen für Deutschland mit Verweisen auf Levenstein gestützt, Ders.: Injustice. The Social Bases of Obedience and Revolt, White Plains 1978, bes. Kap. VI.
- 62 Vgl. dazu sehr instruktiv F. Trommler: Die Nationalisierung der Arbeit, in: R. Grimm/J. Hermand (Hg.): Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom

Die „nationale Arbeit“ harmonierte zumal in bildungsbürgerlichen Kreisen mit einer vorher unbekanntem Hochschätzung des ‚Mannes der Arbeit‘. Gemeint waren aber gerade nicht die konkreten Arbeiter – die Proleten erschienen als die „Vielzuvielen“, wenn nicht als „Bestien“ (K.-M. Bogdal).⁶³ Applaudiert wurde einem abstrakten Typus.

Die „nationale Arbeit“ blieb aber kein Reservat bürgerlicher Gruppen oder Autoren. Sie fand sich wieder in den Gedichten, mit denen nach 1914 Autoren, die wie Heinrich Lersch und Karl Bröger Hand- und Lohnarbeiter gewesen waren, das Opfer der Soldaten besangen. Brögers Diktum, daß sich in der „größten Gefahr Deutschlands ärmster Sohn als sein getreuester“ erwiesen habe, traf auf einen wohlpräparierten Resonanzboden. Die „nationale Arbeit“ stiftete und bestätigte Einverständnis über die Klassen- und Milieugrenzen hinweg.⁶⁴ In der Kriegspropaganda 1914-18 wurde die „nationale Arbeit“ mit allem Nachdruck auf die „deutsche Qualitätsarbeit“ bezogen. In Büchern wie in (illustrierten) Zeitschriften und Zeitungen hieß es z.B.: „Gibt es einen fleißigeren, geschickteren, gewandteren, besser geschulten, zuverlässigeren, leistungsfähigeren, aber auch besser bezahlten Arbeiter als den deutschen? Wer hält seinen Arbeitsplatz, seine Maschine und Werkzeuge reinlicher als er? Ich sage ausdrücklich *seinen* Platz, *seine* Maschine, denn der deutsche Arbeiter liebt seine Arbeit und sorgt für sein Arbeitsgerät, als ob es sein Eigentum wäre. Er fühlt sich keineswegs als Sklave der Maschinenarbeit, nein, er ist Herr seiner Maschine.“⁶⁵ – Gewiß hatte die sozialdemokratische Presse weithin die SPD-Kriegsunterstützung skeptisch und auch ablehnend kommentiert;⁶⁶ aber unter den Soldaten, die an den Fronten wie in den Rüstungsbetrieben dennoch ‚mitmachten‘, waren fraglos zahlreiche Anhänger oder Wähler der Sozialdemokratie.

Natürlich erfuhren Arbeiter und zumal Arbeiterinnen in den Kriegsjahren tagtäglich, was die Schufferei insbesondere in der Rüstungsproduktion bedeutete. Und vermehrte Anspannung führte keineswegs zu entsprechend steigenden oder gar gesicherten Löhnen. Vor allem explodierten die Preise für die notwendigsten

Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein/Ts. 1979, S. 102-125. Vgl. aber für die christliche Arbeiterbewegung auch Sonnenschein: Vom sittlichen Wert, S. 13 ff.

63 K.M. Bogdal: Schaurige Bilder. Der Arbeiter im Blick des Bürgers, Frankfurt 1978, S. 47 ff., 117 ff.

64 Trommler: Nationalisierung, S. 112.

65 J. Reichert: Aus Deutschlands Waffenschmiede, 2.Aufl., Berlin 1918, S. 75 (Hervorhebung im Orig.).

66 F. Boll: Frieden ohne Revolution? Friedensstrategien der deutschen Sozialdemokratie vom Erfurter Programm 1891 bis zur Revolution 1918, Bonn 1980, S. 104 ff.

Lebensmittel: Hunger, Elend und Tod von nahen und nächsten Angehörigen bezeichneten den Alltag.⁶⁷ Dennoch fügte sich das Arbeiterselbstverständnis in vielem einem Bild von „nationaler Arbeit“ – das auch für die Kriegspropaganda taugte: Die Klagen ‘Namenloser’ {wie bei den Pöhlands, in Bremen) über das verbreitete ‘Mitmachen’ selbst bei den Organisierten spiegeln nur die Reichweite solcher Übereinstimmungen. Die Januarstreiks von 1917 oder die Streiks 1918 blieben auf die Zentren der Rüstungsproduktion beschränkt, in denen vornehmlich ‘junge’ Belegschaften konzentriert waren. Aber überwiegend ließ sich Fabrikarbeit offenbar nicht auf knappe Löhne, auf Produkte bzw. deren Aneignung durch andere reduzieren. Die *Arbeitsvollzüge* selbst, die direkte Auseinandersetzung mit Werkstoffen und Maschinen, mit Kolleginnen und Kollegen – Industriearbeit als Lebensweise, als Sich-Behaupten und ‘Alltagskultur’ wurde durch verschlechterte Arbeits- und Lebensbedingungen nicht beseitigt. Es scheint vielmehr: Die Aneignung der Arbeit wurde als Fixpunkt der Überlebensanstrengungen nur um so wichtiger.

5. Die „nationale“ Tönung der Vorstellungen und Bilder von ‘Arbeit’ verschwand keineswegs in den 1920er Jahren. Der vorwiegend sozialdemokratisch orientierte ADGB unterschied sich in diesem Punkt nur wenig von den Industrieverbänden. Freilich – in der Verbände-Rhetorik, aber auch in den betrieblichen Praktiken zeigt sich eine Verbindung klassenbezogener „Qualitäts“-Arbeit mit „nationaler Arbeit“: In der „deutschen Qualitätsarbeit“ sahen offenbar beide Seiten einen akzeptablen Maßstab.⁶⁸ Zumindest bei führenden Funktionären der ADGB-Gewerkschaftsbewegung gehörte der nationale Impetus erneut – oder weiterhin – zum Kern der politischen Perspektive. Die „Burgfriedenspolitik“ der Kriegsjahre vom November 1918 waren schließlich in den Massenstreik-Bewegungen von 1919 und die Kooperation mit den Unternehmern in der „Zentralarbeitsgemeinschaft“ nicht dauerhaft aufgekündigt worden. Die Gewerkschaften hatten ebenso wie die meisten lokalen Arbeiterräte die Sicherung der (Über-)Lebensbedürfnisse im Auge gehabt. Nach dem Ende der Massenbewegungen hatte vor allem im „Ruhrkampf“ 1923 die nationale Formierung erneut die Klassenlinie

67 J. Kocka: Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Göttingen 1973, S. 12 ff., 43 ff.; V. Ullrich: Kriegsalltag. Hamburg im Ersten Weltkrieg, Köln 1982; D. Kachulle (Hg.): Die Pöhlands im Krieg, Köln 1982; M. Niehuss: Arbeiter in Krieg und Inflation, Berlin/New York 1985; U. Daniel: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, Göttingen 1989.

68 Zum ADGB vgl. meinen Aufsatz: „Deutsche Qualitätsarbeit“, „Spielereien“ am Arbeitsplatz und „Flichen“ aus der Fabrik, in: Boll (Hg.): Arbeiterkulturen, S. 155-197, 182 f.

durchschlagen, wohl vielfach bis in die Betriebe hinein. Die Gewerkschaftsspitzen sahen offenbar nur eine Chance für ein neues Trittfassen: nationale Akzente; zumal sich dafür nicht wenige Stimmen in der eigenen Mitgliedschaft fanden.⁶⁹

In den Betrieben dominierte die Pflege von „Geschicklichkeit“ und „Handfertigkeit“; sie wurden zur Richtmarke für „Rationalisierer“ in Vorständen wie in Betriebsräten.⁷⁰ Die betrieblichen Praktiker sahen darin ein ausdrückliches Gegenprogramm zum Taylorismus, jenem Kernstück „amerikanischer Massenproduktion“. Die rhetorischen wie die finanziell-organisatorischen Bemühungen, um die „Gewandtheit“ von Arbeitern waren aber nicht nur in Herrschaftsinteressen begründet. Sie folgten zugleich, wahrscheinlich vor allem, den Erfordernissen betriebswirtschaftlicher Kalkulation. Denn bei aller „Rationalisierungs“-Wut wurde 1931 bei einer Erhebung durch gewerkschaftliche Vertrauensleute aus Groß- und Mittelbetrieben gemeldet, daß es in 84 Prozent *keine* „Fließfertigung“ und in 95 Prozent *keine* Bandarbeit gebe. Neue Maschinen wurden allerdings in zwei Dritteln der Betriebe eingesetzt.⁷¹ Mehrmaschinenbedienung und schnellere Maschinenläufe waren also weit mehr als wenige Jahre zuvor zu bewältigen – es blieben aber die alten Transportprobleme, wenn nicht sogar neue hinzukamen. „Gefühl für die Arbeit“ avancierte damit in hohem Maße zum innerbetrieblichen Sicherheitsnetz. Nicht Maschinenausrüstung oder Arbeitsvorbereitung, sondern das tagtägliche „Anpassen“ von Arbeitsweise wie Werkstücken ermöglichte erst jene Produktionssteigerungen, die nicht nur Manager und Ingenieure, sondern auch Arbeiter von der „Rationalisierung“ erhofften.

Damit verband sich ein Zweites: Innerbetriebliche Funktionseliten konnten trainiert und gepflegt werden. Ausgrenzung der Ungelernten und De-Qualifizierung der Gelernten handwerklichen Typs gab den „Angelernten“ in den 1920er Jahren und dann erneut in der Rüstungskonjunktur ab Mitte der 1930er

69 Dazu M. Ruck: Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus, Köln 1988, S. 56-73.

70 Vgl. meinen Aufsatz: „Deutsche Qualitätsarbeit“, bes. S. 156 ff., 174 ff. – Für die „shopfloor“-Ebene vgl. P. Schirmbeck (Hg.): „Morgen kommst Du nach Amerika“. Erinnerungen an die Arbeit bei Opel 1917-1927, Bonn 1988, S. 58 ff. „Im Akkord“ – dabei werden die vielfältigen und vor allem fortwährenden Interventionen erkennbar, mit denen die Arbeiter den „Arbeitsfluß“ erst möglich machten.

71 Vorstand des DMV (Hg.): Die Rationalisierung in der Metallindustrie, Berlin o.J. (1932), S. 86 f., 94 f.

Jahre ganz ungeahnte Chancen.⁷² Dem korrespondierten Ansätze zu einer neuen Hierarchisierung innerhalb der Belegschaften.

Die Sicherung von „Qualitätsarbeit“ wurde Motiv und Rechtfertigung erheblicher wissenschaftlicher und publizistischer Aktivitäten.⁷³ Öffentliche wie Industriegelder standen dafür zur Verfügung. Arbeitsphysiologie bzw. „Ermüdungsstudien“ (Edgar Atzler)⁷⁴ waren das eine Feld; auf dem anderen ging es um psychologische Formierung bzw. „Psychophysik“ (Fritz Giese),⁷⁵ darüber

72 Es fehlen allerdings Übersichten, die insbesondere regional- und branchenspezifisch aufschlüsseln und zugleich die ‘strategische’ Gruppe der Angelernten nicht von vornherein den Ungelernten zurechnen. Für die Metallindustrie vgl. aber die Erhebung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes von 1931 (veröffentlicht als „Die Rationalisierung in der Metallindustrie“). Danach berichteten die gewerkschaftlichen Gewährsleute in 10,5 % der aus allen Einzelbranchen als Rationalisierungen gemeldeten Fälle auch von einer „Verdrängung der Facharbeiter“ durch An- oder Ungelernte, vgl. ebda. S. 89. Aus der Zahl dieser „Fälle“ ist allerdings weder die Zahl noch der Anteil der beteiligten oder betroffenen Personen zu rekonstruieren. Immerhin zeigen einzelne Erinnerungsinterviews, daß Neueinstellungen vor allem Un- oder anders Gelernten Möglichkeiten boten, als „angelernte“ Teiledreher, Fräser, Bohrer oder Blechscherenarbeiter sehr wohl „qualifizierte“ Tätigkeiten zu bekommen, vor allem ab 1934/35; dazu Interviews mit 5 bzw. 13 Rentnern von Hanomag-Hannover und Henschel-Kassel 1984 und 1985 (die Transkripte sind im Max-Planck-Institut für Geschichte einzusehen). S. auch aus der US-Automobilindustrie die Hinweise zur gewerkschaftspolitischen Bedeutung neuer bzw. „angelernter“ Fach- oder Spezialarbeiter: S. Babson: *Class, Craft, and Culture: Tool and Die Makers and the Organization of the UAW*, in: *Michigan Historical Review* 14 (1988) S. 33-56. Daß ab ca. 1935 vermehrt zum „Anlernen“ übergegangen wurde, machen Hinweise aus einzelnen (Groß-) Betrieben wahrscheinlich, vgl. zum Wernerwerk (Berlin, Siemens 8c Halske AG) Hachtmann: *Industriearbeit*, S. 87; vgl. auch die ab 1937 zu beobachtende Übung, in neuen Tarifordnungen „Nichtfacharbeiter“ wie „gelernte Facharbeiter“ zu entlohnen, ebd., S. 59; vgl. auch F. Fendt: *Der ungelernete Industriearbeiter*, München/Leipzig 1934, S.18 ff. (zum „neuen Ungelernten“), S. 27 ff. (branchenspezifische Arbeitsverrichtungen), 65 ff. (Löhne), S. 75 ff. (Zahlen). – Sehr allgemein bleiben die Hinweise bei J. Mooser: *Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970*, Frankfurt 1984, S. 58 ff.

73 Generell dazu P. Hinrichs: *Um die Seele des Arbeiters. Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland*, Köln 1981.

74 E. Atzler: *Körper und Arbeit*, Leipzig 1927.

75 I. Dietrich: *Massenproduktion und Massenkultur, Bürgerliche Arbeitswissenschaft als Kulturwissenschaft*, in: *Freizeit als Lebensraum: Arbeitende Menschen im Sozialismus – ihr Platz in der Freizeitkultur*, hg. vom Wissenschaftsbereich Kultur der Humboldt-Universität Berlin, Berlin/DDR 1987, S. 45-59.

hinaus um Förderung der „Werksgemeinschaft“, aber auch um „Arbeitserschulung“. Albert Vögler, der Generaldirektor der Vereinigten Stahlwerke, schrieb 1929 in einem Grußwort für das industriefinanzierte „Deutsche Institut für technische Arbeiterschulung“ (DINTA): Ziel müsse sein, „Arbeit durch Arbeit“ zu lernen und zu vermitteln.⁷⁶

6. „Ehre der Arbeit“ reklamierte einen Anspruch. In seinem Lichte erschien die Arbeitswirklichkeit vielen Beobachtern als „Arbeitsverfremdung“ (Goetz Briefs). Um so mehr ging es ihnen darum, „Arbeitslust und Verantwortungsgefühl“ zu wecken, den angeblichen „ursprünglichen unmittelbaren Affekt des Arbeiters zu seiner Arbeit“ freizusetzen.⁷⁷ Neben rein instrumentellen Vorschlägen sind auch Überlegungen erkennbar, die – zumindest vom Schreibtisch her – nicht nur die Nutzbarkeit der Arbeiter (und der offenbar immer mitgemeinten Arbeiterinnen) zu steigern suchten. Eines dieser Konzepte war das der „Gruppenfabrikation“. Bei dieser Arbeitsorganisation sollten die einzelnen Arbeiter in einer vermehrt auf sich gestellten Arbeitsgruppe ihren „Wert“ erfahren können.

An dem Vorschlag war neben Richard Lang, einem der Direktoren der Automobilfabrik Daimler, auch der Psychologe Willy Hellpach beteiligt.⁷⁸ Lang hatte bei Daimler eine solche Fabrikationsgruppe, für (Motoren-)Gehäusebau, eingerichtet. Verschiedene Gruppen von Arbeitern, z.B. Dreher, Bohrer und Schlosser, waren zusammengefaßt; sie sollten kooperativ verschiedene, zusammengehörige Teile „fertigbearbeiten“. Freilich verhehlten die Autoren nicht, wie schwierig es sei, den Erfolg erkennen zu können. Denn „in den Mienen, der Haltung, im Gehabe aller Werkbeteiligten war nichts Enthusiastisches sichtbar“; das „eigentümlich Stumpfe in der durchschnittlichen Physiognomie unserer Facharbeiter“ sei nicht gewichen. Aber der Praktiker wußte, daß dies ebenso gut „bewußte Maskierung“

76 A. Vögler: 17. Nov. 1929, faksimilierter Brief an C. Arnold [! recte: Arnhold], in: Arbeiterschulung I (1929), S. 1. Vgl. auch Heuel: Der umworbene Stand, S. 413 ff.

77 G. Briefs: Betriebsführung und Betriebsleben in der Industrie, Stuttgart 1934, S. 23 ff., 35, 51. Briefs, dessen Institut für Betriebssoziologie übrigens 1928 an der TH Charlottenburg eingerichtet worden war, ging explizit und positiv auf die NS-Vorsätze zur völligen Neuordnung der industriellen Arbeitsbeziehungen ein, ebda., S. 131-142.

78 Vgl. R. Lang/W. Hellpach: Gruppenfabrikation, Berlin 1922, bes. S. 65 ff. Zu Hellpach, der 1924/25 gewählter badischer Staatspräsident war, nach 1933 als hilflos-willfähiger Unterstützer der Nationalsozialisten hervortrat, dabei wahrscheinlich vor allem sein „Durchkommen“ als Honorarprofessor – und dann Institutsleiter – im Auge hatte, vgl. H. Gundlach: Willy Hellpach. Attributionen, in: C. F. Graumann (Hg.): Psychologie im Nationalsozialismus, Berlin u.a. 1985, S. 165-193.

sein konnte. Unerlässlich bleibe es deshalb, „dem Arbeiter mit ‘Achtung’ [zu] begegnen, in ihm überhaupt den ‘Menschen’ [zu] respektieren“. Wer von den „höheren Betriebsleitern“ verstehe sich dazu?⁷⁹

Wichtiger als die Details ist bei diesem Vorschlag, daß Monotonie und Abstumpfung an den Arbeitsplätzen nicht nur als Ausdruck von gruppenspezifischen Defiziten oder technischem Versagen, von „psychophysischer Ermüdung“⁸⁰ erscheinen.

Vielmehr werde eine veränderte Arbeitsorganisation beides ermöglichen: Anerkennung der Arbeiter und zugleich gewinnträchtige Produktivität ihrer Tätigkeit. Im Unterschied zu einer vorwiegend instrumentellen Orientierung wird hier Respekt vor der ‘Person’ der Arbeiter eingefordert; diese soll auch als eigener ‘Wert’ Anerkennung finden.

In der Studie zum „Kampf um die Arbeitsfreude“, die der Dozent an der Frankfurter Akademie der Arbeit, Hendrik de Man, 1927 vorlegte und die durch große Skepsis gegen eine Klassenperspektive bestimmt war, ist die Forderung nach ge-

79 Der Versuch mit der Gruppenfabrikation war Eugen Rosenstock gewiß bekannt; immerhin war er kurze Zeit ebenfalls mit Daimler verbunden und hatte dort 1919 die Werkszeitung für ein Jahr geleitet. Er ging davon aus, daß für die Arbeiter nicht „rationelle Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, sondern (...) Arbeit für alle, Brot für alle!“ das Motiv ihrer Lohnarbeit sei. Vorrangig müsse also das „Dasein“ der Arbeiter sein, erst danach lasse sich über „Leistungssteigerung und Lohnsteigerung (...) reden“; vgl. E. Rosenstock: *Werkstattaussiedlung. Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters*, Berlin 1922, S. 89 ff.; s. für das Folgende auch S. 79. Dieses „Dasein“ erfordere aber ein „lebendiges Verhältnis zur Stelle und zur Stunde“ des eigenen „Wirkens und Arbeitens“. Sein Vorschlag richtete sich freilich ganz ins Romantisierend-Utopische: Er wollte jedem – im wort-wörtlichen Sinne – seinen Arbeitsplatz geben; die „Werkstattaussiedlung“ sollte jene Einheit von Wohnen und Arbeiten wiederherstellen, die „Dasein“ ermögliche. Nur dann werde Arbeit „ein Stück des eigenen Lebens (und) Lebensverlaufes“.

80 Vgl. zu den zeitgenössischen Diskussionen und Stereotypen, auch im europäischen Vergleich, A. Rabinbach: *The European Science of Work. The Economy of the Body at the End of the Nineteenth Century*, in: St. L. Kaplan/C. J. Koepf (Hg.): *Work in France. Representations, Meaning, Organization, and Practice*, Ithaca/London 1986, S. 475-513. – Zum Duktus zeitgenössischer Untersuchungen vgl. M. Bernays: *Untersuchungen über die Schwankungen der Arbeitsintensität während der Arbeitswoche und während des Arbeitstages. Ein Beitrag zur Psychophysik der Textilarbeit*, in: *Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Lederwaren-, Steinzeug- und Textilindustrie*, Leipzig 1912 (Schriften des Vereins für Socialpolitik, Bd. 135), S. 183-389, 185 f., 382 ff.

rechter Behandlung ein wesentliches Moment.⁸¹ De Man hatte 78 Arbeiter und Angestellte befragt, die 1925/26 die Akademie besucht hatten. Arbeitsorganisation wie Arbeitserfahrung, aber auch die Lohnverhältnisse waren danach von der Grundwahrnehmung geprägt, abhängig zu sein. Oder: „Der Arbeiter ist daher normalerweise von dem Gefühl beherrscht, daß er dem Zwang einer überlegen feindlichen Macht unterworfen ist“.

Diese Unterlegenheit gilt nicht nur „im allgemeinen“; sie wird auch nicht allein in den vielfachen Unwägbarkeiten, zumal von Akkordlöhnen, greifbar. Sie zeigt sich danach ins besondere in tagtäglichen Konfrontationen mit den Vorgesetzten. Dabei bestätigt de Man auch eine Reihe der Ergebnisse von Levenstein, wenn er zu dem Urteil kommt: „Nicht die Maschine, der Vorgesetzte gilt dem Arbeiter als der schlimmste Feind.“ Gemeint sind weniger die Betriebsleiter oder die Eigentümer. Unlust, aber auch Haßgefühle richteten sich vor allem gegen die unmittelbaren Vorgesetzten, gegen die „Meister“, die „Aufpasser“, die „Antreiber“ und „Schleicher“, die „Terminjäger“ – insgesamt gegen alle, „die nach oben buckeln und nach unten treten“. Nach de Man geht es um jenen Überschuß an Kontroll- bzw. Unterwerfungsansprüchen, die nicht durch die von den meisten akzeptierte Produktionsdisziplin gedeckt seien. Wenn es überwiegend oder ausschließlich um Machtbehauptung und allgemeine Sozialdisziplin gehe, sei Kooperation bzw. Verständnis bei den Untergebenen nicht mehr zu erwarten.

Derselbe Tenor prägte eine Studie, die ein US-amerikanischer Arbeitspsychologe in drei Ausbesserungswerken der Reichsbahn vom Herbst 1932 bis Sommer 1933 vornahm.⁸² Der Verfasser, Rex Hersey, untersuchte die Arbeitsabläufe, genauer: die Reaktionen und Gefühlsregungen von mehreren Dutzend Arbeitern. Aus Interviews und teilnehmenden Beobachtungen, deren Ergebnisse er mit denen einer früheren Studie in US-amerikanischen Werkstätten verglich, schloß er, daß Ungerechtigkeit „nicht nur einen Gefühls- und Leistungsabfall“ hervorbrächte. Sie würde vielmehr „unter Umständen auch in den Beziehungen zwischen dem Arbeiter und seiner Familie eine Krise hervorrufen“. Vor allem erregte die Betroffenen die Antreiberei der Vorarbeiter oder Meister, z.B.: „Wenn man in jedem Fall angebrüllt wird, gleichgültig, ob man Glück hat und die Arbeit schnell herausbekommt, oder ob man unter allen möglichen Widernissen arbeiten muß, was hat es dann für Zweck sich abzuquälen?“

81 H. de Man: Der Kampf um die Arbeitsfreude, Jena 1927; das Folgende: S. 256 f., 276.

82 R. Hersey: Seele und Gefühl des Arbeiters. Psychologie der Menschenführung, Leipzig 1935; für das Folgende S. 74 bzw. 78.

Angetrieben zu werden, Gebrüll und lautstarke Anpiffe ertragen zu müssen: Das Gefühl, willkürlich und ungerecht behandelt zu werden, ließ sich offenbar auf diese, wohl immer wieder erfahrenen Enttäuschungen und Kränkungen zurückführen. – Die deutsche Fassung der Studie erschien 1935. Sie wurde eingeleitet durch ein knappes, aber nachdrückliches Lob von Robert Ley.

7. „Gruppenfabrikation“, aber auch „Arbeitsfreude“ als Mittel zur „Distanzüberwindung“ zwischen Arbeitern und „versachlichtem Betrieb“ (Ernst Michel)⁸³ fanden nur begrenzte wissenschaftliche Resonanz. Als Handlungsanleitungen im betrieblichen Alltag blieben sie ohne jede Wirkung. Auch Betriebsräte oder Gewerkschafter sahen keine Chance, damit z.B. auf Ausmaß oder Tempo der „Rationalisierung“ Einfluß zu nehmen.⁸⁴

Im Unterschied dazu stießen Vorschläge zur Förderung der „Werksgemeinschaft“ auf Interesse – allerdings nur bei Unternehmern und „Arbeitgebern“ bzw. Verbandsgeschäftsführern und -syndici. Die Entwicklung eines „Korpsgeistes“, parallel und in direkter Abstimmung mit Maßnahmen zur Entwicklung und Pflege einer Stammebelegschaft, war auch im älteren Betriebspaternalismus der Krupp oder Stumm-Halberg zentral gewesen. Jetzt sollte es darum gehen, in den einzelnen Betrieben, aber dennoch in einer umfassend konzertierten Aktion, über Regionen und Branchen hinweg jene Arbeitsatmosphäre herzustellen, in der „Reibungen“ möglichst vermieden wurden. Die „Werksgemeinschaft“ hatte eine doppelte Stoßrichtung. Vor allem sollte die Gemeinsamkeit der Interessen aller, die an der betrieblichen wie der gesamtwirtschaftlichen „Arbeitsgemeinschaft“ industrieller Produktion beteiligt waren, die Anti-Streik-Politik wirtschaftsfriedlicher „Werkvereine“ (auf die 1918 in der Zentral-Arbeitsgemeinschaft mit den Gewerkschaften verzichtet worden war) in neuer Form wiederbeleben. Zweitens waren aber auch Unternehmer-Kollegen im Visier, also alle die, die z.B. vermehrte tarifrechtliche Bindungen zu umgehen suchten und damit die eigenen Verbände schwächten.

Die „Werksgemeinschaft“ sollte dabei weit über die Arbeitsplätze hinausgreifen. Und in der Tat blieben die Arbeitsprozesse selbst, deren Belastungen oder Veränderungen, im Unterschied z.B. zu Lang/Hellpach, auch ganz ausgeklammert. Vielmehr sollte im Betriebsumfeld, ‘am Rande’ der Fabrik und in der „Freizeit“ ein umfassender Zusammenhang zwischen Arbeitenden und ihren

83 Zitiert nach Hinrichs: Um die Seele des Arbeiters, S. 155.

84 Zu den Positionen der ADGB-Gewerkschaften in der „Rationalisierungs“-Debatte G. Stollberg: Die Rationalisierungsdebatte 1908-1933. Freie Gewerkschaften zwischen Mitwirkung und Gegenwehr, Frankfurt/New York 1981.

Angehörigen gestiftet werden. Insofern waren Kindergartenplätze und Haushalts- oder Nähkurse für Ehefrauen und heranwachsende Töchter ebenso wichtig wie Zahlungen für Gartenbauvereine, Erholungsheime oder Erholungsreisen. Zu diesen materiellen Leistungen gehörte eine beglaubigende Öffentlichkeit: eine in der Regel kostenlos ausgegebene, nicht selten technisch aufwendig und 'modern' gestaltete Werkszeitschrift. Ihre Photos nutzten die Suggestion 'dokumentarischer' Präsentation eines vielgestaltigen und 'erfolgreichen' Organismus. Im visuellen Herausheben einzelner Arbeiter – als Jubilare oder in Berichten zu einzelnen Werkteilen oder Werkstätten – wurde der einzelne immer wieder mit dem 'Ganzen' in direkte Beziehung gerückt.

Dieses Ensemble von Zuwendungen und Appellen, von geldwerten Leistungen und verbindenden wie Dritte ausgrenzenden Zeichen überforderte freilich die meisten Mittel- und Kleinbetriebe. Hier hing alles am Herrschaftsstil des Unternehmers bzw. Betriebsleiters und seiner Mittelsmänner; flankierende Maßnahmen fehlten. An den Arbeitsplätzen reduzierte sich die kritische Frage hier wie dort aber vor allem darauf, wieweit zumindest ein gewisses Maß von „Gerechtigkeit“ für Arbeiter und Arbeiterinnen erkennbar wurde.

8. Stolz auf „Qualitätsarbeit“ war nicht Direktoren und Ingenieuren vorbehalten. Wenn in der Betriebsräte-Zeitschrift des Deutschen Metallarbeiterverbandes beschrieben wurde, daß in den USA alles und jedes „fool proof“ sein müßte, dann mochten Redakteure und Leser befriedigt daran denken, daß in deutschen Fabriken gelungene Produkte an der Kenner- und Könnerschaft erfahrener Arbeiter hingen, daß bei den Kollegen vielfältiges Tüfteln und Probieren nicht als lästiges Übel, sondern als Ausweis qualifizierten Arbeitens galt.

Dabei läßt sich eine eigentümliche Fixierung erkennen, insbesondere in den Arbeiterbewegungen: Die Leitbilder und Symbole, mit denen sie „Arbeit“ präsentierten, drehten sich um das Leitmotiv der erfahrungsgesättigten Kompetenz. Dieses „Gefühl für die Arbeit“ war freilich jenen vorbehalten, die 'gelernte' Tätigkeiten ausübten (selbst wenn sie tatsächlich nur angelernt waren !). So wurde z.B. als Titelbild der auch kommerziell erfolgreichen, kommunistisch orientierten „Arbeiter-Illustrierten Zeitung“ (AIZ) das Photo eines (Reparatur-) Drehers gedruckt. Dieser männliche Arbeiter strahlte kontrollierte Ruhe aus; Perspektive und Bildschnitt betonten die Konzentration auf Werkzeug, Aufgabe und Werkstück; signalisiert wurde beides: Ordentlichkeit und Gewandtheit.⁸⁵

85 Arbeiter-Illustrierte Zeitung, Nr. 6, 1928; vgl. auch für einen anderen Fall H. Willmann: Geschichte der Arbeiter-Illustrierten Zeitung 1921-1938, Berlin 1974, Titelbild Nr. 8/1926: ebenfalls ein Dreher.

Das Bild des erfahren-handlungssicheren Maschinenbedieners zitierte das Ideal des Facharbeiters. Es richtete sich zunächst nur an das Publikum der eigenen Familie. Zwar war der Photograph, der mit Selbstauslöser gearbeitet hatte, Mitglied der „Arbeiter-Photographen“; aber das Bild war nicht zur Veröffentlichung gedacht gewesen.⁸⁶

Erst recherchierende AIZ-Redakteure stießen auf das Bild – und nutzten es für die Zwecke ihrer Agitation. Die womöglich im Abdruck mitgelieferte Ironie kümmerte die Redakteure freilich nicht: Immerhin waren diese Facharbeiter in den meisten Branchen nicht nur eine Minderheit; ihr Anteil schrumpfte drastisch, während die Gruppe der „Angelernten“ in den 1920er (und 1930er) Jahren nicht unerheblich zunahm. Es mochte aber auch sein, daß die Zeitgenossen überhaupt keine Ironie sehen konnten – wenn die Angelernten sich im ‘Bild’ der Gelernten wiederfanden.

Ein typisches Beispiel für dieses Arbeiter-‘Bild’ ist auch der Dreher Melmster in Willi Bredels autobiographischem Roman „Maschinenfabrik N&K“.⁸⁷ Bredel, selbst Dreher und dann ‘Arbeiterschriftsteller’, schildert, wie die erfahrungskundige Beherrschung der Drehbank den Versuch eines Zeitnehmers und des Meisters scheitern läßt, eine raschere Drehgeschwindigkeit als machbar zu erweisen (um dann den Akkord neu festsetzen zu können). Es triumphiert der unmittelbare Produzent, er überblickt die Finessen von Materialien und Werkzeug, er kontrolliert den Arbeitsprozeß an einer bzw. ‘seiner’ Werkzeugmaschine. Die „Unteroffiziere des Kapitals“ (Marx) sind im Zweifelsfalle machtlos; sie geben sich selbst der Lächerlichkeit preis. Die Figur des Drehers Melmster zeigt aber auch: Klassenbewußte Proletarier sind Männer; sie sind zugleich kundige Maschinenbeherrscher.

Kenntnis von Werkstoffen, von Maschineneigenarten, von den Kniffligkeiten, z.B. der spanabhebenden Fertigung, waren aber nicht nur unerläßlich, um bei den Kollegen Anerkennung zu finden. Diese Qualitäten reichten über den betrieblichen Alltag hinaus: Arbeitererfahrung galt als Basis dafür, daß aus Kollegen auch „Genossen“ werden konnten. – Gewiß entsprach die soziale Zusammensetzung der KPD diesem Bild von der (gelernt oder angelernt) qualifizierten Arbeit weit weniger als die der SPD. Um so mehr aber erweist sich im Text des

86 Für diese Hinweise auf Theo Gaudig/Essen danke ich A. von Plato (Hagen) und R. Kania (Essen); vgl. auch mein Interview mit Theo Gaudig in Essen am 4.9.1985.

87 W. Bredel: *Maschinenfabrik N&K* (Ms 1930), Berlin/DDR, 3. Aufl. Weimar 1982, S. 67 f., 74, 99 ff.

KPD-Schriftstellers, wie sehr das Bild von Industriearbeit geprägt war von der Vorstellung erfahrungsgesättigter „Handfertigkeit“ bei den Arbeitern selbst.

Politisch folgenreich wurde, daß betriebliche Praktiker, wie Betriebsingenieure und -direktoren, ein genaueres Bild von den industriellen Arbeitsprozessen hatten als viele der Funktionäre in den Arbeiterbewegungen. Deren Bilder und Symbole der Arbeit orientierten sich an einer Vorstellung des politischen Kämpfers, bei dem gerade die „leichtsinnigen“ Aushilfen, das SichDurchschlängeln, nicht zur Vorstellung des klassenbewußten Proletariers paßten. Der Arbeitsprozeß war bestenfalls lästige Vorstufe zur eigentlichen Politik. Betriebliche Autoritäten konnten hingegen nicht umhin zu akzeptieren, daß zumindest zur Förderung des Arbeitsflusses und der Arbeitsproduktivität das Tolerieren oder vielleicht sogar das Ermuntern von Aushilfen sinnvoll war – die zugleich jedem einzelnen ein vermehrtes Gefühl der eigenen Fähigkeiten vermitteln mochten.

9. In den Praktiken wie den Konzepten zur Arbeitsorganisation, zumal denen zur „Werksgemeinschaft“, waren Kommunikations- und Herrschaftsformen entscheidend. Die stoffliche Seite industrieller Arbeit kam demgegenüber kaum vor. Sie ließ sich jedoch an den Arbeitsplätzen selbst überhaupt nicht ignorieren. Es begann mit der Fülle der sinnlichen Eindrücke und Einflüsse, den Geräuschen, aber auch den Gerüchen, umfaßte vor allem die stete Auseinandersetzung mit Werkzeugen und Werkstoffen, den metallenen Handgriffen, den textilen oder hölzernen Teilen und Gerätschaften: Verformung, Zerspanung, Dehnung oder: Hämmern und Schmieden, Pressen, Bohren, Drehen, Fräsen – harte und zähe, vielfach ungemein schwere Gegenstände, aber auch Splitter, Späne und Fasern, die nur zu leicht zu erheblichen Verletzungen führen konnten, bestimmten den industriellen Alltag. Es war ein Zusammenhang von Erfahrung-Machen und Tätigsein, in dem Sprödigkeiten von Material und Werkzeugen, aber auch von Kollegen fortwährend überaus fühlbar blieben.

Das Werkzeug war aber nicht nur Arbeitsinstrument. Jeder mußte paßgenaue und einsatzbereite Werkzeuge zur rechten Zeit zur Hand haben. Deshalb bildete der sorgsame Umgang, aber auch der Respekt vor den Werkzeugen der Kollegen, eine der Grunderwartungen an den Arbeitsplätzen zwischen Kollegen. De Man beobachtete, daß es nicht nur bei Gelernten wie Schlossern oder Zimmerern, sondern auch bei einem Lagerarbeiter oder bei einem Schaufensterdekorateur ganz wesentlich war, daß sie die „benutzten Gegenstände [...] immer als Eigentum betrachten konnten.“⁸⁸ Dabei sei es nicht entscheidend, ob die Werkzeuge tatsächlich zueigen waren oder vom Betrieb gestellt wurden; wichtig sei jedoch

88 De Man: Arbeitsfreude, S. 160.

eine Arbeitssituation, in der die Arbeitsvollzüge von Kollegen wie Vorgesetzten respektiert würden, von einem selbst auch als nicht ungewöhnlich belastend erfahren werden könnten. – Parallel sei neben dem „Besitztrieb“ ein „Machttrieb“ zu erkennen. Und „oft hat man es mit einem Gefühl [gegenüber den Werkzeugen oder Werkzeugmaschinen] zu tun, das lustbetont ist“: Die Rede ist von der „Liebe“ zum Werkzeug; der Zigarettenstrangmaschine wird eine „Seele“ attestiert oder die Lokomotive als „Pferd“ verbal getätschelt.⁸⁹ Im Ge- oder Mißbrauch der Werkzeuge, in Schimpf- oder Kosenamen zeigt sich danach der je eigentümliche, fast immer aber sehr nachdrückliche Anspruch von Besitzern und Bedienern, ernst genommen zu werden.

Das Sich-Auskennen im Umgang mit Werkstoffen und Werkzeugen, die Fähigkeit zum Umgang, aber auch zur Distanz mit Kollegen war freilich im industriellen Alltag keineswegs auf einen bestimmten Kreis von „qualifizierten“ Arbeiten bzw. Arbeitern (weit weniger: Arbeiterinnen) beschränkt. Erinnerungsberichte zeigen die Reichweite der tagtäglich erwarteten Fertigkeiten des Tüftelns und Ausprobierens gerade auch bei sehr weit zerlegten und vorgegebenen Arbeiten, auch am Fließband: Man konnte „manchen Griff [rausholen].“⁹⁰ Dabei fehlen in diesen Berichten alle heroischen Färbungen; erkennbar wird aber der Reiz des „Probierens“.

Zugleich wird in solchen Erinnerungen erkennbar, daß Fabrikarbeit als „Qualitätsarbeit“ stets ein materiales Gegenstück hatte. Die eigenen Erfahrungen waren nicht nur in Augen und Händen ‚verkörpert‘. Vielmehr waren sie vielfältig eingekörbt; sie zeigten sich in Gesten und Verhaltensweisen; sie waren festgeschrieben z.B. in diskreten eigenen Notizen. Solche heimlichen Aufzeichnungen, z.B. über Einstellungsgrade von Blechscheren, spiegelten nicht nur Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten. Vor allem lassen sie erkennen, in welchem Maße Fertigkeiten und Kennerschaft nicht nur der Selbsteinschätzung (oder der Wertschätzung von Kollegen) dienten. Denn solche (unerlaubten) Gedächtnisstützen waren unerlässlich, um Zeitreserven aufbauen zu können, d.h. den Wert der eigenen Arbeitskraft zu sichern oder gar zu erhöhen.

89 Ebd., S. 158 ff., 164. – Besonders wichtig und aussagekräftig sind demnach Fälle von Werkzeugdiebstahl; vgl. dazu die Erinnerungsberichte der Gutehoffnungshütte (GHH), die 1939 aufgenommen wurden und Situationen der 1880er und 1890er Jahre wiedergeben, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH Nr. 40016/9.

90 Schirmbeck (Hg.): „Morgen kommst Du nach Amerika“, S. 83.

Solche Aufzeichnungen verweisen überdies darauf, daß neben oder ‘unter’ der offiziellen Nomenklatur von „Qualitätsarbeit“ eine inoffizielle bedeutsam war und zu beachten ist. Während in der offiziellen das gelungene Produkt den Maßstab abgab, vielleicht noch meßbare Größen wie „verwendete Zeit“ oder „Ausschuß“ herangezogen wurden, galt in der inoffiziellen die Begrenzung der Mühen und Belastungen für den Arbeiter als Richtmaß. Gleichwohl überlagerten sich die Bedeutungen – in der Konzentration auf Fertigkeiten, erfahrungsgesättigte Kennerschaft und Gewandtheit am Arbeitsplatz kamen sie zur Deckung.

X. „Schönheit der Arbeit“

Die demonstrative Geste Robert Leys, die Arbeiter an ihren Arbeitsplätzen „aufzusuchen“, war sicherlich für manche bestenfalls Ausdruck eines überzogenen, wenn nicht abstoßenden „fürsorglichen Gehabes“.⁹¹ Dennoch konnte der Appell an die „Arbeitsehre“ Wirkung zeigen – auch bei den Zweiflern oder Gegnern. Das gilt um so mehr, als die Gesten nicht ohne konkrete Folgen blieben, selbst wenn sie nur hier oder dort zu erleben waren. Das trifft ebenfalls zu für die Pläne und Kampagnen des „Amtes Schönheit der Arbeit“, das der junge NS- bzw. Hitler-Architekt Albert Speer im Rahmen der DAF bzw. als „Amt“ in der KdF aufbaute. Ab Oktober 1933 war man hier darum bemüht, den „schaffenden Menschen Zerstreuung und Ausspannung während der Arbeit“ zu vermitteln.⁹² Allerdings ging es keineswegs nur um die offiziell proklamierte „Zerstreuung und Ausspannung“. Spätestens 1937 wurde das Amt „verantwortlich“ für die Gesamtheit von baulichen und arbeitshygienischen Maßnahmen an den Arbeitsplätzen. Das umfaßte die Beleuchtung wie die Einrichtung und Ausstattung von Umkleide-, Abort- und Waschgelegenheiten. Neben dem (Raum-)Klima waren auch die Außenanlagen, die Fabrikhöfe, die Appellplätze einbezogen.

In der Sicht der SOPADE-Korrespondenten überwog Skepsis bei den Arbeitern. In einem Bericht aus Bayern vom Februar 1938 hieß es: „Unter der Devise ‘Schönheit der Arbeit’ wurden die Werkstätten in den [...] Werken neu gestrichen. Das war ein langjähriges Bedürfnis, dem einmal entsprochen werden mußte. Auch hat man eine neue Abortanlage und Waschräume gebaut, die als einzigen Luxus Fliesenbekleidung erhielten. Der Bau dieser Anlage war

91 Mason: Bändigung, S. 39.

92 R. Ley ca. im Herbst 1933; vgl. Ch. Friemen: Produktionsästhetik im Faschismus. Das Amt „Schönheit der Arbeit“ von 1933 bis 1939, München 1980, S. 87.

V. b. b.

LEUNA

VII. JAHRGANG Nr. 5
Berlin, 31. 1. 28 20 Pf.

A-7-Z

DIE ARBEITER-ILLUSTRIERTE ZEITUNG

Das neue Jahr beginnt mit einer Offensive des Kapitals überall, besonders in der Metallindustrie und im Bergbau sind Aussperrung und Schlichtungs-Manöver an der Tagesordnung. Aber das Proletariat wird antworten.



Wenn Dein starker Arm
es will....

„Wenn Dein starker Arm es will ...“ Dieses Photo ist die Selbstaufnahme eines Reparaturdrehers bei Krupp; Theo Gaudig hatte dieses Bild nicht für die AIZ, sondern für Freunde und Verwandte gemacht, die ihn nach seiner Tätigkeit gefragt hatten.

durch das dauernde Anwachsen der Belegschaft zur dringenden Notwendigkeit geworden. Die einzige wirkliche Verschönerung des Betriebsgeländes sind vier neu geschaffene Grünanlagen, die die Gefolgschaft selbst errichten mußte. [...] Die Arbeiter finden sie sehr schön, legen aber keinen besonderen Wert auf diese Verschönerung des Betriebes. Ihnen wäre eine Erhöhung des Stundenlohnes, die sie in die Lage versetzen würde, ein eigenes Gärtchen anzuschaffen, bei weitem lieber.“⁹³ Auch in den Zahlen der NS-Erfolgsmeldungen erwiesen sich die Erfolge als im Grunde bescheiden. In einer Übersicht nannte ein Autor aus dem DAF-Umfeld, Willy Müller, für die Zeit von 1934 bis 1936 „1.000 Kameradschaftshäuser, rund 3.000 Kantinen und Aufenthaltsräume, rund 3.500 Grünanlagen in Werkhöfen, Tausende von Sportanlagen aller Art, über 230 Schwimmbäder und annähernd 15.000 Wasch- und Umkleieräume“ als „neu gestaltet“.⁹⁴ Angesichts der mehr als 170.000 Industriebetriebe (und ca. 1,7 Mio. im Handwerk)⁹⁵ blieb dies ein quantitativ sehr geringer Anteil, wenn auch wahrscheinlich vor allem größere Betriebe betroffen waren. Allerdings läßt sich die Wirkung nicht allein an den Zahlen ablesen. Immerhin fanden danach auch „die Arbeiter“, die von dem SOPADE-Berichterstatter erwähnt wurden, die Grünanlagen „sehr schön“, ungeachtet der Gegenrechnung, die sie aufmachten. Mehr noch: Im Vergleich dazu bedeuteten vergrößerte Fenster und besseres Licht, vielleicht erstmalig

93 Deutschland-Berichte 1938: Februar, S. 174; vgl. für den (Ruhr-)Bergbau Wisotzky: Der Ruhrbergbau im Dritten Reich, S. 182 ff.

94 W. Müller: Das soziale Leben im neuen Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung der Deutschen Arbeitsfront, Berlin 1938, S. 188 f.; Anon.: Die Auswirkungen des Gemeinschaftsgedankens auf das praktische Gemeinschaftsleben, in: Jahrbuch des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront 1938, Bd. I, S. 105-114, 109ff.; hier werden die „freiwilligen sozialen Aufwendungen“ im Geschäftsjahr 1936 (bzw. 36/37) in „590 größeren Aktiengesellschaften“ summarisch beziffert. Danach sind es in diesen Unternehmen – ganz überwiegend Großbetriebe – 217 Mio. bzw. 6,8% der „Löhne und Gehälter“ bzw. 61,5% der Dividendensumme gewesen. Dieser Betrag finanzierte Gratifikationen und (Familien-)Zulagen, aber auch „Schönheit der Arbeit“; die Proportionen werden allerdings weder genannt noch auch nur angedeutet. Der angefügte Abschnitt über die Lage in den Klein- und Mittelbetrieben läßt erhebliche Diskrepanzen vermuten: Dort dürfe „der soziale Rückschritt nicht mehr oder weniger stillschweigend geduldet werden“; ebda., S. 112; für die Gelsenkirchener Bergwerks-AG vgl. Wisotzky: Ruhrbergbau, S. 213, der den prozentualen Anstieg an der Lohnsumme zwischen 1929/30 und 1938/39 auf vermehrte Betreuungsnotwendigkeiten in Folge der Vergrößerung der Belegschaften zurückführt.

95 Diese Zahlen gelten für 1933, vgl. Berthold: Produktivkräfte in Deutschland, S. 52f.

eingerichtete oder erweiterte Waschräume erhebliche tägliche Verbesserungen. Zugleich begrenzte sich die Wirkung nicht auf die Angehörigen eines bestimmten Betriebes. Durch intensiven Medieneinsatz, aber auch im „Gerede vor Ort“ wurde die Information weitergetragen. Und nicht nur in nachträglichen Erinnerungen mochte sich daraus der Eindruck fügen, daß „sich etwas tat“ (wie es sich in der Erinnerung von Webereiarbeitern aus einem Dorf mit Tabakproduktion wie Textilindustrie in der Nähe von Bielefeld abbildet)⁹⁶. Das bezog sich in diesem Fall auf Sozialräume und Ferienheim beim Hemdenfabrikanten, zugleich auf verbesserte Beschäftigung bei der Zigarettenherstellung. Im Dorf und in den Familien trug beides zum Familienlohn bei: „Unter Adolf Hitler kamen die Leute an die Arbeit [...]. Ich war in Bünde [d.i. in der Nähe, A. L.] am Arbeiten. Vorher wurden große elektrische Wickelmaschinen aufgestellt (...). Als Hitler da war, hat er die plombiert. Da sind wir wieder an die Arbeit gekommen. Es wurden wieder Handwickelmaschinen eingeführt.“

Besonders sichtbar wurden sozialpolitische Aktivitäten in neuen Bauten. In einer Reihe von Städten waren in den Jahren vor 1914 „Volkshäuser“ oder „Volksheime“ auf genossenschaftlicher Basis errichtet worden.⁹⁷ Daß aber Betriebe – hier und dort – Versammlungsräume und sogar eigene Häuser zur Verfügung stellten, die nicht nur den Angestellten vorbehalten blieben, war neu. Ein nicht untypischer Fall war der eines chemischen Betriebes „auf dem Dorfe“, der chemischen Fabrik HIAG in Bodenfelde (Weser). Dort wurde 1936 ein „Gefolgschaftshaus“ neu gebaut.⁹⁸ Dieses neue Zentrum der Modernität, das ausdrücklich den Arbeitern gewidmet war, erregte Bewunderung; im Dorf wie in der Umgebung, bei den Pendlern. Und in den Erinnerungen ist es nach wie vor ein Fixpunkt. Das wird bei allen Fragen, wie es denn in den dreißiger Jahren gewesen sei, ausdrücklich und ohne direkten Anstoß erwähnt. Nutzwert und Repräsentationswert waren aufeinander bezogen; dabei hatten die Gesten des Respekts vor der „Ehre der Arbeit“ ihre eigene Dynamik.

96 W. Freitag: Spenge 1900-1950. Lebenswelten in einer ländlich-industriellen Dorfgesellschaft, Bielefeld 1988, S. 425 (auch das folgende Zitat).

97 D. Mühlberg (Hg.): Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert, Leipzig 1986, S. 204 ff.

98 L. Hoffmann u.a.: Zwischen Feld und Fabrik. Arbeiteralltag auf dem Dorf von der Jahrhundertwende bis heute. Die Sozialgeschichte des Chemiewerkes Bodenfelde 1896-1986, Göttingen 1986, S. 59 f.

XI. „Betriebsgemeinschaft“

Die materiellen wie symbolischen Angebote, die sich an die Industriearbeiter richteten, bezogen sich auf das Männer-Bild der Industriearbeit. Zentral waren dabei betriebliche Interessen und betriebliche Orientierungen. So stand bei den Löhnen die produkt- bzw. arbeitsspezifische Differenzierung von Grund- und Leistungslöhnen im Zentrum. Bei der Arbeitsgestaltung ging es um das konkrete Umfeld der betrieblichen Arbeitsplätze. Die tatsächliche wie die angestrebte „Arbeitsgemeinschaft“ im Betrieb oder Betriebsteil sollte sich aber nicht nur im Produktionsablaufbeweisen. Feste und Feiern konnten der Selbstvergewisserung, zugleich der Stärkung der „Gemeinschaftlichkeit“ dienen. Für Feste oder „Kameradschaftsabende“ von Werkstätten, Abteilungen oder kleineren Betrieben brauchte man freilich nicht unbedingt ein eigenes oder neues Haus.

Wo es sie auch immer gab – solche Abende fanden offenbar großen Anklang. Aus Berlin meldete ein SOPADE-Korrespondent, daß die Arbeiter „die Reden der Arbeitsfront- und Kraft-durch-Freude-Walter oft als lästig [empfinden], aber schließlich entscheidet bei ihnen doch die Zahl der Biermarken“. Und: „Wenn der Chef genügend zu essen und zu trinken gibt und vielleicht noch für die Frauen ein kleines Geschenk spendiert, dann [...] kommt eine richtige Feststimmung zustande.“⁹⁹ Bei diesen Gelegenheiten verbanden sich die Interessen der Unternehmen aufs engste mit denen der DAF- und KdF-„Walter“ bzw. Funktionäre. Genauer: Nicht wenige Unternehmen sahen hier eine Chance, die betriebliche Loyalität anzusprechen, sie aber gleichzeitig zur Abwehr gegen alle Eingriffe von außen, also auch die Aktivitäten der DAF, zu nutzen oder zu stärken. Deshalb war es konsequent, daß Betriebe Zuschüsse leisteten oder die Kosten ganz übernahmen. Für die Feiern, die am Nachmittag oder Abend des 1. Mai organisiert

99 Deutschland-Berichte, Bd. 3: 1936, April, S. 496; vgl. Deutschland-Berichte, Bd. 2: 1935, März, S. 285. – Der betriebliche Zusammenhang war in vielerlei Weise auf familiäre Verhältnisse und Geschlechterungleichheiten innerhalb wie außerhalb der Betriebe bezogen. Soziale Betriebsarbeit, die in Großbetrieben seit dem Weltkrieg 1914-18, erneut in den 1920er Jahren organisiert worden war, zielte auf zweierlei: den Familienzusammenhang als Reproduktionsbasis für die männlichen „Ernährer“ bzw. Betriebsangehörigen zu festigen, zugleich Identifizierungen der Beschäftigten wie ihrer Angehörigen mit dem „Werk“ zu fördern. Und bei weiblichen Beschäftigten sollte rationale Haushaltsführung propagiert und parallel die Intensität des Einsatzes während der Erwerbsarbeit angespornt werden, vgl. C. Sachse: Hausarbeit im Betrieb. Betriebliche Sozialarbeit unter dem Nationalsozialismus, in: Dies. u.a.: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung, Opladen 1982, S. 209-274.

wurden, zahlten Betriebe hingegen weit widerstrebender Zehrkosten – bei der Gutehoffnungshütte (Oberhausen) erst ab 1939, bei Krupp (Essen) bereits seit 1937.¹⁰⁰

In einem Großbetrieb wie der Gutehoffnungshütte (GHH) wurden die Kameradschaftsabende von dem für Personalfragen zuständigen Direktor der Konzernleitung sorgfältig beobachtet. Im März 1936 machte er darauf aufmerksam, daß die Veranstaltungen möglichst nur „so groß sein [sollten], daß noch eine Fühlung unter den einzelnen Teilnehmern, insbesondere auch den Vorgesetzten, möglich ist. Tunlichst sollten sämtliche Vorgesetzte anwesend sein, insbesondere aber die Betriebsleitung, Vorarbeiter, Meister und Ingenieure müssen bei ihren Leuten sitzen, denn nur so kann eine harmonische Verbindung unter den Beteiligten sich herstellen.“ Ob die belehrenden Teile solcher Abende großen Anklang fanden, muß sehr zweifelhaft bleiben – mit Sicherheit war aber der „unterhaltende“ Ausklang beliebt. Bei der GHH nahmen vielfach mehr als 90 Prozent der Abteilungs- oder Werkstattangehörigen teil. – Es scheint, daß sich bei diesen Betriebsfeiern auch Betriebs- und Orts- oder Stadtteilzugehörigkeiten überlagerten oder ergänzten. In dem Industriedorf Spenge (bei Bielefeld) waren insbesondere bei den Veranstaltungen zum „Tag der nationalen Arbeit“ Tanz und Geselligkeit das Entscheidende. Ein damaliger Nazi-Aktivist schildert: „Als wir da waren, wurde Remmidemmi gemacht. Der neue Nazi-Verein kaufte Sachen in Bielefeld, die ganzen Säle wurden bunt gemacht, an die Seite kamen Lautsprecher. Und dann wurde auch mal ein Fläschchen ausgegeben. Vorher gab es bei Delius ja nichts. Es lief dann mit Biermarken, es war dann schwer für mich, die von Delius zu bekommen. Delius hat die Biermarken bezahlt. Es gab alles umsonst für die Belegschaft“.¹⁰¹ Es spielte eine Kapelle der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation (NSBO), die Tanzgruppe der Werkfrauengruppe tanzte „in weißen Blusen“. Hier hatten wahrscheinlich auch die Kapellen der „Werkscharen“ einige Resonanz, d.h. die von Ley als „Stoßtrupp“ für die angestrebte „Betriebsgemeinschaft“ gedachten Zusammenschlüsse von Nazi-Aktivistinnen.¹⁰² Es gab sie

100 H. Yano: Hüttenarbeiter im Dritten Reich. Die Betriebsverhältnisse und soziale Lage bei der Gutehoffnungshütte Aktienverein und der Fried. Krupp AG 1936 bis 1939, Stuttgart 1986, S. 148; auch für das Folgende; die Einzelbetriebe gaben zumindest Zuschüsse zu den „Kameradschaftsabenden“. Die IG-Farben, Werk Leverkusen, finanzierten offensichtlich die „Kameradschaftsabende“ vollständig, vgl. Wolff: Nationalsozialismus in Leverkusen, S. 219 f.

101 Freitag: Spenge, S. 462, sowie Schilderungen von anderen damaligen Arbeiterinnen und Arbeitern, ebda., S. 462 f.

102 Ebda., S. 426.

vornehmlich in größeren Betrieben; 1939 wurden 9.500 Werkscharen mit ca. 340.000 Mitgliedern gezählt.¹⁰³

Angebote und Anreize „von oben“ beschränkten sich nicht auf allgemeine „betriebsgemeinschaftliche“ Veranstaltungen. Mindestens ebenso wichtig war die Pflege der Jubilarfeiern. Insbesondere in Großbetrieben wurden zwar auch gemeinsame Feiern abgehalten – die erst durch das gemeinsame Photo beglaubigt wurden. Daneben aber blieb es bei individuellen Feiern an den jeweiligen Arbeitsplätzen. Photos, die in den Großbetrieben auch zum Teil in den Werkszeitschriften veröffentlicht wurden (oder es wurden Kopfbilder der Jubilare gebracht), zeigen die Szenen, z.B. bei der Hanomag in Hannover-Linden.¹⁰⁴

Der Jubilar, ein gelernter Dreher, der 1937 25jährige Werkszugehörigkeit feierte, steht im dunklen Anzug, mit weißem Hemd und Krawatte vor oder neben seiner Drehbank. Vor ihm oder neben ihm ein Präsentkorb, zusammengestellt aus den Spenden der Kollegen und durch einen Zuschuß des Betriebes. Nach 1933 wurde die Re-Präsentation durch eine NS-Fahne und z.T. (so etwa bei der Hanomag) durch ein jeweils wieder eingesetztes Hitlerbild ergänzt oder vielleicht für manche der Zeitgenossen: komplettiert. Ansprache oder Ansprachen des Betriebsleiters, des Meisters, gehörten dazu, dann Gratulation mit Händedruck und Einladung zum abendlichen Umtrunk. Der in vielen Betrieben zumindest des Metallbereichs übliche „informelle Teil“ einer ‚normalen‘ Geburtstagsfeier am Arbeitsplatz, d.h. Alkohol während der Arbeit, war bei einer solchen Gelegenheit kaum möglich. Hier war die Betriebsöffentlichkeit breiter und auch höhere Vorgesetzte tauchten auf.

In diesen Momenten verband sich beides: Jene Anerkennung der Kollegen, die sich in der Weinbrandflasche, dem guten Schinken und den Würstchen direkt „materialisierte“, mit dem Respekt der Vorgesetzten – die den Arbeiter aufsuchten, allerdings nicht „mit leeren Händen“, sondern meistens mit einer gravierten „Jubiläumsuhr“. Allerdings konnten nur diejenigen, die eine vergleichsweise lange Werkszugehörigkeit hatten bzw. belegen konnten, diese Art der Würdigung und Ehrenbezeugung erwarten. Denn ein großer Teil derer, die durch konjunkturelle Zwänge oder auch durch Umstellung einzelner Betriebsteile auf die Straße gesetzt worden waren, oder die aus anderen Gründen keine derartige Stetigkeit des

103 Smelser: Ley, S. 204 ff. Vgl. zur ablehnenden Haltung und finanziellen Nicht-Unterstützung seitens der GHH-Leitung Yano: Hüttenarbeiter, S. 152.

104 Interview mit Frau M., 17. Sept. und 14. Nov. 1986; vgl. Hanomag-Nachrichten in den 1930er Jahren, passim, sowie die Beschreibung im Staatsarchiv Leipzig, Rudolf Sack No. 307, 31. Aug. 1936, S. 2.

Ortes und der Beschäftigung hatten oder suchten, blieb davon ausgeschlossen. Zwangsläufige Folge war, daß sich diese Bemühungen auf die Stammebelegschaften beschränkten – und diese wurden ganz überwiegend von den Gelernten, vermehrt jedoch auch den Angelehrten und langjährig „eingefahrenen“ Arbeitern gestellt. Sie aber bildeten auch das Reservoir derer, die z.B. in den 1920er Jahren in relativ hohem Maße von den Arbeiterorganisationen angesprochen und z.T. auch organisiert worden waren.

Konzentration auf den Betrieb sollte die Basis für eine betriebsübergreifende „Volksgemeinschaft“ werden. Dementsprechend setzte auch „Schönheit der Arbeit“ bei einzelnen Betrieben an, die als vorbildlich für einzelne Regionen und Branchen gelten konnten. Einzelhefte widmeten sich z.B. den musterhaften Betrieben der „Nordmark“ oder Oberbayerns. Dabei zeigt sich aber in allem Bemühen, allgemeine Prinzipien zu veranschaulichen, eine offenbar unüberwindliche Rückwendung auf je einzelne Betriebe. Zum einen versuchten die Berichte immer wieder zu verdeutlichen, daß unabhängig von der Branche, d.h. dem Zuschnitt des Arbeitsablaufs, aber auch der spezifischen Rekrutierung der Beschäftigten, ein überall identischer Wunsch nach „Schönheit der Arbeit“ erkennbar werde. Parallel aber mußte sich die Umsetzung dieser Forderungen immer in den einzelnen Betrieben, d.h. in sehr unterschiedlichen Kontexten, erweisen.

In dem Bericht über „einen vorbildlichen Holzbetrieb“ in Weilheim/Oberbayern wurde z.B. unterstrichen, im „behaglichen sauberen Aussehen, der guten Belüftung und Belichtung und den ausreichenden Schutzmaßnahmen“, die an den Arbeitsplätzen und im „Gemeinschaftshaus“ zu sehen waren (und den Lesern in Fotografien vorgeführt wurden), zeige sich: „Der hier tätige Arbeiter ist doch etwas mehr als der ‘Holzbua‘“. Der Arbeiter im Sägewerk sei „ein ebenso schönheitssuchender Mensch [...] wie mancher andere.“¹⁰⁵ Eineinhalb Jahre zuvor, im April 1937, hatte der Architekt Werner Deutschmann über den Neubau der „Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt“ in Berlin-Adlershof berichtet. Diese weiträumigen Hallen und Bauten im Stile des neusachlichen Industriebaus der 1920er Jahre wurden als Ausdruck des betrieblichen Arbeits- und Arbeiterprofils gelobt. Hier sei kein Aufwand zu viel, denn es gehe um „hochwertige Facharbeiter“. In der Versuchsanstalt arbeiteten im „höchsten Maße Spezialarbeiter“, und diese seien „berechtigt, besonders hohe Anforderungen an ihre Umgebung“ zu stellen.

Während bei der Darstellung des Sägewerks ein einheitlicher Schönheitssinn *aller* Industriearbeiter unterstellt wurde, verwiesen die Bilder der Versuchsanstalt

105 Schönheit der Arbeit 3 (1938), S. 353-359, 354.

auf Differenzierung, auf die *Sonderstellung* von Facharbeitern. Der Appell an vorgeblich gemeinsame Empfindungen über angemessene, zugleich „schöne“ Arbeitsplätze war nur zu vermitteln im Verweis auf die konkreten, d.h. die betrieblichen Verhältnisse. Und je mehr der einzelne Betrieb den proklamierten Normen entsprach, desto deutlicher wurde seine Besonderheit. Zu den Betrieben in der Umgebung mußte eine Diskrepanz sichtbar werden: Nicht selten zeigten Fotos über vorbildliche Betriebe auch einen Schwenk auf das Nachbargrundstück – auf die vergleichsweise desolaten Verhältnisse eines benachbarten Betriebs-Hinterhofes. Wie sehr konnten sich dann diejenigen geschmeichelt fühlen, die in ‘ihrem’ Betrieb, ‘auf dieser Seite’ des Zaunes arbeiten durften!

XII. Rationalisierungsschub ab 1935/36 – ein Mythos?

Forderungen nach „Rationalisierung“ der Industriearbeit waren keine Erfindung von NS-Industrie-Managern, Bürokraten des Vierjahresplanes oder arbeitswissenschaftlichen Spezialisten im Dienste der DAF. Zumal in den Industrie-Verbänden und den Gewerkschaften hatte die Debatte um Rationalisierung oder „Fehl-Rationalisierung“ spätestens ab 1924 große Resonanz gefunden. Allerdings zeigten selbst gewerkschaftliche Untersuchungen für die Zeit bis 1931, die nicht bestrebt waren, das Ausmaß der Rationalisierung herunterzuspielen: Fließfertigung, Arbeitszerlegung und Mehrmaschinenbedienung sowie die Erhöhung der Maschinenlaufgeschwindigkeiten wurden nur teilweise oder in einer kleineren Zahl von Betrieben bzw. in einzelnen Betriebsteilen angewandt.

Ob es ab 1934/35 tatsächlich „in weiten Teilen“ der verarbeitenden Industrien zu einer „Modernisierung der Produktionsstätten“ kam und ob „seit etwa 1935/36“ ein „Rationalisierungsschub“ wirksam wurde – beides ist nach wie vor kaum zu entscheiden.¹⁰⁶ Immerhin spricht einiges dafür, daß sich branchen- und auch regionalspezifische Unterschiede vertieften. Arbeiter, die z.B. im Flugzeugbau, d.h. vielfach in ganz neuen Betrieben beschäftigt waren, erfuhren gesteigert jene Veränderungen, die auch sonst in rüstungsbezogenen Produktionen fühlbar

106 Vgl. Hachtmann: *Industriearbeit*, S. 75, sowie *Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945*, S. 64-94. Hier wie dort werden wenige (Groß-)Betriebe genannt – und in den Studien im Band über die „Produktivkräfte“ dominieren *aggregierte* Aussagen über technische Entwicklungen bzw. Verbesserungen, z.B. über die parallelen Entwicklungen von Universal- und automatisierten Spezialmaschinen, über Hartmetallwerkzeuge und Schnellaufapparate.

wurden: „neue“ Arbeitsplätze in neuen Produktionshallen und auch an neuen Maschinen. Sie arbeiteten an einem Produkt, das nicht nur funktionstüchtig war, wenn es fertig lackiert und blank poliert die Hallen verließ. Flugzeuge standen in unvergleichlicher Weise für jene ‚Modernität‘, die Raum und Zeit überwinden würde.¹⁰⁷ Autobusse öffneten Möglichkeiten, Privatautos mobilisierten Wünsche, Ausflüge zu machen, sich von den täglichen Mühen zu befreien und auf Reisen zu gehen. Weit mehr bündelt jedes Flugzeug vielfältige Hoffnungen, alle irdischen Engpässe und Beengtheiten zu überwinden. Im Motorengedröhn der Flugzeuge mochten aber auch Ansprüche auf nationale Stärke und militärische Unüberwindlichkeit besonders augen- und ohrenfällig werden.

Ganz anders sah es in der Vielzahl der älteren Branchen und Betriebe aus. Weder mobilisierten viele der Produkte ein solches Maß an ‚Produktstolz‘, noch war es möglich, Produktions- und Arbeitsprozesse ‚aus einem Guß‘ zu organisieren. Alte und neue Maschinen und Baulichkeiten waren und blieben häufig aufs engste verzahnt. Aber auch hier gab es vermehrte Neuinvestitionen. Nach den Jahren der Depression war der Bedarf an Maschinen- Reparaturen, -Austausch und -Erneuerung erheblich gestiegen. Entscheidend ist jedoch, daß sich die Signatur der Arbeitsanforderungen nicht grundsätzlich änderte. Branchenübergreifend galt weiterhin der Vorrang „paßgenauen“ Arbeitens (G. Schlesinger). Die erhebliche Absatzsteigerung bei den Werkzeugmaschinenherstellern ab Mitte der 1930er Jahre darf nicht darüber hinwegtäuschen: Standards der Einzelfertigung blieben gültig. Sie blockierten den Übergang zu rigoroser Massenproduktion. Das gilt auch in der technisch modernsten Produktion wie dem nach 1933 stürmisch entwickelten Flugzeugbau, einem Pfeiler der Rüstungsindustrie. Es ist deshalb nicht überraschend, daß die Junkers-Werke für Flugzeugbau in Dessau mit dem Slogan „Junkersarbeit – Qualitätsarbeit“¹⁰⁸ direkt auf den Standard der „Handfertigkeit und Gewandtheit“ beim Bedienen, „Fahren“ und Warten der Werkzeugmaschinen Bezug nahmen.

107 Marbolek/Ott: Bremen im Dritten Reich, S. 153 f. (zu Focke-Wulf und auch Borgward-, also Kfz-Arbeitern); D. Pfliegensdörfer: „Ich war mit Herz und Seele dabei, und so, daß mir das gar nichts ausmachte“. Bremer Flugzeugbauer im Nationalsozialismus, in: 1999,3 (1988), S. 44-103, 60 ff., 64 ff., vgl. 49 ff.

108 H. Kern: Innenwerbung für Wirtschaftlichkeit und Qualität. Zwei Werbeaktionen der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke AG, Dessau, in: Zeitschrift für Organisation 12 (1938), S. 275-285, 281 ff., 285.

Selbst in der Kriegsproduktion¹⁰⁹ zeigte sich, daß zumindest in den verarbeitenden Industrien der Duktus unverändert geblieben war. Alle Beschleunigung von Maschinenlaufzeiten und alle Anstrengungen, den Zu- und Abfluß von Vor- und Fertigprodukten zu erleichtern, änderten nicht den Maßstab für 'richtiges Arbeiten' bei Betriebsökonomien wie Betriebsingenieuren, aber auch bei Meistern, Vorarbeitern und Arbeitern: „Handgefühl, Urteilsfähigkeit und Erfahrung“¹¹⁰ Darin reflektierte sich zweierlei: die Ungleichmäßigkeit bei der Veränderung von Produktions- und Arbeitsorganisation, d.h. die Notwendigkeit, Pannen abfedern zu können; zum zweiten eine Vorstellung, in der eigener Wert sich über „deutsche Qualitätsarbeit“ vermittelte. In beiden Hinsichten blieb vorrangig äußerste Genauigkeit beim Einstellen der Maschinen, beim Einspannen der Werkstücke, beim Prüfen des Maschinenlaufs, bei Kontrollen der Formveränderungen durch spanabhebende wie formende Techniken, also durch Drehen oder Fräsen, Bohren oder Schleifen ebenso wie durch Hämmern oder Pressen. Erfahrungssicherheit, welche im Augenmaß und Tastsinn bewahrt wurde, prägte diese Orientierung.

XIII. Arbeiter und Qualitätsarbeit – sozialer Status und Überlebenschancen

„Die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei – das ist ja ungefähr so wie drüben, der Arbeiter ist der höchste Adel, den Sie da erringen konnten. [...] Es war möglich, daß ich als Arbeiterkind jetzt Fähnleinführer war. Und mein Untergebener, wenn Sie so wollen, das war ein Abiturient.“¹¹¹ Der Mann, der sich so erinnert, wurde 1925 geboren. Sein Vater, gelernter Schlosser, dann Meister bei der Marine, war lange arbeitslos gewesen, bekam schließlich 1925 eine Stelle beim Brückenbau, arbeitete (wohl auf Montage) in der Sowjetunion. Der Sohn war begeisterter Hitlerjunge, begann 1940 eine Schlosserlehre. Man wohnt in einem streng katholischen Arbeiterviertel im Ruhrgebiet. Und: Er sei „überzeugter Nazi“, und er „hätte auch jemanden angezeigt“. In der Wahrnehmung bzw. Erinnerung dieses (damals Jugendlichen) war bei den Nazis etwas

109 Vgl. R.J. Overy: Hitler's War and the German Economy: A Reinterpretation, in: *Economic History Review* 32 (1985), S. 272-291, S. 286.

110 G. Schlesinger: *Psychotechnik und Betriebswissenschaft*, Leipzig 1920, S. 15 f., 51 ff.

111 Lebensgeschichte Gisbert Pohl, in: v. Plato: „Der Verlierer“, S. 52; das Folgende S. 54.

möglich geworden, was ‘eigentlich’ ganz unvorstellbar gewesen war. Jemand aus den ‘höheren Ständen’ hatte einem Arbeiter bzw. Arbeitersohn zu gehorchen. Die gesellschaftliche Basishierarchie war nicht mehr so fixiert, wie es in den bzw. seinen Erwartungen vorgeprägt gewesen war.

Andere machten Erfahrungen, die weniger ein Überwinden der Barriere gegenüber ‘denen da oben’ als verbesserte Überlebenschancen signalisierten. Als Facharbeiter, insbesondere wenn die (Arbeits-)Leistungen „überdurchschnittlich“ waren, konnte sich das in mehrfacher Hinsicht „auszahlen“. Zum einen war die Chance größer, in den auf vermehrte Differenzierung angelegten Lohnsystemen relativ gut abzuschneiden. Zugleich konnte man die öffentlichen Respektsbezeugungen gegenüber Qualitätsarbeit und Qualitätsarbeitern auf sich persönlich beziehen. Konkret hieß das: Man hatte Ruhe vor ständigen Kontrollen oder Ratschlägen. Wenn das Ergebnis ‘stimmte’, ließ sich eigener Rhythmus entwickeln – Eigen-Sinn durchhalten. Nicht zuletzt mochte daraus ein lebenssichernder und -rettender Vorteil erwachsen. Wie ein 1923 Geborener berichtet, kam ihm „das damals zugute“, als qualifiziertem Facharbeiter bzw. Feinmechaniker, „als ich bei den Soldaten war“. Die Jüngeren erhielten mitunter Posten als Mechaniker, blieben z.T. am Rande der Hauptfeuerzonen. Den etwas Älteren war es z.T. möglich, „uk“, also für den Militärdienst unabhkömmlich gestellt zu werden und zu bleiben. Ein 1910 Geborener: „Ich war ja ein fleißiger Arbeiter, hab’ nie gefeiert, nix, [...] war immer pünktlich, und sie brauchten hier ja auch Leute, ne, um hier die Arbeit herzustellen, also wir waren ja vielseitig, wir mußten alles machen hier in der Gießerei [...]. Dann hatten wir ja auch die Ausländer hier [Zwangsarbeiter], die mußten wir ja auch anlernen und viele Frauen dabei.“¹¹²

In der Kriegsproduktion wurde „deutsche Qualitätsarbeit“ dann vielfach durch jene Häftlinge garantiert,¹¹³ die den Nationalsozialisten als „Gemeinschaftsfremde“ oder „Untermenschen“ galten und die „durch Arbeit vernichtet“ werden sollten. Ihre Produkte hatten aber wie die der „reichsdeutschen“ Arbeiterinnen und Arbeiter jene „Qualität“ zu sichern, die als Voraussetzung des angestrebten „Endsieges“ galt. In einer Rede, die zur propagandistischen Mobilisierung für den „totalen Krieg“ im Sommer 1943 gehörte, brachte der

112 Erinnerung von Jan Wesel, in: ebda., S. 25. Ab 1943 nahm die Chance, „uk“ gestellt zu werden, allerdings deutlich ab.

113 Z.B. bei Daimler-Benz, d.h. im Flugmotorenbau, im Lkw-Bau und bei der Zulieferung für die Panzerfertigung: Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im Tausendjährigen Reich’, Nördlingen 1987, Tl. II.

Rüstungsminister Speer die kollektive Projektion kurz und knapp auf den Punkt: „Qualität wird die Masse“ besiegen. Die Botschaft war klar: „Deutsche Arbeit“ sei dem nur Quantitativen „des Westens“ immer schon überlegen, werde also auch dieses Mal triumphieren.

XIV. Symbolik der Arbeit und Logik des Hinnehmens

Großen Anklang hat die These von Heinz-Dieter Schäfer gefunden, in den Formen massenhaften Hinnehmens und Mitmachens nach 1933 zeige sich ein „gespaltenes Bewußtsein“. Die Erfahrungswelt, zumal die der „Endlösung der Judenfrage“, sei nur noch „fragmentiert“ wahrgenommen worden. Unter dem Eindruck des tatsächlichen wie des möglichen Terrors habe sich ein Automatismus des „Verschwindenmachens“ eingeschliessen, bei der alle unerträglichen Vorstellungen von vornherein ausgefiltert blieben. Auch die Angebote an Ordnung und „Größe“, für einzelne wie für die simulierte „Gemeinschaft“, seien stets von Angstmechanismen, von „feindseliger Haltung“ gegenüber der Diktatur durchzogen gewesen. Die daraus immer neu angeregten Gefühle von Angst und Hilflosigkeit hätten „Apathie, Lähmung und ein unkontrolliertes Sich-Treiben-Lassen“ hervorgebracht.¹¹⁴

Demgegenüber zielt die hier vertretene These darauf, daß sich in solchen Beobachtungen keineswegs die Ausnahmesituation einer Diktatur spiegelte. Vielmehr wurde eine langfristig formierte *Gemengelage* von *Hinnehmen* und *eigen-sinniger Distanzierung*, von *Zustimmen*, aber auch (sehr seltenem!) *SichWidersetzen* in den täglichen (Über-)Lebenspraktiken genutzt, zugleich angeregt und immer wieder neu hervorgetrieben. Die Formen der Zustimmung waren vor allem auch nicht auf eine „von oben“ gesteuerte „Ästhetisierung der Politik“ begrenzt. Diese These von Walter Benjamin, 1935-36 im Angesicht des deutschen Faschismus formuliert,¹¹⁵ erfaßt nur eine, die spektakuläre Seite der Symbolpraxis. Benjamin verweist ausdrücklich auf die „großen Festaufzüge“, die „Monsterversammlungen: Massenveranstaltungen sportlicher Art“ – und vor allem den Krieg. Diese Massenbewegungen ermöglichten, so Benjamin, den Beteiligten, „zu ihrem Ausdruck“ zu kommen, aber „beileibe nicht zu ihrem Recht“. In doppelter Hinsicht

114 H. D. Schäfer: Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und deutsche Lebenswirklichkeit 1933-1945, München 1981, S. 146, 159.

115 W. Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. I, 2, Frankfurt 1974, S. 471-509, 506.

erlag Benjamin in dieser Zuspitzung seiner Isolierung als Verfolgtem, Exiliertem. Zum einen werden die Fortführungen bisheriger Deutungsweisen verkannt. Zugleich entgeht ihm die Vielfalt der unspektakulär-alltäglichen Praktiken, in denen an den Arbeitsplätzen, in den Nachbarschaften, in den Familien, aber auch in den „Massenorganisationen“ Reiz und Nutzen der „neuen Zeit“ immer auch mit-produziert wurden, jedenfalls selbst zu erfahren waren.

Die NS-Führer und -Ämter bezogen sehr wohl die ‘großen’ Gesten und Szenen ein. Aufmärsche und massenhafte Schaustellungen wurden nicht nur am 1. Mai 1933 inszeniert. Leys Versuche vom Herbst 1933, in zahllosen „Häusern der Deutschen Arbeit“ die Bedeutung seiner Organisation, der DAF, gleichsam auf Dauer zu stellen, konnten als Versuch zur ‘Verewigung’ der Massenbewegung gelesen werden.¹¹⁶ Während es hier bei gigantischen, aber zugleich vagen Planungen blieb, brachte ab 1934 alljährlich im Herbst die Eröffnung des „Reichsberufswettkampfes“ medienwirksame Auftritte¹¹⁷ führender NS-Größen vor großer Kulisse. Und 1937 stand der Reichsparteitag der NSDAP unter dem Motto „Parteitag der Arbeit“. Die üblichen Aufmärsche und Reden, die Fanfarenstöße und Fahnenweihen sollten ebenso den „Sieg der Arbeit“ verkörpern wie eine „monumentale Brunnenanlage“, welche die Stadt Nürnberg zur Eröffnung des Parteitages Hitlers schenkte. Genauer: Der Oberbürgermeister überreichte „ein Modell dieser herrlichen Plastik“ (zur Ausführung kam es dann nicht).¹¹⁸ In einer ersten Ansprache akzentuierte Hitler wiederum das Moment des Fleißes: Der Aufbau Deutschlands könne „nur das Ergebnis eines unendlichen Arbeitsfleißes“ sein. Insofern ging sein Stellvertreter, Rudolf Heß, wohl einen Schritt zu weit; denn er rief aus, daß „durch die Arbeit [...] Deutschland wieder frei und stark“ geworden sei. Zugleich gab er ein anschauliches Beispiel dafür, mit welchen Wort-Bildern die Alltäglichkeit industrieller Erfahrungen gleichsam ‘bei allen’ ab- und aufgerufen werden sollte: „Einst tote Werkstätten sind erfüllt von Leben, Essen, Rauchen, Räder drehen sich wieder, Schmiedepressen bewegen

116 Dazu R. Stommer: Die inszenierte Volksgemeinschaft. Die „Thing-Bewegung“ im Dritten Reich, Marburg 1985, S. 91, 93 f.

117 Heuel: Der umworbene Stand, S. 409 ff.; vgl. A. Axmann: Der Reichsberufswettkampf, Berlin 1938.

118 Der Parteitag der Arbeit vom 6. bis 13. September 1937. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongreßreden, München 1938, S. 13 ff.; Heß, S. 21. – Vgl. zu der in ihrer Wirkung kaum zu überschätzenden filmischen Präsentation aller Parteitage ab 1934 Martin Loiperdinger: Der Parteitagsfilm „Der Triumph des Willens“ von Leni Riefenstahl. Rituale der Mobilmachung, Opladen 1987.

sich wieder, Walzen rollen wieder, Zug um Zug läuft von Wirtschaftszentrum zu Wirtschaftszentrum, Schiff um Schiff kommt und geht in einst verödete Häfen.“ Es war eine Kaskade von vertrauten Klischees und Ikonen; offenbar sollte sie bei den Beteiligten der Massenaufmärsche, aber auch bei Lesern und Hörern die (industrielle) Arbeit als berauschendes, als wunderbares Erlebnis vorführen.

Die Massenrituale waren jedoch bei weitem nicht alles. Entscheidend wurde die *alltägliche Verbindung* von sinnlich ‘greifbaren’ Symbolen mit materiellen Leistungen, selbst wenn sie punktuell blieb. In jedem Fall konnten sich Erfahrungen, Ängste und Hoffnungen angesprochen sehen, welche in den Arbeiterbewegungen der Republik kaum beachtet worden waren. Der Ansatz an der Materialität der Arbeitsplätze, bei Mühsal und Unzuträglichkeiten während des Arbeitens bezog sich auf Kernpunkte proletarischer (Über-)Lebenserfahrung. Hellere Lampen oder größere Fenster, weiträumigere Maschinenaufstellung, erstmalige oder erweiterte Waschmöglichkeiten oder Ablageplätze, Sitzgelegenheiten in den Pausen, auch abgesetzt von den Maschinen – solche symbolischen Ankündigungen versprachen eine neue Qualität von Anerkennung und praktischer Fürsorge. Und einzelne Beispiele wirkten als sinnfällige Bekräftigung. Vor allem: Wer hatte vorher in der Öffentlichkeit auch nur die Tragweite dieser Seite der Alltagswirklichkeit eingeräumt oder gar einen Versuch zur Veränderung gemacht? In diesem Erfahrungszusammenhang *bedeuteten* die symbolischen Verweise reale Verbesserungen.

Zu den Hoffnungen, die aufgenommen wurden, gehörten die auf Anerkennung. Außerhalb der Betriebe hieß das vor allem bezahlte Feiertage (ab Weihnachten 1937) ebenso wie ein faktisches Recht auf Urlaub. Innerhalb der Betriebe mochte das ebenfalls erhebliche, allerdings auch zweischneidige Folgen haben, zum Beispiel bei der Arbeiter-„Selbstkontrolle“ der Motoren- und Schlepperfabrik Klöckner-Humboldt-Deutz. Der „Betriebsführer“, Dipl.-Ing. H. Stein, wählte 300 bis 400 Arbeiter (vermutlich „Qualitätsarbeiter“) aus und setzte sie ab 1937 und 1938 als unter den Kollegen fortwährend präsente „Selbstkontrolleure“ ein. Bei DAF und NSDAP fand das großen Beifall: Dem „Völkischen Beobachter“ galt dies als handfester Beleg für den „Sieg des deutschen Arbeiters“, der keine Fremdkontrolle mehr brauche. Jedenfalls erhielt der Betrieb 1940 die „Goldene Fahne“ der DAF.¹¹⁹

119 Martin Rüter: Zur Sozialpolitik bei Klöckner-Humboldt-Deutz während des Nationalsozialismus: „Die Masse der Arbeiterschaft muß aufgespalten werden“, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 33 (1988), S. 81-117, 98 ff. Der Betriebszellenobmann des Maschinenbau 21 bei Krupp nutzte im November 1940

„Ehre der Arbeit“ zielte auf „Gemeinschaft“, wandte sich aber zugleich an Individuen. Die Bilder-Sprache macht das anschaulich. Bild-Ikonen von Muskelarbeit, Mühsal und Schweiß reflektierten hautnahe Erfahrungen. Sie wurden in der NS-Bildpresse intensiv eingesetzt. Photos in Illustrierten, vor allem in Werkszeitungen der 1930er Jahre zeigten jedoch vermehrt Körper und Gesichter, die bei aller Stilisierung von gestählter Körperlichkeit nicht selten individuelle Züge trugen.¹²⁰ Auch das war kein völliges Novum. Die Arbeiterpresse der 1920er Jahre hatte aber persönliche Ziele weit nachdrücklicher auf Sinnbilder von Massen und Kollektiven projiziert. Die individualisierenden Arbeits-Symbole der 1930er Jahre waren demgegenüber in besonderer Weise mehrdeutig: Sie zitierten das Bild des erfahrungssicheren Kontrolleurs von Werkzeug und Maschine, verwiesen also auf Arbeits- und Arbeiterstolz. Die Halbporträts und Brustbilder von Arbeitenden stellten zugleich aber – und dies war neu – einzelne Gesichter ins Zentrum. Diese Aufnahmen, von einzelnen wie von kleinen Gruppen, betonten nur selten demonstrativ-heroisierende Gesten. Sie zeigten vielfach eher eine verhalten-dokumentarische Signatur. Insofern konnte sich vielleicht erstmals auch jenes ‘unglückliche Bewußtsein’ über die Arbeiterexistenz öffentlich angesprochen sehen, das zwar wenige Arbeiter hervorkehrten, das aber doch viele ‘bei sich’ hatten, das sie umtrieb.

Das Leben und Überleben von Industriearbeitern und -arbeiterinnen speiste sich aus unterschiedlichen Quellen. Interessenkalkulation verknüpfte sich mit nachdrücklichen Sehnsüchten nach „gutem Leben“. Diese Sehnsüchte blieben nicht selten wortlos, äußerten sich jedoch in Momenten körperbetonten Eigen-Sinns – aufbewahrt und erinnert wurden sie in Symbolen. In eigen-sinniger Praxis vermochten die Vielen immer erneut Distanz zu den tagtäglichen Zwängen und

den Verweis auf „Selbstkalkulation und Selbstkontrolle“ bei Deutz, um gegen die Einführung des „An- und Abstempeln der Akkordarbeit“ zu protestieren. Er blieb allerdings erfolglos, vgl. Historisches Archiv Krupp WA 41/6-10.

120 Vgl. J. Winschuh: *Industrievolk an der Ruhr*, Oldenburg/Berlin 1935; P. Schirmbeck: *Adel der Arbeit. Der Arbeiter in der Kunst der NS-Zeit*, Marburg 1984; vgl. Krupp, *Zeitschrift der Kruppschen Betriebsgemeinschaft*, ab Jg. 26 (1933/34), z.B. 30 (1938/39), S. 161 ff., 273; vgl. die Text-Bilder-Bücher von H. Hauser: *Opel, ein deutsches Tor zur Welt*, Frankfurt 1937; Ders.: *Im Kraftfeld von Rüsselsheim*, München 1940 - dazu Th. Lange: *Literatur des technokratischen Bewußtseins*, in: *Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* H. 40 (1989), S. 52-81, 61 ff.; vgl. die Photo-Illustrationen in Axmann: *Reichsberufswettkampf*, nach S. 168, 232, 321, 344; nur Wort-Bilder, zumal poetisierende, in: H. Kindermann (Hg.): *Ruf der Arbeit*, Berlin 1942.

Erwartungen herzustellen. Augenblicke der *individuellen* Entlastung, aber auch der *individuellen* Befriedigung wurden im und durch Eigen-Sinn möglich. Symbole blieben freilich mehrdeutig. Sie vermochten nicht nur Eigen-Sinn anzuregen, sondern auch Einverständnis mit den Herrschenden zu stiften; klassen- und lagerübergreifend Anerkennung anschaulich und fühlbar zu machen. Vor allem Eigen-sinnige Abgrenzung und symbolvermittelte Gemeinschaftlichkeit konnten sich sehr wohl ergänzen. Hinnahmefähigkeit wie 'Einsatzfreude' wurden *gleichzeitig* angespornt. Im Zweifelsfall ließ sich in perfekten Produkten der eigene Wert sichtbar machen – in gelungenen Lokomotivrädern, aber ebenso in Panzerketten.

Im NS-Deutschland veränderte sich das Kräftefeld, in dem sich Arbeiter, Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen fanden. Stumme wie offene Gewalt wurden fühlbar verschärft. Zugleich aber begünstigte eine Vielfalt symbolischer Praktiken und Präsentationen eine veränderte Selbstwahrnehmung. Entscheidend waren *gleichermaßen* sinnlich-konkrete wie rhetorisch-allgemeine Bekräftigungen der „Ehre der Arbeit“. In der diffusen Rhetorik von der „Gemeinschaftlichkeit“ in den Betrieben erhielten an den Arbeitsplätzen individuelle Überlebensinteressen – und faktisch die Eigen-Sinnigkeiten der „Qualitätsarbeiter“ vermehrte Chance und Rechtmäßigkeit. Vor allem ließen sich auf diesem Wege Hoffnungen auf „gutes Leben“ in einer ungeahnt intensiven Weise sinnlich erfahren und als gerechtfertigt erleben. Freilich war dabei auch *diese* Doppeldeutigkeit unvermeidlich: Individuelles Durchkommen, vor allem das Ausnutzen der neuen Chancen erforderten fortwährendes Hinnehmen, nicht selten auch das Mitmachen bei faschistischer Wirtschafts- und Kriegsmobilisierung. Überleben und Auskosten der „Ehre der Arbeit“ hieß also stets: Mit-Machen bei verbrecherischer Politik.

Arbeit, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik

Zum Perspektivenwandel in der historischen Forschung

I. Begriff und Wandel der Arbeit

Arbeit gilt als Tätigkeit, die Werte schafft – zugleich als „ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert“.¹ Beide Bestimmungen sind aufeinander bezogen; beide erheben einen universellen Anspruch: Arbeit nicht als quälende Mühe für wenige, sondern als selbstverständliche Pflicht, aber auch Befriedigung für alle.

In vielerlei Konjunkturen und Konflikten ist dieser 'moderne' Begriff von Arbeit seit dem späten Mittelalter entfaltet, zugleich über die Gelehrtenstuben hinaus verbreitet worden. Diese mentale Veränderung hatte ein sozial-ökonomisches Pendant: Die zunehmende Hochschätzung von Arbeit korrespondierte der langfristigen, seit der Frühen Neuzeit jedoch beschleunigten Ausbreitung von Lohnarbeit, zumal in west- und mitteleuropäischen Gesellschaften.

Der Tausch von Arbeitsleistung gegen Lohn bzw. der Verkauf von Arbeitskraft war keine spätmittelalterliche oder frühneuzeitliche Erfindung. Ausmaß

1 Vgl. die glänzende Diskussion bei L. Kuchenbuch, Th. Sokoll: Vom Brauch-Wert zum Tauschwert: Überlegungen zur Arbeit im vorindustriellen Europa, in: H. König u.a. (Hg.): Sozialphilosophie der industriellen Arbeit, Opladen 1990, S. 26-50, bes. S. 41 ff.; sowie den anschaulichen Überblick bei P. Münch: Lebensformen in der frühen Neuzeit, Frankfurt, Berlin 1992, S. 355-413; zur Historisierung der Konzepte und Blickweisen s. M. Godelier: Work and its Representations: A Research Proposal, in: History Workshop Journal No. 10 (1986), S. 164-174; zur Begriffsgeschichte im engeren Sinn s. W. Conze: Arbeit, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 154-215 sowie M. Brocker: Arbeit und Eigentum. Der Paradigmenwechsel in der neuzeitlichen Eigentumstheorie (John Locke), Darmstadt 1992 und R. Saage: Technik, Arbeit und Bedürfnisse im utopischen Denken der Neuzeit, in D. Einig, C. Hüttig, L. Raphael (Hg.): Sprache und Politische Kultur in der Demokratie, Frankfurt 1992, S. 135-161; das Zitat von K. Marx: Das Kapital, Bd. 1 (1867/1890), Berlin/DDR 1965, S. 192.

und Reichweite wandelten sich jedoch entscheidend, seit handelskapitalistische Vernetzungen weiträumige Austauschbeziehungen etablierten.² Dabei ersetzte Lohnarbeit keineswegs jene Formen des Durchkommens, die an familiäre Netzwerke, an patriarchalisch-korporative Gesellung – wie die Zünfte – oder Herrschaftsverbände – wie die Gutsherrschaft – gebunden waren. Vielmehr verknüpfte sich das Arbeiten gegen Lohn in vielerlei Weise mit kommunitären wie mit herrschaftsbezogenen Praktiken der Überlebenssicherung. Selbst in jenen Agrarregionen Ostmitteleuropas, in denen Gutsherrschaft bestimmte, wurde Arbeit gegen Natural-, mehr noch gegen Geldlohn im Laufe des 18. Jahrhunderts zunehmend unausweichlich.³ – Handwerkliche wie klein- oder großbäuerliche, aber auch gutswirtschaftliche Produktion waren stets von vielerlei Unkalkulierbarkeiten geprägt.⁴ Diese Instabilität der Verhältnisse zeigte sich zunehmend in fortwährendem Schwanken oder auch jähem Ausbleiben der Löhne für diejenigen, die hier Arbeitsleistungen verkauften. Bei allen Unterschieden zwischen respektierlichen und „ungeschliffenen“ Individuen, zwischen „ehrlichen“ und „unehrlichen“ Tätigkeiten: diese Erfahrung hatten die Besitzlosen und Besitzarmen immer wieder zu machen.⁵

Eine periodische oder auch dauerhafte Alternative zum Verkauf der Arbeitskraft konnte im späten 17. und im 18. Jahrhundert der Verkauf gewerblicher Produkte werden. Saisonale Selbstaussbeutung in dezentral-arbeitsteiliger Fertigung charakterisierte die Proto- oder Hausindustrie; Verleger vermittelten hier

-
- 2 Die wesentlichen Aspekte bei K. Polanyi: *The Great Transformation* (1944), Boston 1957; I. Wallerstein: *The Modern World-System*, Bde. I-III, New York u.a. 1974-1989 (Bd. I. dt.: *Das moderne Weltsystem*, Frankfurt 1986).
 - 3 Dazu für den 'Fall' der preußisch-ostelbischen Gutsherrschaft und Gutswirtschaft am Beispiel Brandenburg: H. Harnisch: *Kapitalistische Agrarreform und industrielle Revolution*, Weimar 1984.
 - 4 Für das Handwerk vgl. die ungemein anregende Analyse zur Fluidität der metropolitanen wie provinzialstädtischen „Workshop production“, der unscharfen und alles andere als dauerhaften Zusammensetzung wie Abgrenzung von Gewerben und „Zünften“, die den Verf. den Vergleich mit der „economy of the bazaar“ wählen läßt, bei M. Sonenscher: *Work and Wages. Natural law, politics and the eighteenth-century French trades*, Cambridge u.a. 1989.
 - 5 Vgl. dazu den Einwand, die Rede von der „Ungleichheit“ zwischen Marktteilnehmern verschleierte die fundamentale „Asymmetrie“ ihrer Bedürfnisse, bei W.R. Reddy: *Money and liberty in modern Europe. A critique of historical understanding*, Cambridge u.a. 1987, in Kurzform S. 199 f.

die isolierten Produzenten mit den Weltmärkten.⁶ Spätestens seit den 1820er Jahren konnten die Hausindustriellen allerdings der Produktivität, welche die zentralisierte Fabrikindustrie entwickelte, immer weniger begegnen. Auch 'Unterhüngern' und Arbeit 'bis zum letzten' vermochte die Massenproduktion aus englischen, allmählich auch aus einheimischen Fabriken nicht zu unterbieten.

Der zeitlich wie regional höchst ungleichmäßige Übergang zu zentralisierter Fabrikproduktion, der in den deutschen Staaten seit den 1830er Jahren zu beobachten war,⁷ fand enormen Widerhall. Die ersten Textilfabriken und Maschinenbauwerkstätten im Bergischen, am Niederrhein oder im Sächsischen blieben bis in die 1850er Jahre Unternehmen mit jeweils wenigen hundert oder Dutzend Beschäftigten. Diese 'Fabrikinseln' erschienen vielen Zeitgenossen aber als Vorgebirge neuer, unbekannter Kontinente. Vor allem zwei Metaphern bündelten ihre Hoffnungen wie Ängste: die Dampf-„Lokomotiven“, die den Fortschritt bewegten⁸ – und das Heer von „Fabrikklaven“, ohne das sich selbst die Maschinerie nicht bewegte.

Die „Sklaven“-Metapher bündelte zumindest drei Bilder, die verbreitete Ängste auf unterschiedliche Weise reflektierten. Langfristig folgenreich wurde besonders jenes, das den Besitzenden und den Mächtigen, aber auch lokalen Honoratioren und selbst angestellten Handwerksgesellen das Gegenbild „rottierender Horden“ und womöglich revolutionärer Proletarier, „Massen“ zeigte.⁹ Das zweite Bild ver-

6 Vgl. dazu P. Kriedte, H. Medick, J. Schlumbohm: *Industrialisierung vor der Industrialisierung*, Göttingen 1977; Dies.: *Sozialgeschichte in der Erweiterung – Proto-Industrialisierung in der Verengung?* in: *Geschichte und Gesellschaft* 18 (1991), S. 70-87 und S. 231-255; C. Lis, H. Soly: *Poverty and Capitalism in Pre-Industrial Europe*, 2. Aufl., Brighton 1982.

7 Generell S. Pollard: *Peaceful Conquest. The industrialization of Europe 1760-1970*, Oxford 1981; zu einzelnen Gewerberregionen vgl. als ein Beispiel H. Kiesewetter: *Industrialisierung und Landwirtschaft. Sachsens Stellung im regionalen Industrialisierungsprozeß Deutschlands im 19. Jahrhundert*, Köln/Wien 1988; vgl. auch P. Kriedte: *Die Vorbereitung der industriellen Revolution durch die Proto-Industrialisierung*, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* (1989), Sonderheft, S. 141-152.

8 Dazu erste Hinweise bei H.-W. Niemann: *Die Beurteilung und Darstellung der modernen Technik in deutschen Romanen des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: *Technikgeschichte* 46 (1979), S. 306-320, S. 308 f und H. Ridley: *Gute Lokomotive, böser Webstuhl. Technikrezeption in der Literatur des Vormärz*, in: E. Schütz (Hg.): *Willkommen und Abschied der Maschinen*, Essen 1988, S. 55-68.

9 Vgl. für die publizistischen Debatten im Vormärz die Zusammenstellung bei C. Jantke, D. Hilger (Hg.): *Die Eigentumslosen. Der deutsche Pauperismus und die Emanzipationskrise in Darstellungen und Deutungen der zeitgenössischen Litera-*

knüpfte den Schock über das „Fabrikler“-Elend mit Imaginationen, in denen der Versuch einiger weniger, die Naturgewalten industriell zu bändigen, in hoffnungsloser Misere für alle endete.¹⁰ In der Höllen-Welt der Fabriken schien nur mehr Vegetieren möglich. Und hier ließ sich bruchlos das dritte Bild anfügen – Sklaven als Verkörperung völliger Entrechtung. Galten aber nicht Misere wie Entrechtung zumal für die Arbeit an, mit und zwischen den Maschinen? Jedenfalls vibrierten solche Bilder noch vom Entsetzen der Beobachter über die *körperliche* Mühsal an Dampfkesseln, Treibrädern, Hämmern und Bänken in düsteren, von Flammen durchzuckten Fabrikschuppen. Dabei mochte sich das Erschrecken über Dreck und Gefahr sehr wohl paaren mit Bewunderung jener Körperkraft, die Balken und Gußblöcke bewegte, Hämmer schwang und Hitze wie Kälte aushielt.

Distanz empfahl sich zu den schwitzenden, müden und beschmierten Körpern in und vor den Fabriken – eine genauere Inspektion versuchten die wenigsten. Nur wenige unternahmen es, das „Feuer der lebendigen Arbeit“¹¹ den Zeitgenossen bildlich vor Augen zu führen. Repräsentative Gruppenphotos, wie sie aus Anlaß eines Firmenjubiläums seit den 1860er Jahren in Mode kamen, boten jene gefrorenen Posen, die Arbeit versinnbildlichen, nicht aber en detail vorführen sollten. Gemälde zeigten hingegen auch bewegte Menschen: Arbeiter hantierten mit Gießpfannen (E. W. Knippel „Abstich in der Aloishütte“, 1856); anderswo schwangen diese starken Männer Vorschlaghämmer beim „Schmieden des Lokomotivrades“ (P. Meyerheim, 1873) oder beschickten Eisen- und Stahlwalzen

tur, Freiburg/München 1965; als Beleg für ‘Zeitstimmungen’ auch K. Marx, F. Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (1848), in: Marx-Engels-Werke Bd. 4, Berlin/DDR 1959, S. 459-493; vgl. für das liberale Handels- und Gewerbebürgertum sowie Beamte in den preußischen Rheinlanden J. Reulecke: Sozialer Frieden durch soziale Reform. Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen in der Frühindustrialisierung, Wuppertal 1982; zu „Masse“ als Projektionsfolie diffuser Ängste vor „rohen Leidenschaften“ im 19. Jahrhundert s. H. König: „Zivilisation und Leidenschaften“. Die Masse im bürgerlichen Zeitalter, Reinbek 1992.

10 Dazu K.-M. Bogdal: Schaurige Bilder. Der Arbeiter im Blick des Bürgers, Frankfurt 1978; vgl. auch weiterführend zu Fragen der (Selbst-)Re-präsentation anhand englischer Beispiele des 19. Jahrhunderts R. Gagnier: Subjectivities. A History of Self-Representation in Britain, 1832-1920, New York/Oxford 1991. – Zur Ausbreitung von Lohnarbeit, zugleich zu den vielfältigen Mischungsverhältnissen mit anderen Einkommensverhältnissen und -quellen vgl. detailliert und umfassend J. Kocka: Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990.

11 K. Marx: Das Kapital (1867/90), Bd. 1, Berlin 1965, S. 198.

(A. Menzel, 1875).¹² Es waren Arbeitsmänner, die ins Bild traten. Sie erschienen dabei in einer eigentümlichen Doppelrolle: Als mythische Figuren repräsentierten sie das humane Vermögen, die Naturgewalten zu bezwingen. Zugleich wurden sie aber auch als reale Personen vorgestellt, die sich unter äußersten Qualen nur mühsam behaupteten. Hitze, Rauch und wohl auch Gestank ließen Menzels Figuren nicht unberührt – vor allem bezogen sie sich nicht ausschließlich auf den Kampf mit widerspenstigem Metall und unberechenbarem Feuer. Immerhin gestattete Menzel seinen Figuren gelegentliches Nachlassen der Anspannung, nahm die Erschöpfung der Arbeiter wahr: Skizzenhafte Beobachtungen fanden Eingang in das Werk – am Bildrand stärkten sich einige beim Löffeln aus einem Topf oder Kochgeschirr.¹³

-
- 12 Zu Knippel und vor allem den idyllisierenden Arbeiterdarstellungen von Meyerheim vgl. F. Forster-Hahn: Adolph Menzels „Eisenwalzwerk“: Kunst im sozialen Konflikt zwischen Tradition und sozialer Wirklichkeit, in: T. Buddensieg, H. Rogge (Hg.): Die nützlichen Künste, Berlin 1981, S. 122-129, S. 126 f.; zu Menzel auch die ausführliche Monographie von K. Kaiser: Adolph Menzels Eisenwalzwerk, Berlin 1953. Zur einschlägigen Photographie vgl. R. Matz: Industriefotografie. Aus Firmenarchiven des Ruhrgebiets, Essen 1987, S. 28 ff., 52 ff.
- 13 Wie gesichtslos die Arbeiter auf den – wenigen! – Bildern deutscher, aber auch belgischer und französischer Maler blieben, die sich seit den 1850er Jahren (und bis Anfang des 20. Jahrhunderts) den Stein-, Eisen- oder Bergarbeitern widmeten, läßt Peter Hielscher erkennen: Ders.: „Vom vollkommenen Ausdruck des Elends zum Bewinger der Welt“. Anmerkungen zur Darstellung des Arbeiters im 19. Jahrhundert, in: Aus Schacht und Hütte. Ein Jahrhundert Industriearbeit im Bild 1830-1930. Katalog, Recklinghausen 1980, o.S. [4 S.]; vgl. auch Constantin Meuniers Kreidezeichnung „Arbeitspause“, 1862, in: S. Kessemeier, Industrie im Bild. Gemälde 1850-1950 – eine deutsche Privatsammlung [Ernst Schmacke], Katalog, Münster 1990, S. 40; vgl. auch die Werkbeschreibungen in: S.-J. Motz, Fabrikdarstellungen in der deutschen Malerei von 1800 bis 1850, Frankfurt 1980 – Einblicke, die in der „Masse“ die einzelnen Gesichter suchten, eröffnete die Porträtphotographie, die seit den 1850er Jahren unter den Wohlhabenderen enorme Verbreitung fand. Für die 1860er Jahre lassen sich auch Photo-Porträts von Arbeitern und Arbeiterinnen in der Textil- wie Stahlindustrie im US-amerikanischen Nordosten nachweisen. Sie wurden freilich nicht veröffentlicht, sondern in (Firmen-?)Alben gesammelt. Einzelbilder waren auch das Ziel einer großangelegten Photographieraktion im Januar und Februar 1873 auf der Kruppschen Gußstahlfabrik in Essen. Die unter größtem Zeitdruck erstellten 716 Brustbilder von Fabrik„beamten“ sowie von 738 Arbeitern füllten je zehn Alben. Allerdings waren auch diese Bilder nicht zur Veröffentlichung gedacht. Die Initiatoren aus dem Kreise der Direktoren überreichten vielmehr die Alben dem Inhaber, Alfred Krupp, zur Feier des 25ten Jubiläums seiner Alleinübernahme der Firma. Vgl. ins-

Dieses alltagspraktische Abstandhalten der meisten Zeitgenossen mochte ihrer unterschiedlichen Stellung zu den Produktionsmitteln zugeschrieben werden, oder es konnte als Folge des „Preiskampfes am Arbeitsmarkt“ erscheinen¹⁴: Sinnliche Erfahrungen und sinnliche Vorstellungen bestätigten offenbar, daß die Widersprüchlichkeit der Klassenlagen in ‘modernen’ Gesellschaften in der Lohnarbeit kumuliere. Die Frauen und Männer, die in Fabriken oder auf den Erd-Großbausteilen gegen Lohn arbeiteten, verkörperten nicht in erster Linie die Befreiung von feudalen oder zünftigen Bindungen. Ihr „freches“ Auftreten¹⁵ stand in den Augen der Beobachter weit mehr für die Bedrohung der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung. Bedrängender mochten Bilder sein, in denen die Mühsal der Lohnarbeit zum Thema wurde – erinnerten sie doch an die menschlichen ‘Kosten’ dieser Befreiung und dieses Fortschritts.

Die Sorge, Lohnarbeit und Fabriksystem zerstöre „Arbeitskraft“ und „Arbeitslust“, erfaßte nicht nur deutschümelnde Verteidiger eines pfahlbürgerlichen status quo. Sie wurde nicht allein von jenen Händlern und Gewerbetreibenden geteilt, die geregelte Subsistenz zu sichern suchten, der Akkumulation von Kapital aber mißtrauten.¹⁶ Selbst Kritiker der politischen Ökonomie, die Ressentiment durch Analyse zu überwinden suchten und den Mechanismen der Akkumulation nachspürten, kamen zu ähnlichen Schlußfolgerungen: Selbst wenn es nur eine Branche war, aber die Webereien und Spinnereien mochten mit ihren teilautomatisierten Werkzeugmaschinen durchaus als Modell zukünftiger Entwicklung gelten. Karl Marx sah jedenfalls aus der Anschauung der Frauen- und Kinderarbeit in der Textilindustrie überhaupt die „lebendige Arbeit“ in den Fabriken

gesamt mein MS: Gesichter der Belegschaft. Porträts der Arbeit, erscheint in K. Tenfelde (Hg.): Krupp im Bild. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter, München 2000, S. 67-88.

- 14 Dazu K. Marx: Das Kapital, Bd. I, S. 531 ff.; S. 603 f.; M. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft, 4. Aufl., Tübingen 1956, S. 682.
- 15 Vgl. die Belege für die Jahre 1846-48 in preußischen Städten ebenso wie auf dem „platten Land“ in Nordost- und Westdeutschland bei M. Gailus: Straße und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preußens, 1847-1849, Göttingen 1990, am Beispiel S. 289 ff. sowie insgesamt Kap. 3, 5 und 7.
- 16 Zur publizistischen Variante vgl. G. Freytag: Soll und Haben (1855), in: Ders.: Gesammelte Werke 11,2, Leipzig/Berlin o.J., passim, z.B. S. 416; Ders.: Bilder aus der Vergangenheit (1872), in: Ders.: Gesammelte Werke II, 4, S. 323; W. H. Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart 1861.

zu einem bloßen „Anhängsel der Maschinerie“ werden.¹⁷ Ähnliche Töne ließen sich vielfach in der ästhetisierenden Kulturkritik vernehmen. Und ungeachtet allen industriell-patriotisch-imperialistischen Elans fand solches Sentiment beim Bürgertum um 1900 große Resonanz. Jedenfalls wurde das Los der „abhängig Arbeitenden“ vehement beklagt. Nietzsches emphatisches „Pfui!“ über die „Schande ..., als Schraube einer Maschine ... verbraucht zu werden“¹⁸, gab den Ton an. Die tatsächlichen Arbeitserfahrungen blieben jedoch ausgeblendet. Eine konkrete Phänomenologie von Arbeit, wie sie Werner Sombart versuchte (1906)¹⁹, fand kaum Beachtung. Man war sich einig: Abhängige Arbeitsverhältnisse machten eigenständige Persönlichkeiten unmöglich. Autoren wie Heinrich Mann, Robert Walser oder Hermann Hesse stimmten in diesem Punkt völlig überein.²⁰

Vorstellungen und Bilder von Arbeit zeigten im späteren 19. Jahrhundert noch eine weitere Färbung: Loblieder auf die „nationale Arbeit“²¹ wurden hörbar. Die zeitliche Parallele zur kulturpessimistischen Feier der Hand-Arbeit ist unverkennbar. Das Hervorheben „nationaler Arbeit“ folgte jedoch keiner anti-industriellen Utopie; vielmehr galt hier industrielle (Lohn-)Arbeit als unverzichtbar. Industri-

-
- 17 K. Marx: Das Kapital, Bd. 1, (1890), Berlin/DDR 1965, S. 674, s. auch ebda., S. 445 ff.; vgl. Ders.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1859), Frankfurt 1967, S. 582 ff. – Im Versuch, diese Perspektive fortzuführen, hat die These der „Entfremdung“ durch und in der Lohnarbeit erhebliche, z.T. verheerende Folgen gehabt; z.T. wurde sie in den Zusammenhang von „Verdinglichung“ durch jede Form industrieller Arbeit bzw. Produktion einbezogen, nicht zuletzt unter Berufung auf G. Lukács: Geschichte und Klassenbewußtsein (1923), vgl. die Übersicht bei Th. Ludz: „Alienation“ als Konzept der Sozialwissenschaften, in: Ders.: Ideologiebegriff und marxistische Theorie. Ansätze zu einer immanenten Kritik, Opladen 1976, S. 50-81.
- 18 F. Nietzsche: Morgenröte (1881), Stuttgart 1952, S. 178. – „Stagnationsbewußtsein“ seit ca. der Mitte des 19. Jahrhunderts, gepaart mit einer „ästhetischen Sensibilität“, die in „krassen Widerspruch zum offiziellen Fortschrittsbegriff“ getreten sei, beobachtet A. Koschorke: Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitungen in literarischen Landschaftsbildern, Frankfurt 1990, S. 223 ff.
- 19 W. Sombart, Das Proletariat, Frankfurt 1906, S. 78 ff.
- 20 F. Trommler: Die Nationalisierung der Arbeit, in: R. Grimm, J. Hermand (Hg.): Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein/Ts. 1979, S. 102-125.
- 21 Vgl. dazu sehr instruktiv F. Trommler: Die Nationalisierung der Arbeit; ähnlich für die christliche Arbeiterbewegung C. Sonnenschein: Der sittliche Wert der gewerkschaftlichen Arbeit, 3. Aufl., Duisburg o.J. (ca. 1912), S. 13 ff.

elle Produktivkräfte müßten freilich im „Werk“ genutzt werden, um nationale Größe oder „Weltmacht“ zu befördern.

Aber nicht nur in „tonangebenden Kreisen“, zumal des Wirtschafts- wie des Bildungsbürgertums, wurde „nationale Arbeit“ als besonderer Wert gehandelt. In der Sozialdemokratie war es vor allem die kaum je bezweifelte Überzeugung von der Notwendigkeit technisch-industrieller Arbeit, die vielerlei Anknüpfungen bot.²² Denn bei aller Betonung der politischen Internationale des Proletariats – die Bilder der Arbeit auf Maiplakaten, in der Parteipresse und auf Parteipostkarten blieben überwiegend in heimischen Gefilden. Allerdings zeigten sie Figuren, die nur selten zum Alltag in Werkstätten und Werkhallen gehörten.²³ Neben der allegorischen Heroine, die gelegentlich zwischen kämpferischer Marianne und behäbiger Germania changierte, versammelten sich hammerschwingende, muskelbewehrte Schmiede, umgeben von Kinder hegenden (Haus-)Frauen und ergrauten Alten. Dieses Personal war aber dennoch vertraut: aus den Holzschnitten, mit denen Schul- und Märchenbücher, aber auch die Illustrierten die Aufmerksamkeit der Betrachter zu fesseln suchten. Und in einer Hinsicht war Fabrikalltag meistens sehr wohl präsent, und sei es nur am Bildrand: Rauchende Schloten rückten Fabrik und Technik als Bedingungen jeden Fortschritts ins Bild.²⁴

-
- 22 Zur Techniqueuphorie in der Sozialdemokratie vgl. A. Bebel: Die Frau und der Sozialismus, Neusatz der Jubiläumsausg. 1929 [Text nach der 50. Aufl., 1909], Berlin/Bonn 1980, S. 353 ff.; generell zur zeitgenössischen Technikbegeisterung s. H.-W. Niemann: Die Beurteilung und Darstellung der modernen Technik in deutschen Romanen, bes. S. 309 ff. und H. Segeberg: Literarische Technik-Bilder, Tübingen 1987, Kap. III und Kap. IV. sowie H. Reinicke: Begeisternde Arbeit und schwereloser Aufstieg vor 1914, in: H. Segeberg (Hg.): Zur literarischen Konstitution des Wertkomplexes 'Arbeit' in der deutschen Literatur (1770-1830), Tübingen 1991, S. 287-322. – Zu klassenspezifischen wie klassenübergreifenden Überzeugungen von der Notwendigkeit der Arbeit – und dem Schaudern vor einem „Recht auf Faulheit“ à la Lafargue in der deutschen Sozialdemokratie – vgl. W. Asholt, W. Fahnders (Hg.): Arbeit und Müßiggang 1789-1914, Frankfurt 1991, bes. Kap. I-II, VII und XI; zu Lafargue ebda., S. 88 ff.; die „Arbeitspflicht aller Arbeitspflichtigen, ohne Unterschied des Geschlechts“ gehörte zu Bebels Zukunftsvorstellung, vgl. Ders.: Die Frau und der Sozialismus, S. 342.
- 23 G. Korff: Rote Fahnen und Tableaux Vivants. Zum Symbolverständnis der deutschen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, in: A. Lehmann (Hg.): Studien zur Arbeiterkultur. Münster 1984, S. 103-140, bes. S. 108-120; zu den Postkarten vgl. die Sammlung im Archiv der sozialen Demokratie, Bonn.
- 24 Anders jedoch G. Korff, der im Anschluß an H. Grebing „Utopieverlust“ und „Säkularisierung“ sieht, vgl. Ders.: Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der

Bei den Arbeitenden stand gewiß das Arbeiten selbst im Zentrum der Aufmerksamkeit – die Gleichzeitigkeit von manueller Geschicklichkeit mit genauem Blick, von körperlicher Kraft und „Härte“. Diese Arbeit war unerlässlich fürs tägliche Überleben. Zugleich verkörperte sie Ideale männlicher Aneignung von Welt. Nur sie schien identisch mit „Wertschöpfung“; ausgeklammert blieb Hausarbeit. Aber auch diese Vorstellungen waren offen für nationale Deutung oder Besetzung – die sie auch selbst einschlossen. Die Bilder, Zeichen und Wertigkeiten boten keinen Kontrast, verdoppelten vielmehr Sympathien für Körperkraft, für diszipliniertes Auftreten wie heroische Kämpfe mit feindlichen Gewalten. Die Zeile des Arbeiterdichters Karl Bröger von 1914, daß sich in der „größten Gefahr Deutschlands ärmster Sohn als sein getreuester“ erwiesen habe, traf auf einen wohl präparierten Resonanzboden, über die Klassen- und Milieugrenzen hinweg.²⁵

Natürlich erfuhren Arbeiter und zumal Arbeiterinnen in den Kriegsjahren tagtäglich, was die Schufferei insbesondere in der Rüstungsproduktion bedeutete. Und vermehrte Anspannung führte keineswegs zu steigenden oder gar gesicherten Löhnen. Vor allem explodierten die Preise für die notwendigsten Lebensmittel: Hunger, Elend und Tod von nahen und nächsten Angehörigen bezeichneten den Alltag.²⁶ Desungeachtet folgten die Arbeiter (vielleicht weniger die Arbeiterinnen) den Bedürfnissen nach Anerkennung, die alltäglich immer wieder angeregt wurden, zugleich aber lang gehegten Sehnsüchten entsprachen. Anerkennung sicherten Qualitätsprodukte und massenhafter Ausstoß. Damit aber taugten die Produzenten von Waffen und Munition – von Destruktionsmitteln – nur zu gut für die Kriegspropaganda.

Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: D. Petzina (Hg.): Fahnen, Fäuste, Körper, Essen 1986, S. 27-60, 32 f., 51 ff.

- 25 A. Lüdtke: Lebenswelten und Alltagswissen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte Bd. IV, München 1991, S. 57-90, S. 70 ff.; die Frage der Reichweite solcher Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster wird verfehlt in der schablonenhaften, allerdings materialreichen Darstellung von R. Busch: Imperialismus und Arbeiterliteratur im Ersten Weltkrieg, in: Archiv für Sozialgeschichte 14 (1974), S. 293-350, bes. S. 295-312.
- 26 J. Kocka: Klassengesellschaft im Krieg, Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Göttingen 1973, S. 12 ff., S. 43 ff.; s. auch V. Ullrich: Kriegsalltag. Hamburg im ersten Weltkrieg, Köln 1982; D. Kachulle (Hg.): Die Pöhlands im Krieg, Köln 1982.

Die ästhetische wie die „nationale“ Variante der Industriekritik forderte den heroischen Einzelnen. Sozialreformer richteten sich bei ihrer Kritik auf begrenzte ‚Mißstände‘; ihr Interesse galt den Handlungsbedingungen. Aber gesellschaftliche Wirklichkeit reduzierte sich dabei auf das Zähl- und Meßbare. Deshalb waren auch sie gleichgültig gegenüber Erfahrungen namenloser Einzelner in den industriellen Betrieben. Wirtschaftliche Prosperität, zugleich Stabilität der gesellschaftlich-politischen Ordnung regulierten hier die Aufmerksamkeit. In dieser Sicht ging es um die Sicherung von Beschäftigung und die Sicherheit der Beschäftigten – Wohlbefinden und also auch Arbeitsinhalte schienen dafür ohne Bedeutung.²⁷

Dennoch wurden auch die Befindlichkeiten selbst, die die Menschen an und zwischen den Maschinen antrieben oder plagten, in neuer Weise zum Objekt intensiven Interesses. Bei den älteren Anstrengungen zur Disziplinierung von angeblich „Arbeitsscheuen“ stand das äußerliche Abrichten der Körper im Vordergrund. Nur so würde der erstrebte Fleiß auch dauerhaft und praktisch werden. Der medizinisch-naturwissenschaftliche Blick, der seit dem späten 18. Jahrhundert zunehmend faszinierte, erlaubte den Zugang ins Innere. Nun schien die innere Dynamik des „menschlichen Motors“, aber auch der menschlichen Seele erforschbar, mehr noch: kontrollierbar. Arbeitende wurden als störanfällige Mechanismen mit thermischen und nervlichen Schwachstellen ‚gelesen‘. Nicht mehr Elend und Leiden waren das Thema, die sinnliche Abscheu vor Schweiß oder Gestank ließ sich überwinden, wenn nicht mehr Eindrücke, sondern physiologische Prozesse die Anschauung wie die Methode bestimmten.

Not und Ausbeutung zeigten sich nun als „Ermüdung“. Um sie zu steuern, kam es nicht mehr darauf an, gesellschaftliche Beziehungen und Widersprüche, sondern biologische Rhythmen zu erkennen. „Arbeitslust“ zu fördern – dazu sollte die „Psychophysik“ anleiten. In der Anstrengung, Menschen und ihr Arbeiten zu ‚objektivieren‘, wurden die Erfahrungszusammenhänge eben dieser Menschen nur um so nachdrücklicher ignoriert. Mehr noch, optimales Funktionieren beim

27 S. dazu den Abriss von E. Pankoke: Die Arbeitsfrage. Arbeitsmoral, Beschäftigungskrisen und Wohlfahrtspolitik im Industriezeitalter, Frankfurt 1990, Kap. 1-3; zum sozialpolitischen Ansatz, diffuse „Risiken“, die zumal die Besitzlosen und Besitzarmen trafen, vorbeugend einzudämmen oder auszuschalten, vgl. auch F. Ewald: L'Etat providence, Paris 1986. – Dieser Perspektivenwechsel korrespondierte mit der zunehmenden Abstraktion von der Vielfalt der sehr unterschiedlichen „Fremden“ in den außereuropäischen Welten zur Summengröße des „Fremden“, vgl. M. Adas: Machines as the Measure of Men: Science, Technology, and Ideologies of Western Dominance, Ithaca/London 1989.

Arbeiten galt nicht nur als Interesse der Vorgesetzten und Eigentümer. Dieses Ziel schien vielmehr weithin identisch mit den Bedürfnissen der „unmittelbaren Produzenten“ selbst.²⁸

II. Arbeitergeschichtsschreibung in (West-)Deutschland

Jüngste Ansätze zur Gesamtdarstellung²⁹ und zahlreiche Einzelstudien der letzten Jahre dürfen nicht täuschen: In beiden deutschen Staaten hat historische Forschung jahrzehntelang kaum Notiz von der Industriearbeiterschaft genommen. Es scheint, als habe die emotionale Abwehr gegen die „Fabriksklaven“ eine Schleifspur vom 19. Jahrhundert bis in die neueste Zeit gezogen. Und auch alle Ansätze zur politischen wie gesellschaftlichen Umwälzung nach 1918, mehr noch nach 1945 änderten an dieser kulturellen Fixierung offenbar wenig.

Seit den 1970er Jahren ist aber ein Wandel unverkennbar; das gilt jedenfalls für die alte Bundesrepublik. Diese Datierung scheint zu bestätigen, daß historische Forschung zu industrieller Lohnarbeit erst in einer Situation gerechtfertigt

28 Dazu ausführlicher A. Rabinbach: *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, Berkeley u.a. 1992.

29 Neben Kocka: *Arbeitsverhältnisse* vgl. G. A. Ritter, K. Tenfelde: *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914*, Bonn 1992. – Auf der Grundlage der Einzelforschung des letzten Jahrzehnts ist auch die umfangreiche Darstellung der neueren und neuesten deutschen Geschichte von Th. Nipperdey gegründet, Ders.: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983; Ders.: *Deutsche Geschichte 1866-1918*, Bd. 1 und 2, München 1990 und 1992. – In der DDR hat eine Perspektive, in der nicht die „Bewegung“, sondern die Lebensweise im Zentrum stand, zumal unter Historikern kaum Beachtung gefunden. Abgesehen von H. Zwahrs monographischen Arbeiten zum Leipziger Proletariat im mittleren 19. Jahrhundert (Ders.: *Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchung über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution*, Berlin/DDR 1978) ist, mit Einschränkung, zu nennen J. Kuczynski: *Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes*, Bde. 1-5, Berlin/DDR, Köln 1980-82; Ders.: *Geschichte des Alltags des Deutschen Volkes. Nachträgliche Gedanken*, Berlin/DDR, Köln 1985. Am fruchtbarsten waren die kulturwissenschaftlichen Studien (vorwiegend) zum städtischen „Proletariat“ um 1900, vgl. D. Mühlberg (Hg.): *Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert*, Leipzig 1986; vor allem die leider noch ungedruckte historisch-kulturwissenschaftliche Dissertation von Isolde Dietrich: *Industrielle Arbeit in der proletarischen Kultur*, Diss. phil., Berlin/Humboldt-Universität 1988.

schien, in der „Proletarität“ an Bedeutung verlor³⁰ und selbst ‘historisch’ wurde. Seither avancierte die Ausformung von Lohnarbeit in Fabriken zu einem Schwerpunkt historischer Studien in der alten Bundesrepublik, zumindest für ein Jahrzehnt. Ins Zentrum rückte zweierlei: 1. die ungleichmäßige Entfaltung arbeitsteiliger, zugleich zentralisierter Produktion mit Bewegungs-, Transmissions- und Werkzeugmaschinen;³¹ 2. die Herkunft und interne Gliederung der Belegschaften ebenso wie deren Arbeits- und Lebensverhältnisse.³² Ausdrücklich oder stillschweigend wird gefragt, in welchem Maße die Durchsetzung von Lohnarbeit und Fabrikproduktion die Verhaltens- und Ausdrucksformen, zugleich die Deutungsweisen der Menschen veränderte. Und das heißt auch: wie

-
- 30 Dazu J. Mooser: Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt 1984, S. 228 f.; kritisch dazu B. Mahnkopf: Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats, Frankfurt/New York 1985, bes. S. 176 ff.
- 31 Zu den eher technikgeschichtlichen Aspekten vgl. den Überblick, der allerdings auf der Ebene der (nationalen) Gesamtwirtschaft bleibt und dabei nach Industriezweigen, -branchen und -regionen differenziert, in: R. Berthold u.a. (Hg.): Geschichte der Produktivkräfte in Deutschland von 1800-1945, 3 Bde., 1985/1987/1990; allerdings sind die „unmittelbaren Produzenten“ (K. Marx) hier nur Produktions- oder subjektive „Faktoren“ bzw. „Arbeitskräfte“. Zu einer Verknüpfung von Sozial- und Technikgeschichte, die aber weiterhin überwiegend Programm geblieben ist, vgl. R. Rürup, K. Hausen (Hg.): Moderne Technikgeschichte, Köln 1975 und U. Troitzsch, G. Wohlauf (Hg.): Technik-Geschichte, Frankfurt 1980.
- 32 Anfänge bei K. Tenfelde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad Godesberg 1977; K. Vetterli: Industriearbeit, Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Organisation, dargestellt am Beispiel der Georg Fischer AG (1890-1930), Göttingen 1978; W. Renzsch: Handwerker und Lohnarbeiter in der frühen Arbeiterbewegung. Zur sozialen Basis von Gewerkschaften und Sozialdemokratie Göttingen 1980; F.-J. Brüggemeier: Leben vor Ort. Ruhrbergleute und Ruhrbergbau 1889-1919, München 1983; vgl. aber auch E. Lucas: Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1976; für die 1920er Jahre: U. Stolle: Arbeiterpolitik im Betrieb. Frauen und Männer, Reformisten und Radikale. Fach- und Massenarbeiter bei Bayer, BASF, Bosch und in Solingen (1900-1933), Frankfurt/New York 1980; E. C. Schöck: Arbeitslosigkeit und Rationalisierung, Frankfurt/New York 1977; für (lokalgeschichtliche) Forschungen in der ehemaligen DDR, die den „strukturellen“ Übergängen in die Lohnarbeit galten, vgl. die eindringlichen, aber zunächst folgenlosen Arbeiten von H. Zwahr: Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse.

haben Arbeiter und Arbeiterinnen ihrerseits das historisch-soziale Kräftefeld beeinflußt, also Wandel angestoßen, aber auch abgewehrt?

In einem ersten Resümee zur Arbeitergeschichte, das Jürgen Kocka bereits vor einigen Jahren zog, sah er sich zu dem Urteil bewogen: „Keine soziale Gruppe der neueren deutschen Geschichte ist besser erforscht als die gewerbliche Arbeiterschaft“.³³

Im Hinblick auf die Forschungen zu anderen sozialen Großgruppen und Klassen mag das zutreffen. Landarbeit³⁴ oder Gesindedienst auf dem Lande³⁵ wie in herrschaftlichen (Stadt-)Haushalten³⁶ sind nach wie vor am äußersten Rande der Forschungsinteressen geblieben. Und das Spektrum der offenen Fragen zur

33 Vgl. J. Kocka: Lohnarbeit und Klassenbildung, Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875, Berlin/Bonn 1983, S. 11, vgl. Ders.: Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, 2. Aufl., Göttingen 1986, S. 135.

34 J. Peters: Ostelbische Landarmut – Sozialökonomisches über landlose und landarme Agrarproduzenten im Spätfeudalismus, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1967, Tl. I, S. 255-302; zahlreiche Hinweise auch in H. Harnisch: Die Herrschaft Boitzenburg. Untersuchungen zur sozialökonomischen Struktur ländlicher Gebiete in der Mark Brandenburg vom 14. bis 19. Jahrhundert, Weimar 1968; und Ders.: Kapitalistische Agrarreform und industrielle Revolution, Weimar 1984, zweites Kapitel, passim; als Beispiel für die Enqueten der 1890er Jahre des „Vereins für Socialpolitik“ und des „Evangelisch-Sozialen Kongresses“ sei genannt M. Weber: Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (1892), Tübingen 1984 (= Max Weber Gesamtausgabe, 1/3, 1. u. 2. Halbbd.); s. auch z.B. H. Seufert: Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft in Württemberg, Baden, Elsass-Lothringen und Rheinpfalz, Jena 1914; für die 1920er und '30er Jahre s. R. Berthold (Red.): Produktivkräfte in Deutschland 1917/18 bis 1945, Berlin/DDR 1988, S. 224-283.

35 Vgl. die Übersicht über Rechts-‘Lage’ und Quantitäten bei K. Tenfelde: Ländliches Gesinde in Preußen. Gesinderecht und Gesindestatistik 1810-1861, in: Archiv für Sozialgeschichte 20 (1979), S. 189-229; Erinnerungen aus der Sicht von (Groß-)Bauern bei D. Sauer mann (Hg.): Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, Münster 1972.

36 D. Wierling: Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin/Bonn 1987; M. Tichy: Alltag und Traum. Leben und Lektüre der Wiener Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Wien u.a. 1984; R. Bochsler, S. Gisiger: Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.

Lebenspraxis 'bürgerlicher' Schichten³⁷ oder der Gruppierungen des Adels³⁸ ist ungeachtet vermehrter Anstrengungen weiterhin breit. Ähnliches gilt für Sozial- oder Standes-, Berufs- und Geschlechtergruppen wie Beamte³⁹, Militärs⁴⁰ oder kaufmännische Angestellte. Dennoch wäre es fatal, würden über Zahl und

-
- 37 Zur Perspektive anregend J. Kocka (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert, Göttingen 1987 und H.-J. Puhle (Hg.): Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit, Göttingen 1991; vgl. auch J. Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, 3 Bde., München 1989; zum Bürgertum am Leitfaden einer Familie (Bassermann) vom Dreißigjährigen Krieg bis zur NS-Herrschaft L. Gall: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989 und mit ähnlich 'langem Blick' H.-W. Hahn: Altständisches Bürgertum zwischen Beharrung und Wandel. Wetzlar 1689-1870, München 1991; wichtige Überlegungen und Belege zur Verknüpfung von Besitz und Bildung gibt F.J. Bauer: Bürgerwege und Bürgerwelten. Familienbiographische Untersuchungen zum deutschen Bürgertum im 19. Jahrhundert, Göttingen 1991; vgl. auch Th. Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, München 1990; zu Orientierungsmustern und Verhaltensweisen insbesondere N. Elias: Studien über die Deutschen, Frankfurt 1990 sowie – empirisch dichter, zugleich eine 'Durchführung' der bei Elias eher spekulativ behandelten Fragen der aristokratisch- bzw. feudal-militärischen Zuspitzungen im Sozialcharakter bürgerlicher deutscher Männer – U. Frevert: Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991; Frevert macht vor allem die 'Engführungen' von bürgerlichen, feudal-aristokratischen und militärischen Maximen in der gesellschaftlichen Umwälzung im späteren 19. Jahrhundert erkennbar.
- 38 H. Reif: Westfälischer Adel 1770-1860. Vom Herrschaftsstand zur regionalen Elite, Göttingen 1979; R. M. Berdahl: The Politics of the Prussian Nobility. The Development of a Prussian Nobility 1770-1848, Princeton 1988.
- 39 Neben den Klassikern Otto Hintze, Max Weber und Hans Rosenberg die für die Empirie nützliche Zusammenstellung von B. Wunder: Geschichte der Bürokratie in Deutschland, Frankfurt 1986; die Arbeiten von G. Thuillier über den (Büro-)Alltag französischer Beamter im 19. Jahrhundert vermitteln, anders als Wunder, Atmosphäre und Kolorit, entbehren aber gänzlich der Frage nach der damit verknüpften bürokratischen Herrschaftspraxis, vgl. G. Thuillier: La vie quotidienne dans les ministères au XIXe siècle, Paris 1976; die Begrenzung auf Fragen des sozialen Profils und des sozialen Status prägt auch die – in diesem Rahmen – informative Studie von H. Henning: Das westdeutsche Bürgertum in der Epoche der Hochindustrialisierung, 1860-1914. Soziales Verhalten und soziale Strukturen, Tl. I, Wiesbaden 1972.
- 40 Eine Studie, die E. Kehrs „Die Genesis des Königlich Preußischen Reserveoffiziers“ (in: Ders.: Der Primat der Innenpolitik, Hg. H.-U. Wehler, Berlin 1965, S. 53-63) für die längerdienenden Unteroffiziere und Offiziere aufzunehmen suchte, steht aus; Ansätze aber bei H. John: Das Reserveoffizierkorps im Deutschen Kaiserreich 1890-1914, Frankfurt/New York 1981; vgl. aber die methodisch wie inhaltlich an-

Intensität der 'Arbeiterstudien' das Ausmaß und die Platzierung ihrer blinden Flecken übersehen.

Fraglos konzentrieren sich die neuen Lokal- und Regionalstudien zur Arbeiterschaft auf das 'Durchkommen' der Menschen bei der Arbeit wie der Nicht-Arbeit. Als gemeinsame Signatur wird erkennbar: *Sorge ums Überleben* nicht nur auf lange Sicht, sondern von Tag zu Tag, von Woche zu Woche. Allerdings dominiert die Annahme kollektiver Lebenslagen. Nicht die „Klasse“ insgesamt, wohl aber einzelne Schichten, Berufs- oder Geschlechtergruppen erscheinen als eher homogen. Der Akzent auf Durchschnittseinkommen, typischen Herkunfts- oder Qualifikationsmustern betont soziale Gemeinsamkeiten. Insofern kann es kaum überraschen, daß individuelle Anstrengungen, sich von den Gruppen abzusetzen und Eigenes zu finden oder zu kultivieren, kein Thema sind. Und Phantasien, die sich auf das 'ganz Andere' richteten, scheinen bei den angeblich Namenlosen bedeutungslos. Versuche, ab und an aus allen Zwängen auszubrechen und sich „Verausgabungen“ zu leisten, sind offenbar nicht zu vereinbaren mit dem Bild permanenter Überlebensnot.⁴¹

Immerhin – soziale Lage und Verhaltensweisen waren zuvor überhaupt ausgeblendet worden. Sofern die Geschichte der Arbeiter überhaupt zum Thema geworden war, hatte sich die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die (überlokale) Organisierung von „Interessen“ gerichtet. Es ging um Parteien, vornehmlich die Sozialdemokratie und für die Zeit ab 1917 auch die USPD, dann die KPD.⁴²

regende Studie über das österreichisch-ungarische Offizierkorps I. Deak: Der K. (u.) K. Offizier: 1848-1918, Wien u.a. 1991.

- 41 Das gilt auch für jene „Verausgabungen“, die z. B. auch Otto Rühle, ein Protagonist einer nicht an der Arbeiterorganisation, sondern an der Lebensweise interessierten Analyse, zugleich engagierter Parteigänger eines undogmatischen Marxismus und Kommunismus, mit massivem Mißtrauen kommentiert hat: das (Alkohol-) Trinken, vgl. Ders.: Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. I, Berlin 1930, S. 419 ff. In neueren Arbeiten hat James S. Roberts sich mit einer Andeutung zum „narkotischen“ Trinken begnügt (das er von dem „instrumentalen“ und „sozialen“ unterscheiden will, d.h. dem zur Kalorienaufnahme bzw. für die Pflege von Geselligkeit), Ders.: Der Alkoholkonsum deutscher Arbeiter im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 6 (1980), S. 220-242, S. 240; weniger funktionalistisch und mit mehr Sinn für hedonistische Momente des Trinkens: U. Wyrwa: Branntwein und „echtes“ Bier. Die Trinkkultur Hamburger Arbeiter im 19. Jahrhundert, Hamburg 1990.
- 42 Vgl. G. Roth: The Social Democrats in Imperial Germany, Totowa 1963; D. Groh: Negative Integration und revolutionärer Attentismus, Frankfurt 1973; G. A. Ritter: Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland, Bonn 1980;

Daneben fanden Beachtung die „freien“ bzw. sozialistischen Gewerkschaften.⁴³ Bis auf wenige Ausnahmen blieben unbeachtet die – regional z.T. weit bedeutendere – christliche und auch die wirtschaftsfriedlich-„nationale“ Arbeiterbewegung.⁴⁴ Und ungeachtet ihrer vielfach sozialdemokratischen Orientierung sind erst vor wenigen Jahren die vielfältigen, nicht selten mitgliederstarken Vereinigungen der organisierten „Arbeiterbewegungskultur“ umfassender untersucht worden.⁴⁵ Insgesamt: in dieser Arbeiterbewegungsgeschichte regierten Eliten

H. A. Winkler: Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918-1924, Berlin/Bonn 1984; Ders.: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924-1930, Berlin/Bonn 1985; Ders.: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930-1933, Berlin/Bonn 1987; O. K. Flechthelm: Die KPD in der Weimarer Republik. Einl. S. Koch-Baumgarten, 3. Aufl., Hamburg 1986; E. Rosenhaft: Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence 1929-1933, Cambridge u.a. 1983; H. Duhnke: Die KPD 1933 bis 1945, Köln 1972.

- 43 U. Engelhardt: „Nur vereinigt sind wir stark“. Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1832 bis 1869/70, Bde. 1, 2, Stuttgart 1977; K. Schönhoven: Expansion und Konzentration. Studien zur Entwicklung der Freien Gewerkschaften im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914, Stuttgart 1980; eine wichtige Lokalstudie von K. Ditt: Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld, 1850-1914, Dortmund 1982.
- 44 Zu den christlichen Bewegungen M. Schneider: Die Christlichen Gewerkschaften, 1894-1933, Bonn 1982; zu den „Nationalen“ K. Mattheier: Die Gelben. Nationale Arbeiter zwischen Wirtschaftsfrieden und Streik, Düsseldorf 1973; am Beispiel Essen dazu auch F. Bajohr: Zwischen Krupp und Kommune. Sozialdemokratie, Arbeiterschaft und Stadtverwaltung in Essen vor dem Ersten Weltkrieg, Essen 1988.
- 45 Vernon Lidtke hatte damit bereits in den 70er Jahren begonnen; an Studien liegen dazu dennoch vorwiegend programmatisch bzw. institutionenorientierte Arbeiten vor, vgl. B. Emig: Die Veredelung der Arbeiter: Sozialdemokratie als Arbeiterbewegung, Frankfurt/New York 1980 und H. Wunderer: Arbeitervereine und Arbeiterparteien: Kultur- und Massenorganisationen in der Arbeiterbewegung (1890-1933), Frankfurt/New York 1980; s. aber V. Lidtke: The alternative culture. Socialist labor in imperial Germany, New York/Oxford 1985; für die 1920er Jahre P. Lösche, F. Walter: Zur Organisationskultur der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Niedergang der Klassenkultur oder solidargemeinschaftlicher Höhepunkt, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), S. 511-536 sowie die Kritik von H. Wunderer, der die Tragfähigkeit des Konzepts einer „sozialdemokratischen Solidargemeinschaft“ nachdrücklich in Frage stellt, in: Geschichte und Gesellschaft 18 (1992), S. 88-93.

und Programmdebatten, Mitgliederzahlen und Wahlergebnisse, ergänzt um Tarifabschlüsse und Streiks.⁴⁶

Die Öffnung zu einer Geschichte der Arbeiterschaft wurde mit einer Studie eingeleitet, die der Entstehung industrieller Arbeits- und Lebensbedingungen im Ruhrbergbau gewidmet war. Klaus Tenfelde setzte den ab den 1860er Jahren weitgehend aus staatlicher „Direktion“ entlassenen und sich verändernden Bergbaubetrieb mit der gewohnten Lebenshaltung der Bergarbeiterfamilien in Beziehung.⁴⁷ In diesem spannungsreichen Kontext spürte er den „Wegen der Interessenfindung“ nach. Er untersuchte Beschwerden und Petitionen, das ältere Vereinswesen, aber auch sozialdemokratische wie christliche Assoziation neuen Typs und – nicht zuletzt – die Kampf- bzw. Streikaktionen. Freilich, herausge-

46 Zu den Wahlen bzw. Wählerbewegungen G. A. Ritter: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: *Historische Zeitschrift* 249 (1989), S. 295-362; zu den Programmdebatten C. Stephan: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen!“ Aus der Urgeschichte der Sozialdemokratie, Frankfurt 1977; A. Grunenberg (Hg.): Die Massenstreikdebatte. Beiträge von Parvus, Rosa Luxemburg, Karl Kautsky und Anton Pannekoek, Frankfurt 1970; B. Gustafsson: Marxismus und Revisionismus. Eduard Bernsteins Kritik des Marxismus und ihre ideengeschichtlichen Voraussetzungen, Tl. I u. II, Frankfurt 1972; zu den Streiks: L. Machtan: Streiks und Aussperrung im Deutschen Kaiserreich, Berlin 1984; spezifisch für Bergarbeiter, aber auch für „ständisch“ geprägte Formen, Interessen anzumelden und durchzusetzen: K. Tenfelde/H. Trischler (Hg.): Bis vor die Stufen des Throns. Bittschriften und Beschwerden von Bergleuten im Zeitalter der Industrialisierung, München 1986; F. Boll: Massenbewegungen in Niedersachsen 1906-1920, Bonn 1981; K. Tenfelde, H. Volkmann (Hg.): Streik, München 1981; vgl. H. Volkmann: Die Streikwellen 1910-13 und 1919-20: Kontinuität oder Diskontinuität der Arbeitskämpfentwicklung, in: J. Bergmann u.a. (Hg.): Arbeit, Mobilität, Partizipation, Protest. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1986, S. 220-250. – Zu einer sozialgeschichtlich justierten Politikgeschichte der Arbeiterbewegungen vgl. jedoch jetzt G. A. Ritter (Hg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, München 1990; ein lokaler Zugriff erweist sich auch hier als unerlässlich, vgl. S. Goch: Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet. Eine Untersuchung am Beispiel Gelsenkirchen 1848-1975, Düsseldorf 1990, allerdings zu ausschließlich auf den ‘Organisationsbetrieb’ bezogen; weiter ausholend K. H. Pohl: Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890-1914, München 1992.

47 K. Tenfelde: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad Godesberg 1977.

hoben wurden die Momente sozialer Ordnung. Dabei lag das Augenmerk auf jenen Interessen und Ausdrucksformen, die sich überlokal organisierten oder organisieren ließen.⁴⁸

Kritik an diesem Zugriff argumentierte ebenfalls mit bergbaulicher Lebenswelt. Tenfelde hatte die allmähliche Auflösung einer älteren Form von Solidarität unterstrichen; sie beruhte danach auf bewiesener Qualifikation, Ansässigkeit und lang eingefahrener Nachbarschaft. Lohnarbeit und Marktvermittlung, vor allem die unsteten Verhältnisse der neu rekrutierten Arbeitermassen hätte zunehmend überlokale Organisation erfordert; nur so wären die eigenen Interessen unter neuen Bedingungen anzumelden und durchzusetzen gewesen. Demgegenüber betonte Franz Brüggemeier die Intensität und zugleich die enorme Stabilität *informeller* Kommunikationsformen „vor Ort“, nicht zuletzt „vor Kohle“. In seiner Studie wird deutlich, wie in den Arbeitserfahrungen der Kleingruppen stets wechselseitige Absicherung gegen Gefahr aufgehoben war. Es waren sinnliche Eindrücke, angenehme wie peinigende: direkte körperliche Nähe, das Sich-Berühren, Sich-Abstützen auch bei Dunkelheit – darauf erwuchs intime Vertrautheit.⁴⁹ Diese Erfahrung reichte aber weit über den Arbeitsplatz hinaus. Vor allem vermittelte sie die Fähigkeit, bei Arbeitsplatzwechsel, mit neuen Kollegen in Kontakt zu treten und sich wechselseitig zu unterstützen. Das Risiko, sich unvermittelt in „der Fremde“ zu finden, war also für die Mobilen durchaus begrenzt und kalkulierbar.

Ein Jahr vor der Arbeit von Tenfelde war eine Studie erschienen, die einen unkonventionellen Zugriff nutzte, um eine traditionelle Frage zu klären: die nach den Bedingungen und Grenzen der revolutionären Bewegungen von 1918/19. Erhard Lucas verglich zwei lokale Kontexte, um die unterschiedlichen Verhal-

48 Ähnliche Akzente überwiegen in den beiden Sammelbänden von W. Conze, U. Engelhardt (Hg.): Arbeiter im Industrialisierungsprozeß. Herkunft, Lage und Verhalten, Stuttgart 1979; Dies. (Hg.): Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Lebensstandard und Lebensgestaltung deutscher Arbeiter und Handwerker, Stuttgart 1981; vgl. auch U. Engelhardt (Hg.): Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert, Stuttgart 1984; diese Sicht dominiert ebenfalls in der Fallstudie von U. Zumdick: Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laer 1853-1914, Stuttgart 1990; Ansätze zur Analyse kultureller Muster – die auch bei solchen Studien zu Migration, Rekrutierung und Lebenshaltung sinnvoll, eigentlich unerlässlich sind! – jedoch nur im Kap. III „Arbeiterfreizeit und Vereinswesen“, das Elisabeth Kosok beige-steuert hat (ebda., S. 357-478).

49 F.-J. Brüggemeier: Leben vor Ort; zur Körperlichkeit bes. S. 136 ff.

tensweisen bei Industriearbeitern 1918/19 zu erhellen. Dabei war besonders innovativ, daß er sich nicht auf eine Momentaufnahme von Industriearbeit, von Einkommens-, Wohn- und Lebensverhältnissen (oder: Aspekten der alltäglichen Reproduktion) beschränkte. Er zeigte vielmehr die Entwicklung von Verhaltensweisen als Moment in einem längerfristigen Prozeß der Veränderung von Arbeitsprozessen und -erfahrungen: In *diesem* Zusammenhang bildeten sich unterschiedliche Profile von Orientierung und Verhalten 'in der Welt'.

In Duisburg-Hamborn handelte es sich um Fabrikarbeiter der ersten Generation, die aus agrarischen Verhältnissen 'neu' in die Industrie gekommen waren, d.h. in Großbetriebe des Bergbaus und der Eisen- und Stahlerzeugung. Ganz anders die Remscheider Werkzeugmacher: berufs- und produktstolze Handwerker-Arbeiter, überwiegend seit Generationen in der hausindustriellen Kleisenenindustrie tätig. In den revolutionären Bewegungen 1918/19 kontrastierten die Aktionsformen dieser Arbeiterschichten scharf. Bei den Hütten- und Bergarbeitern in Duisburg-Hamborn überwog militante Distanz gegenüber allen überlokalen Organisationen, Gewerkschaften wie Parteien. Die Remscheider Werkzeugmacher und Schleifwarenproduzenten waren sich weitgehend einig in der Konzentration auf zentrale politische Organisation, allerdings nicht durch oder mit Parteien, sondern über die Räte. Ausgespart war die betriebliche Sphäre; am Rande blieben momentane Erfolge (wie die einmalige Teuerungszahlung, die in Duisburg-Hamborn schließlich völlig dominierte).⁵⁰ – Lucas blieb bei diesem anregenden Vergleich allerdings einer traditionellen Vorstellung verhaftet: als strebten die Lohnabhängigen letztlich nach kollektivem Zusammenschluß, vor Ort wie überlokal.

Die Widersprüchlichkeit lokaler oder regionaler Arbeiterkulturen wurde mit besonderem Nachdruck in einer Arbeit von Rudolf Boch zum Thema. Er untersuchte darin den Wandel von Produktionsorganisation wie Arbeiterorganisation in der Solinger Schneidwarenindustrie bis 1914.⁵¹ In dieser Branche dominierten bis weit nach 1900 rechtlich „selbständige“ Schleifer, die in weithin selbstregulierten Arbeitsprozessen in Werkstätten mit bis zu ca. 100 ähnlich qualifizierten Kollegen zusammenarbeiteten (und deren Produkte von Verlegern vermarktet

50 E. Lucas: Zwei Formen von Radikalismus; zu den Bewegungen 1918/19 bes. S. 155 ff.; vgl. S. 176 ff. zu der Bedeutung der einmaligen Zahlung im Dezember 1918/Januar 1919 für die Hamborner Bergarbeiter.

51 R. Boch: Handwerker-Sozialisten gegen Fabrikgesellschaft. Lokale Fachvereine, Massengewerkschaft und industrielle Rationalisierung in Solingen 1870 bis 1914, Göttingen 1985.

wurden). Ihre Verhandlungs- und Marktmacht stützte sich auf ihr spezifisches Produktionswissen und ihre Arbeitserfahrung, zugleich auf kleinbetriebliche Kommunikationsbeziehungen – und schloß damit andere Arbeitergruppen ganz oder weitgehend aus. Marktzwänge, d.h. die konjunkturelle Krise von 1908/09 leitete den Niedergang ein: Für die Kapitaleite wurde die Produktion mit angelehrten Lohnarbeitern einträglicher. Das bedeutete aber auch: Die Gewerkschaft mußte sich vom Selbständigkeits- und Produzentenstolz ihrer bisherigen Träger lösen. Rudolf Boch nahm damit (indirekt) einen der Fäden auf, die Lucas in seinem Vergleich von Harnborn mit Remscheid ausgelegt hatte. Er ging jedoch weiter, denn er zeigte, daß die Abgrenzungen und Verschiebungen *innerhalb der Klasse* auch in den Werkstätten selbst oder doch am selben Ort fühlbar wurden. Die Studie zeichnete damit ein nuancierteres Bild vom Rhythmus und der eigentümlichen Härte der Konflikte, in denen die Massengewerkschaft aus dem Fachverband entstand, als die allermeisten Branchen- oder Regionaluntersuchungen.⁵²

Gemeinsam ist den meisten derartigen Forschungen, daß sie großbetriebliche Sozialbeziehungen für ‘das Ganze’ nehmen.⁵³ Dabei waren im Deutschen Reich 1914 80 %, in der Weimarer Republik ca. 75 % der gewerblich Beschäftigten in Kleinbetrieben (mit bis zu 50 Beschäftigten) tätig. Herausgehoben werden überdies nur wenige industrielle Sektoren oder Fertigungstypen, Prozeßfertigungen, wie in der Farben- oder Seifenherstellung, und auch die vielfältigen

52 Zur ‘langen Welle’ der Gewerkschaftsentwicklung gestützt auf Fachverbände und Handwerker-Arbeiter vgl. auch M. Neufeld: *The Skilled Metalworkers of Nuremberg. Craft and Class in the Industrial Revolution*, New Brunswick/London 1989.

53 Zu den Klein- und Mittelbetrieben bleibt man auf industriesoziologische Studien angewiesen, bes. Th. Manz, *Innovationsprozesse in Klein- und Mittelbetrieben*, Opladen 1990; J. Hilbert, H.J. Sperling: *Die kleine Fabrik*, München/Mering 1990; H. Korthoff, J. Reindl: *Die soziale Welt kleiner Betriebe*, Göttingen 1990 und W. Schäfer: *Die Fabrik auf dem Dorf. Studien zum betrieblichen Sozialverhalten ländlicher Industriearbeiter*, Göttingen 1991. – Für historische Studien verschärft sich hier das Quellenproblem, besonders zu Verhalten und Verhältnissen der Arbeiter; dabei ist die Sicherungs- und Sammeltätigkeit der regionalen Wirtschaftsarchive (die nach dem Vorbild des Rheinischen bzw. Westfälischen Wirtschaftsarchivs – Köln bzw. Dortmund – inzwischen auch in Stuttgart und München arbeiten) überhaupt nicht zu überschätzen. Neben der einseitigen, durch die Quellenlage geförderten Konzentration auf Großbetriebe trägt auch die Betonung von Urbanisierung und großstädtischen Räumen zur Verengung des Blickfeldes bei; zur Urbanisierung vgl. Ritter, *Tenfelde: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich*, S. 26-30.

nicht-seriellen Produktionen, die in Kleinstädten oder 'auf dem Dorf' angesiedelt waren oder blieben (von den Ziegelerarbeitern bis zu den Steinhauern⁵⁴). Vor allem aber rückt die Periode des Kaiserreiches von 1871 bis 1914 ins Zentrum (Brüggemeier und Lucas sind auch in dieser Hinsicht Ausnahmen!). Die Chronologie ist zweitrangig, dennoch aussagefähig. Denn die Jahreszahlen signalisieren eine Beschränkung auf tatsächliche oder vermeintliche Erfolge, von der allmählichen Verbesserung der Lebenslage für die Vielen bis zum scheinbar unaufhaltsamen Wachstum der Arbeiterbewegungen. Ironischerweise bleiben jedoch diese Erfolge auf das industrielle Wachstum und – nicht zuletzt – auf das imperial-kriegerische Ausgreifen im Weltmaßstab bezogen. Und das schließt auch die Schübe widerständiger Aktionen 'an der Basis' ein: Sie scheinen zumindest indirekt abhängig von der Intensivierung von Herrschaft im Weltmaßstab.

Ausgespart bleibt die *Krise* und der Niedergang aller Formen von überlokaler Arbeiterorganisation in Deutschland nach 1919/1920, verschärft im Angesicht des Faschismus ab 1930, vor allem das Scheitern dieses Typus von Organisation 1933. Gemeint ist nicht nur politisches Zu-kurz-Greifen und – letztlich – Scheitern. Wichtiger ist, daß damit auch die Basisannahmen über die gesellschaftlichen Subjekte, über ihre Konsistenz wie ihre Perspektive, desavouiert wurden. Dringlich ist also zweierlei: 1. nicht mehr von dem oder den Subjekten auszugehen, vielmehr deren Brüchigkeit, Vielfältigkeit und auch Widersprüchlichkeit- bis in die einzelnen Personen hinein! – anzunehmen; 2. nach den eigenen Rhythmen gesellschaftlicher Praxis, nach den Figurationen von Veränderung und Beharrung der sozial-kulturellen Zeichen und Regeln zu fragen.

Dieser Schritt wird vorbereitet, aber nicht selbst geleistet auf zwei Ebenen – zum einen in Lokal- bzw. Regionalstudien; zum zweiten mit Analysen langfristiger „Struktur“-Veränderungen im Arbeiterleben. Die – bisher überaus – wenigen Studien zu regionalen oder lokalen Kontexten beschränken sich auf die Krise ab 1929/30 und die ersten Jahre der NS-Zeit.⁵⁵ Es überwiegen Thesen, in denen „Segmentierung“ oder „Atomisierung“ unter dem Druck der Massenerwerbslo-

54 Dazu I. Schöneborn, W. Schäfer: „Die Arbeit war ein Kampf“. Materialien zur Geschichte der Steinarbeiter im Raum Adelebsen, Adelebsen 1990.

55 Fragen von Kontinuität und 'Bruch' zwischen der Jahrhundertwende und ca. 1930 werden hingegen in sozialstruktureller Perspektive, aber auch mit wichtigen Hinweisen auf einzelne Verhaltensweisen und kulturelle Prägungen 'vor Ort' (dominierender Katholizismus) zum Thema in der Studie von J. Thomassen: Weder Samt noch Seide. Aspekte des Arbeiterlebens in Uerdingen, 1890-1929, Krefeld 1992; aus der Perspektive der außer- und innerbetrieblichen Arbeitsmärkte und von Rationalisierungskonzepten und -Strategien hat eine 'Schneise' geschlagen H.

sigkeit betont werden.⁵⁶ Außer acht bleibt die Verknüpfung der Krisenschocks mit *längerfristigen* Individualisierungspraktiken und -tendenzen.

Mit dem 'langen Blick' auf die „strukturellen“ Veränderungen, d.h. die von Lebenshaltung und Erwerbsformen, sozialer Mobilität, Wohnen und Familien leben hat Josef Mooser die These von der „Heterogenisierung“ der Erwerbsmöglichkeiten entwickelt. Das Ergebnis sei seit den 1960er Jahren offenkundig: In Westdeutschland „erodierten die traditionellen Sinngehalte der Klassenzugehörigkeit“.⁵⁷ Dieser Blick auf langfristige Kontinuitäten wie Veränderungen ist dringlich: Vor allem deshalb, weil er eigene Rhythmen der Lebensweise umreißt, insbesondere den Bruch der frühen 1960er Jahre von allen politischen Systemwechseln abkoppelt.

Die Einzelstudien versuchen, sich der NS-„Machtergreifung“ als Krise der Krisen der deutschen Geschichte zu nähern. Demgegenüber bleibt in Moosers Längsschnitt ausgespart: Welches waren die sozialen und mentalen Voraussetzungen dafür, daß die Arbeiter-„massen“ den deutschen Faschismus nicht nur mitmachten, sondern ihn offenbar zunehmend akzeptierten, vor dem Krieg wie nach 1939? Welches waren die Voraussetzungen dafür, daß diese „Massen“ auch nach Stalingrad und im massiven Bombenkrieg „durchhielten“? Welche lebensweltlichen Orientierungen und Praktiken machten es möglich, daß (zu) viele nicht nur die Projektionen, sondern auch die Praxis der NS-Herrschaft begrüßten und unterstützten? Welche Folgen hatte das nach 1945, wie wurde das Mitmachen und Unterstützen bewertet, wie damit umgegangen – war es womöglich ebenso, wenn nicht entscheidender als alle Reallohnsteigerungen für die „Erosion“ von „Proletarität“?⁵⁸

Homburg: Rationalisierung und Industriearbeit. Arbeitsmarkt – Management – Arbeiterschaft im Siemenskonzern Berlin 1900-1939, Berlin 1991.

56 Abgesehen von der in meinen Aufsätzen „Wo blieb die 'rote Glut'?“ und „Ehre der Arbeit“, beide in diesem Band, diskutierten Literatur jetzt auch M. Rütter: Arbeiterschaft in Köln 1928-1945, Köln 1990, S. 252, 421 ff.; vgl. auch eine Arbeit, die allerdings fast ganz auf der Seite der Kontrollkonzepte der Manager bleibt: C. Sachse: Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Hamburg 1990; zum betrieblichen Umfeld T. Siegel, Th. v. Freyberg: Industrielle Rationalisierung unter dem Nationalsozialismus, Frankfurt/New York 1991; sowie Homburg: Rationalisierung und Industriearbeit.

57 Mooser: Arbeiterleben, S. 224 ff., bes. S. 227.

58 Daß Verhaltens-‘Stile’, die bei Konsumententscheidungen und -verhalten erkennbar werden, für eine Erosion von klassen- und lagerspezifischen Zuordnungen bereits seit dem frühen 20. Jahrhundert sprechen, ist in innovativen Analysen von Haus-

III. Klassenbildung: Eindeutige Abgrenzungen – oder 'unscharfe' Mehrschichtigkeiten

In der neueren sozialgeschichtlichen Forschung interessiert nicht in erster Linie das „innere Gefüge“ von Gesellschaft (Otto Brunner). Gefragt ist vielmehr jene säkulare Dynamik, die als „Klassenbildung“ beschrieben wird. Einer der Protagonisten historischer Sozialwissenschaft, Jürgen Kocka, verweist auf die Auflösung älterer und das Entstehen neuer sozialer Großgruppen, um deren „Bindungen [und] Zugehörigkeiten“ im Innern und „Abgrenzungen“ nach außen.⁵⁹ „Ein und dieselbe Klassenlage“ – zum Beispiel die der Lohnarbeit, bei der Rohstoffe, Produktionsmittel und Produkt genutzt und bearbeitet, prinzipiell aber von den Lohnarbeitenden nicht angeeignet werden – begründe gemeinsame Interessen. Diese Interessen richteten sich auf Verbesserung dieser Lage, zumindest auf das Abwehren von Verschlechterungen. Die „Klassenlage“ eröffne aber auch die Chance, „gemeinsame Erfahrungen und Haltungen, Hoffnungen und Befürchtungen“ zu machen und auszutauschen.⁶⁰ In nachdrücklicher Abwehr aller Zwangsläufigkeitspostulate hebt Kocka hervor: Es komme auch zu gemeinsamer Aktion oder Organisation, freilich nur „unter bestimmten Bedingungen“. ⁶¹ Die Vielfalt der wirkenden Momente, die solche 'Gemeinsamkeit' entweder stützen

haltsbüchern zum Thema geworden, s. vor allem A. Triebel: *Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, Berlin 1991 und M. Wildt: *Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Studien über Konsum und Essen in Westdeutschland in den fünfziger Jahren*, Hamburg 1993.

59 Kocka: *Arbeitsverhältnisse*, S. 4, 521; Ders.: *Lohnarbeit*, S. 24 ff.; generell zur historischen Sozialwissenschaft Ders.: *Sozialgeschichte*, 2. Aufl., Göttingen 1986, Kap. IV. – In dem Drei-Länder-Vergleich zu Frankreich, den USA und Deutschland, den I. Katznelson und A. R. Zolberg angeregt haben, überwiegt bis auf Frankreich (W. H. Sewell, M. Perrot, A. Cottareau) eine solche strukturanalytische Sicht, vgl. Dies. (Hg.): *Working-Class Formation. Nineteenth-Century Patterns in Western Europe and the United States*, Princeton 1986.

60 Kocka: *Lohnarbeit*, S. 26 f.

61 Ob die Betonung, erst die „Weberianische“ Wendung mache Marxsche Ansätze für eine undogmatische Analyse tauglich, den im einzelnen keineswegs so eindeutigen oder gar einlinigen Marxschen Versuchen gerecht wird, sei dahingestellt. Immerhin gehören ja zur Spannweite Marxscher Überlegungen die zur „unequal[en] Entwicklung“ von „materieller und künstlerischer Produktion“ (Ders.: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58)*. Frankfurt/Wien o.J. (1973), S. 3 f.), aber auch die empirisch dichte Annäherung an die französische Gesellschaft um 1850 im „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“.

oder blockieren, wird als Gleichzeitigkeit „konkurrierender Strukturen“ gefaßt.⁶² Ethnische und konfessionelle „Zugehörigkeiten“, „Trennlinien“ zwischen Männern und Frauen „durchfurchen“ die sozial-ökonomischen Klassenlagen. Alltagsgeschichtliche Erkundung ermöglicht einen grundsätzlichen Schritt darüber hinaus. Hier dominiert nicht die Diagonale des ‘großen Ganzen’, d.h. der Klasse als sozialem ‘Ding’. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken vielmehr Fragen nach der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher und – zum Teil – widersprüchlicher Praktiken. Es geht also um jene Dynamik, die sich *innerhalb* oder *unterhalb* – oder auch quer zum Rahmen „gemeinsamer“ Interessen entwickelt⁶³. Konkreter: Lohnarbeiter (und Lohnarbeiterinnen) waren gewiß in vielerlei Weise abhängig. In den Verhältnissen der Abhängigkeit sicherten oder erstritten sie sich jedoch Zeiten und Räume, in denen sie für sich, aber auch mit anderen ‘eigenen Sinn’ zeigen oder entfalten konnten. Freilich richteten sich diese Aus- und Abgrenzungen immer auch, wenn nicht sogar vorwiegend gegen „Klassengenossen“. Produktionsstolz und Anciennität am Arbeitsplatz, aber auch Einheimische (und Pendler) gegen Zuwanderer: die Markierungen der Respektabilität waren tiefgestaffelt und zeigten hohe Beharrungskraft. In jedem Fall war die „Bestimmung“ von Arbeit durch Kapitaleigentümer, Manager, Meister oder andere Mittelsmänner nur *ein* Element in einem mehrschichtigen sozialen Kräftefeld.⁶⁴ Praxis und Erfahrung der Arbeitenden lassen sich nicht als Nullsummenspiel fassen. Die Art und Weise, in der Arbeiterinnen und Arbeiter das Arbeiten als Produzieren eines Produktes für Dritte erfuhren, darin zugleich Überlebenssicherung durch setzten wie Chancen für Selbstbetätigung und Selbstbestätigung nutzten, aber auch für Zuneigung oder Feindseligkeit – dies zeigt: Arbeit war weit mehr als instrumentelles Handeln. Arbeit stand vielmehr für eine vielschichtige Praxis, in der ökonomische, soziale und kulturelle Momente gleichermaßen bedeutsam waren.⁶⁵

Einen wesentlichen Anstoß für diese Erweiterung der Perspektive haben historische Rekonstruktionen von *Frauenarbeit* gegeben – und damit auch Vorstel-

62 Kocka: Sozialgeschichte, S. 29 f.

63 Dazu ausführlicher meine Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: A. Lütke (Hg.): Alltagsgeschichte, Frankfurt 1989, S. 9-47, bes. S. 11-26.

64 Vgl. aber Kocka: Lohnarbeit, S. 24.

65 Vgl. zu dieser Verknüpfung vor allem G. Sider: Culture and class in anthropology and history. A Newfoundland illustration, Cambridge u.a. 1986, S. 6 f., 120 f., 192 f.

lungen und Begriffe von „Arbeit“ neu bestimmt. Nicht zuletzt: Diese (Frauen-) Forschungen⁶⁶ haben die von Männern in der Historie ausgeblendete oder verdrängte andere Hälfte der historischen Wirklichkeit eingeholt: Fragen nach Geschlechterbeziehungen sind schließlich im Wissenschaftsbetrieb angekommen!⁶⁷

Diese Studien zeigen, daß Frauen-Lohnarbeit, zum Beispiel in Kaufhäusern und Dienstleistungsbetrieben, aber auch in privaten Haushalten in erster Linie bedeutete: „Berufsstand weiblich“ (Ursula Nienhaus).⁶⁸ Und auch in Fabriken waren die Niedriglöhne der Frauen, zugleich die Zuschreibung von „Frauenarbeitsplätzen“, wie in den mechanischen Spinnereien und Webereien, der Ausdruck einer Geschlechterlinie, die Ungleichheiten und Diskriminierungen gegenüber der Klasse vielfach verstärkte.⁶⁹

Wichtiger aber noch ist das Beharren darauf, daß sich in bürgerlicher Gesellschaft Lohnarbeit stets auf Hausarbeit stützte.⁷⁰ Dies war in aller Regel die Sphäre, in der Frauen vielfacher „Hetze“ ausgesetzt waren, nicht selten neben aller

66 Vgl. H. Doekal: Feministische Geschichtswissenschaft – ein unverzichtbares Projekt, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 1 (1990), S. 7-18; G. Pomata: Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: *L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2 (1991), S. 5-44.

67 So sehr die Frauengeschichte dominiert, wohl zunächst dominieren muß(te), so zeigen doch neueste Veröffentlichungen, daß es erneut vor allem Frauen sind, die *Geschlechterbeziehungen* und zugleich Männerleben zum Thema machen, s. J. W. Scott: *Gender and the politics of history*, New York 1988; K. Hausen, H. Wunder (Hg.): *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt/New York 1992.

68 U. Nienhaus: *Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten*, Berlin 1982; vgl. D. Wierling: *Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende*, Berlin/Bonn 1987.

69 Beispielhaft K. Canning: *Class, Gender, and Working-Class Politics: The Case of the German Textile Industry, 1890-1933*, Ph.D. Diss., Johns Hopkins University, Baltimore 1988; vgl. Dies.: *Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History*, in: *American Historical Review* 97 (1992), S. 736-768; konzeptuell anregend, da sie die Selbstdeutungen der Betroffenen betont, A. Kessler-Harris: *Gender Ideology in Historical Reconstruction*, in: *Gender & History* 1 (1991), S. 31-49.

70 U. Knapp: *Frauenarbeit in Deutschland. Bd. 2: Hausarbeit und geschlechtsspezifischer Arbeitsmarkt im deutschen Industrialisierungsprozeß – Frauenpolitik und proletarischer Alltag zwischen 1800 und 1933*, München 1984; vgl. jetzt auch die Fallstudie zum 'Segment' der sozialdemokratisch organisierten Frauen von K. Hagemann: *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn 1990.

Erwerbs- oder Heimarbeit. Hausarbeit als die Mühe um familiäre Beziehungen⁷¹, um tägliche Reproduktion der Arbeitskraft der – dem Bilde nach – männlichen „Ernährer“, als Kindererziehung wie zur biologischen Reproduktion der eigenen Gattung; diese Konturen prägten Alltagswirklichkeit von Frauen.

Allerdings legt die genaue Rekonstruktion auch Potentiale für weibliche Gegenmacht frei. Frauen wie Töchter setzten Mühe, Zeit und Ehrgeiz daran, einen „kräftigen“, vor allem fleisch- oder fetthaltigen Eintopf auf den Tisch zu bekommen oder eine Süßspeise zuzubereiten, deren Geschmack geschätzt wurde (vielleicht, weil sich daran Kindheitserinnerungen knüpften?). Das galt nicht nur in „auskömmlichen“, sondern auch in den kärglichen Verhältnissen der meisten Arbeiterhaushalte oder der von „kleinen“ Beamten. Den Produzentinnen dieses Genusses brachten ihre Produkte innere Befriedigung. Zugleich aber bedeutete das Behagen der Esser unübersehbare Anerkennung durch andere, insbesondere durch den oder die „Ernährer“.⁷² Verheiratete wie unverheiratete Frauen suchten

71 Von erheblicher Anregungskraft weiterhin: G. Bock, B. Duden: Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit, in: Frauen und Wissenschaft, Berlin 1976; vgl. L. Tilly, J. W. Scott: Women, work, and family, New York u.a. 1978; T. Hareven: Family time and industrial time. The relationship between family and work in a New England industrial Community, Cambridge u.a. 1982; K. Hausen: Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), S. 273-303; H. Rapin (Hg.): Frauenforschung und Hausarbeit, Frankfurt/New York 1988; insgesamt dazu auch H. Medick, D. Sabean (Hg.): Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984; vgl. aber auch die Mischung aus persönlicher Erinnerung und abwägender Rekonstruktion von C. Steedman: Landscape for a Good Woman. A Story of Two Lives, New Brunswick 1986.

72 Hunger, Essens-„Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940, in diesem Band, S. 169-182; mit ähnlicher Perspektive an Beispielen aus Industriestädten in Nordwest-Lancashire E. Roberts: A Woman's Place. An Oral History of Working-Class Women 1890-1940, Oxford/New York 1984, bes. S. 110 ff. mit Hinweisen auf eine starke Trennung der Rollen und (Handlungs-)Räume; vgl. zu den Arbeitervätern H. Rosenbaum: Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung, Frankfurt 1992, Kap. 4; daß Haus- und Familienarbeit allerdings „gering geachtet“ gewesen seien, ist das Ergebnis von Hagemann für die sozialdemokratischen Frauen, die sie für Hamburg untersucht hat, Hagemann: Frauenalltag, S. 644.

selbst aus dem Notbehelf der Steckrüben 1916/17 „falschen Hasen“ oder Kuchen, also mehr als nur notdürftige Speisen, für „die Lieben“ zu bereiten.⁷³

Aus solchen Erfahrungen beim Besorgen und Kochen wurde eigenständige Aktion der (Haus-)Frauen möglich – nicht nur im Haushalt, sondern auch in der Straßenöffentlichkeit. Das galt insbesondere angesichts der zugespitzten Überlebensnöte im Krieg: Die Hungerproteste ab 1915 waren von Jugendlichen und Frauen getragen. Insofern scheint es kein Zufall, daß Studien zu Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen mit Nachdruck die Kriegszeiten einbeziehen.⁷⁴ Folgt man den Forschungsschwerpunkten, haben männliche Arbeiter hingegen fast nur Friedenszeiten gekannt.

Die Auseinandersetzungen mit historischer Sozialwissenschaft speisen sich aus wachsender Skepsis gegen das strukturgegeschichtliche Faible, vielschichtige Praxis auf „trennscharfe“ Profile zu reduzieren.⁷⁵ Die Anregungen waren vielfältig und keineswegs nur auf die bundesdeutsche Szene beschränkt. Für die Geschichte der Arbeiterschaft möchte ich drei Quellen der Anregung nennen: zunächst Edward P. Thompson's „The Making of the English Working Class“. Diese monumentale Klassen-Biographie von 1963 zeichnete mit großer Eindringlichkeit ein vielschichtiges Panorama von „Erfahrungen“ bei den „Besitzlosen“, bei den vorindustriellen Lohnarbeitern und Lohnarbeiterinnen.⁷⁶ Zugleich hat Thompson zahl reiche Anregungen gegeben, wie den Formen kultureller Deutung und Selbstdeutung nachzuspüren sei. Nicht Löhne und Preisziffern, sondern ihre Relation zu den Maßstäben einer gerechten Ökonomie wurden hervorgehoben. Barrington Moore hat diesen Faden aufgenommen: Kampf gegen „Ungerech-

73 Vgl. dazu in diesem Band „Hunger, Essens-‘Genuß’ und Politik“, S. 169-182 sowie „Ihr könnt nun wissen ...“, S. 183-191.

74 U. Daniel: Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, zur „Gegenöffentlichkeit“ S. 241; Aspekte der Thematik auch bei S. Meyer, E. Schulz: „Wie wir das alles geschafft haben“. Allein-stehende Frauen berichten über ihre Leben nach 1945, München 1984.

75 Eine anregende Zusammenfassung solcher Kritik bei Th. Lindenberger, M. Wildt: Radikale Pluralität. Geschichtswerkstätten als praktische Wissenschaftskritik, in: Archiv für Sozialgeschichte 29 (1989), S. 393-411, bes. S. 401 ff.

76 Die deutsche Ausgabe erschien unter dem (nicht treffenden!) Titel „Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse“ in Frankfurt a.M. 1987.

tigkeit“ sei die entscheidende kulturelle, zugleich materiale Triebfeder für Arbeiterhandeln gewesen, nicht nur im Deutschland vor 1914.⁷⁷

Weniger häufig genannt, dennoch wirkungsvoll sind die Arbeiten des 1985 viel zu früh verstorbenen Herbert Gutman. Zunächst machte er in einer Studie über die Seidenindustrie in Paterson, N.J. auf jenen Bereich der Industrialisierung aufmerksam, der auch hierzulande meistens unbeachtet bleibt: die Kleinbetriebe. Vor allem aber haben Gutmans Forschungen über die Anstrengungen schwarzer Sklaven- und schwarzer Industriearbeiter die Vielfalt der kulturellen Ausdrucksformen in den Blick gerückt, mit denen eigene Deutungen der eigenen Geschichte angemeldet und auch durchgesetzt wurden. Das nachdrückliche Streben nach Würde, nach 'Eigenem' läßt sich in Praktiken der Kinderbetreuung ebenso wie in denen der Namensgebung entziffern.⁷⁸

Schließlich sei verwiesen auf die eindringliche Studie von Michelle Perrot über Streiks in Frankreich in den 1870er und '80er Jahren.⁷⁹ Sie situiert kollektive Arbeitsverweigerung nicht nur in den Bewegungen von Löhnen und Preisen. Kämpfe um Lohn- und Arbeitsbedingungen werden vielmehr aus den Rhythmen und Netzen sozialer Kommunikation verständlich. Nach Perrot waren Streiks nicht zu lösen von den Möglichkeiten wie Notwendigkeiten, „*s'endimancher*“, also „sich sonntäglich zu machen“ und zu feiern.

Im Lichte solcher Arbeiten erweist sich unser historisches Interesse an Alltagswirklichkeiten, an ihren Hoffnungen und Ängsten der Menschen „vor Ort“ gleichsam als „nachholende Modernisierung“. – So produktiv diese Bewegung geworden ist, so sehr scheinen mir die Chancen des neuen Blicks bisher erst teilweise erkannt. Ich möchte drei Defizite benennen:

Erstens, die industriellen Arbeitsprozesse selbst werden oft auf statische Beschreibungen verkürzt. Im Vordergrund stehen Rekonstruktionen der Idealli-

77 B. Moore: Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen für Unterordnung und Widerstand, Frankfurt 1987 (Boston 1978).

78 H. Gutman: *The Black Family in Slavery and Freedom, 1750-1925*, New York/London 1976; eine revidierte Fassung wichtiger Argumente bietet Ders.: Verwandtschaftliche Bindungen unter Afro-Amerikanern vor und nach der Sklavenbefreiung in Nord-Amerika, in: Medick, Sabean (Hg.): *Emotionen und materielle Interessen*, S. 321-359; vgl. zu seinen Studien zur Überlagerung wie Widersprüchlichkeit ethnischer und klassenbezogener (Selbst-)Deutungen in der Arbeiterschaft in den Nordost-Staaten der USA Ders.: *Work Culture and Society in Industrializing America*, New York 1977.

79 M. Perrot: *Les ouvriers en grève. France 1871-1890*, 2 Bde., Paris,/La Hague 1974; für das folgende ebda., Bd. 2, Teil III, bes. S. 548 ff.; Zitat S. 550.

nie von Arbeit, so wie sie in den Augen von Ökonomen und Ingenieuren, aber auch von Arbeiterfunktionären eigentlich sein *sollte*. Es entsteht gleichsam eine Diagonale, in der die Spannweite tatsächlicher Situationen und ihrer Widersprüchlichkeiten, in denen Bruchlinien und damit auch die Dynamik historischer Prozesse kaum noch erkennbar werden. „Erfahrung“ meint dann nur noch das scheinbar Immergleiche, gerinnt zu einem Synonym für „Routine“ (und hier gibt es eine Parallele zu jener „vie materielle“, von der Fernand Braudel wiederholt gesprochen hat: Die Menschheit stecke „bis im Halse“ darin – überwiegend „ohne es auch nur zu ahnen“⁸⁰). *Zweitens*: Dem korrespondiert ein Begriff von ‚Politik‘, der von einem Verständnis der ‚großen Zusammenhänge‘ von Welt und Geschichte geleitet ist, wie es sich erst in jenem Doppelprozeß herausgebildet hat, für den Staatsbildung und Kapitalisierung seit dem späten 18. Jahrhundert stehen. Politik bezieht sich auf den Staat, auf nationale Kommunikation. Womöglich separierte und eigenständige Praxis vor Ort erscheint denn nur mehr als Vorfeld *dieser* Form von Politik.

Drittens: Die Vervielfältigung der Lebensweisen und Erfahrungen, das Vernehmen *vieler* Stimmen über die eigene Geschichte provoziert offenbar die Frage, wie denn solche Vielfalt mit anderen Formen, „je Eigenes“ durchzusetzen, in Beziehung standen – in den Zentren industrieller Entwicklung wie in den sogenannten Peripherien. Welche Gleichzeitigkeiten, besser: welche Ungleichzeitigkeiten lassen sich erkennen? Was also könnte es heißen, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik in vergleichende Perspektiven zu rücken?

IV. Arbeitsprozesse und Arbeitserfahrungen

Bei Männern wie bei Frauen in Fabrikarbeit bezog sich ‚Arbeit‘ auf mehrdeutige Erfahrungen. Unvereinbares mußte sich aber nicht notwendig zu Widersprüchen formieren. Diese unterschiedlichen ‚Sorten‘ von Erfahrung deckten sich weder mit den kulturpessimistischen Utopien noch entsprachen sie technikbegeisterten Phantasien über die Machbarkeit der Dinge und das Ende aller irdischen Mühsal.

Alfred Schütz hat vorgeschlagen, „durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse“ als Erfahrungen zu bestimmen.⁸¹ Freilich – was sind die Schwellen, welches die Prägeformen der „Aufmerksamkeit“? Bei der Fabrikarbeit gehörten

80 F. Braudel: Materielles Leben und wirtschaftliches Leben, in: Ders.: Die Dynamik des Kapitalismus, Stuttgart 1986, S. 11-37, S. 16.

81 A. Schütz, Th. Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Bd. 2, Frankfurt 1984, S. 14.

in jedem Fall dazu Maß und Form des Körpereinsatzes (vgl. auch den Abschnitt „Zur Phänomenologie von Fabrikarbeit“ in: Wo blieb die „rote Glut“?, in diesem Band, S. 192-245). Dabei wurde körperliche Arbeit zum Makel, aber auch zur Auszeichnung – *innerhalb* der eigenen Gruppe und Klasse. Für viele, zu mal Zuwanderer in die Gewerbe- und Fabrikregionen, blieben Hilfs- und Transportarbeiten die erste und nicht selten auch für lange Zeit die einzige Gelderwerbsquelle. Bei Männern, zum Teil auch bei Frauen war gefordert, Lasten zu schleppen, zu schieben, zu wuchten: (Kartoffel-)Säcke, (Butter-)Tonnen, (Erd- oder Kohle-)Haufen, (Holz- oder Metall-)Blöcke. Scheuern, Schrubben und Putzen blieb hingegen reine „Frauensache“.

In diesen körperlich zehrenden Tätigkeiten fanden ein zeitweiliges ‘Unterkommen’ viele von denen, die sich unstedt durchschlagen mußten.⁸² Zugleich wurden Frauen und Männer, die Erd- oder Gütermassen bewegten oder Putzarbeiten besorgten, von anderen Handarbeitern nicht selten ausgegrenzt und verachtet, vor allem von jenen, die „Handfertigkeit“ an Maschinen beweisen mußten, aber auch beweisen konnten.⁸³ In dieser Hinsicht unterschieden sich offenbar die Bewertungen bei erster und zweiter Generation von Fabrikarbeitern nicht – weder um 1870 noch um 1900, auch nicht um 1930.

Daneben rangierte eine zweite Sorte von Erfahrungen: Sie war nicht auf einzelne Gruppen begrenzt, sondern konnte sehr unterschiedliche Profile von Körpermühe zur Deckung bringen. Für männliche Arbeiter, mehr noch für Arbeiterinnen kerbten sich Härte wie Reiz *körperlicher (Hand-)Arbeit* in der Wahrnehmung der „Kragenlinie“ ein. Gemeint war jene Distanz zwischen den Klassen, die mit erheblichem Ressentiment aufgeladen war: Wie konnte Tätigkeit, die nicht Schweiß und Dreck, die kaum Schmerz und auch nicht das Blut von Unfällen kannte, „Arbeit“ sein?⁸⁴ Mehr noch, wie konnten diejenigen, die körperliche Mühe kaum aus dem eigenen Alltag zu kennen schienen, dennoch

82 Vgl. für Regionen am Rande und außerhalb der industriellen Ballungsräume K. M. Barfuss: „Gastarbeiter“ in Nordwestdeutschland 1884-1918, Bremen 1986; für die Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. auch: Wanderarbeit. Armut und Zwang zum Reisen, Red. H. Gerstenberger, Bremen 1984.

83 Dazu eindringlich am Beispiel der Hafendarbeiter und mit Betonung auf den widerborstigen Verhaltensweisen der „Gelegenheitsarbeiter“ M. Grüttner: Arbeitswelt an der Wasserkante. Sozialgeschichte der Hamburger Hafendarbeiter, 1886-1914, Göttingen 1984, bes. S. 85 ff., S. 92 ff.

84 Diese Seite der Abgrenzung ‘von unten’ bleibt am Rande in der – dichten – Fallstudie von J. Kocka: Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847-1914. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in der

die „Kommandohöhen“ an den Arbeitsplätzen, aber auch in Gesellschaft und Staat besetzen?

Diese Sorte von Erfahrung wurde auch kaum beeinflusst vom Grad der Maschinisierung von Arbeitsplätzen und -prozessen: Maschinelle Hilfen erleichterten das Arbeiten mit Hand und Körper kaum oder gar nicht. An den Spinn- und Webmaschinen bzw. -(halb-)automaten machten Frauen diese Erfahrung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. In den vielfältigen Branchen der Schwer- und Metallindustrie sahen sich um die Jahrhundertwende zahllose Arbeitermänner mit ähnlichen Erfahrungen konfrontiert. Das Beschicken z.B. von Hochöfen wie von Ziegel-Brennöfen wurde durch neue Aggregate und schnellere Antriebsmotoren nicht erleichtert, sondern anstrengender und schweißtreibender.⁸⁵ In dieselbe Richtung wies eine Umfrage, die der Privatgelehrte Adolf Levenstein 1910 unter etwa 6.000 gewerkschaftlich organisierten Arbeiter-Männern im Bergbau, in mechanischen Webereien und Spinnereien sowie bei Metallarbeitern – Dreher, Bohrer und Schlosser – veranstaltete. Bei allen drei Gruppen überwogen bei weitem diejenigen, die – wie Levenstein zusammenfaßte – „vor allem Unlustgefühle“ verspürten.⁸⁶

Die Grundstimmung war ähnlich. Im einzelnen lassen sich dennoch Differenzen ausmachen. Levenstein hatte unter anderem gefragt, ob die Arbeit an Maschinen „Vergnügen“ mache – „oder haben Sie kein Interesse an derselben?“⁸⁷ Während Levenstein bei dreivierteln der antwortenden Textilarbeiter „Unlust“ herauslas, waren es bei den Bergarbeitern wie bei den Metallarbeitern deutlich weniger, 60 % bzw. 56 %. Die schriftlichen Äußerungen selbst reichten vom nicht näher qualifizierten „Haß“ eines Webers bis zum „Vergnügen“ eines Teppichwebers, wenn nämlich die Arbeit „klar und schön ausfällt“. Entscheidend dafür waren freilich nicht nur die Branche oder die Lohnform (überwiegend

deutschen Industrialisierung, Stuttgart 1969, Kap. IV; zum internationalen Vergleich s. O. Zunz: *Making America Corporate 1870-1920*, Chicago 1990.

85 N. Osterroth: *Vom Beter zum Kämpfer*. 2. Aufl. (1.: 1920), Berlin/ Bonn 1980, S. 42 ff.; B. Parisius: *Lebenswege im Revier. Erlebnisse und Erfahrungen zwischen Jahrhundertwende und Kohlenkrise*, Essen 1984, S. 32 ff., 80 ff., 98, 104 ff.; N. R. Nissen (Hg.): *Menschen – Monarchen – Maschinen. Landarbeiter in Dithmarschen*, Heide 1988, S. 31 ff., vgl. S. 95.

86 A. Levenstein: *Die Arbeiterfrage – mit besonderer Berücksichtigung der sozialpsychologischen Seite des modernen Großbetriebes und der psycho-physischen Einwirkungen auf die Arbeiter*, München 1912, S. 47 ff., 53-75; vgl. S. 123 ff., 187 ff., 199 ff.

87 Levenstein: *Arbeiterfrage*, S. 44, bes. S. 53 ff.

Akkordlohn) bzw. die Lohnsumme. Ein Werkzeugschlosser sagte es für viele: bei „anhaltend monotoner Arbeit“ verliere sich jede „Freude“.

Vor allem Bergbauarbeiter und Metallarbeiter äußerten nicht nur Abwendung oder gar Abscheu vor der Maschinerie. Im Gegenteil, bei ihren Arbeiten war Aufmerksamkeit nicht nur für das Werkstück, sondern für den Lauf der Maschine selbst (oder für das natürliche Umfeld, also den „Berg“) unabdingbar. Es reizte überdies, und zahlte sich auch aus, die Handlungsspielräume „an“ den Maschinen⁸⁸ zu erkunden und zu beherrschen – sie allerdings auch für sich zu behalten.⁸⁹

So sporadisch die Äußerungen von Arbeitern über ihren Fabrikalltag waren – sie stärken Zweifel an Thesen einer angeblich flächendeckenden „Monotonie“. Selbst beim gleichmäßigen ‚Fahren‘ einer Maschine konnte das für den Betroffenen oder ‚von innen‘ anders aussehen. Adolf Levenstein zitierte einen Metaldreher:

„Man starrt mit körperlichen Augen auf das langsam sich umwälzende Arbeitsstück. Die Hand ruht lässig, aber bereit an der Supportkugel, nur die Gedanken schweifen durch die roten Fabrikmauern, nur das wachsames Ohr registriert den veränderten Gang der Maschine oder das Stumpfwerden des schneidenden Drehstahls ... Man hört auf, anders als in Rhythmen zu denken ...“⁹⁰

Daß solche „Rhythmen“ auch die *Gleichzeitigkeit* von Nähe und Ferne bedeuten konnten, zeigt die Antwort eines Webers: „Ich wünsche, daß ich mich immer sattessen kann“ – zugleich möge es ihm gelingen, „in meinen Kindern den göttlichen Funken zu wecken“.⁹¹

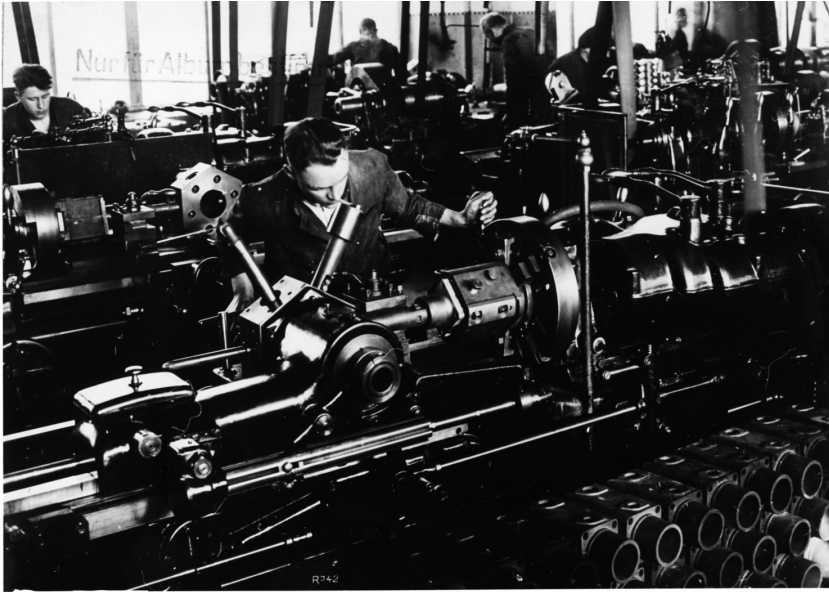
In den Erfahrungen der Arbeitenden bedeutete ihnen ihre Arbeit vieles zugleich. Arbeiten ging nicht auf in dem *entweder* von „Lohnfreude“ *oder* dem Elend von Monotonie. „Abrackern“ und „Hetze“ schlossen Befriedigung nicht aus; „lauernde“ wechselten mit „fröhlichen Blicken“. Und das gilt wiederum für

88 Vgl. dieser Charakterisierung, zugleich zur davon unterschiedenen Arbeit „mit“ (Hilfe von) Maschinen, z.B. dem Kranfahren: H. Popitz u.a. (Hg.): Technik und Industriearbeit, 3. Aufl., Tübingen 1976, S. 112 ff., S. 128 ff.; solche Unterscheidungen nach Tätigkeitsprofilen sind der Arbeitspraxis und -erfahrung weit angemessener als Zuschreibungen, die z.B. „handwerklich“ geprägte gegen „Maschinenarbeit“ setzen.

89 Zu dieser Orientierung, aber auch zu den klasseninternen Abgrenzungen vgl. die eindringlichen Rekonstruktionen der Arbeitsprozesse und -deutungen, der Lebensweise insgesamt von Kohle-Bergarbeitern, Schieferbrechern sowie Salzsiedern in R. Samuel (ed.), *Miners, Quarrymen and Saltworkers*, London 1977.

90 Levenstein: *Die Arbeiterfrage*, S. 107.

91 Ebda., S. 227.



Dreher bei der Arbeit. Aufnahme eines Werksfotografen der Hanomag AG Linden, ca. 1926.

Männer wie für Frauen.⁹² Dennoch waren die Profile der alltäglichen Gleichzeitigkeiten und „Gemengelagen“ nach Branchen, Betriebsgrößen wie Tätigkeiten vielfach unterschieden; ihre „Eigenart“ bestimmte aber die Signatur von Arbeitserfahrung in Fabriken.

Rekonstruktion der Alltagspraxis, die solche Hinweise aufnimmt, erschließt einen zweiten, in der Rhetorik der Arbeiterbewegungen freilich immer wieder

92 Zur Frauen-Fabrikarbeit T. Hareven: Family time and industrial time; eine instruktive Fallstudie insbesondere zu Gesundheitsrisiken und -schaden von M. Ellerkamp: Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870-1914, Göttingen 1991; jetzt vor allem K. Canning: Gender and the Politics of Class Formation: Rethinking German Labor History, S. 744 ff.; im Deutschen Textil-Arbeiter Verband wurde seit ca. 1908/10 versucht, mit dem Verweis auf weibliche „Eigenart“ entweder weiterreichende Schutzregelungen zu begründen – oder aber Frauen von Führungspositionen in der Gewerkschaft auszugrenzen, vgl. ebda., S. 762 ff.; insbesondere zur Spannweite von Fabrikarbeitserfahrungen, zugleich zu den Gleichzeitigkeiten von Erwerbs- und Hausarbeit s. „Mein Arbeitstag – mein Wochenende“. Arbeiterinnen berichten von ihrem Alltag 1928, Hg. A. Lüdtke, Hamburg 1991; zu den „Blicken“ ebda., S. 29.

verdeckten Code. Zumindest bei *männlichen* Arbeitern wird eine 'lange Welle' der Wertschätzung solcher Maschinen- und Fabrikarbeit erkennbar, die Körpereinsatz *und Handfertigkeit* erforderte, aber auch ermöglichte. Grundlage war die Erfahrung, daß tägliche Lohnarbeit in Fabriken auch in scharf überwachten oder körperlich zehrenden Produktionsbereichen alles andere als bloßes Erleiden von Zumutungen und Mühsal bedeutete. Immer wieder war eigene Aktivität unerlässlich. Der Umgang mit Material und Gerät erforderte vielfältiges Handeln – das jeder selbst zu besorgen hatte. Und im Austausch mit Kollegen wie Vorgesetzten, bei Auseinandersetzungen wie Kooperation nutzten die Beteiligten selbst herkömmliche Zeichen und Formen *auf ihre Weise*.

Daneben bedeutete Aktivität aber auch: Illegales Pausen-Machen, riskante „Spielereien“ und der von Vorgesetzten bekämpfte „Leichtsinn“, d.h. der Eigensinn an und mit den Maschinen (insbesondere beim Reinigen laufender Aggregate). Es ging darum, sich für Anstrengungen schadlos zu halten, Nischen für eigene Zeit, für 'sich selbst' zu etablieren. Mehr noch: Erwartungen, Anreize und Zumutungen, die in Aufträgen, Lohnformen und Fabrikordnungen ebenso wie in kollegialen Pflichten fixiert wurden, wurden nicht nur ignoriert oder akzeptiert – in den alltäglichen Praktiken wurden sie immer auch umgeformt. Diese Formen der *Aneignung* von Industriearbeit gründeten nicht auf Vernachlässigung des Arbeitsprozesses. Im Gegenteil, intime Vertrautheit mit den Handhabungen selbst war ebenso wie genaue Kenntnis des sozialen Kräftefeldes im Betrieb die Voraussetzung dafür, beim Erfüllen von Vorgaben zugleich eigene Bedürfnisse befriedigen zu können. Arbeit bot eine zweifache Chance: sich und anderen Kompetenz zu beweisen; im nächsten Moment alles und alle anderen zu ignorieren, bei sich selbst zu sein – jedenfalls für Augenblicke.

Die Vielfalt der Aneignungsweisen fand Resonanz in teilnehmender Beobachtung durch Dritte. Der frisch examinierte protestantische Pfarrer Paul Göhre registrierte ebenso wie Minna Wettstein-Adelt (die drei Jahre später Göhre ausdrücklich nachzuahmen suchte!), daß Fabrik- und Maschinenarbeit mehr umfaßte als nur das Bedienen von Handrädern oder Einstellschrauben, das Reinigen der Vorrichtungen oder das Transportieren der Vor- und Endprodukte.⁹³ Vor allem bei Göhre belegt das Bemühen, detailgenau zu schildern, daß er keineswegs nur eiliger Besucher in der Fabrik war. Sein Bericht läßt etwas vom „Echo“ jener

93 P. Göhre: *Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie*, Leipzig 1891; M. Wettstein-Adelt: *Dreieinhalb Monate als Fabrik-Arbeiterin*, Berlin 1893.

„nun verstummten Stimmen“ vernehmen – das Walter Benjamin als „heimlichen Index“ der Vergangenheit erinnert hat.⁹⁴

Arbeit zeigte sich auch für Beobachter ‘von außen’, wie Göhre und Wettstein-Adelt, nicht nur als „Stoffwechsel mit der Natur“ (Marx); der Bericht spiegelt die Einsicht, daß für die Arbeiter „die eigene Tat“ unerlässlich war. Beide Beobachter notierten die Ausdrucksformen an den Arbeitsplätzen in plastischen Einzelheiten. Wettstein-Adelt beschrieb, wie Weberinnen ‘ihre’ Webstühle mit Bildchen und Bändern schmückten, sie damit markierten. Göhre zeigte ein vielfältiges Panorama verbaler und nonverbaler Sprachen; die Produzenten verwandten sie, um mit Kollegen in Verbindung zu treten – oder von ihnen abzurücken. Er schilderte ausführlich das wohl gerade für einen Akademiker peinigende und wohl auch peinliche „Necken“, und – die Maschinenbaufabrik war ein Männerbetrieb! – das „Bartwischen“.⁹⁵

V. Eigensinn – Eigen-Sinn

Das „Zusammenleben“ bei der Arbeit war gekennzeichnet von Notwendigkeitskooperation.⁹⁶ In diese eingelagert zeigen sich aber immer wieder Momente von gleichsam ‘querschießendem’ Eigensinn.

94 W. Benjamin: Über den Begriff der Geschichte (ca. 1940), in: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. I, Tl. 2, Frankfurt 1974, S. 691-704, S. 693.

95 Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 78; ausführlicher dazu „Lohn, Pausen, Neckereien“, in diesem Band, S. 120-160.

96 Für den folgenden Abschnitt nutze ich Passagen aus meinem Aufsatz: Die Ordnung der Fabrik. „Sozialdisziplinierung“ und Eigensinn bei Fabrikarbeitern im späten 19. Jahrhundert, in: R. Vierhaus u.a. (Hg.): Frühe Neuzeit – frühe Moderne? Göttingen 1992, S. 206-231, S. 217-224. – Zu Praxis und Erfahrung von Handarbeit an und mit Werkzeugmaschinen vgl. meinen Aufsatz: Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus, in diesem Band S. 192-245, bes. S. 215 ff., 233 ff. Zum „Innenleben“ in deutschen Fabriken s. auch die materialreiche Analyse von L. Machtan: Zum Innenleben deutscher Fabriken im 19. Jahrhundert. Die formelle und die informelle Verfassung von Industriebetrieben, anhand von Beispielen aus dem Bereich der Textil- und Maschinenbauproduktion (1869-1891), in: Archiv für Sozialgeschichte 21 (1981), S. 179-236. Bei den Einzelstudien werden die ‘Ikonen der Industrie’ reproduziert: Schwerindustrie und Bergbau – andere Produktionsbereiche und Branchen scheinen ‘uninteressant’, vgl. aber zum Bergbau die vorzüglichen Studien von Brüggemeier: Leben vor Ort und H. Steffens: Autorität und Revolte. Alltagsleben und Streikverhalten

a. *Notwendigkeitskooperation*

Mit der Notwendigkeitskooperation sind jene Formen von Zusammenarbeit und Selbstkontrolle der Arbeiter gemeint, die das 'Durchkommen' am Arbeitsplatz ermöglichten. Zweierlei stand im Zentrum: Unfallgefahren waren zu vermindern;⁹⁷ zugleich galt es, den erwarteten oder erhofften Lohn zu sichern. Notwendigkeitskooperation taugte aber auch, Disziplinierungsversuche 'anzueignen', sie handhabbar zu machen. Das war tägliche Notwendigkeit insbesondere bei dem nach 1900 zunehmend verbreiteten Gruppenakkord. Diese Lohnform dominierte seit den 1920er Jahren in den „stoffverformenden“ Arbeitsprozessen,⁹⁸ zumal in der Metallindustrie und in allen Sparten des Maschinenbaus.⁹⁹ Bei dieser Lohnform waren Produktivitätsvorgaben, Qualitätsstandards und Termine für die Arbeiter mit fortdauerndem Selbst-Zwang gekoppelt, sich einzufügen: Die zu leistende Arbeit wurde nicht an einzelne Arbeiter, sondern an eine Kolonne ausgegeben (die Kolonne, d.h. in aller Regel der Vorarbeiter besorgte die Aufteilung des Lohnes,

der Bergarbeiter an der Saar im 19. Jahrhundert, Weingarten 1987, S. 109-164; vgl. auch K.-P. Mallmann, H. Steffens: Lohn der Mühlen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar, München 1989 sowie zum internationalen Vergleich K. Tenfelde (Hg.): Sozialgeschichte des Bergbaus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1992.

- 97 Vgl. A. Andersen, R. Ott: Risikoperzeption im Industrialisierungszeitalter am Beispiel des Hüttenwesens, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 75-109; H. Trischler: Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten im Bergbau 1851 bis 1945. Bergbehördliche Sozialpolitik im Spannungsfeld von Sicherheit und Produktionsinteressen, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 111-151.
- 98 H. Kern, M. Schumann: Industrielarbeit und Arbeiterbewußtsein, Bd. 1, Frankfurt 1974, S. 147 ff.; vgl. L. Lappe: Technologie, Qualifikation und Kontrolle, in: Soziale Welt 37 (1986), S. 310-330, bes. S. 316 ff.
- 99 L. Bernhard: Die Akkordarbeit in Deutschland, Leipzig 1903; M. Bernays: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie, dargestellt an den Verhältnissen der „Gladbacher Spinnerei und Weberei“ AG zu Mönchen-Gladbach im Rheinland, Leipzig 1910, S. 189; D. Landé: Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Berliner Maschinenindustrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Elektroindustrie, Buchdruckerei, Feinmechanik und Maschinenindustrie, Leipzig 1910, S. 302-498, S. 356. Nur en passant wird Gruppenakkord erwähnt bei Th. v. Freyberg: Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik, untersucht an Beispielen aus dem Maschinenbau und der Elektroindustrie, Frankfurt/New York 1989; die „Gruppenfabrikation“ wird auf S. 152 ff. behandelt – der Gruppenakkord aber nur im Zusammenhang mit Siemens berührt; dort wurde er 1926 als überaus förderlich für die Selbstkontrolle der Arbeiter und damit für „termintreues“ Produzieren bezeichnet, ebda., S. 237.

blieb dabei aber unter Aufsicht eines Meisters). Unerlässlich wurde ständiges Gefühlhalten und Sich-Abstimmen mit den Kollegen, innerhalb, aber auch zwischen den Gruppen bzw. Kolonnen.

Bei Kolonnenakkord war der Lohnertrag des einzelnen davon abhängig, ob die Kolonne ihre Akkordvorgabe erreichte und in begrenztem Rahmen übertraf. Unerlässlich war, Neulinge „auf Tempo“ zu bringen. Ebenso dringlich war aber auch, sie „im Zaum zu halten“: Man mußte sie ermahnen, daß die Akkordvorgaben auch nicht zu sehr übererfüllt werden durften. Überstieg die Akkordleistung 130 Prozent, wurde Neufestsetzung und Verschlechterung der Akkorde heraufbeschworen. Diese „130 Prozent“ sind in Erinnerungsberichten und -interviews eine Richtzahl, die auch nach Jahrzehnten noch präsent ist. Offenbar ließen sich mit diesem Wert Spielräume für Erholung und ‘eigenen’ Rhythmus ausschöpfen, aber auch sichern. Dabei blieben Produktionsergebnis, Lohn und Anspannung auf eine Weise balanciert, die weithin als ‘gerecht’ empfunden wurde. Hinweise, Ermahnungen und Gutes-Zureden führten allerdings durchaus nicht immer zum gewünschten Ergebnis. Spätestens dann wurde es dringlich, der Kooperationsbereitschaft mit körperlichem Zugriff „nachzuhelfen“.

b. Eigensinn

Die Arbeiter arbeiteten nicht nur im selben Raum, kooperierten gelegentlich oder von Zeit zu Zeit – sie lebten Stunde um Stunde zusammen. In den Berichten des teilnehmenden Beobachters Paul Göhre, aber auch in Erinnerungsinterviews¹⁰⁰ zu den 1920er und 1930er Jahren werden vielerlei Formen des wechselseitigen Umgangs der Männer untereinander erkennbar – es zeigen sich aber auch die Praktiken der Distanzierung voneinander. Dazu gehörten Flaxereien und ‘ernste’ Gespräche. Daneben und zugleich beteiligten sich offenbar alle an nonverbalem Austausch: Körperkontakt wurde gesucht, konnte aber auch kaum vermieden werden.¹⁰¹ Das Spektrum war breit. Körperbetonte „Neckereien“, wie das von Göhre drastisch geschilderte „Bartwischen“, „Rängeleien“ oder „Spielereien am

100 Vgl. meinen Aufsatz: „Deutsche Qualitätsarbeit“, „Spielereien“ am Arbeitsplatz und „Fliehen“ aus der Fabrik, in: F. Boll (Hg.): Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik, Wien u.a. 1986, S. 155-197, S. 163, 165, 178 ff.

101 Vgl. dazu Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter, S. 76 ff. In anderen Branchen – für Männer z.B. im Bergbau – ist die „Körperlichkeit“ der Fabrikarbeit und des Lebens ‘auf Arbeit’ ebenfalls weithin unbeachtet oder auch tabuisiert gewesen, vgl. aber F.-J. Brüggemeier: Leben vor Ort, S. 138 ff.; grundsätzlich dazu auch W. Kaschuba: Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen, in: A. Lüdtker (Hg.): Alltagsgeschichte, Frankfurt/New York 1989, S. 191-223, 205 ff.

Arbeitsplatz“ – es war nicht selten ein Quälen anderer, wenn „niemand hinschaute“. Kurzfristig eingewiesene Maschinenbedient ebenso wie erfahrungssichere Reparaturarbeiter okkupierten an den Arbeitsplätzen immer wieder physischen wie sozialen Raum für sich selbst, sie demonstrierten *Eigen-Sinn*.

Diese vielfach schmerzhaften Körperkontakte verwiesen auf Erfahrungen, die alle, Täter wie Opfer, teilten: auf einer Stelle fixiert zu sein, gezeichnet und beschmutzt zu werden – sich fortwährend Eingriffen und Manipulationen ausgesetzt zu sehen, deren Urheber weitgehend oder ganz der Kontrolle der Opfer entzogen waren. Körperattacken schufen oder zeigten, zumindest für Momente, Distanz in zweierlei Richtung: gegenüber Hierarchien innerhalb der Klasse; sie sicherten aber auch Zeit und Raum, in denen die Vorgesetzten – überhaupt alle Zumutungen oder Anforderungen ‘von außen’ oder ‘von oben’ auf Distanz gebracht wurden.

Eigensinn war der Versuch, Abstand von Zumutungen ‘von oben’ wie ‘von nebenan’ zu gewinnen, zumindest für Momente. Für die anderen, die Kollegen, mochte sich das nicht selten als „Feindseligkeit“ zeigen: der Dreher Moritz Bromme war angewidert vom „Geschwätz“ der meisten Kollegen. Er war nicht der einzige, der andere Arbeiter auch als „wahre Teufel“ empfand.¹⁰² Schrof-fe Distanz gegen andere konnte außerordentlich weit gehen – umfaßte auch Werkzeugdiebstähle.¹⁰³

Diese zeigen einmal die Härte der Konkurrenz zwischen Kollegen.¹⁰⁴ Deutlich wird aber auch, daß sich hier ein Manövrierefeld öffnete, auf dem nicht nur die

102 M. Th. W. Bromme: *Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters* (1905), Nachdruck, Frankfurt 1971, S. 282; vgl. Levenstein: *Arbeiterfrage*, S. 97, 129; zum Werkzeugdiebstahl unter Kollegen mein Aufsatz: *Lohn, Pausen, Neckereien*, in diesem Band, S. 142 f.

103 Vgl. dazu Berichte in *Lebenserinnerungen*, die die GHH in den 1930er Jahren durch Befragungen pensionierter Arbeiter erhob, vgl. Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWVA) GHH 40016/9. – Die weithin geübte Praxis der „Güterberaubungen“, die bei Hamburger Hafendarbeitern offenbar zu den legitimen Formen von (Rück-)Aneignung zählten, richtete sich hingegen nicht gegen ‘eigene’ Leute, vgl. M. Grüttner: *Unterklassenkriminalität in Hamburg. Güterberaubungen im Hamburger Hafen, 1888-1923*, in: H. Reif (Hg.): *Räuber, Volk und Obrigkeit. Studien zur Geschichte der Kriminalität in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt 1984, S. 153-184.

104 Die Fabrikordnungen lassen in ihrer über die Jahre zunehmenden Detailfreude den Versuch vermehrter Regelung gerade dieses Felds erkennen, vgl. ausführlich meinen Aufsatz: *Die Ordnung der Fabrik*, S. 223, Anm. 45 sowie *Machtan: Zum Innenleben deutscher Fabriken*.

Sicherung eines Lohnvorteils dominierte. Vielmehr ließ sich hier auch Lustgewinn gewinnen: wenn man andern „eins auswischen“ konnte. Der „eigene Sinn“ verweigerte Hinnehmen oder Mitmachen in *jeder* Hinsicht, auch bei allen Erwartungen zu alternativen Entwürfen für eine neue oder 'bessere' soziale Ordnung.¹⁰⁵

Eigensinn hatte viele Ausdrucksformen: Herumgehen, Sprechen, momentanes „Abtauchen“ oder Tagträumen. Vor allem aber zeigte es sich in wechselseitigen Körperkontakten und Neckereien. Die Arbeiter widersetzten sich dabei nicht direkt den Anordnungen von Vorgesetzten oder einer allgemeineren Produktionslogik. Sie ließen die Arbeitsprozesse vielmehr (im Wortsinn) „laufen“. Veränderungen oder Eingriffen durch „Rationalisierungs“-Wellen erreichten diese Alltagspraktiken kaum oder gar nicht.¹⁰⁶

Die eigensinnige Körperlichkeit erlaubte Phasen, zumindest Augenblicke des 'Bei-sich-Seins', mit schroffer Abkehr von den anderen. Isolierte Distanz war nicht selten: Tagträumen oder illegales Pausemachen. Aber auch hier blieben die Grenzen unscharf: Abschalten, Sich-Zurückziehen konnte übergehen in (meistens) unspektakuläre Regelüberschreitungen, wie z.B. das unfallträchtige Reinigen

105 Das entspricht jener „self-representation“, die Luisa Passerini bei Turiner Industriearbeitern der 1920er und 30er Jahre als verbreitete Alternative zu einer Haltung zeigt, die auf Veränderung des „großen Ganzen“ ziele und sich auf staatszentrierte Politik beziehe, vgl. Dies.: *Fascism in Populär Memory. The Cultural Experience of the Turin Working Class*, Cambridge/Paris 1987, S. 22 f. „One self-representation ... is characterised by irreverence, *thanks to the ability to be detached from the existing order of things and even from oneself, and to reflect critically on, and laugh at, the current State of the world* [Hervorhebung A. L.]. It is an approach that turns the world on its head ... But it is acting nonetheless... We have promises, symbols, and stimulus to action, not real and lasting transformation of power relations.“

106 Vgl. Lüdtke: „Deutsche Qualitätsarbeit“, S. 190 ff. – Insofern zeigt sich hier auch keine Parallele zu dem Vorschlag von M. Seidman, die vielerlei Formen von verdeckt-unauffälligen Aneignungen oder Ausweichbewegungen, von Fabriksabotage bis zur Arbeitsverweigerung oder -Zurückhaltung, als Beleg für eine *grundsätzliche* „Arbeiter-gegen-die-Arbeit“-Orientierung zu nehmen. Seidman übersieht die Vielfalt der konkreten Verhaltensweisen, zugleich die Formen von eigenständiger Deutung und 'Besetzung' auch von Fabrikarbeit und Serienproduktion, vgl. aber Ders.: *Workers against Work. Labor in Paris and Barcelona during the Popular Fronts*, Berkeley u.a. 1991, S. 170, S. 188, S. 231 ff., S. 313 ff. – Ausdrucksformen für Körperlichkeit änderten sich außerhalb der (Erwerbs-)Arbeitsplätze in den Fabriken, insbesondere im Zusammenhang des Massensports, nicht nur für Sportler(-innen), sondern gerade auch für die (ganz überwiegend männlichen) Zuschauer, die „mitgingen“, vgl. R. Lindner: *Die Sportbegeisterung*, in: U. Jeggle u.a. (Hg.): *Volkskultur in der Moderne*, Reinbek 1986, S. 249-259, bes. S. 252.

laufender Maschinen. Nicht ausgeschlossen war aber auch spektakulärer „Leichtsinn“, wie Turnübungen an einer deckenhohen Transmissionswelle. – Eigensinn war und blieb aber *mehrdeutig*; er öffnete auch Chancen, mit den anderen, d.h. den Kollegen, zusammen zu sein. Eigensinnige Körperaktionen wiederholten und bestätigten die soziale Hierarchie zwischen älteren und jüngeren Männern, z.B. zwischen Angelernten und Handlangern oder Lehrlingen, zeigten männliches Imponiergehabe. Zugleich aber waren sie Situationen wechselseitiger Wahrnehmung und Anerkennung: Beim nächsten Mal konnte das Opfer sehr wohl einer der ‘MitTäter’ sein. Jeder der Kollegen wußte, daß jeder potentielles Opfer war.

Für gelehrte und bildungseifrige Beobachter des „Volkslebens“ im späten 18. Jahrhundert zeigten die Massen von Bauern, Handwerkern und Besitzlosen in Stadt und Land mit hartnäckiger „Verstocktheit“ einen verstockten „Eigensinn“. Kindern mochte das noch gestattet sein.¹⁰⁷ Erwachsene Menschen aber durften dem „Genuß des laufenden Augenblickes“ nicht nachgeben, sich nicht „erbosen“, wenn sie etwas nicht erhielten – solche „gefährlichen Unarten“ waren Kindern auszutreiben. Umso dringlicher schien es, durch stetes Ermahnen, zugleich durch fortgesetzten Zwang die Disziplin von Körpern und Sinnen durchzusetzen. Nur darin würde der „gute Mensch“ seinen all täglichen Ausdruck finden.¹⁰⁸

„Eigensinn“ bezog sich vor allem auf Körperhaltungen; in den Blick kamen Gebärden und Gesten, die nicht selten mit „Maulfaulheit“ zusammengingen. Insofern war „Eigensinn“ engerer Verschlossenheit benachbart, die Zeitgenossen nicht selten als „Blödigkeit“ verstanden.¹⁰⁹ Die „Blöden“ blieben in Gesellschaft unbeholfen, sie fanden nie das richtige Wort, noch konnten sie sich auf andere Weise in gesellschaftlichen Austausch einfügen – Erröten und Niederschlagen der Augen galten als untrügliche Merkmale. „Blödigkeit“ zeigte einen Mangel von Gefälligkeit, ließ Unfähigkeit zur Gesellung erkennen. Die „Blöden“ verhielten sich eher bescheiden; und ihre Schamhaftigkeit konnte schon wieder als wohlgefällige Naivität, als erster Schritt für ein verstehendes Unterordnen gedeutet werden. Demgegenüber schlug „Eigensinn“ auch in aggressive Widerborstigkeit

107 Vgl. aber die Hinweise auf Märchentraditionen, in denen „eigensinnige“ Kinder eher tot als derart „verstockt“ gewünscht werden, bei Negt, Kluge: Geschichte und Eigensinn, S. 765 ff.

108 Vgl. dazu J. Sulzer: Versuch von der Erziehung und Unterweisung der Kinder, Göttingen 1748, zitiert nach: K. Rutschky: Schwarze Pädagogik, Frankfurt 1968, S. 25 ff.

109 G. Stanitzek: „Blödigkeit“. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert, Tübingen 1989.

um. Die „eigensinnigen“ schlesischen Bauern, von denen der Popularphilosoph Christian Garve berichtete, blieben zwar in der unmittelbaren Konfrontation mit ihrem Gutsherrn bewegungslos und stumm. Aber kaum hatte dieser den Rücken gedreht, brachen sie in Gelächter aus, ahmten ihn nach, nahmen ihn offenbar nicht ganz ernst.¹¹⁰

Zwei Charakteristika verknüpfen die „handarbeitenden Klassen“ im späten 18. Jahrhundert mit den Industriearbeitern im späten 19. oder auch im mittleren 20. Jahrhundert. Zum einen ist es der grundsätzlich unveränderte Vorrang von körperlicher Anspannung – physische Energie und „Kraft“ bleiben gefragt. Zum zweiten sind es die Formen erzwungener Kollektivität von Arbeitsgruppen. In den Werkstätten handwerklicher Produktion wie in den Kolonnen in Fabrik-Werkstätten waren ‚die anderen‘ stets in körperlicher Nähe. Diese Männer, diese Frauen waren – im Wortsinn – unausweichlich, wurden sich mitunter unausstehlich.

Verbales Frotzeln wie körperbetontes „Necken“ deutete, spiegelte und bearbeitete die Arbeitsprozesse. Rauhbeinig-gewalttätiges Umgehen miteinander schloß zwar auch Worte ein; Schimpfreden wie brutal-‘liebvolle‘ Anreden ‚gehörten dazu‘. Im Vordergrund standen jedoch Körperlichkeit und direkter Körperkontakt: Sie waren bei der Landarbeit, in Werkstätten¹¹¹ wie in Manufakturen und auch in Fabriken unausgesetzt zu erfahren wie zu erleiden. Insofern zeigt sich eine „longue duree“ eigener Art. Die Erfahrung von Handarbeit in (Handwerks- wie Fabrik-)Werkstätten fand ihren besonderen Ausdruck im Eigensinn der Arbeiter selbst.

c. Eigensinn und Widerstehen?

Eigensinn wird in aller Regel als ein Unterfall von Widerstand oder Widerständigkeit begriffen. Im vorherrschenden Blick pendeln historische Verhaltensweisen nur zwischen zwei Polen: Gehorsam und Folgsamkeit auf der einen, Widerständigkeit und offener Widerstand auf der anderen Seite.¹¹² Im Unterschied dazu

110 Chr. Garve: Über den Charakter der schlesischen Bauern und ihre Haltung gegen die Regierung (1786/96), in: K. Wölfel (Hg.): Chr. Garve: Popularphilosophische Schriften, Bd. 2, Stuttgart 1974, S. 799-1026, hier S. 859 f.

111 Zum Handwerk vgl. R. Wissell: Des Alten Handwerks Recht und Gewohnheit, 2. erw. Aufl., Bde. 1-6, Berlin 1971-1988; A. Griefinger: Das symbolische Kapital der Ehre, Frankfurt 1982; vgl. R. Darnton: Das große Katzenmassaker, München 1989 (amerikan. 1984).

112 Diesen Rahmen akzeptiert J. Peters: Eigensinn und Widerstand im Alltag. Abwehrverhalten ostelbischer Bauern unter Refeudalisierungsdruck, in: Jahrbuch

zielt die Frage nach dem Eigensinn auf ein Verhalten 'jenseits' solcher Entweder-Oder-Fixierungen. Entscheidend ist dabei, daß in den Anstrengungen, 'bei sich', aber auch 'bei den anderen' zu sein, jene Kalküle ignoriert wurden, die auf größere Zusammenhänge bezogen waren. Die Durchsetzung von Kooperation, das „Einbläuen“ der Achtung vor Älteren oder denen, die „den Ton angaben“, hatte Vorrang vor allen Strategien, mit denen sich womöglich Anerkennung durch entferntere Vorgesetzte erlangen oder Lohn optimieren ließ.

Aber auch die Logik der (Arbeits- und Kollegen-)Gruppe galt nicht uneingeschränkt. Im Abtauchen, im Ausbruch gegen alle anderen – im eigenen „Tüfteln“, im Geheimhalten von Kenntnissen über Materialhärten bei den Metallscheren oder Übersetzungen an der Drehbank suchten einzelne, ganz 'für sich' zu sein oder zu bleiben. Nicht Gegenleistungen oder Respekt der anderen, sondern Distanz zum „Rest der Welt“ hatte dann Vorrang. Körpereinsatz und körperliche Nähe ermunterte offenbar zu Versuchen, sich immer erneut abzusetzen und 'alleine gelassen' zu werden. Dieser Eigensinn war *kein Widerstand*.

Eigensinn richtete sich weder gezielt gegen die Ordnung der Fabrik noch gegen die Verpflichtungen der Kollegialität. Gesellschaftliche oder herrschaftliche Zwänge wurden nicht attackiert, sondern umgangen oder ignoriert. Nicht die Abwehr gegen, sondern das hartnäckige, gelegentlich unauffällig-stumme, mitunter aber auch lautstark-nachdrückliche Beharren auf *eigener Zeit*, auf *eigenem Raum*, erweist sich in dieser Sicht als Ausdruck der Beharrlichkeit eines 'eigenen Sinnes'.

Aber auch hier gilt, daß Übergänge möglich waren und immer wieder erfahren bzw. praktiziert wurden. So konnten sich in einem Kräftefeld, das von Eigensinnigkeiten durchzogen war, sehr wohl auch individuelle wie gemeinsame Aktionen entwickeln, die sich *gegen* 'oben' wandten.¹¹³ Wenn Meister oder Vorarbeiter z.B.

für Wirtschaftsgeschichte 1991/11, S. 85-103; zugleich aber zeigt er in der Rekonstruktion des Alltags gutsabhängiger Bauern im Brandenburg des 18. Jahrhunderts überzeugend die Gleichgewichtigkeit von „Aktion und Devotion“ im Verhalten der Bauern; plausibel wird das Nebeneinander, das nicht selten fugenlose Ineinanderübergehen von Kalkül und Planlosigkeit (ebda., S. 99 ff.).

- 113 Vgl. dazu die Charakterisierung von individuell-„unaufdringlichen“, vielfach leisen oder ganz stummen Formen der Auseinandersetzung mit Zugriffen 'von oben' bei J. Scott: *Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts*, New Haven/London 1990, bes. S. 183 ff. Scott sieht (zurecht!) Symbol-Handlungen mit Verweigerungs- oder Aneignungs-Praktiken eng verflochten. „Ausbrüche“ z.B. bei Festen verhindern nicht, sondern bereiten individuelle Einzelaktionen vor wie: Ausweichen vor Steueranforderungen, verbotenes Anlegen einer kleinen Gummiplantage, Ignorieren vielerlei Vorschriften, illegaler Konsum, vom Mundraub bis zum Diebstahl kleiner Erntemengen. Entscheidend sei, daß diese „verborgen-

versuchten, daß „Du“ zu übernehmen: Arbeiter antworteten in gesteigerter Lautstärke ebenfalls „Du“ anstelle des erwarteten „Sie“ – wenn sie überhaupt hörten. Gemeinsames Handeln war aber auch möglich in der Maschinenbau-Fabrik, von der Bromme berichtete; hier handelten die Arbeiter in der Regel einzeln; bei Lohnkürzungen war es aber überraschend schnell möglich, gemeinsames Handeln zu organisieren, z.B. als es darum ging, die Zeit für das Reinigen der Drehbänke auf die Arbeitszeit angerechnet zu bekommen.¹¹⁴

d. Eigensinn und Selbstzwang

Offene Auseinandersetzungen mit direkten oder indirekten Kontrollversuchen oder eigensinnige Distanzierungen: *beides* taugte, sich Zugriffe der Vorgesetzten 'vom Leibe zu halten'. Dabei war Selbstzwang¹¹⁵ unvermeidlich. Fortwährende Anstrengungen, sich Disziplin-Zumutungen auf eigene Weise anzunehmen (und zu variieren), hatte allerdings Folgen. Individuelles Ausbrechen oder Abtauchen war das eine, von Fall zu Fall mit anderen gemeinsam zu handeln das andere. Wenn bei Gruppenakkord die Akkorde eingehalten oder verlangsamt werden sollten, waren Verständigung und konkrete Absprachen untereinander zwingend. Aber selbst die „Verausgabungen“ und Ausbrüche bezogen sich in der Abwehr auf Regeln der Arbeitsgruppe oder der Nachbarschaft. Und diese waren immer wieder auch zu respektieren. Zumindes war das Ignorieren nicht in jedem Fall

unaufdringlichen“ Deutungen wie Praktiken (die letzteren freilich zu sehr als Produkt der Deutungen gesehen!) kein „Sicherheitsventil“ gegen ökonomischen oder herrschaftlichen Zwang wären. Vielmehr lasse sich hier eine „*infrapolitics*“ erkennen. Sie ersetze Widersetzlichkeit oder Widerstand nicht, sei vielmehr eine Bedingung ihrer Möglichkeit. – Scott stützt sich vor allem auf ethnologische Studien in einem malaysischen Bauerndorf. Zu (ost)englischen Landarbeitern und deren unter „deference“ zu erkennender Eigensinnigkeit im 20. Jahrhundert vgl. H. Newby: *The Deferential Worker. A Study of Farm Workers in East Anglia*, Harmondsworth 1977. – Für die Gleichzeitigkeit von Ausweichen, Mitmachen und (dennoch) unauffällig Sich-immer-wieder-Entziehen eines „Bürgerkinds“ im deutschen Faschismus s. P. Brückner: *Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945*, Berlin 1980. – Zu den Mehrschichtigkeiten von Kräftefeldern und Machtstrategien sehr anregend jetzt auch W. Sofsky, R. Paris: *Figurationen sozialer Macht*, Opladen 1991.

114 Bromme: *Lebensgeschichte*, S. 259 f.

115 Zu Selbstkontrolle, Selbstzwang bzw. psychischer Selbstzwangapparatur und deren Ausformung im 'Gegenzug' zur Monopolisierung obrigkeitlicher Gewaltbarkeit s. N. Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation* (1937), Bd. 2, 2. Aufl., München/Zürich 1969, S. 316 ff.

möglich oder angemessen – sollte Anerkennung errungen und dauerhaft eigener Raum markiert werden, war das richtige Maß z.B. von „Necken“ wie „Güterberaubungen“ zu wahren. Verausgabung wechselte ab mit Selbstdisziplinierung.

Das galt weit mehr für alle Versuche, alternative Verhaltensweisen oder Standards durchzusetzen, die sich auf formale Organisationen stützten. Der „Massentritt“, mit dem die Sozialdemokratie um 1910 den „Marschtritt“ des Militärs zu kontern und gleichsam links zu überholen suchte, setzte nicht nur auf wechselseitige Abstimmung der Genossen untereinander¹¹⁶. Auch zu dieser – womöglich – revolutionären Disziplin gehörte strikte Unterordnung. Diese Unterordnung wurde zwar nicht mehr mit Verweis auf den Willen eines Monarchen oder „des Staates“ begründet; wohl aber galt sie als unerlässliches Opfer für die erstrebte bessere „Zukunft“. Mehr noch: Utopien über eine zukünftige Lebenspraxis bezogen sich nachdrücklich auf jene Disziplin, welche als neutrale Größe erscheinen mochten: das mechanische Zeitmaß, wie es öffentliche Normalwie private Taschenuhren zeigten. Uhren, die in der Sozialdemokratie verschenkt wurden, trugen die eingravierte Forderung nach „8 Stunden Arbeit – 8 Stunden Schlaf – 8 Stunden Bildung“. Und selbst bei einer lustvolleren Variante, bei der Bildung durch „Erholung“ ersetzt war, sollte unverändert ein striktes Zeitmaß gelten: Auch der Erholung wurden „8 Stunden“ zudedacht.¹¹⁷

VI. Mehrschichtigkeit und Grenzen der Verknüpfung: Vergleiche ‘von untenherauf’

Historische Rekonstruktion der Lebensweisen von Industriearbeitern erschließt Wahrnehmungsweisen, Erfahrungen und Praxisformen. Vor allem läßt sie Mehrschichtigkeiten erkennen: nicht eine in sich einheitliche Erfahrung wird sichtbar, sondern die Gleichzeitigkeit vielfältiger, z.T. auch widersprüchlicher Erfahrungsmomente. Dabei konzentriert sich diese Rekonstruktionsarbeit auf spezifische Kontexte. Einzelne Betriebe, Ortschaften oder Ortsteile, aber auch

116 Vgl. dazu detailliert, insbesondere mit zahlreichen Belegen aus Reden und sozialdemokratischer Presse, B. J. Warneken: „Die friedliche Gewalt des Volkswillens“. Muster und Deutungsmuster von Demonstrationen im Deutschen Kaiserreich, in: Ders. (Hg.): Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstrationen, Frankfurt/New York/Paris 1991, S. 97-119.

117 P. Schirmbeck (Bearb.): Vom Beginn der Industrialisierung bis 1945, 2. Aufl. Rüsselsheim 1981, S. 36; zur „Erholungs“-Variante s. den Beleg von 1894 in Mühlberg (Hg.): Proletariat, S. 262.

Regionen sind das räumliche Feld. Es entstehen Einzel- und Fallstudien; sie zeichnen nicht selten minutiöse Bilder bestimmter Situationen oder Verhältnisse. Wie aber wären diese Einzel-Bilder zu verknüpfen? Oder ist diese Forderung, die häufig zu hören ist, unangemessen?

In gesellschaftshistorischer Sicht scheint europäische Geschichte seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bestimmt von einer „Doppelrevolution“ (Eric Hobsbawm): den sozio-politischen Emanzipationsbewegungen und den Kapitalisierungsprozessen. Aus solcher Vogelperspektive erwecken Studien zu einzelnen Lokalitäten einiges Unbehagen. Denn historischer Prozeß scheint identisch mit der Ausformung überlokaler Größen, insbesondere der von Klassen und Bürokratien. Es überrascht insofern nicht, daß Jürgen Kocka wiederholt die *Synthese* gefordert hat.¹¹⁸ Dabei sei die Leitfrage die nach der Klassenbildung – und zwar in „national verfaßten Gesellschaften“.¹¹⁹

Es ist hier bereits argumentiert worden, daß die einschlägigen Fassungen von „Klasse“ die Dynamik von Industriearbeit verkennen: *Gemengelagen* von kalkulierten *und* eigensinnigen Verhaltensweisen werden auf das ‘entweder-oder’ der Ein- oder Ausgrenzung sozialer (Groß-)Gruppen reduziert. Ähnlich problematisch ist es, wenn für die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts die Durchschlagskraft der nationalstaatlichen Formierung und Verfaßtheit herausgehoben wird. Erhard Lucas hat gezeigt (s.o.), daß sich Lohnarbeit im niederrheinischen Duisburg-Hamborn nicht nur deshalb von der im bergischen Remscheid unter-

118 Kocka: Lohnarbeit, S. 15 f.; Ders.: Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung. Die Herausforderung der Alltagsgeschichte, in: Ders.: Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 29-44, S. 42 ff.; vgl. Katznelson, Zolberg (Hg.): Working-Class Formation.

119 J. Kocka: Sozialgeschichte, S. 135 ff., 171; Ders.: Probleme einer europäischen Geschichte in komparativer Absicht, in: Ders.: Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 21-28, S. 25 und Ders.: Sozialgeschichte zwischen Struktur und Erfahrung. Die Herausforderung der Alltagsgeschichte, in: Ebda., S. 29-44, S. 42 ff. – Für den internationalen Vergleich gesamtgesellschaftlicher Konfigurationen s. B. Moore: Die sozialen Ursprünge von Diktatur und Demokratie, Frankfurt 1968 (Boston 1966). Den geläufigen Typ der vergleichenden Studie kennzeichnen Fragen nach Ähnlichkeiten oder Differenzen einzelner Momente oder bestimmter gesellschaftlicher Segmente bzw. Wahrnehmungs- und Aktionsformen, vgl. die eindringenden Studien von I. Steinisch: Arbeitszeitverkürzung und sozialer Wandel. Der Kampf um die Achtstundenschicht in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie 1880-1929, Berlin/New York 1986 oder F. Boll: Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich. Ihre Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert, Bonn 1992.

schied, weil es sich um unterschiedliche Branchen handelte: Hüttenindustrie und Bergbau gegen Kleineisenproduktion. Neben Ortsansässigkeit oder Einwanderung, den Eigenheiten des Sprechens und den Formen von Siedlung und Nachbarschaft (Kolonien in Hamborn, hingegen Kleinhausbebauung in Remscheid) markierten die kirchlichen Zugehörigkeiten und die religiösen Färbungen tiefgreifende Unterschiede.

Die national staatliche Zuordnung hatte für diese Ausdrucks- und Verhaltensformen offenbar *keine* direkte Prägekraft. Immerhin gehörten beide genannten Städte zum Deutschen Reich bzw. zu Preußen und dort zur Rheinprovinz – es war sogar dasselbe Regierungspräsidium (Düsseldorf), welches die Kommunalaufsicht führte.¹²⁰

Selbst zwei Generationen später, d.h. im deutschen Faschismus, bedeuteten regionale Bezüge weit mehr als nur ideologisch-propagandistische Verbrämung.¹²¹ Zugleich erweisen sich (partei-)politische „Lager“ und wohl auch „sozial-moralische Milieus“ (M. R. Lepsius) als begrenzt auf die politisch Aktiven.¹²² Die große Mehrheit der Menschen orientierten sich regional bzw. lokal, vor allem aber: im Zusammenhang von Familie. Aber auch die (Wohn-)Straße und – mit Reserve – die Nachbarschaft waren zu beachten. Die meisten machten damit ambivalente Erfahrungen. Sie changierten zwischen Unterstützung in Notfäl-

120 Vgl. auch das Beispiel Düsseldorf: Einheimische wie zuwandernde Industriearbeiter hielten sich zu den katholischen Arbeiterorganisationen, bei vermehrter Qualifikation wandten sich nicht wenige allerdings der Sozialdemokratie zu, vgl. M. Nolan: *Social Democracy and Society: Working-class Radicalism in Düsseldorf 1890-1920*, Cambridge 1981, S. 42 ff., 113 ff.

121 Vgl. dazu das Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960“, s. L. Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, Berlin/Bonn 1983; Ders. (Hg.): „Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist“, Berlin/Bonn 1983; Ders., A. v. Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Berlin/Bonn 1985 sowie das Dissertationsprojekt von F. J. Henne (University of Chicago): „A German Path to Fordism: The Socio-Economic Transformation of a Region: The Bergische Land and the Sauerland, 1930-1960“.

122 M. R. Lepsius: Parteiensystem und Sozialstruktur: zum Problem der Demokratisierung der Gesellschaft, in: W. Abel u.a. (Hg.): *Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte*, Festschr. F. Lütge, Stuttgart 1966, S. 371-393, S. 383 ff.; zur „Unschärferelation“ im Hinblick auf „Lager“ und „Milieus“ bzw. zu ihrer Gleichzeitigkeit vgl. A.v. Plato: „Ich bin mit allen gut ausgekommen“. Oder: War die Ruhrarbeiterschaft vor 1933 in politische Lager zerspalten?, in: L. Niethammer (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“, S. 31-65, S. 60 ff.

len und nicht selten fast lückenloser Kontrolle des täglichen Verhaltens in der (Straßen- oder Kneipen-) Öffentlichkeit.¹²³ Nicht vorab zu 'setzen', sondern in den Kräfte- und Handlungsfeldern von Lohnarbeit zu erkunden bleibt also die jeweilige Reichweite von nationalen, regionalen sowie lokalen Institutionen und Orientierungsmustern, Konfliktzonen und Konfliktformen.¹²⁴

Die genaue Rekonstruktion von Lohnarbeit zeigt, daß Fremd- und Selbstkontrolle sich keineswegs ausschlossen. Wenn aber Lohnarbeit in ihren Inhalten nicht derart eindeutig bestimmt war, wie es die gängigen Annahmen und 'großen' Theorien zur Industrialisierung unterstellen – dann wird ein zentraler Eckpfeiler *aller* Groß-Konzepte diesen Typs fragwürdig: daß entscheidend die Handlungsbedingungen seien. Wenn deren Zwänge und Lockungen immer auch als Produkt der Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen der einzelnen wie der sozialen Gruppen erkennbar werden, treten im 'Gewebe' historischer Prozesse in ganz neuer Weise die *Bruchstellen* und 'Löcher' hervor. Ich halte es deshalb für ebenso gerechtfertigt wie dringlich, angeblich „große Fragen“, wie die nach der Klassen-, aber auch die nach der Staatsbildung, in ihrer Anlage als einlinig zu erkennen. Und das heißt: Sie allein reichen nicht aus für die historische Rekonstruktion.

Die Alternativen sind erst bruchstückhaft auszumachen. Es bleibt vorerst ein 'Nicht-mehr-sicher-und-noch-nicht-genau-Wissen'. Gegen die „Angstreaktio-

123 Vgl. B. Parisius: Lebenswege im Revier, Erlebnisse und Erfahrungen zwischen Jahrhundertwende und Kohlenkrise – erzählt von Frauen und Männern aus Borbeck, Essen 1984; zur Nachbarschaft sehr anregend, da anti-romantisierend. E. Roberts: A Woman's Place, S. 189 ff. Bisher selten sind Versuche, nicht die in Vereinen organisierte Geselligkeit, sondern die Öffentlichkeiten der 'freien' bzw. kommerziellen Vergnügungen zu erschließen, vgl. aber das Gros der Beiträge in D. Kift (Hg.): Kirmes – Kneipe – Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1850-1904), Paderborn 1992; s. auch Anm. 157.

124 Vgl. die Hinweise von F. Boll: Verlust vergleichender Deutungsfähigkeit? Bemerkungen zu einigen Neuerscheinungen komparativer Sozial- und Arbeiterbewegungsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 28 (1988), S. 426-459; ein Beispiel für ein umfassendes Panorama, das sozialstrukturelle ebenso wie kulturelle Momente einbezieht, sich freilich auf die Ebene gesamtgesellschaftlicher Vergleiche der „Klassenbildung“ bezieht (und keine konzeptuelle oder theoretische Diskussion des Vergleichens beabsichtigt), bei F. Lenger: Beyond Exceptionalism: Notes on the Artisanal Phase of the Labour Movement in France, England, Germany and the United States, in: International Review of Social History 36 (1992), S. 1-23.

nen“ (Georges Devereux), die in solchen Situationen nur den Rückgriff auf das Gewohnte erlauben, wäre jedoch auf der Chance zu bestehen: daß sich der Blick auf die *Subjekte* öffnet, und sie gerade in ihren *unvermittelten* Handlungs- und Ausdrucksweisen erkennbar werden (so daß Unvereinbares nicht stets als „widersprüchlich“ zu gelten hat!). Vielleicht leiden Perspektiven, in denen gesellschaftliche Instanzen, Ebenen und Akteure unter der Vermutung symbolischer Resonanz und funktionaler Bezüge betrachtet werden, an einer Art Grunddefekt: Es scheint ein europäisches Erbe des deutschen philosophischen Idealismus, wenn unterstellt wird, alle Phänomene seien aufeinander bezogen, wären miteinander vermittelt.¹²⁵ Für tauglicher halte ich eine Sicht, die Vermitteltheit – oder: wechselseitige Bezüglichkeit, d.h. auch Kontinuität sozialer Zusammenhänge – ausklammert oder doch offenläßt.¹²⁶ Das ist fraglos theoretisch anfechtbar, jedenfalls inkonsequent. Vielleicht zeigt sich aber in solcher Inkonsequenz etwas von den Diskontinuitäten der Vergangenheit, die wir in historischen Rekonstruktionen nur zu häufig ‘für uns’ homogenisieren – und auf uns ausrichten.

Die Rekonstruktion historischer Praxis zeigt gebrochene Lebenslinien. Die Figuren, die hervortreten, sind keineswegs stets mit sich identisch. Sichtbar werden Fragmente, d.h. Gleichzeitigkeiten von: Mitmachen (z.B. in der „nationalen Revolution“ der Nazis), *zugleich* aber auf Distanz gehen, jedenfalls gegenüber einzelnen (Sammel-)Aktionen, sich (mitunter und selten) auch einem „Bonzen“

125 Das gilt auch für Pierre Bourdieus Vorschlag (der besondere Resonanz gefunden hat), als „Vorbedingung für jede ... Wahrnehmung“ spezifische „Habitusformen“ bzw. ein „subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen, gemeinsame Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ anzunehmen; darin reflektiert sich die Annahme des ‘Immer-schon-vermittelt-Seins’, vgl. P. Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt 1987 (franz. 1980), S. 112; vgl. auch Bourdieus nachdrücklichen, freilich nicht systematisch entwickelten Hinweis, Habitus sei „in einem unaufhörlichen Wandel begriffen“, Ders.: Antworten auf einige Einwände, in: K. Eder (Hg.): Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt 1989, S. 395-410, S. 406 f.

126 Dazu Anregungen bei Michel Foucault, u.a. in Ders.: Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, Frankfurt 1977 (Paris 1976), bes. S.113 ff. – die Hinweise auf die „Allgegenwart der Macht“ unterstellen gerade keinen allgemeinen Zusammenhang aller gesellschaftlichen Ebenen, Strategien und Taktiken; vielmehr gelten im Sexualitäts-Diskurs Macht und Wissen als „diskontinuierliche Segmente“, ebda., S. 122; zu den Brechungen der Kontinuitäten vgl. auch den fulminanten Entwurf Ders.: Vom Licht des Krieges zur Geburt der Geschichte, Berlin 1976 (Paris 1976), passim.

widersetzen. Erkennbar werden die Profile von unheroischen Individuen.¹²⁷ Sie bewegen sich nicht geradlinig, sondern in vielerlei Windungen; sie verharren und wenden sich zurück, sie springen – wenn überhaupt – nicht nur vorwärts, sondern zur Seite oder rückwärts.

An industriellen Arbeitsplätzen hieß das: unterschiedliche Erfahrungen führten nicht zu Verhaltensorientierungen, die notwendig miteinander „konkurrieren“. Abwehr von Arbeitsintensivierung, die von Vorgesetzten betrieben wurde, schloß Übereinstimmung mit deren Anforderungen an Respektierlichkeit oder Wertschätzung von „Qualitätsarbeit“ nicht aus.¹²⁸

Vor allem mußten daraus keineswegs Spannungen entstehen und Konflikte erwachsen. Erkennbar wird, daß wechselseitige Aushilfen unter Kollegen oder das Stützen eines im Moment ‘angeschlagenen’ Kollegen sehr wohl und in raschem Wechsel zu verbinden war mit massiven Feindseligkeiten untereinander, auch zwischen denselben Personen. Die Vielschichtigkeit *unverbundener* Vorlieben und Abneigungen bei den einzelnen erweist sich als Innenseite selbst von ‘Gemeinsamkeiten’. Distanz und Kooperation, Feindseligkeit und Solidarität lagen eng beieinander, schlossen sich keineswegs aus, auch nicht gegenüber denselben Personen.

Unvermutete Brüche im Verhalten der Menschen, Unkalkulierbarkeit zwischen ihnen – ist das das Resultat? Hinter dem einen Befund, z.B. dem vermehrter Fabrikdisziplinierung, zeigt sich im Zweifel stets eine weitere Schicht, die wieder alles in Frage stellt, hier: die des Eigensinns. Historische Akteure verfügten also stets über ‘noch-nicht’ realisierte Möglichkeiten, sich zu äußern, zu zeigen, zu verhalten? Demnach wäre jeder Versuch, aus Regelmäßigkeiten auf einen Typus

127 Zur philosophischen Debatte vgl. H. Hrachovec: Vermessen. Studien über Subjektivität, Frankfurt 1989; K. Meyer-Drawe: Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich, München 1990. Daß es bei allen kulturell spezifischen Brechungen universelle Bezüge auf ein „Selbst“ gibt, daß zugleich „individualistische“ Prägungen jede ‘westliche’ Kritik am Subjekt zu regulieren scheinen, umkreist der Band von M. Carrithers, S. Collins, S. Lukes (Hg.): The category of the person. Anthropology, philosophy, history, Cambridge u.a. 1985; vgl. auch C. A. Lutz, L. Abu-Lughod (Hg.): Language and the politics of emotion, Cambridge u.a. 1990.

128 Dazu die ausgreifende Längsschnittuntersuchung literarischer, mehr noch natur- und ingenieurwissenschaftlicher Begriffe und Vorstellungen von Industriearbeit und ihrer allmählichen Zuspitzung zu „deutscher Arbeit“ von J. Campbell: Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800-1945, Princeton 1989.

zu schließen, untauglich. Sinnvoll wäre also ein Vorgehen, daß Vielschichtigkeiten nicht zu ignorieren, sondern zu nutzen sucht?

Verhaltensweisen bei der Arbeit, zum Beispiel das Maß und die Art körperlicher Gewaltsamkeit gegen Kollegen, gegen Vorgesetzte oder Untergebene verweist nicht allein auf die Zwänge und Reize von Lohn- oder Fabrikarbeit. Vielmehr ist immer ein weiterreichendes sozial-kulturelles Kräftefeld im Spiel; es umfaßt Zeiten, Rhythmen und Orte der Arbeit wie der Nicht-Arbeit. Es käme also darauf an, nicht die Einzelfacetten, sondern die *Signaturen von Kräftefeldern* miteinander in Beziehung zu setzen. Überschneidungen wie Unterschiede der Konturen lassen sich ermitteln. Möglich würden *Vergleiche von unten herauf*.¹²⁹ Und damit ließe sich nicht zuletzt die Frage nach der Konstituierung von Subjektivität in neuer Weise aufnehmen. Denn sie zählt ebenso zu den „großen Fragen“ wie die nach Ausformung des „modernen Staates“ oder der industriellen Welt.

129 Dazu sind Studien zu räumlich und sozial begrenzten Konfigurationen von Arbeit und Nicht-Arbeit, von Bevölkerung, Familie und Verwandtschaft, von Öffentlichkeit(en) und Privatheit die Voraussetzung, vgl. etwa L. R. Berlanstein: *The Working People of Paris, 1871-1914*, Baltimore/London 1984. – Besonders anregend ist auch eine Sicht, die säkulare Prozesse (zudem in globaler Perspektive) vergleichend ins Auge faßt: Michael Manns Forschungen über Macht. Er argumentiert, Gesellschaften bestünden aus vielfältigen, sich überschneidenden und belagernden, gleichermaßen sozialen wie räumlichen Macht-Netzen. Gesellschaft lasse sich also nicht als einschichtiger, durch Außengrenzen eindeutig fixierter oder definierter Zusammenhang begreifen. Es gebe keine scharf abgrenzbaren Subsysteme oder Dimensionen – ebensowenig sei es möglich, von eindeutigen Zurechnungen bzw. Begründungsverhältnissen (etwa im Sinne einer „letzten Instanz“) auszugehen. Und wenn die Behauptung von der Totalität hohl sei, treffe es auch nicht zu, daß soziale Strukturen dem Handeln von Personen oder Personengruppen vorausgingen. Der Hauptakzent richtet sich gegen jede Unterstellung einer Homogenität „innergesellschaftlicher“ Beziehungen; sie aber werde beim Reden von „der“ Gesellschaft beschworen, vgl. Ders.: *The Sources of Social Power*, Bd. 1, Cambridge u.a. 1986, bes. ch. 1 „Societies as organized power networks“, S. 1-33. Anders, zugleich aber noch grundsätzlichlicher ist die Kritik angelegt, die Joachim Matthes zu bedenken gibt: Verzerrt nicht bereits die Vorstellung von „Gesellschaft“, wie sie sich seit dem 19. Jahrhundert verfestigt hat, die Vergleichsmöglichkeiten zugunsten dieser etatistisch grundierten Konzeption „aus dem Westen“? Vgl. Matthes: *The Operation Called „Vergleichen“*, in: Ders. (Hg.): *Zwischen den Kulturen? (Soziale Welt, Sonderband 8)* Göttingen 1992, S. 75-99.

VII. Religion und Militär: Ordnung als Erfüllung?

Distanznehmen und Eigensinn schloß momentane oder auch längerfristige Teilnahme an Partei oder Gewerkschaft, an überlokaler Organisation nicht grundsätzlich aus (und auch innerhalb der Organisationen verhielten sich viele eigensinnig). Dieselben Personen nutzten unterschiedliche Ausdrucksmöglichkeiten, je nach Situation oder Augenblick. Die Ensembles der Ausdrucksmittel formten sich in vielschichtigen „Kräftefeldern“. Dazu gehörten Orientierungsmuster, die ‚außerhalb‘ gruppenspezifischer oder regionaler Besonderheit reguliert wurden – die solche Eigenheiten zudem ‚brechen‘ sollten: religiöse und kirchliche, aber auch militärische Prägungen.

Religiöse Prägungen: Die nachdrückliche „Geringschätzung gegen die ‚Pfaffen““, auf die der angehende Pastor Göhre 1890 in Chemnitz traf, war kein Indiz für religiöse Abstinenz. Göhre fand sehr wohl hohe Sensibilität für Riten, zumal für „anständige“ Begräbnisse, hörte aber auch „Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus“. ¹³⁰ Die sozialistischen und kirchlichen Institutionen bekämpften sich zwar wechselseitig mit aller Entschiedenheit. Der Appell kirchlicher Gruppen oder einzelner Pfarrer zu innerweltlicher Gerechtigkeit faszinierte jedoch selbst schärfste Verächter der Kirche, und die Erlösungskomponente des sozialdemokratischen „Zukunftsstaates“ sprach offenbar „religiöse“ oder „magische“ Bedürfnisse auch bei den Verächtern alles Kirchlichen an. ¹³¹

Das Ethos innerweltlicher Pflichterfüllung, wie es die protestantische Kirchlichkeit prägte, aber auch der katholischen Amtskirche nicht fremd war, fand Resonanz in der SPD-Rhetorik von der Verantwortung der Genossen für die Unterdrückten dieser Welt. Andererseits taugten religiös aufgeladene Selbstdefinitionen, die Unvereinbarkeit zwischen den Arbeiterorganisationen zu zementieren. Katholiken galten bei Sozialdemokraten als abergläubisch und im Zweifel gefügig gegenüber jeder Obrigkeit. Und daran änderte es gar nichts, wenn es um katholische Arbeiter ging. Umgekehrt sahen nicht wenige Katholiken unabhängig von ihrer eigenen „Klassenposition“ in den „Roten“ nur kaltschnäuzige Mate-

130 Göhre: Drei Monate, S. 157 ff., bes. 176, 180 und 190.

131 Zu den Vorstellungen, nicht aber zu ihrer sozialen und alltagspraktischen Reichweite L. Hölscher: Weltgericht oder Revolution. Protestantische und sozialistische Zukunftsvorstellungen im deutschen Kaiserreich, Stuttgart 1989; zu Verbreitung und Intensität magischer Praktiken gerade auch in „Arbeiterkreisen“ vgl. die Schrift eines protestantischen Pfarrers, der in Magdeburg-Diesdorf amtierte: Huschenbett: Volksaberglaube. Ein Bericht aus der Gegenwart nebst Beurteilung, Magdeburg 1925.

rialisten, die keinerlei „Werksfrömmigkeit“ kannten oder zuließen.¹³² Zugleich wurde die Bibel sehr wohl als Programm für Gerechtigkeit auf Erden gelesen. Allerdings kam es dabei nicht auf säuberliche Scheidung der Sphären an: Jesus von Nazareth und Wilhelm Tell konnten gleichermaßen zu literarischen Vorbildern werden (in diesem Fall bei einem Essener Bergarbeiter, seit den 1920er Jahren aktives Mitglied beim Gewerkverein Christlicher Bergarbeiter und einem katholischen Knappenverein).¹³³

Militärische Prägungen: Bis 1918 mußten alle Männer – selbst wenn sie zurückgestellt oder ausgemustert wurden – zumindest vorbeugend mit den Ängsten, aber auch den Befriedigungen umgehen, die mit dem Militärdienst verbunden waren. Militär bedeutete den jähen Bruch mit dem vertrauten Alltag, mit der vertrauten Nachbarschaft und Lokalität. Dieser Bruch wurde durch die Schikanen des Rekrutendaseins besonders fühlbar. Allerdings wurden ältere Orientierungsweisen nicht völlig ausgelöscht; sie erhielten aber eine neue ‚Ladung‘, zumal Gehorsam, Körperdisziplin und „tadelloses Äußeres“. Und außerhalb der Kasernen fanden die Uniformen und Uniformierte weithin Anklang. Für Frauen in Lohnarbeit, z.B. Dienstmädchen oder Köchinnen, galt ein „ausgedienter“ Unteroffizier als ausgesprochen „gute Partie“. Also nicht nur, wenn „die Musik kommt“, schauten „Mine, Trine, Stine ... aus Tür und Tor und Hof und Haus“.¹³⁴

Das Militär war für Männer jene Lebensphase, in der sich eigene Körpermühe und -leistung in unvergleichlicher Weise unmittelbar auf Erhalt des „Reiches“, auf die „Leutseligkeit“ von Kaiser bzw. König beziehen ließen.¹³⁵ Zumindest nach

132 W. Spohn: Religion and Working-Class Formation in Imperial Germany 1871-1914, in: *Politics & Society* 19 (1991), S. 109-132, 111 ff.

133 R. Noltenius (Hg.): *Alltag, Traum und Utopie. Lese Geschichten – Lebensgeschichten*, Essen 1988, S. 34-43; vgl. Parisius, *Lebenswege*, S. 92 ff.

134 Insofern ist D. v. Liliencrons „Die Musik kommt“ nicht Ausdruck einer Jubelstimmung, sondern ironische Schilderung einer gewohnten Straßenszene; Zitate aus D. v. Liliencron: *Die Musik kommt*, in: *Der ewige Brunnen. Ein Hausbuch deutscher Dichtung*, hg. von L. Reinert, München 1955, S. 474 f.

135 Differenzen zwischen regionalen „Arbeiterkulturen“ und den damit verbundenen Unterschieden der Hinnahme von Autorität(en) unterstreicht M. Cattaruzza: *Das Kaiserbild in der Arbeiterschaft am Beispiel der Werftarbeiter in Hamburg und Stettin*, in: J. C. G. Röhl (Hg.): *Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte*, München 1991, S. 131-144; sie betont zwar einerseits die stärker ausgeprägten korporativen Vorstellungen in der Stettiner Arbeiterschaft; zugleich aber verweist sie auf eine grundsätzliche Akzeptanz von Monarchie und Kaiser auch bei den Hamburger Arbeitern (die weit mehr streikten) – über die Jahre sei insgesamt ihre „Haltung zum Staat reserviert, aber nicht feindselig“ geblieben, ebda., S. 140;

Ende der Dienstzeit wurden der „Dienst“ und seine „Zucht“ offenbar vielfach zu einem Maßstab des eigenen Alltags – auch dann, wenn die Öffentlichkeit der eigenen Gruppe, der sozialen „Klasse“ dafür keinerlei Raum gab. Jedenfalls darf weder die scharfe Militarismus-Kritik der Sozialdemokratie noch ihre stete Auseinandersetzung mit dem „Leuteschinden“ durch militärische Vorgesetzte den Fehlschluß ermuntern, jeder „gediente“ Lohnarbeiter hätte sich nur mit Wut und Ärger an den Drill auf Kasernenhof und Übungsplatz erinnert.

Franz Rehbein, Landarbeiter aus Hinterpommern und später aktiver Sozialdemokrat, notierte in seinen „Lebenserinnerungen“, daß die „eine Hälfte des Drills“ überflüssig gewesen sei (bei seinem „Dienst“ 1887 bis 1890) – die andere war es in seiner Erinnerung also offenbar nicht! Und der Bauarbeiter und organisierte Sozialdemokrat August Winnig erinnerte sich – allerdings 1930, d.h. dreißig Jahre nach seiner Militärzeit (und zehn Jahre nach seiner Abwendung von der Sozialdemokratie): „Am nächsten lag mir der Drill, dem wir ja unmittelbar unterworfen waren. Mit einigem Erstaunen merkte ich, daß er mir gar nicht so zuwider sei. Je mehr ich die Griffe und Bewegungen beherrschte, um so lieber übte ich sie. Es machte mir nicht nur Freude, wenn sie mir selber gut gelangen, sondern ebenso gern sah ich bei den anderen einen schönen Gewehrgriff oder sonst eine gut gelungene Übung“.¹³⁶ In der „tadellosen“ Ausführung eines Gewehrgriffes mochte jene „Qualität der Arbeit“ sinnfällig werden, die Winnig – die Kollegen an ihren Erwerbsarbeitsplätzen anstrebten oder hochschätzten.

Die Militärorganisation zielte darauf, die Vielen in eine disziplinierte ‘Masse Mensch’ zu verwandeln – ein ausführendes Organ, beliebig disponierbar. Perfekte Ein- und Unterordnung bestimmte die öffentliche Präsentation. Diese Form öffentlicher Selbstdarstellung prägte aber seit dem späten 19. Jahrhundert zunehmend auch das Auftreten der gesellschaftlichen Gruppen, unabhängig von Interessen und Zielen. Die Kirchen, aber auch die sozialdemokratischen Organisierungen einer „alternativen Kultur“ (Lidtke) zeigten bei ihren zeitweiligen Besetzungen öffentlicher Räume ähnliche Formen. Arbeiterfestzüge waren

vgl. dazu auch R.J. Evans (Hg.): Kneipengespräche im Kaiserreich. Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei, 1892-1914, Reinbek 1989, S. 322 ff. Demgegenüber betont A. v. Saldern – ebenfalls für das Kaiserreich – die Mischung aus scharfer Ablehnung von und Desinteresse gegenüber dem „Staat“; allerdings fällt auf, daß die im lokalen Ortsverein behandelten Themen jeweils ‘weit weg’ angesiedelt waren, also keine konkreten Bezüge zur Situation ‘vor Ort’ hatten, Dies.: Auf dem Wege zum Arbeiter-Reformismus. Parteilalltag in sozialdemokratischer Provinz, Göttingen (1870-1920), Frankfurt 1984, S. 63 ff.

136 Winnig: Der weite Weg, Hamburg 1932, S. 70 f.

orientiert am Bild der straffen Marschkolonne, bei Kirchentagen wie am Ersten Mai. Vor 1914 wie in den 1920er Jahren schien die geschlossene Kolonne der sinnfällige Beweis für die Ernsthaftigkeit von Mitgliedern und Organisations-Zielen – wie Beleg der realen Macht von Kirche oder Partei.¹³⁷ Die Teilhabe an den Riten öffentlichen Aufgebots hatte für die Teilnehmer offenbar auch einen eigenen Reiz: „Freude“ am mühsam erarbeiteten, aber schließlich perfekten „Drill“ zu beschwören.

VIII. Politik

Politik sei „ein besonderer Intensitätsgrad von jedem alltäglichen Gefühl, jeder Praxis“ – so hat Alexander Kluge auf überraschende Weise zugespitzt.¹³⁸ Politik begrenzt sich in dieser Sicht also nicht auf einen Sachbereich; charakteristisch

137 Für die katholischen Organisationen vgl. J. Mooser: Volk, Arbeiter und Bürger in der katholischen Öffentlichkeit des Kaiserreichs. Zur Sozial- und Funktionsgeschichte der deutschen Katholikentage, 1871-1913, in: H.-J. Puhle (Hg.): Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit, Göttingen 1991, S. 259-273, S. 266 ff.; s. auch die offenbar selbstverständliche Übernahme des Soldatenhabitus aus dem Weltkrieg bei der „Roten Ruharmee“, vgl. zur Selbstdarstellung H. Marchwiza: Sturm auf Essen, Berlin 1930; für die Sozialdemokratie der 1920er Jahre vgl. G. Hauk: „Armeekorps auf dem Weg zur Sonne“. Einige Bemerkungen zur kulturellen Selbstdarstellung der Arbeiterbewegung, in: D. Petzina (Hg.): Fahnen, Fäuste, Körper, Essen 1986, S. 69-89; wie sehr militärischer Habitus das Richtmaß abgab, zeigen Details, z.B. die (gedruckte) „Kommando-Kunde, für den Gau Oberbayern-Schwaben des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“, München 1931, S. 1: „Die Leitung muß in der Lage sein, die Organisation zu dirigieren wie einen Mann ...“, zugleich sollten die „Übungen nicht zum öden Militärdrill ausarten“ (S. 2) – eine Mahnung, die nur vor dem Hintergrund Sinn macht, daß es nur zu häufig ebendies wurde: Militärdrill; Bundesarchiv Koblenz, NS 26/800. -Wie Frauen darauf reagierten bzw. mit militärischem Gehabe' privat wie öffentlich umgingen, bedürfte der Klärung, von den Dienstmädchen-Soldaten-Liebschaften bis zum Senden von „Liebesgaben“ an die jeweiligen Fronten.

138 A. Kluge: Das Politische als Intensitätsgrad alltäglicher Gefühle, in: Freibeuter 1 (1979), S. 56-62, S. 61; vgl. Ders./O. Negt: Maßverhältnisse des Politischen, Frankfurt 1992, S. 91 ff.; es geht dabei *nicht* um eine „Fixierung auf das individuelle Lusterleben und den individuellen Tod“, gegen die sich in seiner überaus anregenden, auf Lacan (und Freud) konzentrierten Analyse des Subjektiven Thanos Lipowatz wendet, Ders.: Die Verleugnung des Politischen. Die Ethik des Symbolischen bei Jacques Lacan, Weinheim/Berlin 1986; das Zitat S. 240.

sei weder die Regelung der „öffentlichen Dinge“ noch die bindende Verteilung knapper Ressourcen. Politik gründe andererseits auch nicht in der Abgrenzung von „Freund“ und „Feind“ (im Sinne von Carl Schmitt. Dasselbe gelte für arbeitsteiliges Handeln – „Politik als Beruf“ (Max Weber) – und institutionelle Festlegung. Und auch „Machtverteilungs-, Machterhaltungs- oder Machtverschiebungsinteressen“ (Weber) stünden nicht im Zentrum.¹³⁹ Wenn Politik, als stets mögliche ‚Verdichtung‘ von Gefühlen, überhaupt zu lokalisieren ist, dann nicht bei Gruppen oder Organisationen. Vielmehr sind es die Individuen, die Politik ‚machen‘. Sie erleben und erfahren Gefühle; zugleich sind sie die Akteure, die sich in ihrer Praxis auf Gefühle beziehen, sie gleichermaßen in ihrem Alltag hervorbringen oder unterdrücken. Auch wenn Kluge selbst den Zusammenhang nicht nennt: In seiner Perspektive erweist sich Eigen-Sinn als Politik par excellence, als eine Sorte „gesteigerter Intensität von jedem all täglichen Gefühl, jeder Praxis“.

139 M. Weber: Politik als Beruf (1919), in: Ders.: Gesammelte Politische Schriften, Tübingen 1958, S. 493-548, S. 494; zum Spektrum der Politik-Begriffe vgl. auch D. Berg-Schlosser, Th. Stammen: Einführung in die Politikwissenschaft, 5. Aufl., München 1992, S. 22 ff. – Ein besonders anregendes Argument entfaltet Th. Lipowatz: Die Verleugnung des Politischen. L. tritt mit Verve für die Unterscheidung von „öffentlicher“ und „privater“ Sphäre ein. Diese Opposition sei in der „klassischen“ politischen Theorie auf der Grundlage „des Gesetzes“ (S. 196, vgl. 172 ff.) entwickelt worden und ermögliche auch jene Subjektfindung, für die der Verf. eintritt mit der These „der Unmöglichkeit des Mit-sich-selbst-identisch-seins“ (S. 18). Allerdings geht er davon aus, daß in den Versuchen, die Separierung der genannten Sphären zu überwinden, „das Gesellschaftliche“ als allumfassend oder -durchdringend angenommen werde. Das scheint mir Negt/Kluge (und auch den hier vorliegenden Versuch) nicht zu treffen; denn hier ist grundlegend die Vermutung der unauflösbaren Differenz von Individuellem und „Gesellschaft“ (ungeachtet aller spannungsreichen Beziehungen, also auch Brüche!). – Carl Schmitt hat bekanntlich als Kriterium für das Politische „die Unterscheidung von Freund und Feind“ genannt, vgl. Ders.: Der Begriff des Politischen, München/Leipzig 1932, S. 14. Die Fortsetzung seiner Bestimmung wird meistens nicht erwähnt: gemeint sei der „äußerste Intensitätsgrad einer Verbindung oder Trennung“. Es gehe um das Erkennen des „existentiell ... Anderen und Fremden“. Dabei sollen ausgeschlossen sein Kriterien des Guten, Schönen oder Nützlichen bzw. Bösen, Häßlichen oder Unnützen, also moralische, ästhetische oder ökonomische Verbindungen oder Trennungen. Demgegenüber betont Kluge, die gesteigerte Intensität jeden Gefühls und jeder Praxis sei das Politische: Der „Andere“ erweist sich nicht nur als abstrakter Fremder. Er (oder sie) verkörpert auch nicht allein das Böse, Häßliche oder Unnütze – sondern ebenso die Ideale der Vollkommenheit. Abneigung oder Zuneigung – in beiden zeigt sich nicht selten „gesteigerte Intensität“ oder: „Politik“.

Die Formen, in denen sich Fühlen und Handeln „intensivieren“, erweisen sich bei der Erkundung von Alltagswirklichkeit als überaus vielfältig und vielschichtig. Vor allem schließen sie weder die Assoziation mit anderen noch längerfristige Organisierung oder auch spektakuläre Aktion aus. Dennoch lassen sich unterschiedliche „Arenen“ von Politik unterscheiden.¹⁴⁰

Die einzelnen genießen oder leiden je für sich, in ihren spezifischen Praktiken der Aneignung ‚gegebener‘ (Über-)Lebensbedingungen. „Intensivierungen“ beziehen sich vielfach auf die engeren Radian von Werkstätten oder Nachbarschaften. Insofern macht es Sinn, von einer *Arena der Alltagspolitik* zu sprechen. Davon ist zu unterscheiden eine Arena, in der überlokale Kontrolle wie Vernetzung im Zentrum stehen, in der Staat als Symbol wie institutionelle Verdichtung von „Gemeinschaftlichkeit“ zum Bezugspunkt wird. Es ist die Entfaltung dieser Arena *formalisierter und staatsbezogener Politik*, die in aller Regel als Durchsetzung „des modernen Staates“ gilt.

Die Aktivitäten von (Staats-)Beamten und (Staats-)Verwaltungen, die zumindest in Mittel- und Westeuropa seit dem späteren 17. Jahrhundert ungeachtet aller Konjunkturen und Brüche erheblich zugenommen haben, veränderten zwar das Profil der Arena, in der Alltagspolitik gemacht und erfahren wird. Dennoch aber zeigt eine mikrologische Untersuchung: Alltagspolitik wurde von den regulierenden Leistungen wie polizierenden Aus- und Durchgriffe ‚von oben‘ keineswegs geplant oder ‚aufgesaugt‘. Umgekehrt gilt vielmehr, daß Alltagspolitik die Reichweite formalisierter Politik immer auch mitbestimmen – und damit deren Kontur immer auch mitprägen. Beide Arenen lassen sich als Momente eines Kräfte- und Handlungsfeldes verstehen.¹⁴¹

‚Verdichtete‘ Gefühle und Praxen sind nicht an die Arena alltäglichen (Über) Lebens gebunden. Sie beziehen sich vielmehr nicht selten auf beides *zugleich*:

140 Der hier verwendete Terminus ist angeregt von Überlegungen von Theodore J. Lowi, der Typen von Interessenkonstellationen und politischer Aktivität zu unterscheiden sucht, und zwar eine „distributive“, eine „regulatorische“ und eine „redistributive“ Politik-„Arena“, vgl. Ders.: *Decision-Making vs. Policy-Making*, in: *Public Administration Review* 30 (1970), S. 314-325.

141 Vgl. dazu die bisher in historischen Analysen beharrlich ignorierte Anregungskraft der Thesen Foucaults zur „Allgegenwart von Macht“, als Beziehung, nicht aber als Ding oder ‚Besitz‘ (die freilich – dies ist bei Foucault ausgeblendet – von einzelnen und Gruppen in Interaktionen und Situationen eingesetzt wird!), Ders.: *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1, S. 113 ff.; in diesen Zusammenhang gehören Überlegungen zu den Formen der „Selbstaffirmation“, wie sie sich über die Wahrnehmung bzw. Hochschätzung der Körper vermittele, Ders.: *Ebd.*, S. 147 ff.

Nahes und Fernes, auf das Unscheinbare ebenso wie auf den herausragenden Moment. Freilich bleibt eine Asymmetrie. Die Macht der Gefühle und die Körperlichkeit von Praxis zeigt sich in zahllosen Brechungen, in *jeder* Arena. Die Gefühle sind aber kein ungeformter 'Rohstoff'. Alltägliches Durchkommen gehört fraglos auch zu völliger Konzentration auf formalisierte und staatsbezogene Politik. Dennoch ist der Alltag der Funktionäre und Berufspolitiker des späten 19. und des 20. Jahrhunderts besonders geprägt – durch den ständigen Bezug auf formalisierte und staatsbezogene Politik. Die Differenz der Alltage spiegelt die Differenz der Arenen. Sie sind für die jeweils anderen fremd.

In welchen Formen dennoch Verschränkungen möglich werden können, hat William Reddy am Beispiel der Arbeitserfahrungen nordfranzösischer Leinenweber um 1900 dargelegt. Im Arbeitsprozeß wurde die Verknüpfung geleistet. Das Beharren auf der Abgrenzung zwischen Vätern und Söhnen (das zugleich den Unterschied von Gelernten und Ungelernten markierte) entsprach dem Interesse derselben Väter/Gelernten an Machterhaltung und Lohnsicherung gegenüber Eigentümern und Unternehmern.¹⁴² Dabei zeigt dieses Beispiel kein Nullsummenspiel: Kollektive Aktion zur Behauptung eines nach Alter und Qualifikation gestuften „Tarifs“ basierte nicht darauf, daß die Unterschiede untereinander ignoriert wurden. Vielmehr war es gerade die Intensität des Eintretens für die – als gerecht empfundene – Ungleichheit untereinander, welche schließlich die Aktion gegen Dritte, gegen die Vertreter von Abschöpfung und Herrschaft anfeuerte. Die „Verdichtung“ der Gefühle 'gipfelte' also nicht im Klassenantagonismus. Sie blieb vielmehr mehrdeutig. Die Arena der Alltagspolitik blieb neben der des öffentlichen und formalisierten Handelns erhalten, wurde sogar bestärkt.

Nicht allein Machtblöcke und politische Regimes, sondern auch die überlokal organisierten Oppositionsbewegungen folgten eigenen Rhythmen von Veränderung, Umbruch oder Beharrung. Das gilt für die sozialistischen wie die christlichen Gewerkvereine bzw. Gewerkschaften, aber auch für die christlichen (zumal katholischen) Arbeitervereine und die „Partei des Proletariats“ – die

142 W.M. Reddy: Entschlüsseln von Lohnforderungen: Der Tarif und der Lebenszyklus in den Leinenfabriken von Armentieres (1889-1904), in: R. Berdahl u.a.: Klassen und Kultur, Frankfurt 1982, S. 77-107. Überaus anregend für eine Perspektive, in der nicht nach einem „uniformen Kontinent“ des Proletariats, sondern einem „sich fortwährend veränderndem Archipel von Arbeitergruppen“ gefragt wird, W. Sewell, Jr.: Uneven Development, the Autonomy of Politics, and the Dockworkers of Nineteenth Century Marseille, in: American Historical Review 93 (1988), S. 604-637.

SPD bis 1917/18, danach die sozialdemokratischen, sozialistischen und kommunistischen Parteien.¹⁴³ In den Organisationen entwickelten sich je spezifische Aufmerksamkeitshorizonte; die Aktiven pflegten ihre eigenen Aktionsradien, nicht selten von Ort zu Ort unterschiedlich.¹⁴⁴ Die schrittweise Verstaatlichung von Sozialversicherungen ebenso wie die Verrechtlichung des Arbeitsschutzes seit den 1880er/90er Jahren brachte die Vielen nicht nur in neue Berührung mit Vertretern staatlicher Obrigkeit. Denn zugleich bedeuteten diese staatlichen Angebote und Zugriffe vermehrten Kontakt mit Funktionären der Arbeiteror-

143 Für die SPD und die auf sie bezogenen Freien Gewerkschaften bis 1914 vgl. jetzt G. A. Ritter: Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: Historische Zeitschrift 249 (1989), S. 295-362; Ders. (Hg.): Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs, München 1990; vgl. zu einem vom Typ der norddeutschen großstädtischen Agglomeration abweichenden Fall K. H. Pohl: Die Münchner Arbeiterbewegung; mit einem weiteren Ausgriff fragt nach den „alternativen“ Orientierungen in den kulturellen Praktiken der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung V. Lidtke: The alternative culture; eine sehr gelungene Verbindung der Rekonstruktion von Lebensweisen und politischer Organisation bei W. Maderthaler (Hg.): Sozialdemokratie und Habsburgerstaat, Wien 1988. Besonders aufschlußreich sind zwei Lokalstudien, die 'vor Ort' die Arbeit mit Hilfesuchenden (in den Arbeiter- und Gewerkschaftssekretariaten) sowie die Verhältnisse zwischen den Organisationen behandeln und dabei die lokalen Grenzen „revolutionärer“ Programmatik herausheben: R. Roth: Gewerkschaftskartell und Sozialpolitik in Frankfurt am Main, Frankfurt 1991 und M. Faust: Sozialer Burgfrieden im Ersten Weltkrieg. Sozialistische und christliche Arbeiterbewegung in Köln, Essen 1992. – Für die Entwicklungen nach 1918 ist die Literatur disparat und uneinheitlich. Hier folgen nur knappe Hinweise, die weiterführende Literatur enthalten, wobei die jeweiligen oppositionellen Gruppierungen oder Abspaltungen allerdings zu sehr am Rande bleiben; für die SPD: s. H. A. Winklers dreibändige Darstellung, Berlin/Bonn 1984, 1985 und 1987 (oben Anm. 42); für die KPD S. Koch-Baumgarten: Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/New York 1986; H. Weber: Die Wandlung des deutschen Kommunismus, Frankfurt 1969; für die christlichen Organisationen s. M. Schneider: Die Christlichen Gewerkschaften; D.-M. Krenn: Die Christliche Arbeiterbewegung in Bayern vom Ersten Weltkrieg bis 1933, Mainz 1991; für die katholische Zentrumsparterie vgl. E. L. Evans: The German Center Party 1870-1933, Carbondale 1981; für die „Gelben“ bis 1914 K. Mattheier: Die Gelben, Düsseldorf 1973.

144 Dazu sehr instruktiv der Vergleich der lokalen Braunschweiger und der Hannoveraner SPD-Organisationen und ihrer 'Politikstile' für die Jahre des Weltkrieges 1914-18 und bis ca. 1920 bei F. Boll: Massenbewegungen, bes. S. 196 ff., 251 ff., 313 ff.

ganisationen: Sie traten in Schiedskammern, aber auch in den eigenständigen Arbeitersekretariaten als Sachwalter der Interessen der „Klassengenossen“ auf.¹⁴⁵

Nach 1918 entfaltete die Sozialstaatsdeklaration der Weimarer Verfassung erhebliche Wirkung nicht zuletzt in der administrativen und judikativen Regulierung von Arbeitsbeziehungen. Vorreiter waren dabei Gewerkschaftsfunktionäre, die rasch Tarifrechts-Spezialisten wurden (mit eigenen Interessen an dauerhafter Stellung).¹⁴⁶ Für sie waren Tarifverträge das allein wirksame Instrument, zugleich das Symbol der Durchsetzung von Arbeiterinteressen. In tariflich fixierten Löhnen und Arbeitszeiten, aber auch in den Versicherungen gegen die Risiken des (Über-)Lebens berührten sich – in dieser Sicht – die Überlebensanstrengungen der einzelnen (und ihrer Familien) mit den Klassen- und Parteiinteressen.

Die Handlungsformen und Erfahrungen an den industriellen Arbeitsplätzen waren von einer eigenen 'langen Welle' geprägt. Sie verknüpfte sich nur punktuell mit den Konjunkturen der Staats-Politik; sie deckte sich andererseits aber auch nicht mit den Bewegungen der Ökonomie oder gesellschaftlicher Gruppen. Seit den 1870er Jahren ging es an den Werkzeugmaschinen, Hebezeugen und Reglern

145 Aufschlußreich sind die – allerdings auf Einzelfälle begrenzten – Berichte aus der sozialen Schiedsbarkeit vor 1914 bei R. Wissell: *Aus meinen Lebensjahren*, Berlin 1983; vgl. auch U. Borsdorf: *Hans Böckler. Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945*, Köln 1982; insgesamt vgl. die eher summarischen Hinweise bei G.A. Ritter: *Sozialversicherung in Deutschland und England. Entstehung und Grundzüge im Vergleich*, München 1983, S. 62-75 sowie U. Frevert: *Krankheit als politisches Problem 1780-1880. Soziale Unterschichten in Preußen zwischen medizinischer Polizei und staatlicher Sozialversicherung*, Göttingen 1984. Zur gouvernementalen Sicht und dem Interessenkampf auf der Ebene der Reichsregierung um die Weiterentwicklung sozialpolitischer Schutzmaßnahmen vgl. H.-J. von Berlepsch: „Neuer Kurs“ im Kaiserreich? Die Arbeiterpolitik des Freiherrn von Berlepsch 1890 bis 1896, Bonn 1987; zu den staatlichen Kontrollstrategien weiterhin K. Saul: *Staat, Industrie, Arbeiterbewegung im Kaiserreich. Zur Innen- und Sozialpolitik des Wilhelminischen Deutschland 1903-1914*, Düsseldorf 1974.

146 Dazu aus zeitgenössischer Beobachtung R. Michels: *Zur Soziologie des modernen Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens (1911/1925)*, Stuttgart 1958; vgl. jetzt vor allem D. Brunner: *Bürokratie und Politik des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes 1918/19 bis 1933*, Köln 1992. H. Homburg verweist zurecht darauf, daß bei den Gewerkschaften (zumal dem Deutschen Metallarbeiter-Verband) die „Konzentration auf das kollektive Klassenschicksal“ zu einer folgenreichen „Lücke“ in der gewerkschaftlichen Wahrnehmung der Rationalisierungen führte: die „individuelle Arbeiterexistenz“ blieb aus dem Blick, vgl. Dies.: *Rationalisierung und Industriearbeit*, S. 585 f.

für Jahrzehnte immer wieder erneut um „Passungen“ und Toleranzen.¹⁴⁷ Davon nicht zu lösen war die Auseinandersetzung um die Lohnform und Lohnberechnung, insbesondere die Praxis bzw. die Aufteilung der Gruppenakkorde. Auch diese Konflikte blieben in hohem Maße getrennt von jenen, die sich um die rechtsförmigen Rahmenbedingungen drehten, um Tarife und Tarifverträge. Nur bei diesen Eckwerten wurde die Arena staatsbezogener und formalisierter Politik direkt berührt.¹⁴⁸ Und nur für die Regelung oder Unterdrückung aller tarifpolitischen Aktivitäten wurde zentral, welches Maß an Koalitionsfreiheit gegen die Vertreter des jeweiligen politischen Regimes durchgesetzt – oder von ihnen zugestanden wurde.

Die Eindringtiefe dieser politischen Regulierung wurde und blieb je geringer, desto näher Verordnungen und Funktionäre an die Praxis des Arbeitens selbst heranrückten. Selbst der Faschismus änderte daran nichts. Diese anhaltende Distanz mochte auch damit zusammenhängen, daß manche der Funktionäre ihrerseits sehr eigene Vorstellungen über ihre 'Basis' hatten. Ein ungenannter Betriebsrat eines größeren Spinnereibetriebes beklagte sich in seinem Tagebuch bitter über den „Unverstand der Massen“. Denn die Hauptarbeit bestünde doch darin, die „dutzenderlei Forderungen und Wünsche der Arbeiter im täglichen Verkehr mit der Betriebsleitung zu erledigen“. Die einzelnen Fälle, die er schilderte, waren ihm eigentlich nur Beleg dafür, „wieviel kostbare Zeit ... durch die zu leistende Sisyphusarbeit“ verloren ginge. Wie abstoßend und peinigend wäre es doch, in diese alltäglichen Streitereien z.B. um Spindplätze oder Verdächtigungen wegen „Kameradendiebstahls“ hineingezogen zu werden. Es gebe auch

147 Vgl. die Maßnahmen zur „Rationalisierung der industriellen Fertigung“, die der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Albert Speer, im Februar 1942 mit Nachdruck vor allem in den Bereichen des Maschinenbaus zu forcieren suchte, vgl. Historisches Archiv Krupp WA 41/5-56 sowie die als „vertrauliche Denkschrift“ gedruckten „Erfahrungsberichte“: Hauptausschuß Maschinen (Hg.): Fließende Fertigung in deutschen Maschinenfabriken, Essen 1943.

148 Für den in vielerlei Hinsicht unterschiedlichen englischen Kontext s. dazu in den letzten Jahren die Debatte über „rank and filism“, d.h. die Frage, ob Konflikte zwischen Gewerkschaftsfunktionären und „einfachen“ Mitgliedern der Angelpunkt der Arbeits- und Arbeitergeschichte seien, oder ob es produktiver sei, diese im Zusammenhang von „industrial relations“, die zunehmend staatlich beeinflußt oder auch reguliert wurden, zu untersuchen; vgl. die Debatte zwischen R. Price: „What's in a Name?“ Workplace History and „Rank and Filism“, in: International Review of Social History 34 (1989), S. 62-77, J. Cronin: The „Rank and File“ and the Social History of the Working Class, in: Ebda., S. 78-88 und J. Zeitlin: „Rank and Filism“ and Labour History: A Rejoinder to Price and Cronin, in: Ebda., S. 89-102.

keinen Dank, sondern nur immer neue und immer unverschämtere Ansprüche. Die Arbeiter und Arbeiterinnen schienen diesem Mann nur von Eigensucht getrieben. Immerhin hielt eine der Freien Gewerkschaften diese Notizen für veröffentlichenswert; das Bändchen erschien 1925.¹⁴⁹

Solche Reibungsflächen boten Ansatzpunkte für Strategien der 'anderen Seite'. Unternehmer und Manager entwickelten im Gefolge der nationalen bzw. rüstungswirtschaftlichen Formierung nach 1914 neue Formen paternalistischer Einbindung. Ideologie und Konzept der „Werksgemeinschaft“ sollten zumal in den Großbetrieben personale Verbundenheit anstiften.¹⁵⁰ Damit war aber auch ein Zugriff gefunden, der nach 1933 bruchlos mit den NS-Konzepten einer „Betriebsfolgenschaft“ zusammenpaßte (nur nicht bei der Frage der Entscheidungsgewalt, innerhalb wie außerhalb der Betriebe!).¹⁵¹ Und in der engen Verknüpfung von geldwerten Leistungen mit symbolischen Auszeichnungen für „Werkstreue“ konnten auch nahe Angehörige unmittelbar Nutzen ziehen: im Ferienlager für den Sohn oder den Nähkursen für die Tochter.

IX. „Generationenzusammenhang“ und „shifting involvements“

Wenn in historischen Studien zu neuzeitlichen Gesellschaften von 'Bewegungen' die Rede ist, steht fast immer das Bild des Auf- oder Abstieges im Hintergrund. Kürzere oder längere Pfeile taugen zur Verdeutlichung. Erst neuerdings sind gleichsam bogenförmige Bewegungen im Lebenslauf wieder beachtet worden:

149 Deutscher Textilarbeiter-Verband (Hg.): *Aus dem Tagebuch eines Betriebsrates*, Berlin 1925; die Zitate ebda., S. 3, 6, 8 f.- Für den Hinweis auf diese Publikation danke ich Dr. Volker Jäger, Leipzig.

150 Vgl. dazu meinen Aufsatz: „Deutsche Qualitätsarbeit“, „Spielereien“ am Arbeitsplatz und „Fliehen“ aus der Fabrik, S. 188 ff.; zum folgenden auch meinen Aufsatz: „Ehre der Arbeit“: Industriearbeiter und Macht der Symbole, in diesem Band, S. 246-304. – Zur 'langen Welle' des industriellen Paternalismus vgl. auch das Material bei K.-H. Gorges: *Der christlich geführte Industriebetrieb im 19. Jahrhundert* und das Modell Villeroy & Boch, Stuttgart 1989; zur Problematik generell sowie zum französischen „Fall“ s. G. Noiriel: *Du „patronage“ au „paternalisme“: la restructuration des formes de domination de la main-d'oeuvre ouvrière dans l'industrie métallurgique française*, in: *Mouvement social* (1988) No. 144, S. 17-35.

151 Ausführlich M. Frese: *Betriebspolitik im „Dritten Reich“*. Deutsche Arbeitsfront, Unternehmer und Staatsbürokratie in der westdeutschen Großindustrie 1933-1939, Paderborn 1991.

bei Industriearbeitern der Rückgang der Geldeinkommen in den letzten Jahren ihrer Erwerbstätigkeit.¹⁵² Diese Dynamik verbindet sich mit der Empfindung der Zugehörigkeit zur Gruppe derer, die wechselseitig unterstellen, daß sie bestimmte (Lebens-)Erfahrungen teilen. Das bedeutet immer auch, daß alle, die diese nicht gemacht haben (können), gleichsam automatisch auf Distanz gerückt werden. Die Kriegsteilnahme im (ersten) „Weltkrieg“ wurde nur ein besonders markantes Beispiel für diesen gleichermaßen erlebten wie mythischen „*Generationenzusammenhang*“ (K. Mannheim).

Es war nicht nur der stetige Anstieg bei den Wählerstimmen oder der schubweise Zuwachs der Mitgliederzahlen bei der Sozialdemokratie wie bei den anderen Arbeiterorganisationen, aus denen die vor 1880 Geborenen sichere Hoffnungen auf ein besseres Leben ziehen mochten. Im Alltag fühlbar wurden in erster Linie Phasen steigender Reallöhne, die ungeachtet fortwährend erheblicher Schwankungen der Lohnbeträge einen ‚Aufstieg‘ markierten: In den beiden Jahrzehnten vor 1914 konnten die Gleichzeitigkeit dieser Wachstumskonjunkturen als Unterpfand für eine ‚lange Welle‘ weiterer Verbesserungen genommen werden. *Nach* 1919 und 1920 – dem Scheitern der Massenstreikbewegungen zumal an der Ruhr und in Mitteldeutschland – konnten solche langfristig gestützten Erwartungen allerdings in massive Enttäuschung umschlagen. Anders bei den um 1900 Geborenen. Sie erlebten ihre „rites de passage“ in einem industrialisierten Vernichtungschaos, im Krieg (sofern sie überhaupt „davongekommen“ waren und überlebten).¹⁵³ Zwei völlig unterschiedliche Generationenerfahrungen überwogen also bei den Erwachsenen der 1920er Jahre. Dennoch standen diese so andersartigen Erfahrungsmuster der Älteren und der Jüngeren in starker Resonanz

152 Dazu besonders H. Schäfer: Arbeitsverdienst im Lebenszyklus. Zur Einkommensmobilität von Arbeitern, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 21 (1981), S. 237-267.

153 Vgl. zu den Deutungsmustern der Kriegsgeneration E. Jünger: In *Stahlgewittern* (1920), 32. Aufl., Stuttgart 1990 und K. Theweleit: *Männerphantasien*, Frankfurt 1977; alternativ allerdings E. Toller: *Eine Jugend in Deutschland* (1933), München 1978 (Gesammelte Werke, Bd. IV); s. für einen psychoanalytischen Versuch zur Generationenerfahrungen der um 1906-10 Geborenen P. Loewenberg: *The Psychohistorical Origins of the Nazi Youth Cohort*, in: *American Historical Review* 76 (1971), S. 1457-1502. – Ein Ansatz, der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeneration im Zusammenhang des Weltkrieges 1939-45 diskutiert, bei W. Deppe: *Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung*, Frankfurt/New York 1982; die narrative Konstruktion von „Familie“ in Familiengeschichten wird in einer ersten Näherung zum Thema bei I. Vesper, A. Weber: *Familien-Geschichten. Mündliche Überlieferung von Zeitgeschichte in Familien*, Hamburg 1991.

zueinander. Der in Momenten von Todesgewalt erlebte (oder in Berichten des Vaters oder Bruders, des Verlobten oder Ehemannes kolportierte) Verlust einer kalkulierbaren und 'heilen' Welt markierte einen gemeinsamen Nenner.¹⁵⁴

Seit Mitte der 1920er Jahre (und in anderer Weise in den 1950ern) verschoben sich die Spannungslinien erneut. Millionen von Kindern der Kriegsjahre hatten den Vaterverlust zu verkraften; andererseits – oder deshalb? – 'stürzte' sich gerade diese neue junge Generation mit großer Intensität auf jene Konsumchancen, die ab 1924/25 (bzw. 1955) erneut zunahmen, wenn sie nicht außerhalb der Großstädte erstmals auftraten. Es scheint, daß die Bindekraft der älteren Arbeiter-Respektabilität für die ab ca. 1910 geborenen Jüngeren drastisch abnahm. Bei ihnen war nicht mehr „gesichertes, 'ordentliches' und geachtetes Leben im Kreise von Verwandten, Nachbarn und Kollegen“, sondern „Weiterkommen auf eigene Faust“ die Richtschnur.¹⁵⁵ Diese *kulturelle Distanz* zwischen den Generationen zeigte sich besonders im Freizeitverhalten, also in der Kino-, „Sucht“ und Vorlieben für US-Tanzmusik oder Motorrädern bei den Jüngeren – zum Entsetzen der Älteren, insbesondere der „angesessenen“ Industriearbeiter und von SPD- wie KPD-Aktivisten.¹⁵⁶

154 Diese Bruch-Erfahrung reflektiert sich auch in einer Sicht, der zufolge ein *neuer Menschentypus*, d.h. das Amalgam von Frontsoldaten und (Industrie-Fach-)Arbeiter, die angeblichen Übel des bürgerlichen Zeitalters heilen würde, vgl. E. Jünger: *Der Arbeiter* (1932). Stuttgart 1985; zu der auf eine totalisierende (und insofern „metapolitisch“ gerichtete) Vorstellung Jüngers von „Arbeit“ als ästhetischer Verknüpfung von Leistung und Genuß vgl. die eindringende Studie von H. Segeberg: *Krieg als Arbeit – Ernst Jünger und der Erste Weltkrieg*, in: Ders. (Hg.): *Vom Wert der Arbeit. Zur literarischen Konstitution des Wertkomplexes „Arbeit“ in der deutschen Literatur (1770-1930)*, Tübingen 1991, S. 335-378.

155 Dazu U. Herbert: *Zur Entwicklung der Ruhrarbeiterschaft 1930 bis 1960 aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive*, in: L. Niethammer/A. v. Plato (Hg.): *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“*, S. 19-52, 22 f.

156 J. Wickham: *Working-Class Movement and Working-Class Life: Frankfurt am Main during the Weimar Republic*, in: *Social History* 8 (1983), S. 315-343 (Kurzfassung in: *Sozialwissenschaftliche Informationen* 13 [1984] H. 2, S. 22-30); zur Massenkultur der 1920er Jahre A. von Saldern: *Arbeiterkulturbewegung in Deutschland in der Zwischenkriegszeit*, in: Boll (Hg.): *Arbeiterkulturen*, S. 29-70, S. 59 ff.; zu den geschlechterspezifischen Färbungen vgl. A. von Saldern: *Cultural Conflicts, Populär Mass Culture, and the Question of Nazi Success: The Eilenriede Motorcycle Races, 1924-39*, in: *German Studies Review* 15 (1992), S. 317-338. – Studien zu Generationenkonflikten bei Arbeitern neigen bisher dazu, eine „vorherige“ Gleichsinnigkeit und Kollektivität vorauszusetzen. Damit wird z.B. der Erfolg der politischen Praxis und Propaganda des Nationalsozialismus, die

Für die Älteren brachten die 1920er Jahre, nach dem Ende der Hyperinflation im Herbst 1923, aber noch eine andere Veränderung: einen deutlichen Rückgang der Wanderungsbewegungen. Unverkennbar war eine geographische *Verfestigung* im Arbeiterleben.¹⁵⁷ Enormer Zulauf nicht zu den eigentlich 'politischen' Organisationen, sondern den Arbeiterkulturbewegungen läßt sich als ein Ausdruck dieses Seßhaft-Werdens verstehen. Ansässigkeit dürfte neben den neuen Frontstellungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten auch einer der Gründe dafür sein, daß in diesen Jahren Redeweisen Verbreitung fanden, die ein Festsetzen 'am Ort' voraussetzten oder bekräftigten, also auch die Rhetorik von den politischen „Lagern“.¹⁵⁸

Aktionsbereitschaft, zugleich aber Abstinenz gegenüber einer – im engeren Verstande – politischen Organisation gehörten zu jenen Folgen von Brüchen und Verschiebungen zwischen den Generationen, die Parteiführungen und Funktionäre unmittelbar registrierten. Inwieweit aber auch Erfahrungen mit Staatsapparat und Gesellschaft im Kaiserreich zerstört oder 'weggewischt' wurden – Erfahrungen der Klassenonderung, d.h. der Ausgrenzung wie der eigenständigen „alternative culture“ (Lidtke) – ist offen. Immerhin wurden in der Arena, in der es um überlokale Politik ging, seit den frühen 1920er Jahren auch bei den „proletarischen Massen“ *nationale Orientierungen* sehr sichtbar. Freilich war auch bei aktiven Sozialdemokraten die „Internationale“ vor 1914 kaum über

„Erlösung“ durch „Ehre“ und „Gemeinschaft“ signalisierte, nur als Reaktion auf die 1920er Jahre verkürzt. Inwieweit aber längerfristige Ambivalenzen in den Orientierungen 'der' Arbeiter wesentlich waren und von den Nazis „bedient“ werden konnten, bleibt dann ausgeklammert.

157 Dazu die Hinweise bei D. Langewiesche: Mobilität in deutschen Mittel- und Großstädten. Aspekte der Binnenwanderung im 19. und 20. Jahrhundert, in: W. Conze, U. Engelhardt (Hg.): Arbeiter im Industrialisierungsprozeß, Stuttgart 1979, S. 70-93, bes. Tab. 2, S. 84 f.; F. Lenger, D. Langewiesche: Räumliche Mobilität in Deutschland vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: A. Schildt, A. Sywottek (Hg.): Massenwohnung und Eigenheim, Frankfurt/New York 1988, S. 103-126; ob damit allerdings die im einzelnen nach Berufstätigkeit und Qualifikation, aber auch nach Industriebranche, Lebensalter und Geschlecht überaus unterschiedlichen Bewegungen (dazu Langewiesche: Mobilität, S. 78 ff.) oder Seßhaftigkeiten durchgängig verändert waren, läßt sich aus solchen globalen Mobilitätskennziffern nicht entnehmen.

158 Aspekte der „Lager“-Bildung bzw. deren (relativer) Durchlässigkeit im Zusammenhang der Krisenerfahrung nach 1929/30 werden am regionalen Beispiel des Landkreises Kassel erschlossen bei E. Hennig, M. Kieserling: Zwischen Fabrik und Hof – zwischen Republik und Dorf, Kassel 1990.

Versammlungsrhetorik hinausgekommen. Und für die Mehrheit der Organisierten wie der Nicht-Organisierten dürften „Reich“ und „die Deutschen“ (oder auch „die Sachsen“ oder „Bayern“) weit greifbarere Bezugspunkte gewesen sein als jene „Klassensolidarität“, die Appelle an eine weltweite, also völlig abstrakte Genossenschaft einforderten.¹⁵⁹

Überdies wurden hier *ethnische* Spannungslinien ‘innerhalb der Klasse’ berührt.¹⁶⁰ Deutsche Arbeiter sahen in Polen, Masuren und Russen, aber auch Italienern weder Vertreter exotischer „Subkulturen“ noch Kollegen oder gar „Klassenbrüder“. Vielmehr waren „romanische und slavische Arbeiter“ häufig unliebsame Konkurrenten. Aber nicht allein Lohndrückerei wurde befürchtet oder erfahren; es ‘störten’ auch unterschiedliche Alltagsgewohnheiten oder Verhaltensweisen: Nicht nur Gewerbeaufsichtsbeamte, sondern auch Gewerkschafter zeigten sich irritiert über einen „anderen Begriff der Reinlichkeit“ bei diesen zeitweilig in den „Kampagnen“ der Baugewerbe, längerfristig in der Berg- und Hüttenindustrie Beschäftigten. Und der sozialdemokratische „Vorwärts“ konnte sich gar genug tun in seinen Attacken auf „russische Müllkosacken“, als er 1904 Versuche beschrieb, einen Transportarbeiterstreik in Berlin durch Anheuern russischer Saisonarbeiter zu brechen.¹⁶¹ „Nationales“ Vokabular und „völkische“

159 Vgl. v. Saldern: Auf dem Wege zum Arbeiter-Reformismus, S. 64f.; Evans (Hg.): Kneipengespräche im Kaiserreich, S. 322 ff. und bes. 361 ff. Zur Frage einer grundsätzlich nationalen oder „patriotischen“ Orientierung, d.h. des Verweises auf „the people of England“ oder „the British people“, nicht aber des Vorrangs der Klasse gerade auch bei den Besitzlosen und den lohnarbeitenden „Massen“ des industriellen England sehr anregend R Joyce: Visions of the People. Industrial England and the question of class 1848-1914, Cambridge u.a. 1991.

160 Chr. Kleßmann: Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870-1945. Soziale Integration und nationale Subkultur einer Minderheit in der deutschen Industriegesellschaft, Göttingen 1978; E. Hauschildt: Polnische Arbeitsmigranten in Wilhelmshurg bei Hamburg während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, Dortmund 1986; vgl. als anregendes Beispiel: J. W. Toner: Coal, Class, and Color: Blacks in Southern West Virginia, 1915-1932, Urbana 1990.

161 U. Herbert: Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1890. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Berlin/Bonn 1986, S. 57-70, die Zitate S. 57f.; zu den bei Herbert nicht beachteten Transportarbeitern und der rigorosen Abwehrhaltung in der Sozialdemokratie ihnen gegenüber s. Th. Lnjdenberger: Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin, Diss. phil., TU Berlin 1992, S. 289 ff. – Zur mentalen Seite ethnischer Ab- und Ausgrenzungen in den Arbeiterbewegungen s. D. Byer: Rassenhygiene und Wohlfahrtspflege. Zur Entstehung eines sozialdemokratischen Machtdispositivs in Österreich bis 1934, Frankfurt/New York 1988.

Anspielungen transportierten also eine zweifache Bedeutung; die nicht selten schroffe Ablehnung der „Fremden“ ebenso wie die nachdrückliche Abgrenzung gegenüber der „underclass“.¹⁶²

Nach 1918 brachte der Ruhrkampf von 1923 einen ersten Höhepunkt nationaler Aufladung, unabhängig von allen Klassengrenzen.¹⁶³ Es scheint, daß in dieser Konfrontation mit den „Siegermächten“ Erwartungsbögen gespannt wurden, unter denen sich die Menschen längst vor der Depression ab 1929/30 massenhaft sammelten. „Nationale“ Fixpunkte einer klassenübergreifenden Orientierung blieben nicht auf die formale Politik begrenzt. In der „deutschen Qualitätsarbeit“ fanden Gewerkschafter wie Vertreter der Unternehmer den Schlüssel zur Überwindung der wirtschaftlichen Nöte wie der – weithin angenommenen – Erniedrigung der Nationalstaats, des „Reichs“.¹⁶⁴ „Nationale“ Agitationen der Nazis stießen also gerade auch bei Arbeitern nicht auf unbeackertes Terrain.

Würde man die eben skizzierte Absetzbewegung ‚weg‘ von den „linken“ Bewegungen als „Rückzug ins Private“ einordnen, wäre nur ein isolierter Aspekt erfaßt. Solche einlinigen Maßstäbe verfehlen die Praxis der Vielen, vor allem ihre „*shifting involvements*“ (Albert O. Hirschman).¹⁶⁵ Es geht dabei um ein Hin und Her, nicht aber um ein rigoroses Entweder-Oder. Der Dreher Paul Maik notierte in seinem ab 1919 geführten Erinnerungsbuch *nebeneinander*: die örtlichen Lebensmittelpreise, eine Schiffskatastrophe ‚in der Ferne‘, das Zahnweh der Tochter, Betriebsrats- oder Reichstagswahlergebnisse. Maiks Aufmerksamkeitsspanne

162 Die „underclass“ von Einheimischen – die in den meisten Industrieballungsräumen, zumal im Ruhrgebiet, ganz überwiegend ebenfalls eine oder zwei Generationen zuvor zugezogen waren! – ist bisher wenig beachtet worden; eine eindringliche Fotostudie zu einem entsprechenden Viertel in Essen, dem „Segeroth“, liefern jedoch F. Bajohr, M. Gaigalat (Hg.), *Essens wilder Norden. Segeroth – ein Viertel zwischen Mythos und Stigma*, Hamburg 1990.

163 Vgl. M. Ruck: *Die freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923*, Köln 1986; Ruck verweist aber auch auf Grenzen dieser „Aufladung“: „rechtsextreme Affekte“ findet er bei denen, die wenig oder gar keine Organisationserfahrung hatten, vgl. Ders.: *Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus*, Köln 1988, S. 56-73; s. aber auch die Hinweise auf das „Protestverhalten“ von „sozial deklassierten“ jüngeren Männern, die sich den separatistischen Bewegungen zuwandten, s. J. Thomassen: *Arbeiterschaft und rheinischer Separatismus im Krisenjahr 1923*, in: *Geschichte im Westen* 7 (1992), S. 53-61.

164 A. Lüdtke: „Deutsche Qualitätsarbeit“, „Spielereien“ am Arbeitsplatz und „Fliehen“ aus der Fabrik, S. 182 f.

165 A. O. Hirschman: *Shifting Involvements*, Princeton 1982.

umfaßte weder nur das Private noch nur das Öffentliche. So sehr die Gartenarbeit separiert blieb von der Aussperrung oder dem Wechsel der Reichstagsmehrheit, so deutlich waren auch die Bezüge: die Politik der Parteien und Regierungen galt nicht als etwas 'ganz Anderes'. Andererseits verliehen nicht allein die Aktivitäten der (Berufs-)Politiker dem eigenen Leben Bedeutung. Die „Intensität des Privaten“ hatte und hielt ihren eigenen Raum und Rang. Daraus erwuchs eine unauflösbare Ambivalenz: Die Sphäre des Individuellen (und Familiären) war die Basis für Teilnahme in der öffentlichen Arena; sie eröffnete aber auch die Chance für Rückzug und Distanz.¹⁶⁶

X. Erfahrungen und Symbolpraxis: „deutsche Qualitätsarbeit“

Handeln und Verhalten der Menschen ermöglicht und begründet – zerstört aber auch Erfahrungen. Diese regen ihrerseits Wahrnehmungen an, filtern sie freilich auch. Zugleich ermöglichen erst Erfahrungen oder „durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse“ (Schütz/Luckmann, s.o.) jenes Verhalten, das 'gegebene' Bedingungen 'realisiert', sie aneignend akzeptiert, zugleich aber auch verändert. Anders: Handeln, Verhalten und Deuten erweisen sich als *wechselseitig* aufeinander bezogen. Das Sich-Abarbeiten an den „Dingen“ wie das Verhalten zu anderen Menschen gründet auf Wahrnehmungen, in welche Deutungen immer schon eingelassen sind. Übersetzungshilfen für die Bändigung der Eindrücke, aber auch für den Austausch untereinander bieten symbolische Ausdrucksformen. Symbolische Formen wirken aber nicht als 'Spiegel'. Vielmehr *beleuchten* sie die Dinge wie die Personen; sie lassen spezifische Signaturen hervortreten, verdunkeln andere. Vermehrte Arbeitsmühe ließ sich 1938 oder 1942 mit der „Größe des Reiches“ in Verbindung setzen und vor allem auch anspornen (sowie ungeachtet aller Deutungen als „Ausbeutung“ rechtfertigen). Oder: Ehekrach mußte um 1900 nicht als Beleg für mangelnden Respekt gegenüber dem Partner verstanden werden, sondern konnte als Strafe für die Mißachtung einer angeblich ethisch wie biologisch 'gegebenen' Ungleichheit zwischen den Geschlechtern

166 Vgl. dazu auch die genauen Beobachtungen zur „Stammeskultur“ und Alltäglichkeit des Sich-Verstehens, aber auch des Abgesondert-Werdens (im Alltag!) österreichischer (Partei-)Kommunisten und Sozialisten seit den 1930er Jahren, vor allem aber für die 1950er bis 1980er Jahre bei H. Rosenstrauch: Beim Sichten der Erbschaft: Wiener Bilder für das Museum einer untergehenden Kultur; eine Nach-erzählung, Mannheim 1992.

erscheinen. Solche Deutungen produzierten ihrerseits Handlungen, die ihnen Nachdruck verleihen sollten. Anders: Aneignung und Produktion von Symbolen mobilisiert deutende wie eingreifende Aktion.

Dieses Symbol-Verständnis bezieht sich auf Vorschläge des englischen Ethnologen Victor Turner. Er hat im „Forest of Symbols“ bei den schwarzafrikanischen Ndembu jene Praktiken entschlüsselt, die ihrerseits Welt und Geschichte in neues Licht tauchen.¹⁶⁷ Danach spiegeln Symbole nicht nur etwas Drittes – sie verweisen nicht auf etwas Dahinterliegendes, sondern haben *eigenes* Recht und Gewicht. Anregend wirken Symbole stets in zweierlei Richtung; sie regen an zu kognitiven Sinngebungen; zugleich sprechen sie emotive und sensorische Bedürfnisse an. Symbole reizen Vorstellungen über etwas „Großes“ – und gleichermaßen Gefühle der Zuwendung oder auch der Abscheu. Sie vergegenwärtigen „mächtige“ Erscheinungen und „großartige“ Konzepte; *zugleich* regen Symbolzeichen persönliche Empfindungen an, die wiederum Erinnerung an die Realität des „Großen“ bergen.

Ein Symbol, das den allermeisten Arbeiter-Männern bedeutsam und ‘teuer’ war (ohne daß deshalb alle einen Konsens ‘geteilt’ hätten!), das zugleich klassenübergreifende Verständigung ermöglichte, fand Ausdruck in Bild und Begriff der „deutschen Qualitätsarbeit“. In der Vorstellung, die in dieser Formel angesprochen war, überlagerten sich unterschiedliche Erfahrungen und ihre Deutungen. Zunächst klang immer an Handarbeit – als schlichte Tätigkeit, aber auch mit der Beifärbung besonderer Wertigkeit der körperlich zehrenden Verrichtung mit einfachsten Hilfsmitteln. Typisch war das Schaufeln von Erdbaukolonnen, aber auch der Hochofenabstich. – Handarbeit hatte sich freilich in Gewerbe und Industrie zu „Qualitätsarbeit“ erweitert. Dazu gehörte Ordentlichkeit, die an Arbeitsplätzen herrschen sollte. Vor allem aber gründete sich diese Vorstellung vom richtigen Arbeiten auf jener „Handfertigkeit“, die aus genauer Kenntnis des Arbeitsablaufes am Produktionspunkt selbst erwuchs, der Vertrautheit mit den Werkzeugen wie mit den Materialien. Vor allem: sie schloß den erfahrungssicheren Umgang mit „modernsten“ Werkzeugmaschinen ein. Allein diese „Handfertigkeit“ machte es möglich, daß aus Aufträgen und Zeichnungen tatsächlich gute und erwünschte Produkte wurden.

167 V. Turner: The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual, Ithaca/London 1973, S. 27 ff., bes. S. 48 ff.; vgl. Ders.: Symbols in African Ritual, in: J. L. Dolgin, J. S. Kemnitzer, D. M. Schneider (Hg.): Symbolic Anthropology, New York 1977, S. 183-194.



Zur NS-Organisierung von Arbeitern bzw. Arbeiterinnen gehörten die „Reichsberufswettkämpfe“. Das Bild trug als Unterschrift: „Ein Wettkämpfer, der zweimal Reichssieger wurde, an seinem Arbeitsplatz“.

Es waren nicht nur bestimmte Gruppen von Arbeitern, die sich durch sprachliche oder visuelle Darstellungen von „Arbeit“ besonders angesprochen sahen. Die Formel verwies auch auf Muster industrieller Entwicklung, wie sie die Physiognomie ganzer Regionen – und damit nicht nur einzelner Gruppen, sondern regionaler Gesellschaften insgesamt maßgeblich geprägt hatten. Spezialisierte „flexible Produktion“ (Charles Sabel, Jonathan Zeitlin) war im (publizistischen) Schatten hocharbeitsteiliger „Massenproduktion“ keineswegs ausgelaufen; im Werkzeugmaschinenbau und der Fertigung von Präzisionsmeßgeräten (Uhren; Waagen) aber auch in der Waffenproduktion war sie nie überholt worden.¹⁶⁸ In Teilen des Bergischen Landes, also den Schneidwaren- und Kleineisenfertigungen in und um Remscheid und Solingen wurde ebenso wie bei der Schmuckher-

168 Ch. Sabel, J. Zeitlin: Historical Alternatives to Mass Production: Politics, Markets and Technology in Nineteenth-Century Industrialization, in: Past & Present No. 108 (1985), S. 133-176; vgl. auch eine Studie zur Veränderung und Neudefinition von Qualifikationen in einer kleinbetrieblichen Industrie: R. Whipp: Patterns of Labour: Work and Social Change in the Pottery Industry, New York 1990.

stellung im Pforzheimer Raum oder der Schwarzwälder Uhrenfertigung eine spezialisierte Produktion aus hausindustriellen Tagen weiterbetrieben. Das galt gleichermaßen für den Maschinen- und Fahrzeugbau im mittellwürttembergischen Raum (sowie für 'Inseln' in Oberschwaben, z.B. der Gewehrherstellung in Oberndorf). Spezifische Qualifikationen wurden hier fortwährend überaus flexibel weiterentwickelt und 'modernisiert', nach dem jeweiligen „Geschmack“ bzw. Bedarf der Konsumenten. Insofern reichten Verweise auf „Geschicklichkeit“ oder den „Tüftlersinn“ immer schon über die handarbeitenden Klassen hinaus. Die klassenübergreifende Attraktion entsprechender Ikonen läßt sich also auf gesellschaftliche Erfahrungen relativ 'langer Dauer' beziehen.

Dazu fügte sich ein weiteres Element relativ 'langer Dauer' – ein erheblicher Teil der Produktionsarbeiter in diesen Fertigungen waren und blieben Arbeiter-Bauern. *Ein* Zentrum ihrer Aufmerksamkeit lag also bei der Erhaltung ihrer Bauernstelle, der Sicherung des familialen Durchkommens im Dorf.¹⁶⁹ Ihre Erfahrungen waren imprägniert von der Vielfalt eigener Initiativen und unausgesetzter Mühen – ebenso wie vom Wissen um die alltägliche bzw. allabendliche Isolation als Klein-, Kleinst- und „Feierabendbauern“.

Handfertigkeit und Geschicklichkeit war aber kein Monopol 'kniffliger' Spezial- und Einzelfertigungen. Denn auch in den Zentren der Massenherstellung, zumal in den schwerindustriellen Regionen, wurde jene Geschicklichkeit in Anspruch genommen, die unter Tage oder am Hochofen und in „Feuerbetrieben“ unerlässlich war. Dieses Bild von „Arbeit“ hatte zudem einen weiten Horizont. Es war jedenfalls kein Zufall, daß in Essen – der „Krupp-Stadt“ – zur Säkularfeier des Übergangs der Rheinlande an Preußen 1907 die Stadt einen Brunnen aufstellen ließ, der einen männlichen Halb-Akt zeigte. Diese Figur, einem Hüttenarbeiter nachempfunden, sollte nach dem Willen des Bildhauers kein Arbeiterporträt

169 Dazu anregend J. H. Quataert: Combining Agrarian and Industrial Livelihoods. Rural Households in the Saxon Oberlausitz in the 19th Century, in: *Journal of Family History* 10 (1985), S. 145-162; H. Haumann: „Ein Wald von Fabriken, Fabrikantenvillen und Arbeiterwohnungen“, in: „s Eige zeige“. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 1 (1987), S. 107-128; für die Pendelwanderung (und deren Entstehung in den regionalen Industrialisierungen des 20. Jahrhunderts!) besonders instruktiv J. Thomassen: Pendelwanderung im Bereich der Industrie- und Handelskammer Krefeld im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, MS, Tagungsbeitrag zur Tagung „Städtische Bevölkerungsentwicklung in Deutschland im 19. Jhd. im internationalen Vergleich“, Universität Bremen, 27/28. Januar 1989; vgl. auch F. Lenger, D. Langewiesche: Räumliche Mobilität in Deutschland, S. 109 ff.



„Mit liebevoller Sorgfalt wird jedes Werkstück bearbeitet“. Die „deutschen Qualitätsarbeiter“ handhabten nicht nur Werkzeuge und Maschinen. Ab 1942 avancierten viele von ihnen zu Vorarbeitern von Zwangs- und KZ-Arbeitern und -Arbeiterinnen.

geben, sondern „die Arbeit“ und damit das Charakteristikum von Stadt und Region symbolisieren und feiern.¹⁷⁰

Qualitätsarbeit hatte sich spätestens in der Kriegsmobilisierung ab 1914 zur „nationalen Arbeit“ zugespitzt.¹⁷¹ Nach 1918 wurden „nationale Arbeit“ und „Qualitätsarbeit“ in der Formel von der „deutschen Qualitätsarbeit“ verbunden – von Gewerkschaftsführern wie von Industriebossen, von Technikern und Betriebsräten: „Deutsche Qualitätsarbeit“ sollte den industriellen Wiederaufstieg, zugleich die Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiter und ihrer Familien ermöglichen. Vor dem inneren Auge von Autoren wie Lesern bzw. Betrachtern von Bildern erschienen routiniert-erfahrene, gelassen-souveräne Maschinenbediener, die jede Herausforderung der Zukunft meisterten.

Die Bilder und Formeln der „deutschen Qualitätsarbeit“ transportierten zweierlei: zum einen den Appell an Arbeitserfahrungen und -haltungen; zum anderen den Verweis auf deren Bedeutsamkeit für das ‘große Ganze’. Zur Anfeuerung der Arbeitermassen, insbesondere – so scheint es – von Arbeitern der ersten Generation wurde der Wert der „lebendigen Arbeit“ bzw. der Einsatzbereitschaft, aber auch der Handfertigkeiten (männlicher!) Arbeiter allerdings nicht nur im Deutschland von Weimar wie des NS-Regimes beschworen. In den Rationalisierungs- und Industrialisierungswellen, die das Leben der „Sowjetmenschen“ seit dem ersten Fünfjahrplan erfaßten, war Ähnliches zu sehen, zu hören und zu lesen – in anderer Weise zur selben Zeit in den USA des New Deal. Dabei zeigten sich freilich auch Profile jeweils nationalstaatlicher Eigentümlichkeit. Die „Stachanov“-Kampagnen Mitte der 1930er Jahre in der Sowjetunion drehten sich um die „Tonnenideologie“, d.h. den Primat von Körperkraft und Ausdauer.¹⁷² Hingegen überwogen beim New Deal Roosevelt’s und der demokratischen Partei in den USA Bilder, welche national(staatlich)e Größe mit dem Lob des geschickten „working-man“, zugleich der Feier des wohlthätigen Industrialismus

170 Dazu H. Schröter: Der Jahrhundertbrunnen in Essen, in: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 73 (1957), S. 152-158.

171 Vgl. Campbell: Joy in Work, German Work und Trommler: Die Nationalisierung der Arbeit. Vgl. auch die Formulierung eines weithin beachteten Maschinenbau-Hochschullehrers, Georg Schlesinger, in der Festschrift der Fa. Loewe & Co. AG zum Firmenjubiläum 1929: „60 Jahre Edelarbeit“, Loewe & Co. AG, 1869-1929, Berlin 1930, o. S. [S. VII].

172 R. Maier: Die Stachanov-Bewegung 1935-1938, Stuttgart 1990, S. 119 ff.

verknüpfen – symbolische Präsentationen, die stets auch jeden einzelnen Arbeiter in seiner Kompetenz als „citizen“ hervorhoben.¹⁷³

„Deutsche Qualitätsarbeit“ hatte nicht allein innerbetriebliche und „nationale“ Komponenten. Vielmehr korrespondierte diese Symbolik auch mit den herrschenden Stereotypen über die Geschlechterrollen: Der „Qualitätsarbeiter“ verkörperte das Idealmaß des männlichen „Ernährers“. Dazu gehörte ein Familienbild, wonach die „sparsame“ Hausfrau den Ernährer stützte, ihm allein die „Kuhbutter“ oder das einzige oder größere Stück Fleisch zudachte.¹⁷⁴ – Und auch die Bewertung der Frauenarbeit an sogenannten Männerarbeitsplätzen – im ersten Weltkrieg, mehr noch die ebenso zügige wie offenbar geräuschlose Rückkehr zu den alten Verhältnissen und Hierarchien in der Demobilisierung 1919 zeigten die Prägekraft des Symbols: Frauen nahmen hin, daß viele Felder der Erwerbsarbeit ihnen wieder verschlossen waren. Frauen wurden zu „Mittäterinnen“; sie trugen dazu bei, „patriarchale Strukturen“ zu bewahren (Christina Thürmer-Rohr).¹⁷⁵

Die Gleichsetzung von Qualitätsarbeit mit Männerarbeit zeigte sich in brutaler Konsequenz vor allem in Zeiten der Erwerbslosigkeit: Marie Jahoda und ihre Kollegen haben am Beispiel der Großen Depression 1931/32 im niederösterreichischen Industriedorf Marienthal eindringlich geschildert, wie erwerbslose Männer mit dem Verlust „ihrer Arbeit“ allmählich „müde“ wurden und aus einer geregelten Existenz „ins Ungebundene und Leere“ abglitten.¹⁷⁶ Die Frauen hingegen waren und blieben „aktiv“: Haushalt und Familie erzwangen ihre unausgesetzte Tätigkeit, boten aber auch die Chance, einem „Zeiterfall“ zu entgehen, wie ihm sich die Männer offenbar nicht zu entziehen vermochten.

173 G. Gerstle: Working-class Americanism. The politics of labor in a textile city 1914-1960, Cambridge u.a. 1989, bes. S. 166 ff.; s. auch L. Cohen: Making a New Deal. Industrial Workers in Chicago 1919-1939, Cambridge u.a. 1990, bes. S. 283 ff.

174 Zur Ungleichbehandlung von Frauen und Männern in Haushalten bzw. Familien vgl. C. Lipp: Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: R. van Dülmen (Hg.): Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn, Frankfurt 1990, S. 214-259 u. 323-328, S. 254 ff.; s. auch Bromme: Fabrikarbeiter, S. 351 ff. und W. Seccombe: Patriarchy Stabilized: The Construction of the Male Breadwinner Wage Norm in 19th C. Britain, in: Social History 11 (1986), S. 53-75.

175 Chr. Thürmer-Rohr: Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: Dies.: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987, S. 38-56, S. 49 ff.

176 M. Jahoda, R. Lazarsfeld, H. Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal, 3. Aufl., Frankfurt 1975, bes. S. 70 ff.; S. 83 ff.

Die Eindringtiefe des Symbols der „deutschen Qualitätsarbeit“ war weder an ökonomische Prosperität oder Depression noch an politische Regimes gebunden. Auch die Grenzen der politischen Lager machten hier keinen besonderen Eindruck. Jedenfalls beklagte sich unter dem 7. September 1932 ein deutscher Dreher, der 1931 in die Sowjetunion gegangen war, bei der Moskauer Komintern-Zentrale: Er sei im Traktorenwerk in Charkow entgegen den Abmachungen nicht als Drehermeister, sondern nur als „Hilfsbohrer“ eingesetzt worden. Die Vielzahl seiner Verbesserungsvorschläge, überhaupt sein hartnäckiger Versuch, „seiner Qualifikation entsprechend am Aufbau des Vaterlands der Werktätigen mitarbeiten zu können“ – sie hätten noch nicht einmal eine Antwort gefunden. Der Brief, zugleich eine Abschiedsklage, war schon wieder aus Deutschland geschrieben, aus Berlin-Rummelsburg.¹⁷⁷

Beim Übergang zum Nationalsozialismus wurde dann besonders deutlich, wie sehr die klassenübergreifende Zustimmung zu diesem Bild von Arbeit taugte, das Hinnehmen des Nationalsozialismus durch Arbeiter und Arbeiterinnen zu erleichtern, zumal in der Rüstungs- und Kriegsproduktion.¹⁷⁸

177 Zentrales Staatsarchiv der Oktoberrevolution, Fonds 5451, Inventarliste 39, Sache 100, Bll. 42-42a. Ich danke Frau Dr. Viktorija Tjashelnikova (Institut Rossijskoj Istorii RAN), Moskau, sehr herzlich dafür, daß sie mir diesen Text zur Verfügung gestellt hat.

178 Dazu ausführlicher: „Ehre der Arbeit“: Industriearbeiter und Macht der Symbole, in diesem Band, S. 246-304. – Für die „Angebote“ durch die NS-Organisationen siehe auch W. Eggerstorfer: Schönheit und Adel der Arbeit. Arbeitsliteratur im Dritten Reich, Frankfurt u.a. 1988 sowie die zeitgenössischen Text-Bild-Bände von J. Pöchlinger (Hg.): Front in der Heimat. Das Buch des deutschen Rüstungsarbeiters, Berlin/Wien/Leipzig 1942 und H. Hoffmann (Hg.): Me 109 – der siegreiche deutsche Jäger, München 1942. Die Frage der Reichweite und des Grades der Zustimmung sind im einzelnen gewiß offen, wären auch mit den Kriegs-Konjunkturen in Beziehung zu setzen, vgl. aber grundsätzlich G. Rosenthal: „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien, Opladen 1990 und L. Niethammer: Heimat und Front, in: Ders. (Hg.): „Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, 1930-1960, Berlin/Bonn 1983, S.163-232.

XI. Mitmachen im Krieg: Kriegführen als „deutsche Qualitätsarbeit“?

Nicht nur in der Waffenproduktion waren (reichs-)deutsche Arbeiter und Arbeiterinnen direkt an der völkermordenden Destruktion beteiligt, die faschistische Herrschaft in Deutschland kennzeichnete. In der Wehrpflichtarmee stellten die Arbeiter ab 1935 das Gros der Mannschaften.¹⁷⁹ Hinnahme und auch Mitmachbereitschaft dominierten, auch bei Kriegsbeginn 1939. Unabhängig von der Intensität der Zustimmung zur „Führung“ trieb die Eingezogenen immer wieder der Gedanke um, wie es denn in den Betrieben, d.h. an ihren Arbeitsplätzen zu Hause aussähe. So schrieb der Soldat Karl Schreiber, im Zivilberuf Produktionsarbeiter bei der Landmaschinenfabrik Sack in Leipzig, im Juli 1942:

„Wie ich durch einen Kameraden erfahren habe geht es bei Euch nun scharf her mit der Arbeit, was die Hauptsache ist, es ist nur schade, daß es wenig deutsche Arbeiter da sind. Mit dem Russenvolk wird es nicht viel leisten [!], man sieht es ja hier was es für ein Volk ist, am besten ein MG aufgestellt und dazwischen gehalten, wir deutschen [!] haben immer noch zuviel Mitleid mit solchen Leuten, die hätten und haben es mit uns auch nicht. Da Ihr bei Euch nun alle eine größere Anzahl von der Sorte habt, werdet Ihr ja selber alle sehen, was sie wert sind, vorallen ist der Russe falsch und wir haben es oft genug schon erfahren.“

Er fügte hinzu, daß er z.Zt. wirklich „am Arsch der Welt“ sei. Es gäbe nur Sumpf und Sumpf und Rollbahn – „kurz und gut, es herrscht hier eine richtige russische Wirtschaft“. Freilich nur eine Zeile weiter mußte er anerkennen, daß „der Russe kämpft bis zum letzten Mann, was beim Engländer nicht der Fall ist“.

Die „Leistung“ bei der Arbeit wurde auch bei anderen zur Wehrmacht eingezogenen Arbeitern immer wieder zum Thema in ihren Briefen an die Kollegen der „heimatlichen“ Firma. Man wollte „über die Leistung der Kameraden im Betrieb“, aber auch darüber hören, „ob sie jetzt im Kriege viele Schwierigkeiten bei der Arbeit haben mit den fremden Arbeitskräften“.

Nicht alle waren so skeptisch wie der oben zitierte Schreiber; denn „mit dem guten Willen und der Zeichensprache kommt man auch dorthin, wo man hin will.“¹⁸⁰ Wenig später, im Dezember 1941, verdeutlichte ein anderer seine Maßstäbe: „Obwohl durch den Krieg die besten Facharbeiter fehlen, glaube ich, daß

179 Vgl. zu deren Zurichtung, aber auch Mitmachbereitschaft bzw. „gebrochener Bejahung“ H. J. Schröder: *Kasernenzeit. Arbeiter erzählen von der Militärausbildung im Dritten Reich*, Frankfurt/New York 1985, passim; in knapper Zusammenfassung: S. 239 f.

180 Staatsarchiv Leipzig (StAL), Sack, No. 399, S. 167, 21. August 1941.

die ausländischen Hilfskräfte die Qualität der Maschinen nicht herabsetzen. Das [!] wenig deutsche Laute im Betrieb zu hören sind, kann ich mir denken“. Und ein weiterer der Arbeiter, die ebenfalls bei der Landmaschinenfabrik Sack in Leipzig gearbeitet hatten, stellte im Dezember 1941 fest: „Der deutsche Arbeiter ist eben mit keinem auf der Welt zu vergleichen.“¹⁸¹

Kämpfe und direkte Kriegshandlungen galten vor allem als körperliche Anstrengungen. Dabei mochte der Vergleich mit der Arbeit zu Hause die Orientierung erleichtern, Normalität sichern helfen. So schrieb Emil Caspar im Oktober 1943 von der Ostfront: „Wir sind jetzt 300 Kilometer gelaufen in einer Zeit von 9 Tagen, ich kann euch [!] sagen das [!] war ein schöner Marsch, aber was heute schon wieder vergessen ist, es muß eben sein, es ist genauso als wenn ihr zu Hause auf eure Arbeit geht.“¹⁸²

Daß Krieg das Töten anderer Menschen bedeutete, wird in diesen Äußerungen als offenbar selbstverständlich vorausgesetzt. Kaum jemand spricht es direkt an. Und wenn, dann konnte offenbar eine indirekte Form, mochte der Verweis auf die Untaten der „anderen“ vielleicht auch eine Möglichkeit bieten, die eigenen Zweifel anzudeuten oder zu bearbeiten.¹⁸³ So berichtete Herbert Habermalz, ein Unteroffizier, im August 1943, daß die Wehrmacht in der Nähe von Winniza Massengräber gefunden und geöffnet habe. Sie befinden sich inmitten eines Volksparks

„10 Meter neben einer Luftschaukel. Natürlich ließe [!] ich’s mir nicht nehmen, die Gräber zu besichtigen. Man kann wohl sagen, daß die GPU ganze für uns natürlich gänzlich unverständliche Arbeit geleistet hat ...“ Man finde „ganz gut erhaltene Männer-, z.T. auch Frauenleichen – denen sämtliche die Hände auf dem Rücken gefesselt worden waren.“ Daneben stünden die Seziertische, „der Anblick und Geruch war natürlich nicht gerade erbaulich. Dazu kam noch der Anblick der vielen Menschen, die weinend unter den Leichen und Kleidungsstücken ihre Angehörigen festzustellen suchten“. Vier Tage zuvor hatte er davon geschrieben – von dem Lageplatz seines Flugplatzes im südlichen Polen – daß es „landschaftlich recht nett“ sei. Wenige Meter entfernt fließe ein größerer Fluß. Aber „leider wird die Ruhe zu oft

181 StAL, Sack, No. 397, S. 117, 23. Dezember 1941.

182 StAL, Leipziger Braunkohlenwerke AG, No. 184, S. 33, 31. Oktober 1943.

183 Dazu auch zwei der Erinnerungsinterviews, die Lutz Niethammer diskutiert, Ders.: Heimat und Front, S. 191 ff., 216 ff.; vgl. zu weiteren bzw. in einem Fall auch einem identischen Interview (G. Pohl) A. v. Plato: „Der Verlierer geht nicht leer aus“. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984, S. 75 ff.

durch den Iwan mittels Artillerie gestört, sonst könnte man sich in einen Kurort versetzt glauben“.¹⁸⁴

Im Juni hatte er bereits einmal einen Flug nach Norden, Richtung Warschau mitgemacht; das Flugzeug hatte dabei auch Warschau überflogen. In seinem Brief an die Firma schrieb er: „Bei einigen Stadtrunden konnte man mit großer Genugtuung die völlige Vernichtung des riesigen Judenstadtteiles feststellen. Da ist aber wirklich ganze Arbeit geleistet worden. Kein Haus, das nicht bis auf die Grundmauern zerstört gewesen wäre“. Zwei Tage später sei man morgens nach Odessa gestartet. Zuvor habe jeder Sonderverpflegung empfangen: „50 Kekse, ein halber Liter Milch, zwei Päckchen Fruchtschnitten, Bonbons, Edelbitterschokolade“.¹⁸⁵

Das Soldatsein war für viele eine ganz neue und nicht immer einfache Erfahrung. Nicht zuletzt die körperliche Belastung ließ aber manche Ähnlichkeit zum Fabrikalltag erkennen. Ebenfalls vertraut war die Unterordnung – auch wenn man sich z.T. mehr „anhören“ müßte als „in Zivil in Frage käme“. In manchem sei es aber vergleichbar: „Am liebsten alles doppelt: zwei Köpfe, zehn Arme usw.“ Also auch beim Militär nehme niemand Rücksicht auf diejenigen, die die Arbeit tatsächlich machen müßten.¹⁸⁶

184 StAL, Sack, No. 353, S. 31 und 32, 4. August bzw. 8. August 1943. – Die Frage, ob es sich tatsächlich um Opfer sowjetischer oder vielmehr deutscher Erschießungskommandos handelte, läßt sich hier nicht klären. Zu beachten ist, daß im Februar 1943 westlich von Smolensk, bei Katyn, deutsche Soldaten Massengräber mit ca. 4.000 Leichen ermordeter polnischer Offiziere gefunden hatten, und daß dieser Fund von der deutschen Propaganda sehr ausgenutzt wurde, um Gefühle von Angst und Haß zu schüren (zu Katyn jetzt C. Madajczyk: *Das Drama von Katyn*, hg. D. Fuchs, Berlin 1991). Belegt sind Einsatzkommandos der Einsatzgruppe C im Raum Winniza, d.h. sie mordeten im Juli 1941 sowie von November 1941 bis Januar 1942; im Januar 1942 wurden aus dem Stalag Winniza Gefangene „als Juden“ dem „SD überstellt., und erschossen“; im April 1942 wurden im Raum Winniza „Juden“ den Einsatzkommandos „zugeführt“ und ebenfalls erschossen, vgl. H. Krausnick, H.-H. Wilhelm: *Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942*, Stuttgart 1981, S. 188, 190 ff., 259, 274 ff.

185 StAL, Sack, No. 353, S. 46, 16. Juni 1943.

186 Dazu ausführlicher die sehr eingehende Auswertung von 48 Erinnerungsgesprächen Hamburger Arbeiter bei H. J. Schröder: *Kasernenzeit. Arbeiter erzählen von der Militärausbildung im Dritten Reich*, Frankfurt/New York 1985.

Die Risiken für Leib und Leben vermehrten sich auch für Produktionsarbeiter an der „Heimatfront“, spätestens seit die Alliierten die deutsche Strategie des Luftkrieges gegen England ab 1941 gegen (reichs)deutsche Industrien und Wohnquartiere richteten. Dennoch blieb, zumindest in der Theorie, der Unterschied, daß Soldaten auch ihrerseits schießen würden, daß sie selbst töteten.¹⁸⁷ Aber auch im militärischen Einsatz konnte das Töten von Menschen mehr und mehr jene Züge annehmen, die auch als Ausweis von „Qualitätsarbeit“ galt. Es überrascht nicht, daß einer der Eingezogenen in einem seiner Briefe vom Vormarsch im Osten an die Leipziger Kollegen unterstrich, daß er sich nicht als Soldat, sondern „als Arbeiter“ fühle.¹⁸⁸ Was die Soldaten bei ihrer zivilen Arbeit gewohnt waren oder anstrebten, war auch im Einsatz gefordert: Genauigkeit und „pflichtbewußte“ Konzentration auf den (Kampf-)Auftrag. Und „Geschicklichkeit“ bei der Ausführung gehörte ebenfalls dazu. Reichten aber Selbstaufmunterung und Selbstrechtfertigung mit „guter Arbeit“ nicht weiter? Wurde nicht in „siegreichem“ Angriff wie bei „erfolgreicher Abwehr“ die Überlegenheit der „deutschen Qualitätsarbeit“ an *allen* Fronten vorgeführt?¹⁸⁹

Mehr noch. Wer „ganze Arbeit“ geleistet hatte, der hatte auch „aufgeräumt“ und „gesäubert“. Konnte es da jemals unliebsame Rückstände geben?

187 Vgl. aber das Programm eines soldatischen Arbeitertypus, einer Mischung von diszipliniertem Durchhalten und kontrollierter Eigeninitiative, von Sozialismus und Militarismus bei E. Jünger: *Der Arbeiter*. – Zur erinnernden Verbalisierung des Tötens (und der Gefahren, selbst getötet zu werden) vgl. H. J. Schröder: *Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*, Tübingen 1992, Teil B, Kap. 4; zur Rolle der Technik im Erdkampf bes. S. 448 ff.

188 StAL, Sack, No. 397, S. 103, 18. August 1941.

189 Der Orientierungshorizont war fraglos weit – die Verbindung von technischen Phantasien, Allmachtswahn und Siegeshoffnungen umreißt J. Hermand: *Technische Wunderwaffen im Dienst eines zukünftigen Bauernreichs. Der Nazi-Traum vom Endkampf um die Welt*, in: E. Schütz (Hg.): *Willkommen und Abschied der Maschinen*, S. 144-161. Die endgültige militärische Niederlage 1945 bedeutete jedoch nicht notwendig einen Bruch: zur Kontinuität des Wahrnehmungsmusters von der Überlegenheit „der Deutschen“ vgl. A. Lehmann: *Krieg – Urlaub – Gastarbeiter. Zur Erfahrung „des Ausländers“ in der Lebensgeschichte von Hamburger Arbeitern*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 24 (1984), S. 457-480, 460 ff. – Zu literarischen Verarbeitungen der „industrialisierten“ Kriegführung bzw. enthusiastischer Feier bei Curzio Malaparte und kritischer Skepsis bei Ernst Jünger A. R. Evans Jr.: *Assignment to Armageddon: Ernst Jünger and Curzio Malaparte on the Russian Front, 1941-43*, in: *Central European History* 14 (1981), S. 301-321.

XII. Was folgt daraus – oder: Eigensinn und Mitmachen

Als Historiker und Historikerinnen sind wir im Zweifelsfall allemal auf Seiten der Sieger – und sei es ungewollt.¹⁹⁰ Umso mehr gilt es, die „Intensität“ der gelebten Leben nicht ex post zu ignorieren. Eine Chance bietet der Versuch, historische Individuen nicht auf eine Diagonale oder Quersumme zu reduzieren. Denn weder die Gemengelagen sozialer Beziehungen noch deren Veränderung – oder auch Verharren – werden in der bloßen Summierung erschlossen. Unerlässlich sind hingegen Fragen nach der Vielfalt, genauer: nach der Unterschiedlichkeit des Gleichzeitigen. Erst aus dieser Perspektive tritt die Spannbreite des historisch jeweils Möglichen in den Blick.

Zu erkennen sind nicht allein die verkannten, mißachteten oder gescheiterten Programme und Aktionen der „Besiegten“. Alltagsgeschichtliche Rekonstruktion zeigt vielmehr zugleich, welche Blindheiten auch in diese Sichtweise eingelassen bleiben. Jedenfalls haben erst Erkundungen der Mitmach- und Hinnahmepraktiken der Vielen deutlich gemacht, wie sehr ein romantisierender Unterton das Reden von den „Besiegten“ oder „Betroffenen“ färbt. Dieser Ton wird gebrochen, wenn die Vielfalt der Formen „eigen-sinniger“ Aneignung von Welt und Geschichte zugelassen wird. Eigensinn beschränkt sich gerade nicht auf menschenfreundliche oder gar widerständige Bedürfnisse und Praktiken der Vielen. Die Aufmerksamkeit gilt ebenso ihren menschenverachtenden Zügen, ihren bestialischen Verhaltensweisen. Eigensinn ist nicht selten angetrieben von der Lust, andere leiden zu lassen.

Historie „nach Auschwitz“ darf nicht davon absehen, daß Eigentätigkeit und Eigensinn in einem sehr bitteren Sinne zweideutig blieben – und bleiben. Zwischen 1933 und 1945 öffnete Eigensinn zahllose individuelle Rückzugsmöglichkeiten und Distanzen. Überleben war das Ziel, konnte Ergebnis sein. In einem System, das immer nachdrücklicher uneingeschränkten und schließlich „totalen“ Einsatz verlangte, war dies eo ipso politisches Handeln. Zugleich aber war genau diese Distanz eine der Bedingungen dafür, daß in der Arena von Staats- und formalisierter Politik die Naziherrschaft befestigt werden konnte – daß neben aller Zustimmung ein breites Feld des Hinnehmens und Mitmachens dem Regime ein erhebliches Manövriertfeld sicherte, daß die gelegentlichen Widerständigkeiten

190 Dazu W. Benjamin: *Über den Begriff der Geschichte*; vgl. auch L. Niethammer: *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbek 1989 und R. Konersmann: *Erstarrte Unruhe. Walter Benjamins Begriff der Geschichte*, Frankfurt 1991, S. 58 ff., 97 ff.

keine Wirkung zeigten. Und dieses hinnehmende Mitmachen 'hielt' nicht nur während der militärischen Erfolgsjahre, sondern auch „nach Stalingrad“, von 1943 bis 1945.¹⁹¹

So mag denn beides zutreffen: Jene Eigentätigkeit, die mit der „Intensität des Privaten“ korrespondiert, garantiert keineswegs Verminderung von Herrschaft und Unterdrückung. Dennoch aber ist sie die unerläßliche Voraussetzung für eine Politik, die überlokale Organisation nicht auf Kosten individueller Gefühle zu betreiben sucht – die individuelle Politiken des Privaten respektiert.

191 Das wird nicht eigentlich zum Thema bei B. Kroener und M. Steinen; sie betonen in ihren einschlägigen Beiträgen hingegen die Repression „des Regimes“, in: J. Förster (Hg.): Stalingrad. Ereignis – Wirkung -Symbol, München 1992, S. 151-170 bzw. S. 171-185; aufschlußreicher Kap. V in W. F. Werner: „Bleib übrig!“ Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Düsseldorf 1983 und M. Roseman: World War II and Social Change in Germany, in: A. Marwick (Hg.): Total War and Social Change, London 1988, S. 58-78; s. auch C. Talitzki: Alltag in Ostpreußen 1940-1945. Die geheimen Lageberichte der Königsberger Justiz 1940-1945, Leer 1991.

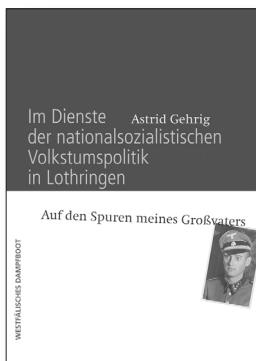
Drucknachweise

- „Fahrt ins Dunkle“? Erfahrung des Fremden und historische Rekonstruktion. In: U. A. J. Becher, K. Bergmann (Hg.): Geschichte – Nutzen oder Nachteil für das Leben? Düsseldorf 1986, S. 69-78
- Alltagswirklichkeit, Lebensweise und Bedürfnisartikulation. Ein Arbeitsprogramm zu den Bedingungen „proletarischen Bewußtseins“ in der Entfaltung der Fabrikindustrie. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 6. Frankfurt 1978, S. 311-350
- Arbeitsbeginn, Arbeitspausen, Arbeitsende – Skizzen zu Bedürfnisbefriedigung und Industriearbeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: G. Huck (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland, Wuppertal 1980, S. 95-122 (2. Aufl. 1982)
- Lohn, Pausen, Neckereien als: Cash, Coffee-Breaks, Horseplay: *Eigensinn* and Politics among Factory Workers in Germany circa 1900. In: M. Hanagan, Ch. Stephenson (Hg.): Confrontation. Class Consciousness, and the Labor Process. Studies in Proletarian Class Formation, New York et al. 1986, S. 65-95
- Die Ordnung der Organisation als: Organizational Order or *Eigensinn*? Workers' Privacy and Workers' Politics in Imperial Germany. In: S. Wilentz (Hg.): Rites of Power, Symbolism, Ritual, and Politics Since the Middle Ages, Philadelphia 1985, S. 303-333
- Hunger, Essens-, „Genuß“ und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940. In: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium 14 (1985), H.2, S. 118-126
- „Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen“. Brotration und Arbeiter(Über-)leben im Sommer 1919 – ein Beispiel aus Bochum. In: Geschichtswerkstatt (1987) No. 12, S. 27-33
- Wo blieb die „rote Glut“? Arbeitererfahrungen und deutscher Faschismus. In: A. Lüdtker (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1989, S. 224-282
- „Ehre der Arbeit“: Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus. In: K. Tenfelde (Hg.): Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 343-392
- Arbeit, Arbeitserfahrungen und Arbeiterpolitik. Zum Perspektivenwechsel der historischen Forschung. Originalbeitrag (dies ist die wesentlich erweiterte und überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover am 10. Mai 1989).

Abbildungsnachweise

- S. 85: *Der Krupp'sche Esel*. Historisches Archiv Krupp, Postkarte 1907
- S. 97: *Frauen und Kinder bringen den Arbeitern das Essen*. Historisches Archiv Krupp: *Arbeiter beim Mittagsmal*, E.L. 1890
- S. 103: *Aufenthaltsraum der Maurerabteilung im Walzwerk der Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen um 1910*. Historisches Archiv Krupp, W 745
- S. 121: *Löhne einzelner Arbeiter der mechanischen Werkstatt der GHH*; Tabelle Alf Lüdtkke, Auswertung von: Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv (RWWA) GHH 130-2121/3, 5 und 7
- S. 159: *Bild einer Massenversammlung unter freiem Himmel*, aus: Eduard Bernstein (Hg.): *Die Geschichte der Berliner Arbeiter-Bewegung*, Tl. III, Berlin 1910
- S. 165: *Der Ausschuß der Berliner Gewerkschafts-Kommission*, aus: Eduard Bernstein (Hg.): *Die Geschichte der Berliner Arbeiter-Bewegung*, Tl. III, Berlin 1910
- S. 251: *NS-Propaganda nutzte populäre Bilder, Vorstellungen und Orientierungsmuster ...*, aus: Schmiede des Schwertes. *Der deutsche Arbeiter im Großdeutschen Freiheitskampf*. Reden und Reportagen aus der Kriegsarbeit Dr. Leys, München 1942
- S. 275: *Ein proletarischer Heros*. Umschlag zu: *Rote Arbeit*. *Der neue Arbeiter in der Sowjetunion*. Hg.: Jürgen Kuczynski, Mitarb.: Arthur Hollitscher, Karl Radek, Anna Seghers, S. Tretjakow u.a., Berlin 1931
- S. 291: „*Wenn Dein starker Arm es will ...*“ *Arbeiter-Illustrierte Zeitung* 7 (1928) N. 5, 31. Januar 1928 (Stiftung Archiv der Massenorganisationen und Parteien der DDR im Bundesarchiv/Bibliothek, Berlin)
- S. 339: *Dreher bei der Arbeit. Aufnahme eines Werksfotografen der Hanomag AG Linden, ca. 1926*. Historisches Museum der Stadt Hannover
- S. 375: *Zur NS-Organisierung von Arbeitern bzw. Arbeiterinnen gehörten die „Reichsberufswettkämpfe“*, aus: Artur Axmann: *Der Reichsberufswettkampf*, Berlin 1938
- S. 377: „*Mit liebevoller Sorgfalt wird jedes Werkstück bearbeitet*“, aus: Josef Pöchlinger (Hg.): *Front in der Heimat*. *Das Buch des deutschen Rüstungsarbeiters*. Berlin, Wien, Leipzig 1942, S. 113

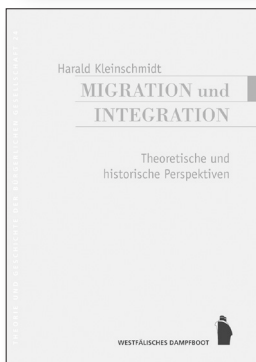
Wir danken insbesondere dem Historischen Archiv Krupp für die außerordentlich hilfsbereite Unterstützung.



Astrid Gehrig
**Im Dienste der nationalsozialistischen
Volkstumspolitik in Lothringen**
Auf den Spuren meines Großvaters
2014 – 342 Seiten – 39,90 €
ISBN 978-3-89691-959-5



2. Auflage
Henning Fischer / Uwe Fuhrmann / Jana König /
Elisabeth Steffen / Till Sträter
Zwischen Ignoranz und Inszenierung
Die Bedeutung von Mythos und
Geschichte für die Gegenwart der Nation
2015 – 205 Seiten – 19,90 €
ISBN 978-3-89691-897-0



Harald Kleinschmidt
Migration und Integration
Theoretische und historische Perspektiven
(Theorie und Geschichte der bürgerlichen
Gesellschaft Band 24)
2011 – 191 Seiten – 29,90 €
ISBN 978-3-89691-124-7

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT



Hafenweg 26a · 48155 Münster · Tel. 0251-3900480 · Fax 0251-39004850
E-Mail: info@dampfboot-verlag.de · <http://www.dampfboot-verlag.de>